Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:

Adalbert von Goldschmidt, Arthur Schnitzler, Victor Blüthgen.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 86. Bandes.

Juli — August — September.

1898.

— Inhalt des 86. Bandes. —

Mit den Portraits von:

Adalbert von Goldschmidt, Arthur Schnitzler, Victor Blüthgen, radirt von Johann Lindner in München.




Sechsundachtzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1898.
Breslau.
S. Schottlaender.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXXVI (Juli bis September 1898), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257.

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXXVI. (Juli bis September 1898).

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX, LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVI. Band. — Juli 1898. — Heft 256.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adalbert von Goldschmidt.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Juli 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Adalbert von Goldschmidt.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

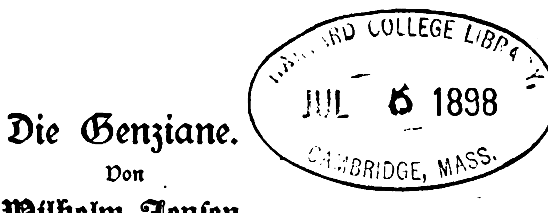
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.





Die Genziane.

Von

Wilhelm Jensen.

— Prien am Chiemsee. —

Der Doctor der Philosophie Friedrich Lautenschläger war der Sohn eines sehr vermögenden Mannes und lediglich zu seiner geistigen Ausbildung vier Jahre lang auf der Universität Hörer in verschiedenen Fächern der philosophischen Facultät gewesen. Nach dem frühen Tode seines Vaters hatte er sich noch jung sehr glücklich verheirathet, in der Nachbarschaft einer größeren Provinzstadt ein hübsches Landgut gekauft und lebte dort, mit Privatstudien mancher Art beschäftigt, als ein unabhängiger Mann völlig seinen Vergnügungen nach. Besondere Vorliebe verwandte er auf die Pflege seines großen Gartens und kehrte von häufigen ausgedehnten Fußwanderungen in der Umgegend niemals zurück, ohne dies oder jenes seltene Gewächs zum Einpflanzen mit heimzubringen. Begünstigt wurden derartige Funde durch die geographische Lage seines Besitzthums; der Blick reichte vom Hause bis zu einem Theil der Alpenkette hinaus, und wenn diese auch ein halbes Dutzend von Meilen entfernt lag, so trugen doch Wasserläufe mannigfachen Samen alpiner Blumen mit in's Vorland herunter, wo diese sich unter ihnen zusagenden Bedingungen da und dort dauernd ansiedelten. Die Auffindung solcher bereitete Lautenschläger stets eine Hauptfreude, und am meisten war er eines Frühlingstages entzückt, als er an einem Bachrand unter entholztem Waldabhang Blätter und Knospen der droben im Hochgebirge heimischen großen stengellosen Genziane entdeckte. Auf's Sorgfältigste hob er sie mit einem beträchtlichen Stück ihres kurzüberrasten Erdreichs aus, belud sich willig mit der ziemlich schweren Last für den langen Heimweg und brachte die Pflanze an einer für ihr Gedeihen geeigneten Stelle

seines Gartens unter. Sie lohnte ihm seine Mühsal und Fürsorge nach Kurzem auch durch herrlichen Anblick, öffnete die großen Glockenkelche in köstlicher Frische und Pracht und grüßte ihm wochenlang schon von Weitem mit ihrem wundervollen dunkelblauen Geleucht entgegen.

Ebensosehr, oder mehr noch, als Blumenfreund, aber war er auch Kinderfreund und nach Ablauf des ersten Jahres seiner Ehe durch die Geburt eines Knäbleins auf's Höchste beglückt worden. Doch Sorgen und Kummer gesellten sich hinterdrein; in Folge der schweren Entbindung erkrankte die junge Mutter bedenklich und ließ durch Monate das Schlimmste befürchten. Dann besserte sich zwar ihr Zustand, sie gerieth außer Lebensgefahr, und die Sorge schwand von ihrem Bett und aus dem Herzen ihres Mannes ab. Aber der Kummer blieb, denn der Arzt konnte auf Befragen nicht verhehlen, daß der Ausgang der Krankheit jede Aussicht auf eine weitere Vergrößerung der Familie abgeschnitten habe.

Diese Erklärung betrübte die beiden noch jungen Gatten ungemein; sie suchten sich vielleicht gegenseitig ihr schmerzliches Gefühl zu verbergen, doch konnten nur einem Lautwerden desselben vorbeugen, im Innern empfand Jeder es bei dem Anderen, wie in sich selbst. Gleichmäßig hatten sie gehofft und gewünscht, daß der Erstling ein Töchterchen sein möge, oft diese freudige Erwartung miteinander ausgetauscht und waren im ersten Augenblick durch den Ankömmling enttäuscht gewesen. Die Mehrzahl anderer Eltern pflegte wohl ihren Wunsch auf einen Sohn zu richten, bei ihnen indeß fand dies nicht statt. Sie waren auch darin gleichartig und glücklich — oder in diesem Fall eigentlich unglücklich — zusammengekommen, daß ihnen ein kleines Mädchen als das Schönste, wie ein in's Haus hereinfallender lichter und erwärmender Sonnenstrahl vorgeschwebt. Doch in Gleichem hatte verständig vorausblickende Erwägung damit überein gestimmt, da sie sich von einer erstgebornen Tochter einer vortheilhaften, sanft die Oberhand behauptenden Einwirkung auf den ungestümeren Sinn eines nachfolgenden jüngeren Bruders versichert gehalten.

Nun war diese Hoffnung, und zwar weit bitterer als bei dem Erscheinen des Knaben, völlig vereitelt und der Gang ihrer Tage trotz allen sonstigen Glückesbedingungen von einer schweigsamen Trauer begleitet. Sie liebten sich von Herzen, es ward von keiner Seite je ihres Mißgeschickes Erwähnung gethan, allein dennoch glaubte die junge Frau zuweilen im Gesicht ihres Mannes einen stummen Vorwurf zu lesen, daß sie daran Schuld trage. Seinerseits aber kam ihm öfter ein Gefühl, sie müsse denken, er sei nicht sorglich vorbedacht genug gewesen, die Gefahr rechtzeitig zu erkennen und das Unglück, daß sie betroffeu, durch Zuziehung eines berühmten Frauenarztes möglicherweise noch zu verhüten. So fügten sie ihrem gemeinsamen Leid wechselseitig noch eine eigene tiefe Bedrückung hinzu, eine Scheu vor verschwiegenen Gedanken des Anderen, und wenn ihre Liebe dadurch auch keine wirkliche Einbuße erlitt, ward doch nach und nach ihr



Vertrauen zu einander ein minder offenes, und es drohte eine unausgesprochene Entfremdung sich zwischen sie zu legen.

An einem Spätsommerabende kehrten sie in noch voller Tageshelle von einem schweigsamen Spaziergang durch das nah ihrem Landsitz belegene Dorf heim, wo sie vor der kleinen Wirthschaft auf eine Ansammlung von Bewohnern desselben, hauptsächlich Frauen und Kindern trafen. Es stellte sich heraus, eine fremde junge Weibsperson sei dicht vor der Ortschaft auf der Landstraße von Kindsnöthen befallen, hierher gebracht und ihr von der Schmiedsfrau, die in dringlichen Fällen bis zur Ankunft der entfernten städtischen Hebamme eintrat, Beistand geleistet worden. Der tüchtigen Helferin ließ sich auch keinerlei Vorwurf machen, das Kind lag, glücklich zur Welt gebracht, von den theilnehmenden Wirthsleuten rasch in ein Leintuch gewickelt, kräftig und gesund da, doch die Mutter hatte, von Entbehrung und langer Fußwanderung zu erschöpft, die Geburt nicht überstanden, sondern gleich nach dem Eintreffen eines aus der Stadt herbeigeholten Arztes kaum merklich ihren letzten Athem ausgehaucht. Vollständig blutlos, weißen Gesichts lag sie, einem marmornen Bild ähnelnd, auf dem Bett, in noch jugendlichem Alter, mit eingesunkenen und darum wohl etwas scharfen, doch fraglos schön geschnittenen Zügen; das bei den heftigen Wehen aufgegangene dichte schwarze Haar ließ durch den Gegensatz die Todtenfarbe noch greller hervortreten. Der Anblick erweckte die Empfindung, der Tod sei für sie ein Befreier aus schwerer Lebensnoth gewesen, die Bekleidungsstücke sprachen von äußerster Dürftigkeit, über ihre Zugehörigkeit, ihren Stand und Namen gab Nichts Auskunft. Indeß ging schwerlich die allgemeine Vermuthung fehl, sie sei keine verheirathete Frau, sondern ein von einem Liebhaber im Stich gelassenes Mädchen, das vielleicht früher einer auf Jahrmärkten umherziehenden Gesellschaft als Mitglied angehört. Darauf schienen einige Ueberreste an ihrer herabgekommenen Kleidung hinzudeuten.

So fanden Friedrich und Anna Lautenschläger den Sachverhalt in der Wirthschaftsstube vor und die Dorfältesten mit dem Pfarrer zur Berathung versammelt. An dem Geschehenen war Nichts abzuändern und zweifellos, daß das Dorf die Beerdigungskosten tragen mußte, doch in Frage kam, ob es gleichfalls gesetzlich genöthigt sei, sich wenigstens vorläufig aus seinen geringfügigen Mitteln der Beschaffung des Nothwendigen für das Kind und seinen Unterhalt anzunehmen. Bei der Stadtgemeinde stand keine Bereitwilligkeit nach dieser Richtung zu erwarten, und die staatlichen Behörden schoben ebenfalls gern eine derartige Verpflichtung von sich ab oder mindestens auf die lange Bank.

Dem hörten Lautenschlägers zu, hielten ein Weilchen den Blick auf die Verstorbene gerichtet und traten danach an den Tisch, auf dem das Kind lag. Durch's Fenster her fiel noch die Abendsonne herein und ihm jetzt grad' auf die geschlossnen Lider, so daß es sie weit öffnete und dadurch den Eindruck veranlaßte, als habe der Strahlenglanz plötzlich ein paar

blaublühende Genzianenblüthen aus dem Boden hervorgelockt. Jemand bewegte sich schattenwerfend nach dem Fenster, das Kind ließ die Augen wieder zufallen, und die Schmiedsfrau sagte mitleidigen Tons: „Es ist ein Mädchen, das arme Ding, was soll aus ihm werden?

Bei diesen Worten hoben Mann und Frau gleichzeitig ihre Gesichter auf, sahen sich an und lasen sich den nämlichen Gedanken in den Augen, so klar, daß es keines Ausspruches bedurfte, er faßte nur mit herzlichem Druck nach ihrer Hand, wandte sich dann zum Dorfvorstand um und äußerte kurz, er sei erbötig, das Begräbniß auf seine Kosten veranstalten zu lassen, sowie das Kind bis zur gesetzlichen Regelung der Angelegenheit unter seine Fürsorge in's Haus zu nehmen. Dies Anerbieten fand begreiflich ein höchst bereitwilliges und dankbares Entgegenkommen; die Dorfleute athmeten von einer Last befreit auf, der Pastor sprach seinem Beruf gemäß, doch hörbar auch aus dem Herzen kommend, einige Worte von dem Segen Gottes, der für die gute That nicht ausbleiben werde. Anna Lautenschläger aber hatte schon das schlafende kleine Geschöpf behutsam aufgehoben und ließ sich nicht nehmen, selbst es den noch viertelstündigen Weg nach Haus zu tragen, hier richtete sie sogleich für das fremde Kind eine Bettstelle neben der ihres bald zweijährigen Germar her. Beihelfend legte ihr Mann mit Hand an und wich nicht von ihrer Seite, bis Alles fertiggestellt worden. Danach indeß blieben Beide noch eine ganze Zeitlang vor dem Bettchen stehen und betrachteten, sich an den Händen haltend, stumm das mit ruhig geschlossenen Augen in seinen Windeln daliegende kleine Mädchen, bis allmählich die Dämmerung ihren verhüllenden Schleier über das schmale Gesichtchen deckte.

Von diesem Abend an aber war das ehemalige schattenlose Glück wieder im Hause eingekehrt. Um der Vorschrift zu genügen, machte Lautenschläger am nächsten Tage bei der städtischen Behörde Anzeige, und es wurden Nachforschungen nach der Herkunft der im Dorf Verstorbenen angestellt. Doch ohne Erfolg; sie mußte als eine fremde Staatsangehörige vermuthlich aus erheblicher Weite des Weges dahergekommen sein, und es ließen sich keinerlei Spuren, wer sie gewesen, auffinden, denn sie waren verlöscht, wie ihre Fußspuren im Staub der Landstraße. Mit besonderem Eifer ward begreiflicherweise die Untersuchung auch nicht betrieben, eine verbrecherische That war ausgeschlossen und der Fall ein sehr gleichgiltiger, an dem Niemand ein weiteres Interesse nahm, als daß vom Gericht entschieden werden mußte, wer zur Erhaltung des Kindes verpflichtet sei. Auch diese Nöthigung jedoch gerieth auf's Erfreulichste in Wegfall, da Doctor Lautenschläger sich gewillt erklärte, das verwaiste Mädchen, auf das kein Verwandter irgend welchen Anspruch erhob, durch gesetzliche Adoption als sein eigenes Kind aufzunehmen. So wurde die Todte auf dem Dorffriedhof als „unbekannt" bestattet und danach ihre hinterlassene Leibesfrucht in der Sacristei getauft und als „Xenia Lautenschläger" in das Kirchenbuch ein-

getragen. Diesen ungewöhnlichen Vornamen wählten ihre Füreltern für sie, weil in ihrer Vorstellung unsichtbar ein freundlicher Götterbote bei ihnen im Hause eingekehrt war und ihnen die Kleine als ein köstliches Gastgeschenk hinterlassen hatte. Und wie Götter, wenn sie Huldgaben ausspenden, dies mit verschwendender Hand thun, so hatte der Geber seinem Sonnenstrahl-Geschenk als schöne Zugift noch die wieder erneuerte Lebensfreudigkeit, Liebeswärme und unbeschränkte Vertrauensfülle zwischen den Gatten beigesellt.

In Folge davon erwachte bei Friedrich Lautenschläger jetzt auch wieder das botanische Interesse, das ihm in den letzten Monaten unvermerkt mehr und mehr abhanden gekommen war. Er hatte seinen Garten völlig vernachlässigt und fand ihn, wie mit plötzlich dafür sehend gewordenem Blick, in verwildertem Zustand. Das heischte viel Arbeit, der er sich freudig unterzog; dabei kam ihm eines Tages die Genziana acaulis in's Gedächtniß, die er im Frühling von einer Wanderung mitgebracht. Er vermochte sich nicht mehr genau zu erinnern, wo er sie eingepflanzt habe, und suchte eine Weile umsonst. Dann entdeckte er den Platz, oder erkannte ihn vielmehr an einigen Merkmalen, deren er sich entsann, denn die blauen Blüthen waren natürlich längst verschwunden, und das aufgewucherte Gras hatte auch die Blätter unsichtbar überdeckt. Statt dessen war zwischen den Halmen etwa anderthalb Fuß hoch eine andere, staudenhafte Pflanze emporgeschossen, mit kräftigem rundem Stengel und ziemlich großen, elliptischen, dunkelgrünen, auf der Unterseite mattergefärbten und feinbehaarten Blättern. Sie mußte aus einem im Erdreich von der Waldblöße mitgenommenen Samen entsprossen sein und war Lautenschläger unbekannt; augenscheinlich kam sie in diesem Jahr nicht zur Blüthe. Aber er trug einen Respect vor dem Daseinsrecht und Lebensdrang jedes Wachsthums in sich und beließ das schmucklose fremde Gewächs an seiner Stelle.

* * *

Mit gleicher oder fast noch größerer Fürsorge und Zärtlichkeit, als bei ihrem eigenen Kinde, gab sich Anna Lautenschläger der Aufnährung des hilflosen fremden Mädchens hin, an dessen Bette Tag und Nacht ihre Liebe, vereint mit der ihres Mannes, wachte. Beiden war ihr sehnlichster Lebenswunsch erfüllt worden, und ehe noch das Jahr zu Ende ging, dachten sie kaum mehr daran, in welch anderer Weise es geschehen sei, als sie früher erhofft hatten. Sie besaßen ein Töchterchen, das ebenso vollkommen ihnen allein angehörte, wie wenn es sein Leben von ihnen empfangen hätte, und sie wurden nie von einem Gedanken angerührt, daß sie an der Kleinen als Wohlthäter handelten, sondern waren nur ganz von einem Dankgefühl für die Wohlthat durchdrungen, die das Kind ihnen täglich ausspende. Nicht einen berechtigt erhofften Lohn ihres zugleich übereinstimmend gefaßten Ent-

schlusses sahen sie in der Freude über das ununterbrochene Weitergedeihen ihres Pfleglings, vielmehr ein unverdient ihnen vom Himmel zugefallenes Glück. Ihre sonst alle Dinge klar, mit einer ruhigen Verständigkeit anblickenden Augen blieben des Gebrauchs dieser Naturmitgift nicht fähig, sobald sie sich auf das Mädchen gerichtet hielten. Wie durch ein mit rosigem Schimmer gefärbtes Verstärkungsglas nahmen sie die körperliche und geistige Entwickelung der kleinen Xenia gewahr.

Ohne Frage aber besaß diese auch Anspruch darauf, als ein reizendes Geschöpf betrachtet zu werden, das sich rasch zu einem auffällig schönen gestaltete. Sehr früh bildeten sich aus der Allgemeinähnlichkeit kleiner Kindergesichter bei ihr individuell hervortretende Züge aus, denen man ansah, daß sie bleibende sein würden. Auf dem Arm der Mutter griff sie bald nach jedem ihr vorgehaltenen Gegenstand, ihn fest mit den geschmeidigen Fingern umklammernd; mit Klugheit, machmal mit Kraftanwendung mußte man ihr für sie nicht Geeignetes entziehen. Ihre Glieder zitterten dabei vor Erregung, und weit mit der Hand ausfassend, suchte sie das ihr Fortgenommene wieder zu erlangen; doch schrie sie niemals nach der Art anderer Kinder, trachtete immer nur lautlos der Erreichung ihres Zwecks nach. Ueberhaupt verhielt sie sich schweigsam; es war kein Zurückbleiben in dieser Richtung, denn sie lernte zeitig „Mama“ und „Papa“ nachsprechen, aber aus sich selbst brachte sie die Worte nicht vom Mund. Ihr eigener Name dagegen ward ihr in vereinfachter Lautform „Inna“ früh geläufig; sie deutete auf das, wonach ihr Verlangen ging, mit „Inna da! — Inna das! Inna will!“ Wie's nicht selten geschieht, bestimmte sie selbst damit ihren Rufnamen; das für sie noch nicht sprechbare „Xenia“ gerieth völlig in Wegfall, ihre Eltern wie ihr Bruder gewöhnten sich, sie Inna zu nennen und anzureden.

Vor Ablauf eines Jahres stand sie nicht nur fest auf den Füßen, sondern begann schon zu laufen, und zwar so geschickt oder mit Umsicht berechnend, daß sie fast niemals hinfiel, da sie stets sich vorher vergewisserte, an Etwas eine Stütze zu finden, wenn ihre Kraft nicht weiter reiche; mißrieth es ihr indeß doch einmal, so stand sie, ohne einen Ton von sich zu geben, hurtig auf, obwohl ihre Bewegungen erkennen ließen, sie habe sich wehgethan. Ihrem Vater kam keine Freude derjenigen gleich, sie an seiner Hand die ersten Gänge auf den ebenen Wegen des Gartens machen zu lassen; er selbst hatte sich um diesen den Sommer hindurch beinahe gar nicht bekümmert, sondern einem Gärtnerburschen die Instanderhaltung anheimgegeben. Nun aber in den köstlichen Vorherbsttagen gab es nichts Schöneres, als die kleine, jetzt vierzehn Monate alte Inna unter den gelb werdenden Bäumen zwischen Beeten und Bäumen herumzuführen. Im Vorbeigehen griff sie nach Allem und erhaschte so auch einmal ein sich noch auf einer Aster wiegendes buntes Pfauenauge, das sie im Nu, ehe Lautenschläger es ihr wegnehmen konnte, zwischen den Fingerchen zerdrückt hatte.



Mit Bedauern sah er auf den Schmetterling und sagte: „Das muß Inna nicht, Du hast ihm wehgethan und ihn todt gemacht.“ Allein er empfand gleich, daß in seiner Verweisung nicht Gerechtfertigtes und Thörichtes liege, da sie noch kein Verständniß für das von ihr Begangene besitze. Das legte sie an den Tag, denn sie hatte das von ihm gesprochene fremde Wort aufgefaßt und sagte, den Falter aus der Hand fallen lassend und vergnügt dazu lachend: „Todt!“

Doch ihr kinderhaftes Greifen nach den Dingen am Wege konnte Gefahr mit sich bringen nnd that's auch eines Tages. Zum ersten Mal mit ihr ganz bis an den Gartenrand gehend, sah Lautenschläger überrascht eine fremde wohl vier Fuß hohe und vielzweigig ausgebuchtete Staude mit dunkelgrünem Blattwerk aufragen und entsann sich nach einiger Betrachtung, es sei die nämliche, die er, nur klein emporgetrieben, im vorigen Jahre hier angetroffen, und die er seiner Zeit in der Erdscholle der Genziane als Samen mit hergebracht haben mußte. Doch erkannte er die Pflanze jetzt an einer Fülle sie überdeckender, zum Theil noch grüner, zum Theil glänzend schwarz gefärbter großer Kugelbeeren als eine Belladonna, erschrak aber zugleich heftig, denn Inna hatte unvermerkt eine der tiefer unten sitzenden Beeren abgerissen und stand im Begriff, sie nach dem Munde zu führen. Glücklicher Weise vermochte er dies noch eben rechtzeitig zu hindern, doch sie war von dem Anblick der schwarzen Glanzkugeln wie fascinirt und wehrte sich aus allen Kräften, diese herzugeben. Um einem Unheil vorzubeugen, ertheilte deshalb Lautenschläger dem Gärtner Auftrag, die Giftpflanze mit der Wurzel auszugraben, aber der nächste Sommer zeigte, daß sie trotzdem nicht verschwunden sei. Sie mußte Samen hierher und dorthin ausgestreut haben, der in dem Boden günstige Wachsthumsbedingungen fand, denn an verschiedenen Stellen zwischen Gebüsch und Gerank wucherte ungesehen die Tollkirsche bis zur Reifung ihrer Früchte auf und war aus dem Garten nicht mehr auszurotten.

* * *

Von Sonnenschein in wirklichem und bildlichem Sinne umfangen, gediehen Bruder und Schwester miteinander im Haus und Garten höher auf; er war ihr um zwei Jahre voraus und blieb es bezüglich des körperlichen Wuchses, hatte überhaupt merkbar die Anlage zu größerem Emporschießen. Doch sonst, sowohl in leiblicher Sicherheit und Gewandtheit, wie in geistiger Entwickelung holte sie ihn schnell ein, so daß man nach wenigen Jahren keinen Altersunterschied mehr zwischen ihnen vermuthete; an Gelenkigkeit der Gliedmaßen und Findigkeit der Gedanken überbot sie ihn sogar bald. Er hatte die Natur des Vaters überkommen, äußerlich ein wenig Hölzernes in Haltung und Bewegung, daneben von kleinauf in den Augen und im Behaben etwas Träumerisches und Unschlüssiges. Dazu stand der geschmeidig-graziöse Bau Innas in vollem Gegensatz, doch ebenso

ihr niemals ungewiß schwankendes, immer zielbewußtes Treiben. Wollte man die beiden Kinder mit zwei Thierarten in Vergleich bringen, so nahmen sie sich nebeneinander aus wie ein hochbeiniger junger Jagdhund und ein reizvoll-zierliches Angorakätzchen, an welches das Mädchen auch sonst durch sein langes und schwarzes, seidenweiches Haar etwas erinnerte. Auf das Verhältniß zwischen ihnen ließ indeß der Vergleich sich nicht ausdehnen, sie lebten nie miteinander in Unfrieden. Ueberraschender Weise ging die frühere Erwartung der Eltern von dem Einfluß einer Schwester auf den Bruder auch jetzt in Erfüllung, obwohl sie nicht die Aeltere war und eher das Gegentheil vorauszusetzen gewesen. Doch ein Zwist konnte niemals entstehen, da er Nichts that, was ihr mißfiel, und Alles that, was sie von ihm verlangte. Er besaß ein weich-biegsames, sich ihr willig unterordnendes Wesen, jedes seiner Spielzeuge, nach dem ihr ein Begehren kam, durfte sie an sich nehmen und behalten, ohne daß er ein Wort des Einwands dagegen erhob. Auch an ein Dankwort von ihr dachte er nicht, ihm erschien selbstverständlich, daß Inna Alles zukam. Sie stand über ihm, war mehr als er, etwas Höheres; mit gleichen Augen sah er sie, wie seine Eltern, die unwillentlich und unbewußt ihn gegen die Schwester zurücksetzten. Was sie that und sprach, umgab ein anderes Licht, oder richtiger, sie trug eine eingeborene Leuchtkraft in sich, mit der sie jeden Blick bezauberte. Nicht nur alles ihm Gehörige, sich selbst hätte Germar ohne Besinnen für sie hingegeben; vor seiner Knabenphantasie stand als das Höchste, daß er sie einmal aus Lebensgefahr rette und selbst dabei umkomme. Dann würde sie um ihn weinen, Schöneres konnte er sich nicht erdenken; noch wunderbarer als Thautropfen auf Blumen in der Morgensonne mußten Thränen in ihren Augen sein. Gleichfalls nur eine einbildnerische Vorstellung von ihm war's, gesehen hatte er's noch nicht, denn sie weinte nie. Daß sie dazu einmal Grund habe, konnte er auch nicht wünschen, zürnte sich selbst deshalb, doch einen anderen Wunsch durfte er hegen. Er trug einen zärtlichen Drang in sich, ein Verlangen nach Liebkosung, solche zu erweisen und zu empfangen. Aber wenn er im Gehen oder beim Zusammensitzen dann und wann den Arm um sie legte, schüttelte sie seine Hand gleichsam von sich ab und zog ihren Hals darunter weg. Ihrer Neigung entsprach's nicht, sie bedurfte keiner derartigen Bethätigung und erwies sie deshalb auch selbst nicht. Schon als kleines Ding hatte sie nie ein Trachten danach gezeigt, von der Mutter geküßt zu werden, dies nur reglos geschehen lassen, ohne mit den eigenen Lippen darauf zu erwidern. Ihre Natur war nicht auf Begehren und Bezeigen von Zärtlichkeit angelegt.

* * *

Wie bevorzugt ihre geistigen Anlagen seien, trat erst deutlich zu Tage, als sie begonnen, die Mädchenschule in der nah benachbarten Stadt zu

besuchen. Sie lernte mit außerordentlicher Leichtigkeit, unterstützt von einer bewundernswerthen Gedächtnißkraft, und erwarb sich bald regelmäßig die kleinen Preise, die von der Lehrerin zur Anspornung des Wetteifers ausgesetzt wurden; vorzüglich im Rechnen that sie sich hervor, löste auch die manchmal für alle Andern nicht überwindlichen Aufgaben. Es fiel begreiflich, daß der Neid sich deshalb an sie heftete, von ihr zischelte, sie habe sich das Buch zu verschaffen gewußt, aus dem die Aufgaben ertheilt wurden; der Verdruß über ihre Beliebtheit bei der Lehrerin ging weiter, hin und wieder, wie es überall geschieht, kamen ihren Bankgenossinnen wahrscheinlich durch eigene Achtlosigkeit kleine Schultaschengegenstände abhanden, und sie einigten sich untereinander, Inna Lautenschläger zu verdächtigen, daß sie ihnen die Dinge entwendet habe. Doch eine, natürlich nur mit Widerstreben angestellte Untersuchung ergab selbstverständlich die völlige Unschuld der fälschlich Bezichtigten und zog in gerechter Folge nur strenge Bestrafung der böswilligen Verleumderinnen nach sich, auf der Doctor Lautenschläger trotz seiner milden Sinnesart, durch die Kränkung seiner Tochter in zornige Aufwallung versetzt, mit Nachdruck bestanden. So erklärte sich's, daß Inna unter ihren Schulgefährtinnen keine Freundinnen besaß, mit keiner in einem näheren Verbande stand; sie kam und ging, fast ohne ein Wort mit Einer auszutauschen. Auf's Heftigste erbittert war Germar über das seiner Schwester angethane schimpfliche Unrecht, und als diese ihm eines Tages eine Mitschülerin bezeichnete, von der sie neuerdings wieder eine Unbill erfahren, konnte er sich nicht beherrschen, das Mädchen auf offener Straße mehrfach zu ohrfeigen. Darüber erhob ihr Vater bei Lautenschläger Klage, doch der Letztere wies sie kurz, beinahe schroff zurück, er sei stolz darauf, da sein Sohn sich derartig thatkräftig der Ehre seiner Schwester angenommen, habe ihn dafür belobt und angespornt, jeder Verleumderin derselben gegenüber das Gleiche zu thun.

Ueber solche Mißhelligkeiten auf der Schulbank konnte Inna sich trösten, als sie aufrückend in eine Klasse gelangte, wo auch bereits von Lehrern Unterricht ertheilt wurde. Bei diesen stand sie bald ausnahmlos in höchster Gunst, brachte nur Zeugnisse von ihnen nach Hause, für die sie jedesmal von den Eltern die Erfüllung eines besonderen Wunsches oder ein ihr schon vorbehaltenes Geschenk empfing. Germar konnte sich in seinen Schulerfolgen nicht entfernt mit ihr messen, und ihrem Vater kam einmal vom Munde, es sei bedauerlich, daß er nicht ein Mädchen und sie nicht ein Knabe sei, damit sie es zu etwas Bedeutendem in der Welt bringen könne. Doch mit dem Blick entzückt auf ihrem Gesicht haftend, verbesserte er selbst sogleich innerlich diesen flüchtigen Gedanken, denn er hätte dadurch sein kostbarstes Besitzthum, das reizvollste Geschöpf, das er sich vorzustellen vermochte, als Tochter eingebüßt. Das Gleiche empfanden die Lehrer Innas; sie brauchte eigentlich keine Beweise ihres Lerneifers und Zeugnisse ihres Fleißes darzulegen, sondern nur ihre Augen aufzuschlagen, um Jeden von ihrer Begabung und Vorrangsberechtigung unter allen Anderen zu überzeugen.

Der Schulweg zur Stadt betrug, durch einen Fußsteig über einige Felder die Landstaße erheblich abkürzend, nur eine starke Viertelstunde, und die Geschwister machten ihn täglich zweimal zusammen hin und zurück. Das that Germar mit Stolz, seine Schwester als Beschützer zu begleiten, und wartete, wenn sein Unterricht auf dem Gymnasium einmal früher endete, geduldig eine volle Stunde lang auf sie; nicht nur weil die Eltern es so vorgeschrieben, ihm selbst wär's unmöglich gewesen, heimzugehen und sie allein nachkommen zu lassen. Doch als in der That zufällig einmal eine Gefahr eintrat, hätte nicht sie, sondern er des Schutzes bedurft. An einem nicht breiten, doch tiefen Wasserlaufe hingehend, wurden sie durch ein zorniges Brüllen erst aufmerksam gemacht, daß ein bösgewordener Stier hinter ihrem Rücken sei, als das Thier kaum ein Dutzend Schritte mehr entfernt auf sie zurannte. Ihnen zur Linken überkreuzte das Gewässer ein schmaler Holzsteg, auf den Inna sich mit dem Sprung eines Eichhornes hinschnellte und, drüber weggeflogen, kraftvoll das morsche Pfahlwerk zur Seite riß, so daß fortrutschend das Brett nicht mehr betretbar schräg herabhing. Im Nu und zwiefach unbedacht war's geschehen, der Stier hätte doch vor dem Steg Halt machen müssen, und Germar war noch nicht herübergekommen. So schwebte er in größter Todesgefahr; zum Glück indeß wurde die Achtsamkeit des Thieres von ihm durch das Krachen des Holzes abgelenkt, es rannte mit den Hörnern auf die umsinkende kleine Brücke los, stürzte sie völlig nieder, und der Knabe fand Zeit, sich hinter einen Busch zu flüchten und, geduckt weiter fortlaufend, sich ebenfalls in Sicherheit zu bringen. Als er, nach weiter Umholung über das Wasser gelangt, jenseits zu Inna zurückkam, stand diese und warf lachend dem Thier drüben aufgeraffte Steine gegen die weißrollenden Augen, es ob seiner ohnmächtigen Wuth laut verspottend. In der Beleuchtung erschienen ihre eigenen Augen eigenthümlich von dunklerer Färbung als sonst, nicht blau, sondern auch fast gleich denen eines Eichhorns, mit dem sie im behenden Sprung gewetteifert.

* * *

Bei dem Umreißen des Stegs hatte sie für ein zehnjähriges Mädchen und besonders für ihre zierliche Erscheinung eine unvermuthete Stärke an den Tag gelegt, und ihrer Fortentwickelung verblieb diese Vereinigung zarten Aussehns mit ungewöhnlicher Kraft; ihre Arme regten den Eindruck, weiß und weich überkleideten Stahl in sich zu bergen. Doch war ihr Nahrungsbedarf nicht groß, sie mußte am Tisch zumeist zum Mehressen ermahnt werden; in der schulfreien Zeit ging sie bereits der Mutter bei mancher Besorgung des Hauswesens eifrig zur Hand. Rasch eignete sie sich Kenntniß alles darin Vorhandenen an, und es beglückte die Eltern, welch' umsichtige künftige Hausfrau sich früh in ihr herausbilde. Ein verläßlicher Beistand, wie sie es zu werden verhieß, wäre ihrer Mutter schon jetzt höchst erwünscht gewesen,

denn sie vermochte trotz aller Bemühung die Aufsicht im Hause nicht mehr mit dem Erfolg wie vordem auszuüben. Aus der Vorrathskammer kamen fortgesetzt Eßwaaren, aus verschlossenen Schränken in nicht begreiflicher Weise allerlei Gegenstände abhanden; bei den ersteren hätte man an nächtlich eindringende Thiere denken können, doch das Fehlen der letzteren wies unverkennbar auf Menschenhände hin. Die Mägde standen schon lange im Dienst, hatten sich stets als ehrlich bewährt, so daß es schwer fiel, gegen sie einen Verdacht zu fassen. Aber schließlich mußte zur Erklärung doch ein solcher aufkeimen, es kam hinzu, daß Frau Lautenschläger kleinere und größere Beträge aus ihrer Geldtasche entwendet wurden, und der länger im Stillen gehegte Argwohn gelangte in der Familie zur Aussprache. Inna war dabei zugegen, nahm die Bekümmerniß der Mutter drüber gewahr, und um einige Tage später offenbarte sich, daß sie deshalb in den letzten Nächten sich den Schlaf verkürzt und Acht gegeben habe, der Thäterin auf die Spur zu kommen. Das war ihr auch gelungen, sie hatte die älteste Magd leise die Vorrathskammer mit einem anderen Schlüssel, der schon seit Jahr und Tag in Verlust gerathen, öffnen gehört. Daraufhin stellte Lautenschläger eine Nachsuchung in der Schlafstube der Betreffenden an, wo er, im Strohpfühl des Bettes versteckt, auch mehrere der gestohlenen Dinge auffand; augenscheinlich besaß sie ebenfalls zu dem Schrank einen Nachschlüssel. So war die Diebin entlarvt, die natürlich, dem Brauch solcher Leute gemäß, unter Thränen ihre Unschuld betheuerte und beschwor und nicht wissen wollte, wie die Sachen in ihr Bett gekommen seien. Doch lag ihre Thäterschaft klar zu Tage, um ihrer langjährigen guten Dienstleistungen willen und besonders auf eine Fürbitte Innas hin stand der Doctor von einer gerichtlichen Anzeige ab und schickte sie nur sofort aus dem Hause. Dankerfüllt aber und mit berechtigtem Stolz priesen die Eltern nicht nur das erfolgreich kluge Handeln ihrer Tochter, sondern vor Allem ihre liebevolle Aufopferung, mit der sie sich selbst schlaflose Nächte bereitet hatte, um dem Kummer der Mutter ein Ende machen zu können.

Doch zog diese Obachtgabe für Inna zur Folge nach sich, daß nur wenige Monate später der Haß der entlassenen, im Dorf verbliebenen Magd sich auf sie entlud. Im Herbst ging ein mit Stroh gedecktes, unweit entlegenes Bauerngehöft, nachdem die Bewohner sich erst kurz vorher zu Bett gelegt, in Flammen auf, so daß kaum die Menschen ihr Leben zu retten vermochten, während ihr sämmtliches Vieh im Feuer umkam. Man vermuthete böswillige Brandstiftung, obgleich andererseits eine leichtfertige Hantirung mit offenem Licht stattgefunden hatte, und es kam ein Gerede auf, die Frau des abgebrannten Hofs habe einige Tage vorher Inna Lautenschläger in ihrem Garten betroffen, wie diese sich die Taschen mit einer besonders wohlschmeckenden Birnensorte angefüllt, und ihr deshalb mit heftigen Scheltworten gedroht. Aus Rachsucht habe das Mädchen dafür im Abenddunkel das Strohdach des Hauses angezündet; dieser Verdacht sollte wenigstens

von der Bäuerin geäußert worden sein. Lautenschläger hatte sich am anderen Tag nach der Brandstätte begeben und seiner mildthätigen Natur gemäß den vom Unglück Heimgesuchten einen erheblichen Unterstützungsbeitrag zum Wiederaufbau verheißen; erst nachher vernahm er von dem über seine Tochter aufgebrachten Geschwätz, forschte nach und kundete aus, daß es von der bei ihm des Diebstahls überwiesenen Magd in Umlauf gesetzt sei. Ihr habe die Bauersfrau den Verdacht ausgesprochen und sie selbst beigefügt, er komme ihr glaubhaft vor, da sie sich nichts Anderes vorstellen könne, als daß damals das Kind selbst mit Nachschlüsseln die Sachen gestohlen und, um einer Entdeckung zu entgehen, ihr in's Bett gelegt habe. In höchstem Grade empört, beschied Lautenschläger die Bäuerin zu sich und fuhr sie rauh an, wie es möglich sei, daß sie, nachdem er ihr solche Theilnahme und Beistandsbereitwilligkeit gezeigt, ein derartiges sinn- und ruchloses Geschwätz über seine Tochter aussprenge. Erst stumm und dunkel erröthend, stand die Frau da, bis sie stockend hervorbrachte, sie wisse Nichts und habe kein Wort davon gesagt; er möge doch um Gotteswillen deshalb keinen Zorn auf sie werfen und ihr seine Beihilfe versagen. Auf weiteres Befragen verneinte sie auch, daß sie Inna jemals in ihrem Garten gesehen habe; das Alles war also von der lügenhaften, rachsüchtigen Magd erfunden worden, und der Doctor verlangte und erreichte diesmal zur gerechten Strafe für sie, daß die bösgefährliche Person aus dem Dorf ausgewiesen und vom Büttel eine Strecke weit auf der Landstraße forttransportirt wurde. Die Verleumdungssaat aber, einmal in den Boden gestreut, war nicht auszuroden, ähnlich wie die Tollkirschen im Lautenschläger'schen Garten. Um ein Jahr später ward, allerdings nur durch vorsichtig verstohlene Andeutungen Inna Lautenschläger in noch schwereren Verdacht gesetzt. Sie war eines Nachmittags mit der ihr ungefähr gleichalterigen Schullehrerstochter aus dem Dorf, mit der sie hin und wieder verkehrte, im Felde zusammen gewesen, kam aufgeregt nach Haus gelaufen und rief, die Lisa Schuchard sei, als sie am steilen Rand eines Teiches eine rothe Nelke pflücken gewollt, ausgeglitten, in's Wasser hinuntergestürzt und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Eilfertig begab Lautenschläger mit dem Lehrer und einer Anzahl von anderen Männern sich an die Unglücksstelle hinaus, man fand die Ertrunkene in dem kleinen Gewässer auf, und Inna schilderte unter Wehklagen genau, wie und wo das Schreckliche geschehen sei. An dem Steilabhang zeigten sich deutliche Fußeindrücke, die erkennen ließen, daß die Gestürzte noch alle Kraft angestrengt, sich zu halten, und einen Haidestrauch dabei abgerissen habe; er schwamm noch mit der rothen Nelke auf der Oberfläche. Man trug die Todte heim und beerdigte sie; ihre Mutter aber, die untröstlich war, heftete nach Frauenart all' ihr Denken an eine Kleinigkeit und suchte das ganze Haus nach einem Ring mit einem rothen Steinchen ab, den ihre Tochter am Tag vorher zum Geschenk bekommen und an dem sie sich außerordentlich gefreut hatte. Doch er fand sich nirgendwo, und es war der Frau ganz so, als habe sie ihn beim Weggang des

Mädchens am Finger desselben gesehen, an dem er sich indeß beim Heraufholen der Leiche nicht mehr befunden. So mußte er von der Hand abgestreift am Teichgrunde liegen, dessen sorgfältige Untersuchung ihn jedoch auch nicht zu Tage förderte, und in Folge davon setzte die Phantasie der Frau sich eine Geschichte zusammen, Inna Lautenschläger habe es auf den Ring abgesehen gehabt, ihn der Lisa, nachdem sie diese an's Wasser gelockt, mit Gewalt genommen und die Beraubte danach hinuntergestoßen, damit sie Nichts aussagen könne; einer Brandstifterin, die aus Rachsucht ein Haus angezündet, sei auch das zuzutrauen. Allerdings zuckten die Besonnenen im Dorf dazu die Achsel, ein so kleiner Gegenstand könne leicht spurlos verschwinden, und vermuthlich habe das Mädchen den Ring vorher auf dem Feld verloren. Allein die Geschichte ging doch von Mund zu Mund weiter und kam schließlich auch Lautenschläger zu Gehör, der indeß, Mitleid mit der durch ihren Schmerz offenbar unzurechnungsfähig gewordenen Mutter fühlend, aus ihrer Faselei Nichts machte, sondern ebenfalls nur bedauernd die Schulter zuckte.

* * *

Schon mit dreizehn Jahren begann die Erscheinung Inna Lautenschlägers darauf hinzuweisen, daß sie kein Kind mehr sei, und im fünfzehnten war sie unverkennbar ein voll erwachsenes und entwickeltes Mädchen. Wenn sie sich in den Straßen der Stadt zeigte, wurde sie zum Zielpunkt der Augen aller jungen Männer wie keine Zweite, denn unbestritten nahm sie den ersten Schönheitsrang im Ort und in weiter Umgegend ein. Das war dazu angethan, ihren Eltern Besorgniß einzuflößen, es könne Jemand, der ihnen nicht genehm sei, die Unerfahrenheit Innas benutzen, sie vorzeitig in eine Herzensneigung zu verstricken. Jedoch Beobachtung ihres Verhaltens gegen die Jugend des anderen Geschlechts ergab beruhigend, daß keine derartige Gefahr drohe. Sie erwies sich der Schmeichelei und Beeinflussung durch ihr erzeigte Huldigungen völlig unzugänglich; ihre hervorragende Verstandesbegabung schloß aus, daß sie Nichts von ihnen wahrgenommen, allein sie brachte den männlichen Bestrebungen in sich keine weibliche Empfindung entgegen. Wohl war sie sichtlich kein Kind mehr, doch sie schien die Reife ohne deren sonstige Mitgift erlangt zu haben, ein kühles, nur nach geistiger Befriedigung trachtendes Naturell im Blut zu tragen; besonderes Interesse hegte sie für Botanik und beschäftigte sich am liebsten mit den mannigfachen Büchern über Pflanzenkunde aus der Bibliothek ihres Vaters. Eine Ueberwältigung durch aufwallendes Temperament, ein leidenschaftliches sich Vergessen hatte sie von frühauf nie gekannt, das bildete bei dem von ihr nach allen Richtungen ausgeübten Reiz für sie eine äußerst glückliche, die Eltern beschwichtigende Schutzwehr: sie bedurfte, wie von jeher, auch jetzt keiner Ueberwachung, konnte ruhig sich selbst anheimgegeben werden. Immer stärker war die Ausprägung des vollständigsten äußeren Gegensatzes zwischen

ihr und Germar vorgeschritten; die bei aller Gesundheit blasse Farbe ihres länglich-schmalen Gesichtes gab diesem etwas wie aus Alabaster Gemeißeltes, doch lebensvoll durch den strahlenwerfenden Blick und mächtig umdunkelt von fast bläulichschwarzem, schwerem und trotzdem auch duftig die Stirn überflockendem Haar. Der Knabe dagegen oder vielmehr der junge Mensch, denn er war zur Prima des Gymnasiums vorgerückt, trug mit rundlichem, hellblondem Kopf und blaßblauen Augen ein wenig Fades zur Schau. Lang und mager aufgeschossen, über seine Kraft hinaus, hatte er von Kindheitstagen her in seiner Haltung und Bewegung das Hölzerne bewahrt, mit dem sich indeß zugleich auch etwas Schlaffes verband, ebenso war das Träumerische in seinen Zügen geblieben. Auf den ersten Blick erkannte man, daß die Beiden keine leiblichen Geschwister sein könnten, doch sie waren gewöhnt, sich ganz als solche anzusehen, und ihrem Vater lag es dringend am Herzen, Germar einzuprägen, daß seine Schwester ihm völlig gleichberechtigt sei. Lautenschläger war nicht unbedenklich erkrankt gewesen und hatte während seines Daniederliegens mehrfach ausgesprochen und nachdrücklich betont, Inna habe, als seine gesetzlich anerkannte Tochter, im Falle seines Todes genau den gleichen Anspruch auf seine Hinterlassenschaft, wie ihr Bruder; so stehe es auch in dem von ihm abgefaßten, beim Notar deponirten Testament noch ausdrücklich bekräftigt. Er trachtete offenbar vor Allem darnach, die Zukunft des Mädchens, das er wie seine Frau oft merkbar vor dem eigenen Sohn bevorzugte, unumstößlich sicher zu stellen, das veranlaßte ihn, dem Letzteren gegenüber öfter die Einschärfung des gleichen Anrechts Innas zu wiederholen.

Wenn er dies übrigens aus einer heimlichen Besorgniß that, Germar könne vielleicht später einmal das Testament anfechten, so lag zu solchem der Natur Lautenschlägers sonst vollständig fremden, nur durch übergroße Liebe für seine Tochter wachgerufenen Mißtrauen nicht die leiseste Begründung vor; jeder klar Sehende hätte dies täglich als zweifellos erkannt. Wie als Knabe, war der werdende junge Mann ganz von Bewunderung und Hingabe für die Schwester erfüllt, stand eigensuchts- und willenlos wie von kleinauf unter ihrer Herrschaft. Er that nicht allein, was sie ihn thun hieß, sondern was er ihr an den Augen abzusehen vermochte; unverkennbar bildete sie für ihn noch weit mehr als früher etwas Höheres, vor dem er sich als nichtsbedeutend und als selbstverständlich empfand, daß er dagegen auch von den Eltern geringer geschätzt werden müsse. Nur hielt er sich seit längerer Zeit körperlich von ihr ferner, widerstand dem Drang, den er als Knabe gehegt, den Arm um ihren Nacken zu legen; etwas Schüchternes, fast scheu zu Nennendes war über ihn gekommen, das seine Augen, wenn er sie ansah, mit befangenem Ausdruck rasch an ihr vorbeigehen ließ. So erkennbar ward's, daß sie darüber lachen mußte und einmal, ihren Arm in den seinigen hängend, sagte: „Fürchtest Du eigentlich, daß ich Dich kneife oder beiße?" Da er als Antwort darauf sich jetzt so benahm, wie sie es

in früherer Zeit gethan, stumm seinen Arm von ihr losmachte und in der That etwas einfältigen Gesichtsausdrucks dastand, ward sie ärgerlich, spottete ihn ziemlich unverhohlen wegen seines linkischen Wesens aus und drehte fortgehend ihm den Rücken. Doch that's ihr am Abend augenscheinlich leid, ihn so behandelt zu haben, so daß sie's wieder gut zu machen bestrebt war. Die Zimmer der Beiden lagen unfern voneinander im oberen Stockwerk, und Inna hatte sich in dem ihrigen bereits zum Schlafengehen ausgekleidet, als ihr der Antrieb kam, auf bloßen Füßen geräuschlos noch zu Germar hinüberzugehen. Er befand sich schon im Bett, und ihm flog ein schreckhafter Ton vom Mund, wie in der leicht vom Sternenlicht angehellten Stube die ungewiß weißlich schimmernde Gestalt auf ihn zukam. Indeß erklärend und beruhigend klang ihm freundlich ihre Stimme entgegen: „Hab' nicht Angst, es ist kein Gespenst, ich bin's, Deine Schwester." Sie setzte sich zu ihm auf den Bettrand, faßte nach seiner Hand und fuhr fort: „Wenn Du auch nicht wirklich mein Bruder bist, bin ich doch Deine Schwester, die heute Nachmittag häßlich mit Dir war und Dich auslachte. Ich konnt' nicht schlafen, eh' Du's mir verziehen hast und nicht bös mehr bist. Es ist ja dunkel, daß Du Nichts von mir siehst, darum kam ich so herüber, Dir noch gute Nacht zu sagen. Schlaf' gut und träume schön!" Sie bückte sich über, ihn nach den letzten Worten kurz auf die Stirn zu küssen, dann begab sie sich zur Thür zurück, unhörbaren Ganges, nur ein leis knackender Ton ihrer Fußgelenke kam noch aus dem über sie fallenden Dunkel. Germar horchte auf, das ließ vernehmen, sie sei wirklich und leibhaftig dagewesen, ihm war's sonst, als müsse er bereits geträumt haben. Mit so weichem Klang hatte sie noch nie zu ihm gesprochen und auch noch niemals ihn mit ihren Lippen berührt; er war sehr glücklich, daß sie gefühlt, sie habe ihm am Nachmittag weh gethan, und daß es ihr nicht Ruhe gelassen, sie noch einmal kommen gemußt, ihm gute Nacht zu sagen. Aber einschlafen konnte er ziemlich lange noch nicht, obwohl er vorher recht müde gewesen. Sein Bett mußte nicht gut hergerichtet sein, oder er hatte zu lange auf der linken Seite gelegen und Herzklopfen davon bekommen, das auch dann noch nicht vergehen wollte, als er sich auf die rechte umwendete. So blieb er wach liegen und hörte ab und zu Etwas im Zimmer, wie das leise Knacken eines bloß auftretenden Fußes. Doch eine Gehör- und Phantasietäuschung war's, draußen vom Flur klang manchmal das Ticken der Wanduhr mit ein paar Pendelschlägen vernehmlicher herüber.

* * *

Um einige Zeit später, als der Sommer seine Höhe überschritten, stellte sich bei Frau Lautenschläger eine Unpäßlichkeit ein, die, anfänglich leicht, sich doch länger hinzog, so allmählich eine Schwächung verursachte und sie nöthigte, das Bett zu hüten. Es hatte sehr anhaltend stark ge-

regnet, unfern vom Hause eine muldenartige Bodeneinsenkung zur Sumpf=niederung verwandelt, und die Gegend war von Alters etwas malaria=verdächtig; dem maß der Arzt die hartnäckige Fortdauer des Zustandes bei, verschrieb täglich Chinindosen und ordnete hauptsächlich eine zweckdienliche Diät an. Sichtlich offenbarte die Einwirkung einer Schädlichkeit sich gleich=falls, wenn auch in anderer Weise, an Germar, in dessen Augen öfter ein fieberhafter Glanz aufflackerte; seine gesunde Farbe nahm ab, er ward hohl=gesichtig, und zuweilen durchlief ihm ein Zittern die Glieder. Auch ein geistiges Niedergedrücktsein gesellte sich hinzu, sein Aussehen sprach von Schlaflosigkeit, wortlos ging und saß er, fuhr schreckhaft zusammen, wenn er angeredet wurde; daß an ihm ebenfalls Etwas zehre, ihn leiblich und gemüthlich herunter bringe, konnte nicht Zweifel leiden, nur trat die Malaria bei ihm in anderer Form, als bei seiner Mutter, auf. Diese aber empfand jetzt in vollstem Maße den Segen, der ihr durch den Besitz einer Tochter zu Theil geworden. Eben erst sechzehnjährig, führte Inna musterhaft den Hausstand, gab sich unermüdlich der Pflege der Bettlägerigen hin, der sie mit eigener Hand jede Speise nach der ärztlichen Vorschrift zubereitete. Das Alles that sie in ihrer ruhig bedachtsamen, stets von kaltblütiger Ueber=legung zeugenden Art, tröstete die Mutter mit der zuversichtlichen Erwartung eines baldigen Besserwerdens und ermahnte den Bruder zum besten Mittel gegen den Angriff auf seine Kraft, ordentlich zu essen und zu trinken; sein Zustand bedurfte nach ihrer Meinung hauptsächlich eines kräftigen Weins, der am vortheilhaftesten während der Nachtruhe wirkte. So holte sie all=abendlich als Letztes auch eine Flasche für ihn aus dem Keller, die sie in sein Zimmer brachte, und neben ihm am Bett sitzend Acht gab, daß er ausreichend davon trinke. Er stotterte wohl, ob sie wirklich glaube, daß es gut für ihn sei, aber in Allem ihrem Geheiß unterthan, nahm er gehorchend auch das Glas aus ihrer Hand und leerte es, so oft sie's ihm reichte. Die beabsichtigte Wirkung blieb auch nicht aus, sein blasses Gesicht färbte sich roth, und sein ganzes Wesen belebte sich. Er verlor das Stumme, Bedrückte und Schreckhafte des Tages, sprach hastig und zu schnellen Athem=zügen die Brust hebend, mit ihr. Bevor sie fortging, ordnete ihre Hand noch mit schwesterlicher Sorglichkeit seine Kissen und seine Decke, daß er sich nicht erkälte; danach bückte sie sich über ihn und gab ihm einen Kuß zur Belohnung für seine Folgsamkeit, die ihn bald wiederherstellen werde. Wenn sie sich so auf ihn neigte, wobei aus ihrem in der Eilfertigkeit nicht ganz festgeschlossenen Nachtkleide meistens ein rosiger Schimmer hervordrang, ging ihm ein Rütteln durch den Körper, zeigte an, das Fieber trotze dennoch dem Heilmittel, sei keineswegs herabgemindert, und das Nämliche verriethen seine heißglühenden Lippen, während die ihrigen sich bei dem Abschiedskuß völlig gesund=kühl, beinahe kalt anfühlten. Und der nächste Morgen ergab deutlich stets das nur Scheinbare der kurzen Besserung; im Gegentheil wies eine noch erhöhte leibliche und geistige Abspannung des Jünglings, sein

manchmal wie halbirrer Blick eher noch auf eine angesteigerte Verschlimmerung, eine Zunahme des in ihn hineingerathenen Giftstoffes hin.

Inna blieb, von diesem verschont, in unangefochtener Gesundheit und ebenso ihr Vater, wenigstens mehrere Wochen lang. Eines Nachmittags jedoch meldeten sich auch bei ihm Anzeichen einer Störung; ihn überkam ein leichter Schwindelanfall, der sich mit einem Trockenheitsgefühl im Munde und starkem Durst verband. Der grad' zu seinem täglichen Besuch eintreffende Arzt konnte indeß darin keine Symptome einer Malariainfection sehen, betrachtete bei der Untersuchung auch die Augen des neuen Patienten, die eine ungewöhnliche Erweiterung der Pupillen zeigten, und fragte, ob vielleicht Beerenfrüchte auf den Mittagtisch gekommen seien. Das bestätigte sich und ließ ihn nachfügen, wahrscheinlich habe sich durch unglücklichen Zufall darunter eine Belladonnabeere befunden, die grade auf den Teller Lautenschlägers gerathen und die Erscheinungen hervorgerufen; doch sei jedenfalls die Quantität des Giftes eine zu geringe gewesen, um mehr als eine rasch vorübergehende Unpäßlichkeit zu veranlassen. Die Erklärung ward durch das vielfache Vorhandensein von Tollkirschen im Garten sehr glaubhaft gemacht, und Inna äußerte, über die Unzuverlässigkeit der Magd höchst entrüstet, dazu, sie habe, von der Pflege der Mutter in Anspruch genommen, leider die Früchte nicht vorher besichtigen können. Der Arzt fand die kranke Frau entschieden zum Bessern vorschreitend, sodaß er eine günstige Aussicht eröffnete, und auch seine Vorhersage in Betreff des Hausherrn bewährte sich. Die Vergiftungsmerkmale schwanden bis zum Abend wieder fort, ohne eine üble Folge zu hinterlassen.

Am andern Morgen, dem eines Sonntages, wollte Lautenschläger einen Auftrag an Germar ertheilen, allein dieser war im Haus und Garten nicht zu finden und stellte sich auch am Frühstückstisch nicht ein. Da er nicht zur Schule fort sein konnte, war sein Ausbleiben, jeder Gewohnheit zuwider, nicht recht begreiflich, und der Vater fragte im Hause, ob Jemand ihn früh ausgehn gesehen. Doch nur eine der Mägde konnte darauf erwidern, sie habe, da sie schon sehr zeitig aufgestanden gewesen, im ersten Morgengrauen die Schlafzimmerthür des Fräulein Inna leise knarren gehört und meine, gleich danach den jungen Herrn halb angekleidet eilig über den Flur nach seiner Stube huschend gewahrt zu haben. Die Befragte hatte ein Weilchen mit der Antwort gezögert, die sie dann niedergeschlagenen Blickes mit einem eigenthümlich verhaltenen Gesichtsausdruck gegeben; weiter wußte sie Nichts, oder vielmehr es schien, als wolle sie Nichts weiter äußern. Der Hörer entgegnete kurz, sie habe sich jedenfalls getäuscht; Germar hatte zu der nächtlichen Zeit sicherlich den Schlaf seiner, von der Tagesanstrengung ruhebedürftigen Schwester nicht gestört, nach der ihr Vater jetzt suchte, um sie zu befragen, ob sie wisse, wohin ihr Bruder fortgegangen sei. In diesem Augenblick kam eine andere Magd bleich herzugelaufen, sie sei behutsam, um die Frau Doctor nicht zu wecken, in ihr Schlafzimmer gegangen, habe indeß

grade aus zu großer Vorsicht Etwas geräuschvoll fallen lassen, von welchem Lärm jedoch die Kranke nicht wach geworden, sondern so sonderbar still und unbeweglich daliege. Eilig begab Lautenschläger sich in die Stube und fand seine Frau athem- und leblos, schon völlig erkaltet im Bett. In der Nacht mußte sie von einer Herzlähmung betroffen sein; auf eine solche plötzliche Möglichkeit bei ihrer Schwäche hatte der Arzt früher einmal hingedeutet. Am Bett befand sich ein Glas, das einen Nachttrunk enthalten, der ausgeleert worden war, nur ein leiser aromatischer Geruch, dem von Sellerie ähnlich, kam noch daraus herauf.

Der so jählings Verwittwete stand von dem Schlage wie erstarrt. Dann stürzte er die Treppe zu den Zimmern seiner Kinder hinan. Vergessend, daß Germar nicht zu Hause sei, riß er die Stube desselben auf; sie war leer, nur auf dem Tisch lag ein weißes Stück Papier, ein Couvert, das mit Blaustift die Aufschrift trug: „An meinen Vater". Sinnverworren griff Lautenschläger nach dem Umschlag, drin ein Blatt steckte, auf dem kaum lesbar mit zitternd-fliegender Hand geschrieben stand:

„Lieber Vater — lebet wohl, lieber Vater, liebe Mutter. Ihr seht mich nie wieder — ich habe mich heute Nacht so furchtbar vergangen, daß ich Euch nicht mehr vor Augen kommen kann. Es ist ein Verbrechen, welches Ihr mir nie verzeihen könntet und ich selbst mir auch nicht. Aber ich wäre wahnsinnig geworden und war zum Wahnsinn gekommen. Nun bleibt mir nichts Anderes als zu sterben. Niemand als ich hat Schuld daran und Niemand wird mich finden. Wär's nur erst vorüber, die Marter, die Reue in mir ist zu entsetzlich — O wäre sie nicht so ahnungslos gewesen, nicht so oft zu mir gekommen. Ich kann nicht mehr — vergebt Eurem unglücklichen Sohn, der seine Schandthat mit dem Leben büßen muß und will."

Schrift und Inhalt des Blattes sprachen von fast bewußlosem Thun des Schreibers, es fiel Lautenschläger aus der Hand, der bei'm Lesen auf einen Stuhl niedergesunken war, saß und vor sich hinstarrte. Die Denkfähigkeit in seinem Kopf war ausgelöscht, kreisend drehten die Wände sich um ihn herum, und ihm war's, als lege sich, oder als liege mit einem dichten Gewebe über seinen Augen eine Blindheit, die zu durchreißen er nicht die Macht habe. Und doch lebte als das Einzige, was er noch empfand, ein dumpfes Gefühl in ihm, er müsse es — müsse es —

Da war er aufgestanden, über den Flur gegangen und stand in dem gleichfalls leeren Zimmer seiner Tochter. Sein Blick ging irr drin umher, er wußte nicht, was ihn hergeführt, was er wollte. Doch dann blieben seine Augen auf einem kleinen Schrank haften, konnten sich nicht mehr davon losmachen. Er trat darauf zu, das Schränkchen war abgeschlossen, und mechanisch rüttelte er mit der Hand daran. Plötzlich hob er diese zu einem hartdröhnenden Faustschlag und sprengte die zerbrochene Thür auf. Aus

Fächern sahen ihm allerhand Besitzthümer Innas entgegen, in Schachteln und Kästchen bewahrt, die er hervornahm, öffnete, den Inhalt anblickte und zu Boden fallen ließ. Das that er wie ein bewußtlos handelnder Nachtwandler: dann durchfuhr ihm einmal, wie wenn ein solcher jäh zum Aufwachen kommt, den ganzen Körper ein stoßhafter Ruck. Fast als Letztes hatte er einen kleinen Behälter herausgezogen, und unter Watte flimmerte am Grund ein schmaler, für Kinderhand bestimmter Ring mit einem rothen Steinchen. Aus einem tieferen Fach aber zog ein aromatischer Selleriegeruch gleich dem aus dem Glase drunten im Sterbezimmer herauf, nur weit stärker; seine Finger tasteten dorthin in die dunkle Höhlung und brachten einen dicken, rübenförmigen, mit eigenthümlichen weißen Fasern bedeckten Wurzelstock zum Vorschein, der dicht an die Nase geführt, fast betäubend wirkte. Trotzdem biß er hastig mit den Zähnen hinein; ein scharfer bittrer Geschmack ätzte die Zunge und ließ dem Pflanzenkundigen keinen Zweifel, es sei eine Wurzel des Wasserschierlings, des gefährlichsten aller Giftkräuter, das durch seinen Genuß, wenn nicht schleunigst Gegenmittel angewandt wurden, unfehlbar Hirnbetäubung und durch Herzlähmung den Tod herbeiführte.

Plötzlich ging eine seltsame Veränderung in den Augen Friedrich Lautenschlägers vor. Es war, als sei Etwas von ihnen heruntergefallen, was sie mit Blindheit überdeckt gehalten; zwischen unbeweglich starr aufgerissenen Lidern richteten sie sich grell wie in eine ferne Weite hinaus. So stand er regungslos, leichenweißen Gesichts, wie wenn Herzschlag und Blut in ihm stocke. Minutenlang unveränderlich, nur die geisterhaften Augensterne starrten auf etwas Unsichtbares hin.

Dann verließ er die Stube, stieg die Treppe wieder hinunter und trat in sein Zimmer, wo er die Hand mit kurzem Zugriff in eine Ecke nach der Wand streckte und durch die Thür zurück zum Hause hinausging. In seinem Thun, Gang und Haltung lag etwas Automatenhaftes, als bewege nicht er selbst sich, sondern werde von einer fremden Kraft fortbewegt; aber Alles an ihm hatte eine unwankbare, wie eherne Festigkeit, und immer suchten die weit offenen, wie zu reglosen Steinen gewordenen Augen mit der gleichen grellen Seeschärfe vor sich hinaus.

So durchschritt er den Garten bis zum äußersten Rand hin, breite und schmale Wege, und nun hielt er den Fuß an. Eine Buschwand umbiegend, gewahrte er etwa zwanzig Schritte entfernt Inna vor sich, sie stand an einem Belladonnastrauch und hielt eine Anzahl abgepflückter schwarzer Beeren in der Hand. Sichtlich hatte ihr Ohr seinen Fußtritt vernommen, denn ihr Kopf richtete sich auf und blickte ihm entgegen. Sie sah, daß er Etwas trug und an sein Gesicht emporhob, etwas metallisch in der Sonne Glitzerndes. Aber sie regte kein Glied, nur ihre Augensterne funkelten in die seinigen, doch nicht blauleuchtend wie eine Genziane, sondern mit schwarzem Glanz, den Tollkirschen in ihrer Hand gleich, und von ihren Lippen kam

nur ein leis fauchender Ton, wie der einer Giftschlange. Unverkennbar baute sie auf den bestrickenden Zauber, der von ihr ausging, ein feiner Zug eines satanischen, triumphirenden Hohnes umspielte ihren Mund. Aber die sechzehn Jahre lang blind gewesenen Augen ihres Vaters waren sehend geworden und wider jedes Blendwerk gefeit. Eine Secunde noch, und ein kurzer scharfer Knall erschütterte die Luft. Er war ein sicherer Schütze und mußte sie grad' in's Herz getroffen haben, denn sie schlug lautlos um, auf den Tollkirschenstrauch zurück und zerbrach ihn im Fall. Kurz wandte Friedrich Lautenschläger sich, ging festen Schrittes zur Stadt und zeigte dem Gericht an, er habe soeben vorsätzlich seine Adoptivtochter erschossen.





In Brussa.

Von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

I.

Die Erfahrungen, die ich mit Brussa gemacht habe, sind ganz dazu angethan, Verfasser von Reiseschilderungen zu äußerster Vorsicht zu gemahnen. Als ich im vorigen Jahre eine Woche in Brussa verbrachte, regnete der Regen jeglichen Tag. Die weite Ebene, die sich vom Fuße des Olymp bis zum Golf von Modania ausdehnt, war überschwemmt, und der Reisende gelangte nur nach Ueberwindung von allerlei Beschwerlichkeiten von dem kleinen Hafenplatz am Golfe von Gemlek nach der alten Sultansstadt, die sich an der Sohle des Olymp aufgebaut hat. Der Schienenweg war damals durch die Wasserfluthen stellenweise zerstört. Man war genöthigt, zwei- oder dreimal umzusteigen und auf den für die augenblicklichen Bedürfnisse schnell hergestellten Holzbrücken unter strömendem Regen längere Strecken zurückzulegen. Träger waren natürlich nicht zur Stelle, und das Schleppen des Handgepäcks erhöhte die unbehagliche Stimmung . . .

Diesmal aber schien die herrlichste Frühlingssonne warm und goldig vom unbewölkten Himmel und ließ die wundervolle Landschaft in ihrer Frische und lieblichen Anmuth wie im Feiertagskleide leuchtend hervortreten.

Meine Aufzeichnungen über Brussa aus dem vorigen Jahre entsprechen denn auch, wie ich mich nun überzeugt habe, im Wesentlichen durchaus nicht dem Bilde, das sich mir diesmal dargeboten hat; und ich bin froh, daß ich von einer vorzeitigen Veröffentlichung der in übler Laune niedergeschriebenen Seiten Abstand genommen habe. Gerade für Brussa ist das schöne Wetter

eine unerläßliche Vorbedingung zur Würdigung der eigenartigen Schönheiten dieser Stadt. Die landschaftliche Umrahmung bildet ihren Hauptreiz. Wer Brussa bei schlechtem Wetter sieht und darüber schreibt, läuft Gefahr, in die Fußstapfen Victor Hugos zu treten, der in dem seinerzeit viel besprochenen und viel belachten Buche über den deutschen Rhein sich gelegentlich auch einmal als Reiseschilderer versucht hat. Wahrscheinlich ist auch der große französische Dichter während seines Aufenthaltes in Mainz vom Wetter nicht sonderlich begünstigt worden, und da ihm als echtem Franzosen Mainz eigentlich nur als das Vaterland der „jambons de Mayence“ interessant war, beschränkte er sich im Wesentlichen darauf, beim Durchschlendern der Straßen die Schlächterläden zu nustern, und schrieb dann als charakteristisch für Mainz Folgendes nieder: „Hier sieht man hinter glänzenden Spiegelscheiben, unter Gewinden von blühenden Blumen, inmitten blutiger Fleischstücke, lächelnde blonde Mädchen schäkern.“ Das schien ihm als das Bemerkenswertheste von Mainz.

Ob Regen, ob Sonnenschein — in ihrer weisen Fürsorge für das Wohl ihrer Unterthanen und der Fremden thut die kaiserliche ottomanische Regierung alles Erdenkliche, um dem Reisenden die Fahrt nach Brussa — wie überhaupt jede Reise, sei es innerhalb der türkischen Lande, sei es vom Auslande in die Türkei oder umgekehrt von der Türkei in's Ausland — möglichst unbequem und beschwerlich zu machen. Ein vollgiltiger, mit dem Visum des türkischen Generalconsulats versehener Paß genügt noch lange nicht, um unbehelligt von einer türkischen Provinz nach der anderen zu gelangen. Wer von Constantinopel aus einen Ausflug nach irgend einem außerhalb des Regierungsbezirkes (Wilajets) gelegenen Punkte unternehmen will, muß sich zu diesem Zweck noch einen besonderen Erlaubnißschein, ein „Teskere“, verschaffen; und bei den Gepflogenheiten der türkischen Bureaukratie ist das gewöhnlich eine höchst langweilige Geschichte. Es gehört ein ganz besonderes Glück dazu, wenn man das mit einem Wege abmachen kann. Man darf vielmehr mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß man zunächst an eine falsche Stelle gewiesen wird; wenn man aber schließlich richtig an Ort und Stelle gelangt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß man den Beamten nicht antrifft. Zuguterletzt läuft die Geschichte natürlich wieder auf eine einfache Prellerei und Geldschneiderei, auf den landesüblichen Bakschisch, hinaus. Hat man sich mit Aerger, Geld- und Zeitverlust das „Teskere“ endlich verschafft, so wird man bei der Abfahrt vor Besteigen des Schiffes mit dem Visum in einem schmutzigen, von desinfectionsbedürftigen Individuen überfüllten Raum, in dem man eine kleine Ewigkeit zurückgehalten wird, und später bei der Ankunft am Hafenplatze nach Verlassen des Schiffes in entsprechender Weise gedrangsalt. Am Bestimmungsorte muß man den Legitimationsschein abgeben und sich zur Rückkehr ein neues Visum verschaffen. Das kostet natürlich wieder Zeit und Geld.

Während in unseren europäischen Kulturstaaten aus volkswirthschaftlichen und allgemein menschlichen Rücksichten seit Jahrzehnten unausgesetzt und erfolgreich darauf hingearbeitet worden ist, den Reisenden von Land zu Land die lästigen Scherereien an den Grenzen möglichst zu ersparen, geht die türkische Regierung von der Auffassung aus, daß die Fremden in ihrem Lande eigentlich überhaupt nichts zu suchen haben. Sie thut daher alles Mögliche, um den lästigen Ausländern das Betreten des türkischen Bodens zu erschweren. Sie ist auch der Ansicht, daß die eigenen Landeskinder am Besten thun, wenn sie sich nicht vom Flecke rühren, und wirft also auch ihnen überall Steine in den Weg. So ist denn der Fremdenbesuch und das Reisen in der Türkei überhaupt verhältnißmäßig beschämend gering.

Wenn das herrlich gelegene Brussa mit seinen heißen Quellen, die schon in grauer Vorzeit die Seelenqualen des Herkules stillten, und deren Heilkraft bis auf den heutigen Tag von ersten Autoritäten als ganz außerordentlich gerühmt wird, in einem einigermaßen vernünftig regierten Lande europäischer Gesittung läge, so würde es schon als Badeort, als eine Art von Karlsbad, Aix-les-Bains oder Vichy des Orients zu blühendem Gedeihen sich entwickelt haben. Aber hier geschieht nicht das Geringste, um die Spenden der Natur den heilungsuchenden Menschen unter freundlichen Bedingungen darzubieten. Schon um herzukommen, wird man gelangweilt, und wenn man da ist, ärgert man sich über die Lieb- und Theilnahmlosigkeit der Umgebung, über den völligen Mangel an Fürsorge für das Wohlbefinden der fremden Gäste. Es giebt nicht einmal Zellenbäder, und die Benutzung des gemeinsamen Bades hat gerade im Orient, der uns mit den häßlichsten und ansteckendsten Krankheiten beschenkt hat, für zartbesaitete Europäer doch etwas recht Mißliches. Außerdem läßt die Instandhaltung und Sauberkeit der Badeanstalten sehr viel zu wünschen übrig. Die Straßen, die zu den großen Bädern führen, sind in jenem unbeschreiblich schlechten Zustande, von dem man sich nur eine Vorstellung machen kann, wenn man das Pflaster einer türkischen Stadt aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Von einem Vereinigungspunkte der Badegäste, der dem Kursaale in den Bädern der civilisirten Menschheit entspricht, ist natürlich keine Rede. Eine Wandelbahn, die auch bei Regen die Bewegung in freier Luft ermöglicht, ein Raum, der als Aufenthalt beim Uebergang von dem Verweilen in den siedend heißen Baderäumen zum Freien, wo es oft unangenehm und empfindlich kühl ist, dienen sollte — Alles das giebt es selbstverständlich nicht. Wenn die Kranken bei naßkaltem Wetter baden wollen, so mögen sie es immerhin thun, — auf ihre eigene Gefahr. Scheuen sie die Erkältung, so können sie es ja einfach bleiben lassen!

Für die Zerstreuung der Fremden wird erst recht nicht gesorgt. Allerdings war während der Feiertage, die ich in diesem Jahre in Brussa verbracht habe — es war das sogenannte Opfer-Beiram —, ein türkisches Theater eröffnet, und im Garten einer öffentlichen Wirthschaft wurde auch

Musik gemacht. Darüber werde ich später sprechen. Einstweilen kann ich nur die Versicherung geben, daß diese künstlerischen Darbietungen durchaus nicht dazu bestimmt waren, Fremde anzulocken. Gewöhnlich ist aber in Brussa gar nichts los. Es giebt eben nichts, was unserer Bade- und Kurverwaltung irgendwie ähnlich sähe. Wem das nicht gefällt, der braucht nicht hierher zu kommen. Das ist der ewige Rundreim.

Es erfüllt Einen mit Wehmuth, wenn man wahrnimmt, wie sich der niederträchtige türkische Schlendrian an diesem schönen Brussa versündigt. Die Natur hat Alles für Brussa gethan, die Regierung thut nichts dafür. Sie verläßt niemals den Standpunkt des thörichten Unglücksraben von Wilhelm Busch: „Hans Huckebein verschleudert nur die schönen Gaben der Natur."

Die Lage von Brussa am Abschlusse der großen, grünen, herrlichen, wasserdurchflutheten Ebene, die sich zwischen Fels und Meer ausbreitet, am Fuße des majestätischen, wundervoll profilirten, schneebedeckten Olymp, ist unvergleichlich schön. Wenn man von Modania kommt und, sei es auf dem merkwürdigen Zickzackgeleise der Bahn, oder auf der gut angelegten und für türkische Verhältnisse auch überraschend gut in Stand gehaltenen Fahrstraße im Wagen, die im Frühlingsschmuck prangenden Triften durchfährt, ist man entzückt von der Lieblichkeit und Anmuth dieser echt orientalischen Natur, die durch den gewaltigen Abschluß des Hintergrundes auch einen Charakter von Großartigkeit erhält, wie er der Landschaft im Orient nur selten zu eigen ist. Das üppige Land ist reich bebaut. Wir durchfahren endlose Waldungen, in denen der Oelbaum mit seinen dunkelgraugrünen spitzen Blättern und seinen phantastisch verwitterten, zerstückelten und durchlöcherten knorrigen Stämmen mit den Maulbeeranpflanzungen älteren und jüngeren Datums, deren staudenartige Zweige mit den großen, schön gebildeten Blättern in leuchtendem saftigen Grün aufragen, in steter Freundnachbarlichkeit abwechselt. Oel und Seide sind ja die Haupterzeugnisse dieses kleinasiatischen Landstrichs. Auch der Wein gedeiht hier gut und reichlich. Der Weinhandel ist aber in den letzten Jahrzehnten sehr bedeutend zurückgegangen, und zwar, wie man in Brussa behauptet, hauptsächlich, weil es an Gebinden fehlt. Sehr viele Weinberge sind deshalb in Maulbeeranpflanzungen umgewandelt worden. Nach den verläßlichen Angaben Vital Cuinets („La Turquie d'Asie. Géographie administrative") hat man in den fünf Jahren von 1890 bis 1894 nicht weniger als 30 Millionen Maulbeerbäume im Wilajet von Brussa angepflanzt.

Zwischen den Bewaldungen dehnen sich fette Wiesen, auf denen das schönfarbige Unkraut der Mohnblume verschwenderisch wuchert.

Die ganze Ebene vom Golf bis Brussa, in gerader Linie etwa 25 Kilometer lang, ist sehr dünn bevölkert. Man kommt an nur wenigen armseligen, schweigsamen türkischen Dörfern vorüber, und dementsprechend ist auch die lebendige Staffage überaus dürftig. Grasende Ziegen-, Hammel-

und Rinderheerden mit den Hirten, die in ihrer morgenländisch bunten Zerlumptheit immer sehr malerisch aussehen, in der Nähe der menschlichen Wohnstätten ein paar arme lungernde und hungernde Hunde, ab und zu einmal ein Bauer, der auf seinem kleinen Esel oder einem alten Klepper in eigenthümlicher Haltung, mit seinen bis auf Schulterhöhe erhobenen gerundeten Armen rhythmisch tactirend, daher trabt — das ist ungefähr Alles. Sonst begegnet man auf dem Wege, der im Wagen nahezu drei Stunden beansprucht, kaum einer lebenden Seele.

Aber man hat auch gar kein Verlangen danach. Die Einsamkeit und Ruhe verleiht der Landschaft einen ganz besonderen Reiz. Von Modania kommend hat man zunächst noch lange Zeit den Ausblick auf den blauen Spiegel des Golfs, und wenn der unseren Augen entschwindet, so erschließt sich vor uns die wundervolle grüne Ebene, in der die sich schlängelnden Wasserläufe wie Silbersträhnen glänzen, und über der Höhenkette, die das freundliche Bild umrahmt, erhebt sich in vereinsamter Größe der schneeige Olymp. Schon von weiter Ferne aus erblickt man am Fuße des mächtigen Berges, ganz in Grün gebettet, ein graues Gewirr, aus dem schmale weiße Zacken aufragen. Und kommt man etwas näher, so sieht man die schärfere Profilirung der Kuppelbauten der Moscheen, Mausoleen und Bäder und die schlanken Thürme der Minarehs. Es ist Brussa.

Wenn ich auch weit davon entfernt bin, dem Olymp die Wirkung der gebieterischen Größe abzusprechen, so beruht doch nach meiner Empfindung die wirkliche Eigenthümlichkeit und das besonders Ansprechende dieser Landschaft weniger im Imposanten, als in der Lieblichkeit und Ruhe. Die gewaltige Erhabenheit der deutschen Gebirge, der Schweiz, die lachende Fröhlichkeit der bewaldeten Berge von Mittel- und Süddeutschland läßt der Orient meistens vermissen. Ruhe, Friede, Stillgenügsamkeit, Versöhnlichkeit, ein traumseliges Dahindämmern im Grün, — das ist es, was diese Landschaft athmet, — eine wundersame Feiertagsstimmung, die in uns Allen, die wir von der Hetzjagd der Kultur ermattet sind, den Wunsch wachruft: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Der langsamere Pulsschlag des öffentlichen Lebens im Osten entspricht durchaus den Bedingungen der natürlichen Umgebung. Auch die Natur scheint hier im gemächlichen Halbbewußtsein des „Kef“ dahin zu duselr.

Das Landschaftliche bildet für mich weitaus den hauptsächlichen Reiz Brussas. Freilich wird von der Stadt selbst, von ihren Moscheen und Mausoleen, die als die schönsten Denkmäler mohamedanischer Baukunst gelten, und von den sonstigen ehrwürdigen Zeugen von Brussas einstiger Größe und Herrlichkeit viel Aufhebens gemacht. Ob aber die Begeisterung in den Schilderungen, die man darüber liest, so recht ehrlich und echt ist, oder ob nicht da das Nachbeten des Hergebrachten und eine erklärliche Scheu, die mangelnde eigene Empfänglichkeit einzugestehen, ihr Wörtchen mitgesprochen hat, — das mag unentschieden bleiben.

Es ist mir nicht unbekannt, daß wir uns in Brussa auf sogenanntem „klassischen Boden" befinden, wenn es überhaupt verstattet ist, diesen Ausdruck für eine Stätte osmanischer Geschichte zu gebrauchen. Ein genauer Kenner des Orients, ein gründlicher und verdienstvoller Geschichtsschreiber des osmanischen Reichs, ein Mann wie Hammer-Purgstall, mag die Berechtigung haben, bei der Erinnerung an Brussas Vergangenheit in wahre Verzückung zu gerathen; er mag beim Besuche der Kirchhöfe aller der Dichter und Gelehrten gedenken, die hier zu Füßen des Olymp unter dem Gesäusel der Pinien, Platanen und Cypressen und unter dem Gemurmel der Bäche, die von den Bergen herabrauschen, gelebt, gedacht und gedichtet haben — „im Blumengefilde Brussas, unter Vogelsang und Fluthenklang"; ihn mag es ergreifen, wenn er unter den feierlichen, dunklen Cypressen wandelt und ein halbes Tausend von Gräbern berühmter Wesire, Paschas, Scheiche, Professoren, Redner, Dichter, Aerzte und Musiker betrachtet, die zwischen den beiden senkrecht aufgerichteten, schmalen, mit ausgemeißelten Koransprüchen geschmückten Steinen in der kühlen Erde gebettet sind. Er kennt ja von diesem halben Tausend kriegerischer und friedlicher Helden wohl die meisten. Aber was wissen wir von ihnen? Für uns ist die türkische Geschichte kaum etwas Anderes als ein dunkles, mehr geahntes als gekanntes Gemisch von blutigen Gräuelthaten, von brutalen Eroberungen, Plünderungen, Einäscherungen, von Mord und Todtschlag, — ein düsteres Bild, aus dem kaum eine einzige Persönlichkeit als ein wirklicher Held, den wir menschlich bewundern könnten, der uns durch die Großartigkeit seiner Pläne und seiner Erfolge Respect gebietet, leuchtend hervortritt.

Und was wissen wir von türkischen Künstlern, Dichtern und Denkern? Die einzigen Weltweisen und Poeten des Morgenlandes, die außerhalb des engbegrenzten Kreises der orientalischen Specialisten in einer für unsere Durchschnittsbildung bemerkbaren Weise hervorgetreten sind, stammen aus Persien und Arabien. Was ist uns Hekuba? Was kümmert uns eine Glanzzeit des osmanischen Reiches, von deren Vorhandensein wir erst gelegentlich Kunde erhalten? Die Zahl der abendländischen Fremden, die bei der Besichtigung der Mausoleen und Kirchhöfe von Brussa von Empfindungen beherrscht werden, wie sie uns unwillkürlich überkommen, wenn wir die wirklich klassischen Stätten europäischer Gesittung betreten, ist gewiß außerordentlich gering.

Eines fällt freilich beim Besuche der Kirchhöfe auch dem Uneingeweihten auf: das ist ihr verhältnißmäßig guter Zustand im Vergleich zur Verwilderung und Verwahrlosung der Begräbnißstätten in den meisten anderen Städten der Türkei. Hier hat man wenigstens dafür gesorgt, daß die beiden zu Kopf und Füßen der Gräber senkrecht in den Boden eingetriebenen Steine aufrecht und gerade stehen, während sie auf den großen Kirchhöfen von Constantinopel, Skutari und Konia, durch Wind und Wetter gelockert, in unschönem Wirrwarr windschief, nach rechts und links, nach vorn und

hinten gebeugt sind. Einzelne der Gräber von Brussa zeichnen sich durch den Reichthum der Einmeißelungen auf diesen flachen Steinen und durch ihre Umfriedigung mit Eisengittern besonders aus. Die Vereinigung der Verstorbenen auf einem großen, eigens dazu bestimmten Friedhofe scheint in der Türkei übrigens nicht die allgemein befolgte Regel zu sein. Abgesehen von besonders hervorragenden Persönlichkeiten, von den Fürstlichkeiten und sonstigen Größen des Landes, denen ja auch im Occident nach ihrem Tode eine von den gewöhnlichen Sterblichen abgesonderte Ruhestätte angewiesen wird, sieht man in vielen türkischen Städten, ganz besonders aber auch in Brussa, durch das ganze Stadtgebiet versprengt, vereinzelte Gräber. Eines fand ich unmittelbar vor einem bewohnten Hause, hart an der Fahrstraße, in völlig vereinsamter Lage und in ziemlich verwahrloster Beschaffenheit. Kleinere Bestattungsplätze mit etwa einem halben Dutzend Gräbern trifft man sehr häufig. Man darf mit annähernder Sicherheit annehmen, daß man überall, wo man vereinzelt alte Cypressen aufragen sieht, zu deren Füßen auch einige Gräber findet.

Empfindsame Leute überkommt gewiß ein Gefühl von Beschämung, wenn sie an allen diesen Gräbern achtlos und ohne tiefere Bewegung vorübergehen. Sie mögen indessen in der Thatsache eine gewisse troſtreiche Beruhigung finden, daß von allen denen, die hier den ewigen Schlummer schlafen, wenn sie auch für ihre Zeit und ihr Land von großer Wichtigkeit gewesen sein mögen, kaum Einer in den sechs Jahrhunderten osmanischer Herrschaft eine universale Bedeutung gewonnen hat. Von hervorragenden Männern, deren Thaten zum Gemeingut der Bildung und Gesittung geworden sind, wie deren jedes Kulturland Europas hervorgebracht hat, weist das osmanische Reich auch nicht einen einzigen auf, der auf diese Ehre unbestrittenen Anspruch machen könnte. Die Türkei hat der allgemeinen Kultur auch nicht ein einziges klassisches Werk der Dichtung, der bildenden Künste, der Musik, auch nicht eine hervorragende Leistung der Wissenschaft geschenkt — nichts. Was hat Europa von den Türken gelernt? Nichts. Und was haben sie von Europa gelernt? Ebenfalls nichts. Wenn die Türkei von unserm Globus verschwände, so wurde nichts Anderes von ihr übrig bleiben, als die Spuren angerichteter Verwüstungen, als Modergeruch, Feuerschein, Qualm und Schutt.

II.

Von allen Städten des türkischen Reiches macht Brussa wohl den freundlichsten und anmuthigsten Eindruck. Es strahlt und leuchtet in herrlichstem Grün. Wenn man von einem der hochgelegenen Punkte auf die Stadt herabblickt, so bietet sich eins der lieblichsten Städtebilder dar, die man sich nur denken kann. Es ist wie in einen Park hineingebaut. Aus dem neben- und übereinander aufgeschichteten Durcheinander der farbenarmen Baulichkeiten ragen die weißen Kuppeln der Moscheen und Bäder, die

Thürme der Mausoleen und die schlanken Minarehs in schönster Wirkung hervor. Alles umrahmt und durchsprenkelt von saftigem Grün in allen Schattirungen. Die Silhouettirung des ungeheuren Häusergewirrs am hügeligen Ufer des Goldenen Horns und des Bosporus mag großartiger sein; an frischer Anmuth aber wird Brussa von keiner Stadt übertroffen.

Im Uebrigen hat Brussa mit allen anderen Städten der Türkei das Eine gemein, daß es von einer gewissen Entfernung aus betrachtet viel schöner wirkt, als in der Nähe besehen. Die Straßen, die hier fast alle boulevardartig auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt sind — einzelne engere Gassen werden von den Zweigen und vom Schlinggewächs, das von der einen Reihe der Häuser nach der anderen hinübergezogen ist, völlig überdacht, — sind freilich auch bei näherer Bekanntschaft unvergleichlich freundlicher, als die gräulich verwinkelten, schmutzigen und übelduftenden Gassen der Hauptstadt, aber auch sie sind doch entsetzlich vernachlässigt. Das Pflaster ist ebenso halsbrecherisch und miserabel wie überall, und die Häuser selbst sind womöglich noch erbärmlicher und baufälliger als die fragwürdigen Bretterbuden im schmutzigen Labyrinthe Stambuls.

Die Moscheen und Mausoleen allein künden der Gegenwart die jetzt fast unwahrscheinlich klingende Mär von Brussas Herrlichkeit und Blüthe in der Vergangenheit. Diese Glanzzeit Brussas beginnt in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, als Brussa, die alte Hauptstadt Bithyniens, von den Türken erobert und zum Thronsitz der Nachfolger Osmans erhoben wurde, und währt bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, bis zur Einnahme Constantinopels mit der Verlegung der Residenz der Sultane nach Stambul. Damals soll Brussa an die 400 000 Einwohner gezählt haben. Nachdem Constantinopel aber in die Hände der Bekenner des Islams gefallen war, wurden mit türkischer Rücksichtslosigkeit zur Belebung der neuen Hauptstadt Hunderttausende von Brussa gewaltsam nach Stambul abgeschoben, und die frühere Residenz sank alsbald von ihrer stolzen Höhe jäh zu einer mittleren Provinzialstadt herab. Die verödeten Stadtviertel verfielen mit der Zeit vollkommen, und Brussa schrumpfte zusammen. Die Moschee Bajesid, die früher inmitten der blühenden Sultansstadt gelegen hatte, trauert jetzt in kläglicher Abgeschiedenheit weit vor den Thoren. Von der Bevölkerung blieb kaum der zehnte Theil übrig, und ihre Zahl schmolz auf etwa 30—35 000 Seelen zusammen.

In den letzten Jahren hat Brussa wieder einen sehr starken Zuwachs erhalten und seine Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Sie wird nach den jüngsten Schätzungen, mit denen man es hierzulande freilich nicht genau nehmen darf, auf 78—80 000 Seelen bemessen. Aber diese Zunahme spricht keineswegs für den Aufschwung und das Gedeihen der Stadt. Das plötzliche Wachsthum, das die Stadt mehr geschädigt als ihr genützt hat, erklärt sich aus der Ansiedlung der mohamedanischen Flüchtlinge aus Bulgarien und der Dobrudscha, der „Muhadschir", die sich nach dem russisch-türkischen Kriege

massenhaft hier angesiedelt haben. In wenigen Monaten haben sich gegen 40 000 dieser Muhadschir wie eine Heuschreckenschaar hier niedergelassen, zum ernsten Mißvergnügen der alten Bewohner von Brussa. Die „Muhadschir" bilden eine sehr defecte Gesellschaft. Sie sind natürlich bettelarm hier angekommen und haben auf die wirthschaftlichen Verhältnisse von Brussa einen nur ungünstigen Einfluß ausgeübt. Sie haben die Preise für die Arbeit herabgedrückt und die Preise für den Lebensunterhalt erhöht. Sie unterscheiden sich in sittlicher und socialer Beziehung unvortheilhaft von den alteingesessenen Türken von Brussa, die mit den aufdringlichen Zuzüglern keinerlei Umgang pflegen und ihnen bei jedem Anlaß ihre Mißachtung deutlich bekunden. Nach den Versicherungen glaubwürdiger Zeugen, die in der Lage sind, ein sachgemäßes Urtheil abzugeben, haben die „Muhadschir" den ganzen Charakter der Stadt verschlechtert. Die alten Einwohner von Brussa besaßen alle guten Eigenschaften des türkischen Volkes, und man weiß, daß der Türke gewöhnlichen Schlages freundlich, liebenswürdig, ruhig, gefällig und gastfrei ist. „Der Fisch fault zuerst am Kopf," sagt ein türkisches Sprichwort. Die Sittenlosigkeit, Bestechlichkeit, Verschwendungssucht und Grausamkeit sind ein trauriges Privilegium der allerhöchsten Spitzen der türkischen Gesellschaft, und es ist ein Wunder, daß das Volk im Großen und Ganzen von der Fäulniß der Häupter nicht angesteckt worden ist. Früher bestand in Brussa zwischen den Türken und den Angehörigen der anderen Nationalitäten ein gemüthlicher freundnachbarlicher Verkehr. Das hat jetzt vollkommen aufgehört. Die Türken leben völlig abgesondert für sich. Sie schließen sich von jedem Verkehr mit den eingeborenen Armeniern, Griechen und Juden, sowie mit den spärlichen Sendlingen Europas ab, und den gleichgläubigen Ankömmlingen vom Schwarzen Meere gehen sie mit besonderer Vorsicht aus dem Wege.

Durch diese Absperrung ist Brussa ein sehr ungemüthlicher Aufenthaltsort geworden. In ihrem Glaubenseifer sind die Muhadschir viel fanatischer und gewaltthätiger, als die alte türkische Bevölkerung. Als vor drei Jahren unter stillschweigender Billigung des Sultans die unglücklichen Armenier zu Zehntausenden mit dem Knüppel erschlagen wurden, war die Gefahr, daß das namentlich von Trapezunt und Constantinopel gegebene Beispiel des Massenmordes Nacheiferung finden würde, nirgends größer als in Brussa. Alle Nichtmohamedaner zitterten, daß die Funken des in Jildis angefachten Brandes auch hier zünden würden. Unter den Muhadschir gährte es bedenklich; und es hätte nicht einmal einer besonderen Anfeuerung, es hätte nur der Unthätigkeit seitens der türkischen Machthaber bedurft, so wäre eine Schaar von zehntausend freiwilligen Mördern unter den Muhadschir aus dem Boden erstanden. Und wenn man das Morden und Plündern den Muhadschir einmal verstattet hätte, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein Blutbad in noch größerem Stil, als in den anderen türkischen Städten, angerichtet worden. Die Muhadschir würden voraussichtlich alle Christen ohne

Unterschied der Nationalität, also auch die Griechen und die kleine Ansiedlung der abendländischen Völker, und die dreitausend jüdischen Spaniolen obenein, niedergeschlagen haben. Lediglich der Entschlossenheit und Energie des vor einem Jahre verstorbenen Wali Münir Pascha, der als einer der hervorragenden Männer der jetzigen Türkei in hohem Ansehen stand, ist es zu verdanken, daß dieser Gräuel im Keim erstickt worden ist.

Man hätte es hier noch bequemer gehabt als in Constantinopel, denn die Scheidung der Nationalitäten tritt hier noch schärfer hervor, und ihre örtliche Bezirkung ist in noch unverkennbareren Linien gezogen, als in der Hauptstadt. Das Türkenviertel, das ruhigste und sauberste, ist kaum mit anderen Elementen durchsetzt; die Griechen wohnen fast sammt und sonders in einem Sprengel für sich, die Armenier haben in der Stadt ihre eigene Stadt, und auch die spaniolischen Juden, die es übrigens im Orient nicht weit bringen und auch in Brussa meist arme Schlucker sind und in großem Elend leben, hausen in ihrem Viertel zusammen. Um die ganze Stadt legt sich beengend und beklemmend der Gürtel der Muhadschir-Ansiedlungen aus den letzten Jahren.

Alle diese verschiedenen Stadtviertel haben Eines gemein: den Charakter der äußersten Dürftigkeit. Die paar Häuser, die man als verhältnißmäßig stattlichere bezeichnen könnte, und die auf einen gewissen Wohlstand ihrer Eigenthümer schließen lassen, kann man an den Fingern herzählen. In den engen und verwinkelten Gassen, die nur durch die Bäume ein freundliches Aussehen erhalten, sieht man eigentlich nichts als alte jämmerliche, halb verfallene Bretterbuden und auf den Straßen nichts als zerlumptes Volk. Brussa ist eine bettelarme Stadt. Die so unglaublich genügsamen Orientalen sind froh, wenn sie außer ihrem guten Wasser ein Stück Brot und ein paar Zwiebeln zur Fristung ihres Daseins haben. Im vorigen Winter, der für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich streng war, soll das Elend unbeschreiblich gewesen sein. Die Arbeitslöhne scheinen denn auch im Allgemeinen beschämend niedrig zu sein. Die Seidenspinnerinnen erhalten zum Beispiel für zehn Stunden ihrer mühevollen Arbeit, die eine große Geschicklichkeit voraussetzt, durchschnittlich 3½ Piaster, etwa 62 Pfennig, täglich. Im Innern des Landes werden noch viel jämmerlichere Hungerlöhne gezahlt. Da erhalten die Spinnerinnen oft nur 60 Para, etwa 26 Pfennig, Tageslohn.

Und unter wie widerwärtigen Bedingungen müssen diese armen Geschöpfe ihre Arbeit verrichten! Der Aufenthalt in den langen, überfüllten Räumen, in dem ein muffiger, schwüler, penetranter Moderdunst uns den Athem benimmt, ist zum Uebelwerden schrecklich. Die Leichen der vom siedend heißen Wasser getödteten Puppen des Seidenwurms in den Cocons stinken in Wahrheit zum Himmel, um den kräftigen Ausdruck der Bibel zu gebrauchen, — oder vielmehr zur Decke, denn von dem wolkenlosen Frühlingshimmel, der sich über das herrliche Land breitet, ist in diesem dunklen, dumpfen

Kellerloch nichts wahrzunehmen. Die Spinnerinnen gehören allen Altersklassen und allen Nationalitäten an. Man findet arme, alte Weiber und halbwachsene Kinder, einige wenige Türkinnen, mehr Griechinnen, Armenierinnen in stattlicher Zahl, und am meisten Jüdinnen. Nach einem hübschen, frischen Gesichte wird man unter den bedauernswerthen Geschöpfen, die hier die Fäden von den Cocons lösen, zusammenwirbeln und auf die Haspel abspinnen, vergeblich Ausschau halten. In einer solchen Temperatur muß auch die Schönheit vergehen, vor Allem die Jugendfrische. Alle haben eine ungesunde, gräulich gelbliche Gesichtsfarbe. Sie sehen wie übernächtig aus, und ihre Fingerspitzen, die beständig in dem sehr heißen Wasser herumarbeiten, haben eine unheimliche, weißlich bläuliche Leichenfarbe.

Mit scheuer Neugier blicken die Frauen und Mädchen auf den eintretenden Fremden. Das ist ungefähr die einzige Zerstreuung, die ihnen geboten wird; und sie wird von den Fabrikanten keineswegs gern gesehen. Der Spinnereibesitzer bemerkt an dem verminderten Quantum der gelieferten Arbeit, wenn Fremde die Fabrik besichtigt haben; denn diese Arbeit erfordert die unausgesetzte vollste Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Deswegen wird der Fremdenbesuch im Allgemeinen verboten.

Unser kundiger und freundlicher Führer schilderte uns sehr anschaulich die einzelnen Vorgänge bei der Spinnerei. Für derartige gelegentliche Belehrungen bin ich aber ein schlechtes Medium. Deswegen habe ich auch von dem längeren Besuche des „Institut séricicole“, in dem die Schüler der Seidenzucht rationell herangebildet werden, wenig Nutzen gezogen. Ich weiß nur noch, daß man in dieser Schule die ganze Tragödie des Seidenwurms, der sich dem Tode entgegenspinnt, beobachten kann. Um für die Industrie nutzbar zu werden, muß die Puppe im Cocon durch heißen Dampf getödtet werden. Läßt man aber auch die Puppe sich zum Schmetterling entfalten und ausfliegen, so ist das Vergnügen des Daseins für die armen Thiere doch nur von kurzer Dauer. Die Schmetterlinge überleben die Freude der Paarung nicht. Sie fressen dann nicht mehr. Die befruchteten Weibchen werden in einen Beutel gesteckt und legen dort ihre Eier. Sobald sie ihre Berufspflicht erfüllt haben, sterben auch sie . . .

Das ist so ungefähr Alles, was ich von dem Privatissimum während meines Besuchs in der Schule für Seidenzucht behalten habe.

Deswegen habe ich mich auch mehr über die Lage dieses nützlichen Gebäudes: auf der Höhe, mit freiem Ausblick auf das grüne Land und die schön wirkende Stadt, als über dessen Einrichtung nach dem neuen Pasteurschen System gefreut. Man kann es gar nicht oft genug wiederholen, wie herrlich der Blick auf Brussa ist. Die Bäume des Orients, also besonders die Platanen, Cypressen und Pinien, sind mir nirgends in solcher Pracht erschienen wie hier. Namentlich unter den Platanen giebt es Prachtexemplare von unwahrscheinlichen Dimensionen, die in ihren Größenverhältnissen an die Riesenfichten des Yosemite-Thals erinnern. Man führte uns zu einer

Platane, die in der Nähe eines sehr belebten Spazierweges vor der Stadt steht. Der gewaltige Stamm ist völlig ausgehöhlt, nur die äußere Rinde steht noch, aber in ihr und besonders auf ihr blüht das üppigste Leben. Ueberall sieht man kleine Schößlinge hervorsprießen, und das Haupt der Platane bildet einen wahren Wald. Es machte den Eindruck, als ob da fünfzig, sechzig Bäumchen zusammengewachsen sind, darunter einige Zweige, die gewiß im Durchschnitt drei Fuß stark sind. Die untere Höhlung des Baums ist so groß, daß ein Wagen darin umkehren kann. So versicherte uns wenigstens der liebenswürdige Landsmann, der sich uns bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Brussa als freundlicher Führer erboten hatte. Nach meiner Schätzung müßte der Wagen nun allerdings ziemlich klein sein; aber immerhin ist die Höhlung so groß, daß man dort ganz bequem zu sechzehn bis achtzehn Gedecken tafeln könnte. Jedermann fragt natürlich nach dem Alter dieses Kolosses, und darauf erhält man immer die Antwort: 580 Jahre.

Diese beängstigend genaue Zeitbestimmung erinnert mich an eine Geschichte, die mir Hamdi Bey einmal erzählt hat. Hamdi Bey war erst vor Kurzem zum Director der türkischen Museen ernannt worden. Als er eines Tages einen der Säle, in denen die Sarkophage aufgestellt sind, durchschritt, um sich nach seinem Arbeitszimmer zu begeben, redete ihn einer der angestellten Diener an: „Wollen Euere Excellenz mir gefälligst sagen, wie alt diese Mumie ist?“ Hamdi Bey warf einen flüchtigen Blick auf den Inhalt des steinernen Schreins, sagte, um irgend eine Antwort zu geben: „Dreitausend Jahre“, und ging weiter. Drei Jahre später kam Hamdi Bey zufällig wieder einmal durch denselben Saal und hörte, wie der Führer, der sich damals die Belehrung ausgebeten hatte, den wißbegierigen Fremden, die den Sarkophag umstanden, mittheilte: „Diese Mumie ist 3003 Jahre alt.“ Der Gute hatte weitergezählt . . .

Die große Armuth und die Ungemüthlichkeit Brussas werden von den Fremden, die hier ihr Leben verbringen müssen, bitter empfunden. Die eigentliche Fremdencolonie ist ihrer Kopfzahl nach sehr bescheiden. Sie setzt sich zusammen aus den Beamten der Verwaltung der öffentlichen Schuld, der Regie für Tabak und Seide und der Ottomanischen Bank. Zu seinem Vergnügen hat sich kein Mensch hier niedergelassen. Die Angestellten der eben genannten Institute sind vorwiegend Griechen und Armenier. Die Deutschen, die im Allgemeinen doch nicht sehr wählerisch in ihren Niederlassungen sind, meiden Brussa wie die Hölle. In dieser großen Stadt, die an die 80000 Einwohner zählt, lebt nur ein einziger ortsangehöriger Deutscher: Herr Hermann Scholer, der natürlich auch unser Consul und zugleich der Consul von Oesterreich-Ungarn ist, ein rührend gefälliger Mann, der hier seit vierunddreißig Jahren in völliger Vereinsamung haust, und für den jeder Besuch eines seinem Schutze anempfohlenen Deutschen oder Oesterreichers eine Art Festtag ist. Der Fremdenbesuch bildet ja die einzige Zer-

streuung der kleinen europäischen Colonie, und in dem hübschen Garten vor dem übrigens vortrefflich gehaltenen, ungemein saubern und netten Hotel der Madame Brotte, Hôtel d'Anatolie, pulsirt so ziemlich Alles, was man „öffentliches Leben“ in Brussa nennen könnte. Sonst giebt es keinen geselligen Vereinigungspunkt, kein Casino, nicht einmal einen Gesangverein, wie man ihn in jedem gottvergessenen Neste der amerikanischen Wüsteneien findet, keinen Skat- und Kegelclub — es sind eben keine Deutschen hier! Und an öffentlichen Vergnügungen, als da sind Concerte, Bälle, Theatervorstellungen und dergleichen, ist gänzlicher Mangel.

Die Lustbarkeiten, die während unseres Aufenthaltes in Brussa, zur Zeit des Opfer-Beiramfestes, für die genügsamen Autochthonen veranstaltet wurden, kann man wirklich beim besten Willen nicht als „öffentliche Vergnügungen“ bezeichnen.

III.

Sehen wir uns zunächst einmal das Theater an. Ein richtiges türkisches Theater ist es nicht, kann es nicht sein, weil es ein richtiges türkisches Theater überhaupt nicht giebt. Der Islam, die Schöpfung eines fanatischen Autodidakten und wilden Naturkindes, ist der Todfeind jeder Kunst; und wenn er die Nachbildung der menschlichen und thierischen Gestalten, in der mißverständlichen Auffassung, daß es sich dabei doch nur um Götzendienerei handeln könne, geradezu verbietet und die Musik bis auf das traurige Gemecker der Gebetaufrufer von den gottesdienstlichen Handlungen ausschließt, so erschwert er die dramatische Kunst schon durch die ängstliche Scheidung der Geschlechter und die Geheimnißkrämerei, mit der er alle Vorgänge des häuslichen Lebens umgiebt, bis zur Unmöglichkeit. Unter dem Begriff „türkisches Theater“ ist also nur zu verstehen, daß hier manchmal in türkischer Sprache, vor einem vorwiegend türkischen Publicum, von Türken oder der türkischen Sprache kundigen Angehörigen der armenischen und griechischen Nationalität Uebersetzungen fremdländischer Stücke gegeben werden. Das Theater steht demnach auch auf der niedrigsten Stufe. Die vornehmeren und gebildeteren Türken halten sich ihm vollständig fern, und kein Mensch denkt daran, die Leute, die da für Geld auswendig gelernte Sachen hersagen, als Künstler anzusehen.

Dem inneren Wesen dieses Theaters entsprechen die äußeren Bedingungen. Der Zuschauerraum, der etwa fünfhundert Personen faßt und nach dem Muster unserer europäischen Schauspielhäuser mit zwei Reihen Logen und einer Galerie im obersten Stockwerk versehen ist, starrt von Unsauberkeit. Von der wohlthätigen Einrichtung der Kehrfrauen hat man hier keine Ahnung. Beleuchtet wird der Raum durch vier Petroleumlampen, die an der Brüstung des ersten Ranges angebracht sind, während die Bühne ihr Licht durch vier Lampen, die an der Stelle unserer Rampe stehen, und durch zwei oberhalb an den Soffiten befestigte erhält. Der ganze Raum

wird von der natürlichen Deckfarbe des Staubes in mildes Grau abgetönt.

Das Publicum besteht fast ausschließlich aus Türken. Die im Orient Geborenen oder dort seit langen Jahren Ansässigen unterscheiden die verschiedenen Nationalitäten mit unfehlbarer Sicherheit und großer Leichtigkeit, während es dem uneingeweihten Abendländer sehr schwer wird, die Türken, Armenier, Griechen und Juden, die gleichmäßig das Fes tragen, auseinanderzuhalten. In Brussa erkennt man die Türken leichter an der Kopfbekleidung, da sie um das Fes entweder den Turban oder als symbolische Andeutung des Turbans ein leichtes buntes Tuch schlingen. Unter den Zuschauern befanden sich mehrere junge Theologen, Softas, die den weißen Turban, das Erkennungszeichen der Angehörigen der Kirche und Schule, trugen. Es waren auch einige Hadschis da, das heißt Pilger, die in Mekka gewesen sind. Sie tragen, wie die Abkommen des Propheten, den dunkelgrünen Turban. Während der Aufführung wurde hin und her gelaufen, getrampelt und laut gesprochen, ohne daß von denen, die das Stück hören wollten, irgendwie Anstoß daran genommen wurde. Die Zuschauer gehörten ausschließlich dem männlichen Geschlecht an. Auf Frauenbesuch war das Haus gar nicht eingerichtet; keine der Logen war vergittert.

Die männlichen Schauspieler waren Türken, die weiblichen, die sich unverhüllten Angesichts zeigen, selbstverständlich türkisch sprechende Armenierinnen. Die Armenier sind die Einzigen, die türkisch ungefähr accentfrei sprechen, während die Aussprache des Türkischen von anderen Volksstämmen den Türken ein Gräuel ist.

Den Vorwurf des Toilettenunfugs wird man den türkischen Darstellern nicht machen dürfen. Sie alle, so Männlein wie Weiblein, sahen so ruppig wie möglich aus, wie von der Straße aufgelesen. Von der Decoration, die einen Salon darstellte, ist nicht weiter zu sprechen. Es war das Jämmerlichste, was man sehen kann. Das Mobiliar bestand aus zwei alten Rohrstühlen.

Es war auch ein Orchester da. Obgleich es nur vier Mann zählte, einen Geiger, einen Trompeter, einen Contrabassisten und einen Paukenschläger, verübte es doch einen Höllenlärm. Die Musik war über alle Begriffe schrecklich. Zum Glücke spielten sie immer im Unisono, das von rhythmischen Schlägen auf die große Trommel und Beckengeklirr begleitet wurde. Was diese Unholde im Uebrigen zusammengespielt haben, ist mir nicht klar geworden. Es war eine scheußliche Katzenmusik mit beständigen Triolen.

Die Theatervorstellung selbst gliedert sich in zwei Abschnitte. Zuerst kommen Einzelvorträge im Charakter unseres Tingeltangel, und daran schließt sich als Hauptgenuß das Schau- oder Lustspiel, das den Abend beschließt. Wir kamen ziemlich spät und hörten nur die letzte Nummer des ersten Abschnitts. Es war auch gerade genug. Eine dicke Armenierin in

den vorgerückteren Jahren, in denen sich der Mensch eigentlich schon ruhig und gesittet verhalten sollte, gar häßlich von Angesicht, mit buntem, schäbigem Plunder behangen, mit verkehrt eingesetzten dicken Beinen und Knöcheln wie Billardkugeln, hüpfte gleich dem „Lämmchen weiß wie Schnee“ über die schmutzigen Bretter, mit der Grazie eines jungen Nilpferdes, und sang ein Lied dabei, das eine wundersame, aber nicht gerade gewaltige Melodei hatte. Die Türken sind Freunde der üppigen Formen, und die corpulente Dame schien hier der verhätschelte Liebling des Publicums zu sein. Sie wurde mit Händeklatschen, Stampfen und begeisterten Pfiffen zu unzähligen Zugaben aufgefordert.

Das Stück, das sich an diesen Kunstgenuß anreihte, schien mir irgend ein altes und nach unseren Begriffen völlig veraltetes französisches Vaudeville zu sein, das wohl aus den dreißiger oder vierziger Jahren stammen mochte. Ein Vater hat eine Tochter, die einen jungen Mann liebt und von ihm geliebt wird. Aber der Vater ist damit nicht einverstanden. Er wird überlistet, mit Hilfe eines komischen Dieners, der sich für das jugendliche Liebespaar interessirt, und der schließlich die Zofe heirathet. Das ist die ganze Handlung. Sie ist, wie man sieht, nicht sehr aufregend. Die Komik des Dieners wird hauptsächlich durch Verwechselungen und Mißverständnisse bestritten.

Das rührend harmlose Original hatte durch den türkischen Bearbeiter eine sehr interessante und aufregende Veränderung erfahren. Im letzten Act tritt ein bisher Unbekannter ein, der einen langen Monolog hält. Man braucht nicht türkisch zu verstehen, um sofort zu begreifen, daß das der Verräther ist. Er liebt das junge Mädchen und will ihren Bräutigam tödten. Der Bräutigam hat viel Durst und trinkt oft Wasser. Daran wird er zu Grunde gehen. Der Verräther sieht sich scheu um, zieht aus der Weste ein kleines Pulver, das gelinde gesagt Arsenik enthält, und schüttet den Inhalt in das Glas. Vorsichtig, wie er gekommen, will der Unhold wieder davonschleichen, aber da ereilt ihn die Strafe. Der treue komische Diener ist unbemerkt dem fremden Verräther gefolgt und hat Alles beobachtet. In dem Augenblick, als der fremde Verräther den Rückweg antreten will, stürzt der treue komische Diener über ihn her und ersticht ihn mit sechzehn Dolchstößen. Das Publicum jubelte laut auf. Die Leiche blieb stumm liegen.

Die nun auftretenden Personen, also Vater, Braut, Bräutigam und Zofe, kümmerten sich nicht weiter um den Abgeschiedenen, den sie auch keines Blickes würdigten. Der Vater, der endlich durch die Treue des Bräutigams zur Nachgiebigkeit gestimmt und gerührt wurde, legte die Hand seiner Tochter in die seines künftigen Eidams, und der treue komische Diener umfing zärtlich die neckische Zofe als Braut. Ueber die Kleinigkeit der Leiche lief die gemüthliche Handlung ruhig fort, und der Vorhang fiel.

Es sollte nun nach den Verheißungen des Zettels noch ein Act kommen. Ich zerbrach mir den Kopf, was jetzt eigentlich noch geschehen könnte, da doch Alle versorgt waren. Der Verräther war todt, der störrische Vater gebändigt, die Liebenden hatten sich gekriegt. Was verlangte man denn eigentlich noch?

Man wollte — und das war gewiß auch ein türkischer Zusatz — die Doppelhochzeit der Tochter mit dem jungen Mann und der Begleiterin mit dem treuen Diener mit türkischer Musik und türkischem Tanz veranschaulichen.

Da ereignete sich, gleich nachdem der Vorhang zum letzten Mal aufgezogen war, ein aufregender Zwischenfall, der der Komödie ein vorzeitiges Ende machte. Aus einer Loge des zweiten Rangs flog mitten in der lustigen Anfangsscene, welche die Heiterkeit des Publicums entfesselt hatte, ein großes Glas auf die Bühne, das unmittelbar vor der jugendlichen Liebhaberin, die ebenfalls eine ältere dicke Armenierin war, auf den Boden aufschlug und in tausend Stücke zersprang. Das machte eine merkwürdige Wirkung! Die drei Schauspieler, die dicke Armenierin, ihre Zofe und der Komiker, die gerade auf der Bühne waren, waren starr vor Schreck. Sie standen wie festgewurzelt da, sprachlos. Die beiden Mädchen wurden unter der Schminke bleich, und der Komiker, der zehn Minuten vorher den Verräther so tapfer erstochen hatte, zitterte und bebte. Seine weiten weißen Pluderhosen geriethen in eine vibrirende Bewegung. Alle waren fassungslos und starrten mit weit aufgerissenen Augen in den Saal, keines Wortes mächtig. Ebenso jäh war der Stimmungswechsel im Publicum. Das Lachen verstummte, und es herrschte plötzlich ein unheimliches Schweigen und völlige Regungslosigkeit. Es dauerte lange, sehr lange, vielleicht eine halbe Minute. Auf einmal gerieth das Haus in eine starke Bewegung. Alle Welt richtete die Blicke nach oben, nach der Loge, aus der das Glas geflogen war. Jetzt wurden auch einzelne Rufe vernehmbar, und schließlich war das Geschrei allgemein. Auch als Nichttürke konnte ich verstehen, daß diese Rufe keinesfalls die Aufforderung enthielten, daß der Betreffende noch länger im Hause bleiben solle. Man sah denn auch sehr bald, wie einige Polizisten den Glaswerfer beim Kragen packten und aus der Loge herausholten. Ich erkundigte mich nach der voraussichtlichen Strafe, die den Verüber dieses groben Unfugs wohl ereilen würde. Die Türken sind in der Beziehung recht vernünftig. Das Gericht wird mit solchen Bagatellen nicht weiter behelligt. Der Betreffende wird auf dem Polizeigewahrsam gehörig durchgeprügelt, in's Loch gesteckt und am anderen Morgen wieder entlassen.

Ueber die Beweggründe, die den Insassen der Loge im zweiten Rang zu seiner eigenthümlichen Huldigung veranlaßt hatten, gingen die Meinungen auseinander. Die Einen glaubten, es sei ein verliebter Jüngling gewesen, den die dicke Armenierin schlecht behandelt habe, Andere hatten die unwahrscheinliche Erklärung, es sei ein fanatischer Türke, der es für erlaubt halte,

der Armenierin ein Glas an den Kopf zu werfen. Am wahrscheinlichsten erschien mir die Auffassung, daß der gute Mann einfach betrunken gewesen war. Es ist in der That nicht anzunehmen, daß die Politik hierbei ihre Hand im Spiele haben soll. Für die Armenier ist augenblicklich Schonzeit anbefohlen. Wenn von Jildis die Jagd wieder eröffnet werden sollte, so würden allerdings ohne Weiteres abermals einige tausend Armenier mit Knütteln todtgeschlagen werden.

Dieser Zwischenfall hatte die Stimmung gründlich verdorben. Die Schauspieler, auf die man in denselben Räumen vor noch nicht langer Zeit schon einmal Revolverschüsse abgegeben hatte, befanden sich in Todesangst, und das Publicum war zerstreut. Der Act wurde, sobald die Künstler sich genügend gesammelt hatten, um einige Worte hervorzustammeln, in größter Eile ohne Sang und Klang zu einem gewaltsamen Schlusse heruntergehetzt, und der Vorhang fiel schnell. Keine Hand regte sich. Alle blieben sitzen. Man wartete noch immer auf die angekündigten Genüsse: auf das Hochzeitsfest mit Musik und Tanz. Auch das Orchester verharrte noch tapfer auf seinem Posten, und zur Belustigung des Publicums gab der Paukenschläger ein Solo zum Besten. Als er so etwa zwei bis drei Minuten auf der großen Trommel allein gelärmt hatte, kroch ein Jüngling hinter dem Vorhang hervor und blies ohne Weiteres die Petroleumlampen an der Rampe aus. Nun begriff das Publicum, daß es für heute aus war, und ohne Verwahrung gegen den jähen Abbruch der Vorstellung, die volle zwei Stunden früher als sonst ihr Ende nahm, verließen die Zuschauer den Saal.

Auf der gleichen Höhe, wie diese dramatischen Genüsse, standen die musikalischen, die den Fremden in Brussa zur Zeit des hohen Festes dargeboten wurden. In einem Biergarten im Judenviertel trieben rumänische Zigeuner, die sogenannten „Lautari“ musikalischen Unfug. Man darf bei diesem Getöse nicht an die wohlbekannte ungarische Zigeunermusik denken, mit welcher der garstige Lärm, den die Wallachen vollführen, nichts Anderes gemein hat, als das manchmal etwas wüste Tongewirr der Einleitungen zum Czardas. Die eigenartige und verführerische Klangfarbe des Zigeunerorchesters aber ist der wallachischen Katzenmusik völlig versagt; und in Bezug auf natürliche musikalische Veranlagung überragen die ungarischen Zigeuner ihre ostnachbarlichen Collegen thurmhoch.

Die nach Brussa verschlagene kleine Kapelle bestand aus einem Geiger, einem Cymbalschläger, einem Contrabassisten, einem Bläser auf der alten Panflöte und einer Guitarrenspielerin, die zugleich auch die Solosängerin der Banda war. In den Rundreim der Volkslieder stimmten dann alle Anderen, — natürlich bis auf den Bläser der Rohrflöte, — mit mehr kräftigen als wohllautenden Stimmen ein. Es war, um mit dem braven Lubowsky zu reden, „kein sogenannter Genuß“. Die Musik ist wild und häßlich, eine fratzenhafte Entartung und Verzerrung des Czardas, ohne den eigenthümlichen Zauber und das leidenschaftliche Schluchzen der rhythmischen

Zigeunermusik. Die „Lautari“ sind auch nicht besonders musikalisch. Ihre Harmonien sind zwar sonderbar, aber keineswegs schön. Es sind einfach unbeholfene Stümpereien, ein klägliches und vergebliches Herumsuchen nach dem Richtigen. Namentlich der Spieler des großen Brummbasses leistete in der Begleitung Grausames. So lange die Leute ihre heimischen Weisen spielten, konnten wir sie nicht controliren und mußten die Mißtöne, die unser Ohr zerrissen, als berechtigte Eigenthümlichkeiten ihrer volksthümlichen Kunst gelten lassen. Als sie aber die Unvorsichtigkeit begingen, uns bekannte Lieder und Volksweisen vorzutragen, merkten wir, wie jämmerlich unbeholfen diese Ruhestörer in der Begleitung der sehr geschmacklos verhäßlichten, manchmal bis zum Unkenntlichen entstellten Melodien herumpfuschten. Es war ein schreckliches Gedudel mit scheußlichen Harmonien.

Mit den Qualen, die wir auszustehen hatten, versöhnte uns einigermaßen die Sängerin, ein Kind von etwa vierzehn Jahren, mit einem wundervollen Kopf, mit fein geschnittenem Profil, mit großen ausdrucksvollen Augen, tiefbraun wie eine Indianerin. Wenn sie ihr rothes Tuch, um sich gegen die empfindliche Kälte des Abends zu schützen, um die schwarzen Haare legte, so daß nur das braune Gesicht aus der knallrothen Umhüllung hervorglänzte, war sie geradezu schön zu nennen.

Charakteristisch war für mich die Haltung der Zuhörer, — vorwiegend Beamte der Bank, der Schuldenverwaltung und der Regie, also Herren in den besten Stellungen, von denen vorauszusetzen ist, daß sie früher in ihrer Heimat gelegentlich doch leidlich gute Musik gehört haben. Es ist nun erstaunlich, wie vollkommen anspruchslos sie in ihrer kleinasiatischen Vereinsamung geworden sind, wie sie die schauderhaften Häßlichkeiten dieses marternden Lärms gar nicht mehr zu merken scheinen und sich schon an dem bloßen Ertönen und Klingen mit wirklicher Naivetät erfreuen. Jedesmal wenn sie irgend eine barbarisch verunstaltete Melodie wiedererkannten, stimmten sie freudig ein. Ganz dieselbe Erscheinung ist mir aufgefallen, als ich vor einigen Jahren in einem gottvergessenen Neste von Dakota in eine Schenke trat und da andächtig lauschend, mit freundlichem Ernste, eine Anzahl von Männern um einen Grubenarbeiter vereinigt fand, der langsam und unermüdlich mit der Hand über die Saiten einer ungestimmten Guitarre strich. Das Instrument war ihm offenbar vollkommen fremd, und er machte auch nicht den geringsten Versuch, eine Melodie zu spielen oder verschiedene Harmonien zu greifen. Es genügte ihm, daß die Saiten klangen, und alle Anderen freuten sich darüber.

Außer diesen beiden Vergnügungen, außer dem Theater und dem Concerte, hatte Brussa während der Feiertage noch eine dritte Volksbelustigung: den in der Türkei so beliebten „Karagös“. Es ist das Harmloseste, was man sich nur denken kann, ein Schattenspiel, das ganz genau unserem Kasperle-Theater entspricht. Der türkische Hännesche oder Wurstl heißt eben Karagös, zu deutsch: Schwarzauge. Der Karagös und die Mitspieler sind

Hampelmänner, die von dem Puppenspieler mit Stäbchen an ein durchsichtiges, geöltes, über einen Rahmen gespanntes und von hinten grell beleuchtetes Blatt gedrückt werden und nun also als schwarze Schatten wirken. Die Stücke laufen, gerade wie bei uns im Kasperle-Theater, ausschließlich auf fürchterliche Prügeleien hinaus. Das sind die öffentlichen Aufführungen. Der Karagös veranstaltet aber auch geheime Sitzungen, in denen sehr viel verfänglichere Scenen dargestellt werden.

Damit wäre die Liste der Veranstaltungen, die man in unseren Zeitungen unter der Abtheilung „Vergnügungsanzeigen" verzeichnet findet, für Brussa erschöpft. Von jedem Europäer hört man denn auch, wenn man nur fünf Minuten mit ihm spricht, unweigerlich bittere Jeremiaden nicht blos über das arme und in Bezug auf Geselligkeit so unerquickliche, sondern auch über das unsagbar langweilige und freudlose Brussa. Die einzige Zerstreuung, den einzigen Stoff zur Unterhaltung bietet das neueste Verbrechen oder ein elementares Ereigniß. Der vulkanische Boden, der Brussa die Segnungen der heißen Quellen spendet, ist für die Stadt schon oft verhängnißvoll geworden. Das Erdbeben, das im Jahre 1855 hier gewüthet, die stattlichsten Gebäude vernichtet oder im günstigsten Falle beträchtlich geschädigt und über tausend Menschenleben zerstört hat, wird zu den großen Katastrophen unserer Erde gerechnet. Die Spuren der damaligen Verwüstung sind noch heute überall sichtbar und wirken am traurigsten und störendsten da, wo man sie, wie in einigen der Moscheen, durch widerwärtig geschmacklose Ausbesserungen und Ueberkleckfungen zu verwischen versucht hat. Wo uns der Verfall sans phrase entgegentritt, bietet sich uns mitunter sogar ein schönes malerisches Bild dar.

Das gilt vornehmlich von der Ruine der großen Karawanserai. Vor der Errichtung der Bahn nach Eski-Schehir, Angora und Konia, die jetzt den ganzen Transport durch Anatolien an sich gerissen hat, war Brussa der Hauptplatz für den Transithandel aus dem Innern Kleinasiens. Für die Beherbergung der Kaufleute aus dem Innern, der Lastthiere und der Waaren war da ein „Han" in mächtigen Verhältnissen entstanden, — um einen großen, mit Bäumen bepflanzten Hof ein Complex von Baulichkeiten, in denen die Kaufherren mit ihren Leuten, ihren Thieren und massenhaften Waaren Unterkommen fanden.

Dieser Riesenbau ist durch das Erdbeben von 1855 in einen imposanten Trümmerhaufen verwandelt worden. Die oberen Stockwerke sind nahezu völlig zerstört, nur einzelne Rundbogen sind stehen geblieben, durch die jetzt das tiefe Blau des Himmels strahlt. Vom unteren Stockwerk ist ein großer Theil von der Zerstörung verschont geblieben. Die dort angebrachten Kaufgewölbe werden auch meistens noch benutzt. Aus den Trümmern darüber und aus allen Fugen der starken Mauern wuchert das Unkraut üppig hervor. Es ist ein wehmüthig schönes Bild großartigen Zerfalls, das zu dem lebhaften und bunt bewegten Treiben auf dem Hofe,

der von diesen zertrümmerten Mauern umschlossen wird, einen wirkungsvollen Gegensatz bildet. Hier wird der Pferdemarkt abgehalten. Man sieht da prächtige Typen in bunten Trachten und Pferde aller Art: edle Araber und elende Mären, die von wilden Naturreitern geritten werden, in lustigem Durcheinander.

Wenige Tage vor unserer Ankunft waren die Bewohner von Brussa wieder einmal durch starke Erdstöße, die sich im Laufe der einen Nacht siebenmal wiederholten, zum Glück aber nur ganz kurze Zeit anhielten, in tödtlichen Schrecken versetzt worden. Diese Stöße waren die stärksten, die seit Jahrzehnten hier verspürt worden sind. Einige waren so bedrohlich, daß die geängstigten Brussaner in der Erinnerung an das Unheil des Jahres 1855 das Schlimmste befürchteten. Alle hier Angesessenen, mit denen ich zusammentraf, standen noch unter dem unmittelbaren Eindruck der überstandenen Angst. Die Panik, von der die gesammte Bewohnerschaft ergriffen wurde, muß groß gewesen sein, namentlich nach dem zweiten und stärksten Stoße, der um Mitternacht erfolgte. Aus den schwankenden, in ihren Grundfesten erschütterten und in allen Fugen krachenden Häusern, deren Wände zum Theil in mächtige Risse barsten, stürzten, halb bekleidet, hohläugig, todtenbleich, mit schlotternden Gliedern, Männer, Weiber, Kinder auf die dunkle Straße. Bilder und Spiegel lösten sich von den gelockerten Nägeln und stürzten von den Wänden herab. Möbel wurden umgeworfen und zertrümmert. Alles Zerbrechliche ging in Scherben. Die Frauen, Mädchen und Kinder schrieen und heulten, die Christinnen bekreuzten sich fortwährend, die Mohamedanerinnen und Jüdinnen vereinten sich in lautem Gebet. Die kleine wallachische Sängerin im Biergarten, die erst nach dem ersten Erdstoß die drohende Gefahr erkannt hatte, fiel beim zweiten in Krämpfe und Ohnmacht. Auch die beherztesten Männer gestehen, daß sie in ihrem Leben nie ein quälenderes Unbehagen, eine peinlichere Beklemmung verspürt haben, als in der Unglücksnacht vom 28. zum 29. April. Die auf die Straße Geflüchteten waren um keinen Preis dazu zu bestimmen, in ihre Häuser wieder zurückzukehren, und verbrachten die unbehagliche kalte Nacht, in der das Thermometer nur 6 Grad Réaumur zeigte, in dürftigster Bekleidung auf dem Straßenpflaster und in den Gärten.

Als ich im vorigen Jahre vom Pferdemarkte in der zerstörten Karawanserai kam, begegnete ich einem sonderbaren Aufzuge, der auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat. Voran schritt ein Offizier mit gesenktem Degen, dem ein Dutzend Soldaten folgten. Sie führten in ihrer Mitte zwei Verbrecher, auf deren Brust eine Tafel befestigt war, welche in großer Schrift ihre Namen, ihre Unthat und das Urtheil enthielt. Es waren Mörder. Ihr rechtes Handgelenk war mit schweren Eisenketten belastet, die bis zum Knöchel, um den ein breiter Eisenring gelegt war, reichten und mit diesem verbunden waren. Sie kamen vom großen Platze und wurden nach dem hiesigen barbarischen Brauche durch die belebtesten

Straßen der ganzen Stadt und nach dem Basar geführt. Der mittelalterliche Pranger steht hier eben noch in in vollem Schwang, sogar in grausamer Verschärfung. Man begnügt sich nicht damit, die Unglücklichen an einem bestimmten Schandpfahl auszustellen, man schleppt sie durch die ganze Stadt, läßt sie überall Halt machen und zeigt sie dem Volke. Was der nicht völlig verrohte Zuschauer, der ohne seinen Willen durch einen Zufall zum Zeugen dieses abscheulichen Schauspiels gemacht wird, empfindet, ist unbeschreiblich. Das widerwärtige Bild wurde durch die über alles Lob erhabene anständige Haltung des Volkes in seiner abstoßenden Wirkung so viel wie möglich gemildert. Fast Alle ohne Ausnahme begnügten sich, die Unglücklichen mit einem flüchtigen Blick zu streifen, und wandten sich dann ab. Es blieb auch nicht ein Einziger stehen, um sich an diesem menschenunwürdigen Schauspiel zu weiden.

Der Zug machte gerade Halt, als wir aus dem Han heraustraten. Ich werde den Blick, den der Eine, ein Christ, als ich an ihm vorüberging, auf mich warf, nie vergessen. Es war der erschütternde Ausdruck ruhiger Verzweiflung, — eine Traurigkeit, wie ich sie kaum je gesehen habe. Man sah dem Blicke an: der Mensch hat schon furchtbar leiden müssen und weiß ganz genau, daß ihm noch unsagbarere Qualen bevorstehen! Der Richter hatte ihn, wie seinen Cumpan, einen Muselman, zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt. Aber so lange die Welt steht, hat es noch kein Verbrecher fünfzehn Jahre in einem türkischen Zuchthause ausgehalten. Sie werden durch Hunger, Durst und Bastonnaden in möglichst kurzer Zeit zu Tode gequält. Ueber die Mauern des türkischen Gefängnisses ist die Humanität noch nicht gestiegen.

IV.

Es ist mir nicht unbekannt, daß ich gegen alle Rangordnung verstoße, wenn ich bei meiner Schilderung Brussas oder vielmehr bei der Aufzeichnung der Eindrücke, die Brussa auf mich gemacht hat, erst jetzt auf die weltberühmten Moscheen und Turben (Grabdenkmäler der Sultane) zu sprechen komme. Ich habe nicht einmal zu meiner Entschuldigung anzuführen, daß ich damit eine kunstgerechte Steigerung beabsichtige. Es ist eine einfache Frage der Ehrlichkeit, die mich unwillkürlich dazu bestimmt hat, diese Gotteshäuser und Mausoleen nicht in die vorderste Reihe der Sehenswürdigkeiten von Brussa zu rücken.

Ohne irgendwelche Befangenheit bekenne ich: „barbarus hic ego sum." Das Verständniß für die Schönheit der Moscheen und für die bewunderungswürdige Kunst ihrer Ausschmückung ist mir nie recht aufgegangen. Die Agha Sophia von Stambul, die durch die Größe ihrer Verhältnisse und ihre harmonische Gliederung auf Jedermann einen mächtigen Eindruck machen muß — dieses Wunderwerk der echt byzantinischen Baukunst, das in wüster Geschmacklosigkeit und barbarischem Unverständniß gewaltsam zu

einem Tempel des Islam umgewandelt worden ist, zählt natürlich nicht mit. Alle echten Moscheen aber lassen sich nach meinem Empfinden mit den berühmten Kirchen der Christenheit auch nicht im entferntesten vergleichen. Von der feierlichen Andacht und der weihevollen Erhabenheit, die aus den kirchlichen Bauwerken der Gothik und der Renaissance zu uns spricht, kann hier gar nicht die Rede sein.

Das berühmteste Gotteshaus von Brussa ist die „Grüne Moschee" (Jeschil Dschami), die als eines der schönsten Denkmäler der osmanischen Architektur gilt — „ein glänzendes Kleinod sarazenischer Baukunst", wie sie Hammer-Purgstall nennt. Das soll sich doch gewiß nur auf das Innere beziehen, denn das Aeußere dieser berühmten Moschee ist ganz unbedeutend. Früher mag sie durch den Schmuck der beiden mit grünen Kacheln belegten, hohen Minarehs eigenartiger und künstlerischer gewirkt haben; diese schlanken grünen Thürme sind jedoch beim Erdbeben von 1855 eingestürzt, und ihr moderner Ersatz ist häßlich und nüchtern. Aber auch das Innere hat mir nach den Erwartungen, die ich mir nach den überschwänglichen Schilderungen gemacht hatte, eine gelinde Enttäuschung bereitet.

Die Gebetnischen rechts und links im Erdgeschoß und die Emporen für den Sultan und die Frauen wirken durch den dunklen Schimmer ihrer Bekleidung von bunten Emailkacheln in tiefgrüner Grundfarbe allerdings sehr schön; aber es sind doch eben nur bezaubernde Einzelheiten inmitten eines Ganzen, das ziemlich eindruckslos ist, wenn es nicht gar einen geradezu häßlichen Eindruck macht. Mir ist es durchaus versagt, mich in eine ungetrübte genußfreudige Stimmung zu versetzen, wenn ich wie hier die schönen Werke alter Kunst in unmittelbare Nachbarschaft mit den elendesten Patzereien moderner Handlanger gebracht sehe. Ich kann mich nicht der herrlichen Einzelheiten in der Grünen Moschee unbefangen freuen, wenn mein Auge, das sich soeben am sanft schimmernden Schmelz der schönen alten Fayencen gelabt hat, gleich darauf durch die haarsträubenden Scheußlichkeiten der Umgebung, durch diese kreideweißen Wände mit den riesigen stilisirten Schnörkeln in tiefem Schwarz beleidigt wird, wenn ich sehe, wie man schadhaft gewordene oder ausgebrochene Kacheln durch elende und stümperhafte Nachahmungen von schreiendem Ungeschmack ersetzt hat.

Aus den Moscheen und Turben Brussas sind hunderte von Kacheln, die von den Sammlern keramischer Kunstwerke außerordentlich hochgestellt werden, gestohlen und verkauft worden. Nach dem Erdbeben lagen sie haufenweise unter den Trümmern der zerstörten Gebäude, und die sorglosen Türken kümmerten sich nicht weiter darum. Die christlichen und jüdischen Händler schafften möglichst viel bei Seite, und es entwickelte sich ein schwunghafter Handel damit. Der Pariser Rothschild kaufte Alles auf, was er haben konnte, und schmückte damit einen Theil der Pariser Synagoge. Er ließ auch sein Privatbad in seiner Wohnung ganz mit diesen kostbaren Kacheln aus Brussa belegen. Zu jener Zeit standen die Kacheln noch nicht

übertrieben hoch im Preise; man bezahlte für das Stück selten mehr als zehn Franken. Jetzt wird für mittelmäßige Exemplare das Vier- und Fünffache gezahlt, und besonders schöne, wie die aus der Grünen Moschee, die kaum noch zu haben sind, werden auf dem Markte des Kunstgewerbes oft zu lächerlich hohen Preisen hinaufgetrieben. Man muß Kenner sein, um die Schönheit dieser Fayencen vollkommen zu würdigen. Dem unbefangenen Laien erscheint die helle Begeisterung, die sie hervorrufen, wenn auch nicht verdächtig, so doch nicht recht verständlich.

Nachdem ich mich in verschiedenen Moscheen und Mausoleen an den Kacheln, die mir übrigens in den zwei Jahrhunderte älteren vorbildlichen Seldschuckenbauten unter Ala Eddin in Konia noch schöner erschienen sind, sattgesehen hatte, war es mir ganz recht, daß ich beim Besuch der „Großen Moschee" (Ulu Dschami) die schon so oft angestaunten Wunder altpersischer Töpferkunst nicht noch einmal pflichtschuldig zu bewundern brauchte. Im Gegensatz zu dem schummerigen Halbdunkel, in dem die Grüne Moschee dahindämmert, ist die Große Moschee durch das Oberlicht, das von den zwanzig flachen Kuppeln in den mächtig großen Raum flutbet, tageshell beleuchtet. Diesen zwanzig Kuppeln der Bedachung entsprechen ebenso viel viereckige Abtheilungen im Innern, die von starken, ebenfalls quadratischen Pfeilern, welche die Decke tragen, gebildet werden.

Früher sollen die Wände schön bemalt gewesen sein, jetzt sind sie mit häßlich blendendem Kalk weiß übertüncht. Ringsum sind, wie in vielen anderen Moscheen, wie auch in der Agha Sophia, in künstlicher Verschnörkelung Koransprüche schildartig angemalt worden. Es sieht schauderhaft aus.

Der Mangel an Geschmack erreicht in der Türkei eine schwindelnde Höhe. Leute mit wirklichem künstlerischen Blick, wie Hamdi Bey, gehören zu den weißen Raben. Dem biederen Durchschnittstürken aber ist es vollkommen gleichgültig, und es beleidigt ihn durchaus nicht, wenn man neben dem Würdigen und Vornehmen alter Kunst jämmerlichen Schund moderner Pfuscherei anbringt. Der Brüsseler Teppich elendester Qualität, den ich inmitten wundervoller Perser-Teppiche in der Moschee zu Konia sah, ist charakteristisch. Dergleichen banausische Unbegreiflichkeiten findet man hier überall. Man hat keinen Begriff von Pietät vor alter Kunst, und das beliebteste Mittel, Alterndes oder Störendes zu beseitigen, ist die einfache Beschmierung mit weißer Kalktünche. So hat man den prachtvollen figürlichen Mosaikschmuck der Agha Sophia, den der Islam nicht duldet, durch diese weiße Tünche den Blicken der Gläubigen entzogen.

Kreideweiß ist also auch die Große Moschee, die in ihrem Innern kein anderes Kunstwerk enthält, als die reich und schön geschnitzte Kanzel mit ihren Blumen und Früchten, Zweigen und Ranken. Der große Brunnen inmitten der Kirche macht einen freundlichen Eindruck, und das fließende

Wasser in dem weiten Becken, das zu den rituellen Waschungen dient, verbreitet eine angenehme Kühle.

Obgleich es nicht zur Gebetstunde war, als ich die Moschee besuchte, waren doch wohl fünfzig bis sechzig Moslem in den weiten Räumen vertheilt. Die Meisten schienen nicht gerade in besonders andächtiger Stimmung zu sein. Sie lagen, den Rücken gegen die Säulen gestützt, meistens in der Nähe des Brunnens auf den sauberen Matten, ihre Fußbekleidung stand neben ihnen, und es sah aus, als ob sie an gar nichts dächten. Einzelne aber machten ihre frommen Uebungen. Sie verrichteten ihr Gebet mit den auf uns so sonderbar wirkenden zimmergymnastischen Bewegungen, mit Kniebeugen, Berühren des Bodens mit der Stirn, Aufstehen, Erhebung und Senkung der Hände u. s. w. In einigen Nischen hockten einige junge Theologen mit ihrem Lehrer, der ihnen die Weisheiten des Koran offenbarte und erläuterte, während Andere dieser Softas sich dem gottgefälligen Werke hingaben, den Koran auswendig zu lernen. In einem eigenthümlichen Singsang, der in längeren und kürzeren Perioden immer mit einer Art von Cadenz abschloß, leierten sie die Worte ihrer heiligen Schrift herunter und machten dazu eine gleichmäßig pendelnde Bewegung mit dem Oberkörper. Wie man mir sagte, dauern diese Uebungen stundenlang; wie denn überhaupt die ganze Frömmigkeit und Theologie der Moslem vornehmlich im Auswendigkönnen des Koran zu beruhen scheint.

Unter den Mausoleen ist das Grab des Sultans Muhamed, mit dem Beinamen „Tschelebi" — was soviel sagen will wie „Herr" in der liebenswürdigen Bedeutung des Wortes, „artiger, feingebildeter, gnädiger Herr", — sicherlich das wirkungsvollste, obwohl die bunten Kacheln des Sarkophags nicht der alten Töpferkunst angehören. Ein poetischer Gedanke ist in der Begräbnißstätte des Sultans Murad II. verwirklicht. Murad, der wußte, daß er als Sultan in einer besonderen Turbe, also in einem bedeckten Raume, bestattet werden würde, hatte den Wunsch, daß auch sein Grab, wie das der weniger bevorzugten Sterblichen auf den Friedhöfen, vom Regen des Himmels genetzt werde. In der Mitte der Kuppel, welche das Mausoleum überdacht, ist daher eine Oeffnung geblieben, durch die der Regen in das Innere eindringen kann. Er fällt gerade auf das Grab, das von vier schlichten weißen Marmorplatten gebildet wird, in deren Mitte Erde gestreut ist. Da wächst denn auch Gras in dünnen spärlichen Halmen.

Viele andere Moscheen und Turben, „die man gesehen haben muß", habe ich mir geschenkt. Mehr als an diesen Sehenswürdigkeiten habe ich mich an den herrlichen Aussichtspunkten von den Brücken, an dem Blick auf den von hohen, felsigen und in malerischem Wirrwarr bebauten Ufern eingezwängten Fluß, und von der Esplanade beim Grabe Osmans auf die mit gesunden Bäumen freundlich besetzte winklige Stadt erfreut. Wie ein

orientalischer Teppich mit verschnörkeltem Muster auf grünem Grunde breitet sie sich hier zu unseren Füßen aus.

Einer der lieblichsten Punkte der oberen Stadt ist das von schattigen Platanen umrauschte „Bunar Baschi", Quellenhaupt, mit dem Ausblick auf die epheubewachsenen alten Burgmauern, den von dichtem Unkraut völlig bewachsenen früheren Burggraben und den alten Kirchhof mit prachtvollen Cypressen. Wir trafen es gut, denn auf dem weiten freien Platze bei Bunar Baschi war anläßlich des Beiram großes Volksfest. Es war eine Art Messe, und wohl so ziemlich alle Kinder — es waren gewiß mehrere tausend — drängten sich da zusammen, alle im Feiertagsstaate geputzt und mit frisch bemalten rothen Handflächen und Fingerspitzen. Dieses Bestreichen der Hände mit dem rothbräunlichen Farbstoff, Kinna genannt, beruht auf dem Aberglauben, daß es den Kindern Glück bringe.

Im Vergleich zu den Volksvergnügungen, die bei uns gelegentlich der Jahresmessen oder der Schützenfeste selbst in kleinsten Städten veranstaltet werden, war das Fest auf dem Platze bei Bunar Baschi von wahrhaft ergreifender Anspruchslosigkeit. Von all den Herrlichkeiten, die unsere Messen beleben, als da sind: Circus, Buden mit starken Männern und Riesenweibern, wilden Indianern, Verspeisern von lebenden Kaninchen, Mißgeburten, Guckkasten, in denen die schrecklichsten Unglücksfälle und Verbrechen durch angehauchte Gläser betrachtet werden können, Würfel- und Schießbuden, Bierzelte und Zuckerbäcker — von all diesen Herrlichkeiten war hier nichts zu sehen. Ein lumpiges Caroussel und eine beträchtliche Anzahl von Schaukeln allerprimitivster Einrichtung — das war Alles, was für die Belustigung der Kleinen geschehen war. Aber auch damit waren sie vollkommen zufrieden. Die völlige Genügsamkeit, die eine der bemerkenswerthesten und liebenswürdigsten Eigenschaften der Orientalen ist, zeigt sich eben schon in frühester Kindheit. Rührend artig und mit stockernsten Gesichtern saßen die Kinder, wie die Heringe zusammengepfercht, auf der Bretterbank der Schaukel und ließen still und gefaßt die Vorbereitungen zur Seekrankheit über sich ergehen. Keine Drehorgel, kein Gerassel der Becken, kein Getute böhmischer Musikanten auf ihren verstimmten Trompeten, kein Gelärm mit den fürchterlichen Kinderinstrumenten belebte die fröhliche Stimmung. Es war erstaunlich ruhig. Den Kindern genügte es eben schon, daß sie überhaupt da waren.

Das „Dasein" unter freiem Himmel gilt den Türken schon als ein wirkliches Vergnügen. Immer wieder erregt es mein Erstaunen, wenn ich an irgend einem Freitage nach den Süßen Wassern hinausfahre und da auf den Sandhügeln rechts und links am Wege die Niederlassungen der türkischen Frauen und Männer sehe, die in der üblichen strengen Absonderung der Geschlechter auf den mitgebrachten Teppichen still dasitzen, kein Wort mit einander sprechen und sich stundenlang nicht vom Flecke regen. Das ist ihr Feiertagsvergnügen — „bin einmal da" . . . Wenn die Sonne

sinkt, rollen sie ihren Teppich zusammen und gehen schweigsam heim, vollkommen befriedigt von dem angenehmen Tag, den sie verbracht haben. Geradeso war es auch um das hiesige Vergnügen der Kinder bestellt — sie waren einmal da!

Die Buntheit und Bewegtheit des Bildes war sehr reizvoll. Die kleinen türkischen Jungen sehen ungemein possirlich aus. Sie sind gewöhnlich sehr gut genährt, und ihre Beine runden sich anmuthig schon durch Erblichkeit zur bequemsten und beliebtesten Stellung des Unterschlagens. Es ist überhaupt Alles rund an ihnen: das Gesicht, der Rumpf, die Kleidung mit den merkwürdig geschnittenen Pluderhosen, oben weit und unten eng. Die allerliebsten kleinen Mädchen mit ihrem scheuen Blick, in ihren schreienden bunten Fähnchen, für die mit Vorliebe die dottergelbe Färbung ausgesucht wird, sind sehr niedlich. Die kleinen Jungen sind zuthunlich und vergnügt, während die Mädchen eine viel größere Zurückhaltung beobachten. Manche laufen sogar entsetzt davon, sobald ein Herr in fränkischer Tracht in ihre Nähe kommt. Wie mag man die armen Kinder über die schrecklichen „Gjaur" belogen haben!

Wer sich ein besonderes Vergnügen bereiten will, der kaufe von dem Krämer, der seine zweifelhaften, mit dicker Staubschicht bedeckten Zuckerbäckereien auf der Erde ausgebreitet feilhält, für ein paar Piaster Kringel und Süßigkeiten und werfe sie unter die Schaar der Kinder. Alsbald entwickelt sich eine allgemeine Katzbalgerei, die wirklich sehr komisch ist. Aber auch da zeigt sich eine orientalische Eigenthümlichkeit: die prügelnde Wettbewerbung vollzieht sich ohne alles Geschrei, unter tiefstem Stillschweigen.

Zu den Unvermeidlichkeiten für den Fremden gehört in Brussa endlich der Besuch des Basar, in dem vornehmlich die mit Recht weltberühmten dünnen, spinnwebefeinen Seidenstoffe feilgeboten werden. Der Basar ist, wie überall im Orient, überdacht, eng, winklig, unfreundlich, schmutzig. Die Armuth der Stadt zeigt sich auch hier. Die Händler verkaufen nicht ihre eigene Waare, die sie vom Fabrikanten käuflich erworben haben, sondern sind fast ausschließlich nur die Verschleißer der Fabriken, an die sie in bestimmten Zwischenräumen für die verkauften Waaren den Betrag auszuzahlen und Rechenschaft über den Lagerbestand abzulegen haben. Alle nagen am Hungertuch, auch die Fabrikanten. Und die Verkäufer erst recht. Man darf es ihnen daher vielleicht nicht einmal besonders übel nehmen, wenn sie bei jedem Geschäfte, das sie mit einem Fremden machen, eine schamlose Uebervortheilung anstreben. Sie fordern nicht etwa einen hohen Preis, der noch allenfalls innerhalb der Grenzen des Vernünftigen wäre, sie stellen ganz lächerliche unsinnige Forderungen. Sie nennen oft den vier- oder fünffachen Betrag des wirklichen Werthes! Wenn man aber auch für die Verkäufer alle menschlichen Milderungsgründe gelten lassen will, — für den Käufer ist es ein höchst widerwärtiges Gefühl, sich von diesen lästigen Schwätzern unausgesetzt belogen und betrogen zu wissen. Es sind vorwiegend

Armenier. Der Begriff des anständigen und soliden Kaufmanns, der sich mit dem ihm gebührenden Gewinn begnügt, scheint hierzulande gar nicht bekannt zu sein. Der ganze orientalische Schacher hat auch überhaupt etwas kleinlich Unwürdiges. Wie zudringliche Bettler laufen die Leute hinter dem Fremden, in dem sie einen möglichen Kunden wittern, her, lassen ihre verlockenden Waaren vor seinen Augen schillern, die Silberfäden glitzern und entrollen die Stoffe in gefälligem Faltenwurfe. Und wenn man sie ein Dutzendmal noch so energisch abwehrt, sie versuchen es doch ein dreizehntes Mal, den Davoneilenden zum Stillstehen mit der Aussicht auf ein mögliches Geschäft zu veranlassen.

Ich hielt mich nicht länger als nöthig in dem dumpfen und leidig bevölkerten Basar auf und freute mich, als ich wieder im Freien war. Ich fühlte mich auf's Neue in meinem Entschlusse bestärkt, mich um all die schönen Dinge, die in den Reisehandbüchern gewissenhaft verzeichnet stehen und der aufmerksamen Betrachtung des Fremden warm empfohlen werden, weniger zu kümmern, als um das entzückende Städtebild, dessen Anblick mir immer neues Behagen und neue Freude gewährte. Die alte Residenz der Sultane, der klassische Boden von Brussa und die historischen Denkmäler haben auf mich, ehrlich gesagt, keinen erschütternden und tiefen Eindruck gemacht. Aber ich habe eine wunderschöne, echt orientalische Stadt mit ihrem bunten Gewirr, vom Grün belebt und von alten Platanen beschattet, am Saume eines weiten, lieblichen, von rauschendem Wasser durchschlängelten Thales, im Festgewande des leuchtenden Frühlings kennen gelernt; und das genügt mir.

Pera, im Mai 1898.





Mauser und Hotchkiß.

Die neuesten Constructionen mehrschüssig-selbstthätiger Feuerwaffen kleinen Kalibers.

Von

Gustav Schröder.

— Berlin. —

Mauser und Hotchkiß sind Namen, die obenan stehen in der Liste der Förderer jener Technik, die man die „Si vis pacem para bellum-Kunst und Wissenschaft" nennen könnte, Namen zweier Koryphäen unter den Tödtungs-Maschinen-Erfindern!

Wie weit es das fin du siècle in diesem Wissen, Wollen und Können gebracht hat, ist wohl auch für gebildete Laien, auch solche, die nicht Reserve-Lieutenants sind oder es werden wollen, von Interesse, und so darf vielleicht die nachstehende Studie über die Handfeuerwaffen-Technik und deren geschichtliche Entwickelung den Lesern von „Nord und Süd" empfohlen werden.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war in den Vorträgen wie in den Schriften über „Waffenlehre" der Abschnitt „Handfeuerwaffen" noch von mäßiger Ausdehnung; man hatte nicht viel daran zu lernen. In allen Armeen gab es für die große Masse des Fußvolkes nur eine in allen wesentlichen Bestandtheilen übereinstimmende Schießmaschine, die „Flinte" (bei Lauflängen unter einem Meter „Karabiner", bei noch geringerer „Pistole" genannt) und für die Minorität der gesammten Mannschaft, die Jäger und Schützen, die „Büchse". Beide Benennungen waren, beiläufig bemerkt, zur Zeit nicht mehr zutreffend; das Entscheidende der beiden Schießwaffen-Gattungen lag in der Beschaffenheit des Laufes, der dort im Innern glatt, hier gezogen, mit Rinnen versehen, war.

Daß die Ladung bei beiden Gewehr-Klassen von der Mündung aus eingebracht wurde, war so selbstverständlich, daß dieser Umstand gar nicht besonders zum Ausdruck gebracht zu werden brauchte.

Für die Praxis nicht! es gab, thatsächlich und in Gebrauch stehend, nur „Vorderlader“.

Daß die Ladung vom hinteren Ende her (par la culasse, wie die Franzosen und analog die Italiener noch heut sagen) verschiedene erhebliche Vortheile haben würde, war eine Erkenntniß, so alt, wie die Einführung des Schießpulvers als Treibmittel überhaupt — man könnte auch sagen: so alt wie das Blaserohr, das zwar als Ernst- und Kriegswaffe wohl immer nur bei einzelnen wilden Völkerschaften in Gebrauch gestanden hat, (der unbedeutenden Triebkraft wegen, die der Mensch durch Ausathmung nur zu erzeugen vermag), aber als Knaben-Spielzeug und Sport in die ältesten Culturzeiten zurückreichen dürfte.

Die Hauptvortheile des Hinterladers (der „Rückladung“) sind: die viel größere Schießgeschwindigkeit; das Verbleiben des Schützen, während des Wiederladens, in möglichst vollkommener Deckung; das erleichterte Reinhalten des Laufinneren.

Beim Blaserohre kann die reine Rohrform unausgesetzt beibehalten werden, denn die Triebkraft — der kräftige Aushauch des Schützen — erfolgt naturgemäß nur in der Richtung des Laufes von hinten nach vorn. Dem gegenüber macht sich beim Pulver-Hinterlader die Ausdehnung des Gases nach allen Richtungen geltend, demzufolge die Nothwendigkeit bestand, bei jedem Abschießen nach erfolgtem Einbringen der Ladung die Bodenöffnung zu verschließen, und zwar gasdicht! Darin liegt die Schwierigkeit, an der das Hinterlade-System von einem Jahrhundert zum andern gescheitert ist, bis — Nicolaus Dreyse kam.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß Dreyse nicht sofort mit dem Hinterlader gekommen ist, sondern mit dem zur Verdrängung des Percussionsgewehres bestimmten Zündnadelgewehr, das nach wie vor Vorderlader war.

Das Percussionsgewehr war zur Zeit von Dreyses erstem Auftreten noch von sehr neuem Datum; ein bezügliches Patent hatte der Schotte Alexander Forsyth 1807 erhalten; aber bis zur Anerkennung der Percussionszündung bei Kriegswaffen hatte es noch gute Wege.

Ein flüchtiger Rückblick dürfte an dieser Stelle nicht unangebracht sein.

„Büchse“ (so viel wie Röhre) war ursprünglich der allgemeine Name für die neue Waffe, die sich durch diesen Hauptbestandtheil auf den ersten Blick von der Armbrust unterschied*). Es ergab sich sehr bald die fernere Unterscheidung von Büchsen so kleinen Kalibers, daß ein einzelner Mann

*) Eben so allgemein wie ursprünglich im Deutschen „Büchse“ ist im Englischen noch heut „gun“.

sie transportiren und bedienen konnte, von den dafür zu schweren. Diejenigen, die doch schon zu schwer waren, als daß sie mit der Kraft des Armes in wagerechter Lage hätten gehalten werden können, stützte man auf einen Stab, der am oberen Ende in eine Gabel ausging. Gebrauchte man die Büchse hinter einer Deckung (Mauer, Palissade), so war dadurch für Auflager gesorgt.

Es machte sich der Rückstoß empfindlich geltend, und man versah das geschäftete Rohr mit einem Haken, der den Stoß gegen die Schulter aufhob, oder doch schwächte. Daher stammt die Bezeichnung „Hakenbüchse"; der mit der Waffe Ausgerüstete hieß: „Hakenschütze". Mit „Hakenbüchse" synonym ist arquebuse oder in deutscher Orthographie Arkebuse; davon Arkebusier.

Verdrängt wurde die Bezeichnung „Hakenbüchse" durch das romanische Wort, das die Deutschen „Muskete" schreiben; die Franzosen mousquet, die Spanier mosquete. Das Wort ist wohl auf mosca (lateinisch „musca") zurückzuführen und ein Ausfluß soldatischen Humors: die umherfliegenden Kugeln werden mit Fliegen oder Mücken (Moskitos) verglichen. Das spanische mosca bezeichnet übrigens auch einen lästigen, zudringlichen Menschen, das französische mousque einen munteren, muthwilligen Jungen.

Um die Pulverladung zur Explosion zu bringen, wurde in der Oberfläche des Laufes, in der Nähe des Bodens ein kleiner Canal durch den Laufmantel gebohrt und dessen Umgebung zu einer kleinen Platte geebnet. Ein- beziehungsweise aufgeschüttetes, in Mehlform gebrachtes Pulver verband dann das Aeußere mit der Ladung im Innern. Das auf die „Pfanne" geschüttete Pulver wurde mittelst Lunte entzündet, und so das Abfeuern bewirkt.

Die beschriebene einfache Art des Feuergebens fand bei sämmtlichen Feuerrohren Anwendung, den größten, wie den kleinsten. Bei jenen hat sie sich lange erhalten, was Lage und Form des Zündlochs betrifft. Statt der losen Mehlpulverfüllung des letzteren kamen besondere Zündkörper: Zündschnur, Stoppinen, Schlagröhren in Anwendung; bei der Entzündung mittelst Lunte blieb es einstweilen auch bei den Handrohren. Hier machte sich bald ein Uebelstand fühlbar: Der eine Mann, der alle Handgriffe zu leisten hatte, hielt mit dem linken Arm das Gewehr gegen die rechte Schulter gepreßt und hatte die zwischen den Fingerspitzen der rechten Hand gehaltene brennende Lunte an das aufgeschüttete Zündpulver zu bringen. Natürlich mußten seine Augen dabei suchen helfen, und es war schwer, dieselben gleichzeitig zum Zielen zu gebrauchen. Diesem Uebelstande wurde abgeholfen, indem man Zündloch und Pfanne an die rechte Seite des Laufes verlegte und die Lunte in einen kurzen eisernen Arm klemmte, der, mit dem anderen Ende drehbar am Laufe befestigt, durch einen leicht mit dem Zeigefinger der rechten Hand zu bewegenden Hebel (den „Abzug") im Viertelkreise zu schwenken, die Lunte mit dem Pulver der Pfanne in

Berührung brachte, ohne daß der Schütze hinzusehen brauchte. Diese neue Zuthat (Hahn mit Maul und Abzug) ergab das „Luntenschloß“ als die erste wichtige Verbesserung der Handfeuerwaffe.

Die Muskete dieser Art soll Alba 1521 eingeführt haben.

In dieselbe Zeit fällt eine sehr sinnreiche und nützliche Neuerung, die bald allgemein anerkannt und eingeführt wurde. Man darf nicht vergessen, daß zur Zeit nicht im Entferntesten alles Fußvolk und die Reiterei mit Feuergewehren ausgerüstet war, die Hauptwaffe blieb noch lange die Pike!

Die epochemachende Erfindung, die einem Nürnberger, Kiefus, zugeschrieben und von 1517 datirt wird, besteht in dem Ersatz des Luntenschlosses durch das „Radschloß“.

Daß der Musketier, so lange er sich in Gefechtsbereitschaft befand, brennende Lunte mit sich führen mußte, war ersichtlich unbequem, bei schlechtem Wetter unzuverlässig und sehr viel Material consumirend. Im 14. Jahrhundert kannte man bereits die Verwendbarkeit von Stahl und Stein zur Funkenerzeugung. Zwischen zwei Hölzern, die aneinandergerieben oder quirlartig in einander bewegt wurden, so große Wärme zu erzeugen, daß das weichere Holz zu glimmen begann, ist eine der ältesten Cultur-Errungenschaften, aber eine umständliche, ermüdende Arbeit. Ungleich schneller wird der nöthige hohe Hitzegrad durch Reibung erzeugt, wenn Stahl mit einem geeigneten Steine in Verbindung gebracht wird. Die Funken sind die losgerissenen und zum Glühen gebrachten Metallpartikelchen. Es war nur noch zu entdecken, daß diese auch Mehlpulver entzünden. Beim Radschlosse saß der Stein (Schwefelkies) fest; das Stahlrad — in seinem Umfange mit scharfen Rillen versehen — wurde durch Auslösen einer zuvor gespannten Feder in schnelle Umdrehung versetzt; so entstanden die Funken.

Was auf das Radschloß folgte, war im Princip nichts Neues, aber in maschineller Beziehung ein so entschiedener Fortschritt, daß die neue Anordnung, das „Schnapphahnschloß“, als epochemachend anerkannt worden ist. Zuerst bei den spanischen Truppen, Ende des 16. Jahrhunderts, aufgetreten, nahmen die Holländer es an und verbesserten es, bis es schließlich in der französischen Ausgestaltung als „Modell von 1777“ sozusagen zur Weltherrschaft gelangte. Diese Form „Steinschloß“ zu nennen, ist insofern nicht scharf genug bezeichnend, als ja das Radschloß auch schon ein Steinschloß d. h. bei demselben ein Stein als der eine der Funkenurheber in Thätigkeit war.

Die Verwendung des Stahls bei dem neuen Feuerzeuge gab den Anlaß zur Einführung einer neuen Benennung: Fucile italienisch; fusil französisch und spanisch, auch englisch. In Deutschland rief die Vertauschung des im Radschlosse angewendeten Schwefelkieses mit dem Feuerstein oder Flintstein die Benennung „Flinte“ in's Leben. Die schweren Musketen

mit Rad- oder Luntenschloß und die leichteren Flinten mit Schnapphahnschloß bestanden längere Zeit neben einander und begründeten die Unterscheidung von schwerem und leichtem Fußvolke, Musketieren und Füsilieren; Bezeichnungen, die bekanntlich noch heut in Gebrauch sind, obwohl sie keinen Sinn mehr haben; jedenfalls den ursprünglichen nicht.

Das „Feuerschlagen“ mit Stahl und Stein (unter Auffangen der erzeugten Funken mit Zunder oder Schwamm) hat sich bis in unsere Tage erhalten, wenn auch im Wesentlichen nur bei den Tabakrauchern; das Feuermachen zu hauswirthschaftlichen Zwecken geschah — beiläufig zuerst vor rund 80 Jahren — durch chemische Processe. Zuerst durch das Zusammenbringen von chlorsaurem Kali und Schwefelsäure mit leicht entzündlich gemachtem Holze; später (seit den ersten dreißiger Jahren) unter Heranziehung des Phosphors.

Die Erkenntniß des Umstandes, daß chlorsaures Kali durch Stoß oder Schlag zur Detonation gebracht werden kann, führte auf die „Percussionszündung“ (die Bezeichnung gebildet aus quatere, erschüttern, mit der Vorsilbe per, durch und durch, sehr heftig). Es ist bereits des Forsyth'schen Patentes von 1807 gedacht; nach dem 1853 in Paris erschienenen Mémorial de l'Artillerie sollen die Studien und Versuche mit Percussionszündung jedoch bis 1786 zurückreichen. Dieselben fanden mit chlorsaurem Kali statt; später entschied man sich für das knallsaure Quecksilberoxydul. Aus dem gewählten stoßempfindlichen Präparate bildete man kleine Zündwürstchen oder Stoppinen, die in das Zündloch gesteckt wurden. Der beim Steinschlosse den Stein enthaltende Hahn wurde zu einem Hammer umgestaltet. 1818 erfand der Engländer Joseph Egg das Zünd- oder Kupferhütchen. Lange zuvor war man schon darauf gekommen, das Zündloch nicht mehr als engen, cylindrischen, sondern als konischen (innerhalb weiteren) Canal zu gestalten, in Folge dessen beim Einfüllen des losen körnigen Pulvers von der Mündung aus die Pfanne sich von selbst mit Pulver füllte (während bei cylindrischem Zündloche das Füllen der Pfanne besonders hatte erfolgen müssen, was jedenfalls Zeitverlust, bei ungünstigem Wetter aber auch Pulververlust zur Folge und ungünstigen Einfluß auf Ladung und Treffen gehabt hatte). Da, wo beim Steinschloß die „Batterie“, d. h. der Stahl (der zugleich Pfanndeckel gewesen war) am Schlosse gesessen hatte, befand sich jetzt nur eine Warze, das „Piston“, auf welche das an seinem Boden die Zündmasse enthaltende cylindrische Kupferhütchen gesteckt wurde. Das Piston war durchlocht; der beim Niederschlagen des Hammers, bei Detonation des Knallpräparates entstehende Feuerstrahl schlug durch das Piston hindurch auf das Pfannenpulver und ergab das Abfeuern. Die Bahn oder Schlagfläche des Hammers war so tief ausgehöhlt, daß das Zündhütchen fest gehalten wurde und nicht umhersprühen, auch kein Feuer nach außen kommen konnte. Beim nächsten Hahnaufziehen fielen die Trümmer des Kupferhütchens ab, oder der Schütze streifte sie vom Piston ab.

Schon da er noch erster Consul war, (1800) hatte sich Napoleon eine Verbesserung des „Modell von 1777“ zur Aufgabe gestellt und eine bezügliche Commission ernannt, in der jedoch die Anhänger des Alten die Majorität hatten. Neue und in alle Culturstaaten unternommene Forschungen und Versuche folgten auf Grund der in den Napoleonischen Kriegen gemachten Erfahrungen seit 1816 — officielle wie private. Unter letzteren die größte Rolle zu spielen, war beschieden Nicolaus Dreyse, dem 1787 zu Sömmerda bei Erfurt geborenen Sohn eines Schlossermeisters. Talent und Neigung wiesen bei ihm über den einfachen Metallarbeiter hinaus. Eine von dem Schweizer Pauly in Paris angelegte, von Napoleon begünstigte Gewehrfabrik wurde die Hauptstätte seiner Ausbildung. Paulys Specialität war das Suchen nach einem praktisch brauchbaren Hinterlader. Er erhielt ein bezügliches Patent; es wurden auch Jagdgewehre darnach construirt; aber das eigentliche Ziel, eine genügend einfache und vom gemeinen Manne tractirbare Kriegswaffe zu schaffen, wurde nicht erreicht. Der Hinterlader war auch einstweilen nicht Dreyses Ziel, sondern die Ausbildung des Percussions-Systems. Daß Dreyse in der Pauly'schen Fabrik die Hinterlader-Studien kennen lernte, wird ohne Zweifel für die Folge ihn sehr gefördert haben.

Die praktische Thätigkeit Dreyses bestand darin, daß er im Jahre 1821 mit einem Compagnon, der wahrscheinlich das Anlagecapital lieferte, in seinem Heimatsorte eine Zündhütchenfabrik errichtete, die ihm 1824 patentirt wurde.

An dem Percussionsschlosse, wie es zur dermalen besten Ausgestaltung gelangt war, erschien der Umstand als ein schwacher Punkt, daß die beiden Elemente „Ladung“, d. h. Pulver und Kugel, und „Zündung“, d. h. der durch den Schlag auf das stoßempfindliche Quecksilber-Präparat erzeugte Feuerstrahl, räumlich und äußerlich getrennt waren. Die „Patrone“, eine Papierhülse, enthielt nur Pulver und Kugel. Letztere war am Vorderende in der Papierhülse festgeschnürt; das andere offene Hülsenende war durch Zusammenkneifen geschlossen. Der Ladende, der beide Hände nicht frei hatte, um das Hülsenende zu öffnen, riß das zusammengekniffene Hülsenende mit den Zähnen ab, ließ das gekörnte Schießpulver in den Lauf fallen, und schob mit dem Ladestocke die Patrone zu Boden, sie dort fest ansetzend. Mit der dann frei gewordenen rechten Hand setzte er hierauf das Zündhütchen auf das Piston. Hierbei konnte ein nicht ganz geschickter und ruhiger Schütze, besonders wenn er etwa erstarrte Finger hatte, leicht fehlgreifen, oder verlor doch Zeit.

Hier machte sich der erste folgenreiche Gedanke Dreyses geltend: er schuf die „Einheitspatrone“, indem er eine „Zündpille“ als Ersatz des Kupferhütchens mit der Patrone selbst in Verbindung brachte. Demnächst verlegte er das Organ der Percussion in das Innere des Schlosses und gab ihm die Form eines zugespitzten Bolzens in der Richtung

der Seelenachse, der durch die durchbohrte „Schwanzschraube" den (Rohrboden-Verschluß) vorgeschnellt, den Patronenboden durchstach und den Zündsatz zur Explosion brachte. Das Vorschnellen wurde demnächst — 1828 — als erste Verbesserung durch eine Spiralfeder bewirkt.

Bei dieser Anordnung — in Verbindung mit dem glatten Laufe und der Einbringung der Patrone durch die Mündung! — lag eine große Gefahr vor und konnte leicht ein Unglück passiren, wenn der Schütze die Zündnadel zurückzuziehen versäumte. Dann wurde die Patrone gegen die Nadelspitze gestaucht und der Schuß ging los — möglicher Weise schon, während Daumen und Zeigefinger der rechten Hand des Schützen den Ladestock noch nicht losgelassen hatten! In dieser Verfassung war Dreyses Zündnadelgewehr im Jahre 1827, und es hat noch neun Jahre gedauert, bis die Abhilfe, die uns jetzt so naheliegend erscheint, nicht nur erdacht, sondern in praktisch brauchbare Form gebracht war: das Zündnadelgewehr mit Ladung von hinten.

Das Wesentliche am Mechanismus des nunmehrigen Dreyse-Gewehrs (von 1836) läßt sich in möglichster Kürze wie folgt kennzeichnen. Der Lauf endet hinten mit einer Hülse, innerhalb deren ein Cylinder lose liegt, d. h. so, daß er in der Längenrichtung des Laufes um Patronenlänge vor- und zurückgeschoben, und in der Querrichtung etwa um einen Viertelkreis gedreht werden kann. Ein Theil des Mantels dieses Cylinders („Kammer oder Verschlußkolben") ist ausgeschnitten, so daß die Stellung möglich ist (das Gewehr „geöffnet"), bei welcher das hintere Ende des Laufes einen Trog bildet, in den die Patrone gelegt wird. Wer je ein derartiges Gewehr gesehen hat, wird sich des in einer Kugel endenden rechtwinkelig zur Länge des Laufes stehenden Armes erinnern. Durch Schlagen mit dem Ballen der rechten Hand an die Endkugel dieses Armes konnten die erwähnten Bewegungen der Kammer (Drehung und Längsbewegung) bewirkt werden. Das Gewehr war dann geschlossen, und das Abfeuern ging in der angegebenen Weise vor sich.

Es war jetzt möglich, den Lauf mit Zügen zu versehen. Die Abmessungen von Lauf und Geschoß ließen sich so nehmen, daß die entbundenen Pulvergase das weiche Blei des Geschosses in die Züge preßten. In Folge dessen bedurfte das Geschoß im Laufe keines Spielraumes mehr; es konnte nicht schlottern. Die Schußlinie war strenger vorgeschrieben. Indem man demnächst bei dem Geschoß von der reinen Kugelform zu der länglichen, man könnte sagen pflaumenförmigen, überging und den Zügen „Drall" gab, d. h. sie eine steile Schraubenlinie bilden ließ, zwang man das Geschoß zur Umdrehung um seine Längenachse, während der ganzen Dauer seines Fluges durch die Luft, wodurch in hohem Maße die Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit der Flugbahn gefördert wurde.

Es mag kurz daran erinnert werden, daß der von jeher dem Princip der Ladung von hinten so feindselige Mangel des gasdichten Verschlusses

sich auch bei dem Dreyse-Zündnadelgewehr geltend machte. Die Schußleistungen waren verhältnißmäßig gering, und viele Vorderlader aus den fünfziger Jahren übertrafen dieselben wesentlich, aber den Leistungen der Waffe im Schnellfeuer kam kein Vorderlader gleich, und es war ein eminenter Vorzug, daß die Waffe in jeder Körperlage, ohne im Mindesten den Schützen aus der Deckung zu bringen, bedient werden konnte. Der preußischen Kriegsverwaltung bleibt das große Verdienst, an Einsicht allen andern um 30 Jahre vorausgewesen zu sein.

Daß dies keine Ruhmredigkeit ist, sei durch ein Citat bezeugt aus: „Waffenlehre für Offiziere aller Waffen“ von Hans Maudry, k. u. k. Artillerie-Hauptmann, Lehrer an der Artillerie-Cadettenschule. Wien, Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler. Daselbst heißt es S. 21 im 3. Heft, 4. Aufl. von 1896):

„Bis zum Jahre 1866 fand Preußens Vorgehen keine Nachahmung. Man experimentirte wohl in den meisten Staaten mit verschiedenen Hinterladungssystemen, doch gewöhnlich mit einer gewissen Voreingenommenheit gegen das Princip, und gelangte somit zu keinem Resultat. Auffällig bleibt es, daß man entweder der Copirung des preußischen Modells abgeneigt war, oder an ihm eine so große Zahl von Mängeln zu entdecken wußte, daß man direct von seiner Einführung abrieth.“

„In dem Kriege gegen Dänemark (1864) fand das Rückladeprincip durch die Erfolge des preußischen Gewehres eine so evidente Bekräftigung, daß alle entgegenstehenden Argumente ihre Bedeutung völlig verloren. Die weitere Entwickelung dieser Frage erhielt durch den Krieg von 1866 einen gewaltigen Impuls.“

Obwohl in Preußen technische wie taktische Autoritäten Dreyses Gewehr von 1836 alsbald gebührend gewürdigt hatten, verfügte doch erst 5 Jahre später Friedrich Wilhelm IV. die Anfertigung von 60 000 Zündnadelgewehren in Sömmerda; in der Zwischenzeit war sogar erst das Percussionsgewehr in Preußen eingeführt worden, und zwar 1839 nur bei der zum zerstreuten Gefecht bestimmten Mannschaft, 1840 erst bei der gesammten Infanterie.

Die unausgesetzten, auf weitere Vervollkommnung gerichteten Bestrebungen führten zu dem „aptirten Zündnadelgewehr c/1870“ und später

*) Wilhelm Mauser war 1834 zu Oberndorf am Neckar geboren und hat von Jugend auf in der dortigen königlichen Gewehrfabrik gearbeitet. Schon im Jahre 1863 stellte er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Paul ein Zündnadelgewehr vom Kaliber 14 Millim. her und 1865 ein solches, bei dem schon Selbstspannung vorgesehen und durch den Patronenhülsenboden ziemlich gasdichter Verschluß erzielt war. 1867 siedelten die Brüder nach Lüttich über und traten in Beziehung zur Militärschießschule in Spandau, die schließlich zu dem „deutschen Reichsgewehr c/1871“ führten, das unter der Bezeichnung „Mausergewehr“ populär geworden ist. 1874 ging die Oberndorfer Fabrik in Mauser'schen Privatbesitz über. Die verdienten Techniker erhielten eine Reichsdotation. Wilhelm Mauser ist 1882 gestorben. Der noch lebende Paul ist Commerzienrath.

auf die Construction des Büchsenmacher Mauser aus Oberndorf in Württemberg und zu dem „deutschen Reichsgewehr c/1871."*).

Dem Mangel des nicht genügend gasdichten Verschlusses, den die Papierpatrone mit Zündspiegel besaß, wurde durch die metallene Patronenhülse abgeholfen. Diese Neuerung rief aber eine neue maschinelle Aufgabe hervor: Das Schloß mußte mit einem Auswerfer der Hülse nach erfolgtem Abfeuern ausgestattet werden. Zugleich war es mit der Zündnadel, die den Boden der Papierpatrone durchstochen hatte, zu Ende; an ihre Stelle trat der „Schlagbolzen", der nur durch den gegen den Metallboden geführten Stoß wirkte. Man kam damit auf das Percussionsprincip und das Zündhütchen zurück.

In der Folge der Zeiten hatte sich unausgesetzt die Artillerie mit der Vervollkommnung des Geschützes beschäftigt. Damit mußte das Infanterie-Gewehr Schritt haltTn. Der Krieg von 1870/1871 brachte daher mit dem Frieden nur den Antrieb zu neuen Gestaltungen der Handfeuerwaffe.

Es erscheint jedoch dringend geboten, diese vielleicht schon zu lang gerathene orientirende Einleitung abzubrechen und, ohne auf die zahllosen vorgeschlagenen und in den verschiedenen Heeren eingeführten Gewehrsysteme einzugehen, das in der Ueberschrift des Artikels gekennzeichnete Thema in Angriff zu nehmen.

Vielleicht wäre es gut für die Menschheit, vielleicht auch nicht ganz gut, wenn es keinen Krieg mehr gäbe. Aber es giebt ihn einstweilen noch, und Staaten und Völker müssen stündlich auf seinen Ausbruch gefaßt sein. Das Ziel des Kampfes ist die Vernichtung des Gegners. Man wird ihm möglichst viele streitbare Mannschaft entgegenstellen; die Hauptmasse wird stets das Fußvolk sein; das Hauptangriffsmittel das Kleingewehrfeuer; alle Anforderungen an die Waffentechnik sind also in die Grundforderung zusammengefaßt: Schnellfeuer!

Um in gegebener Zeit möglichst viele einzelne Schüsse abgeben zu können, muß der einzelne Schuß ein möglichst geringes Gewicht an Munition beanspruchen. Folgt die Forderung: Herabsetzung des Kalibers bis zu derjenigen Geschoßgröße, die eben noch ausreicht, Außergefechtsetzung herbeizuführen. Jedes Gefecht hat Momente, wo besonders gesteigerte Feuergeschwindigkeit Bedürfniß ist. In diesem Sinne giebt es nichts Geeigneteres, als daß nicht jede einzelne Patrone aus dem besonderen Behälter zu entnehmen ist, sondern eine größere Patronenzahl auf einmal in das Gewehr gebracht wird und sofort an die Stelle der eben abgeschossenen auf kürzestem Wege eine neue tritt. Ein fernerer Zeitgewinn wird erzielt, wenn der bei dem Abfeuern entspannte Schlagerzeuger (Percussor) sofort und schnellstens von Neuem gespannt wird.

Das Gewehr muß daher zunächst ein Munitionsmagazin sein — daher die Bezeichnung „Magazingewehr", welches wiederholt Schüsse liefert

— daher die Bezeichnung „Repetirgewehr"; man kann es dem Schützen überlassen, den entspannten Abfeuerungsmechanismus mit der Hand wieder zu spannen; aber es ist neuer Zeitgewinn und — was von großem Werthe — Kräfteschonung, wenn auch das Spannen dem Schützen abgenommen und vom Mechanismus selbstthätig bewirkt wird — daher die Bezeichnung „Selbstspanner". Daß das Auswerfen der Patronenhülse selbstthätig erfolgt, ist ein selbstverständlicher Anspruch an den Mechanismus und hat zu keiner besonderen Bezeichnung Veranlassung gegeben. Die angeführten drei Specialfunctionen und darauf gegründeten Benennungen: Magazingewehr, Repetirgewehr, Selbstspanner — hat man neuerdings in das eine Wort „Selbstlader" zusammenzufassen vorgeschlagen.

Ich glaube bei der Wahl der Ueberschrift dieses Aufsatzes zwar nicht gleiche Kürze, aber größere Deutlichkeit erzielt zu haben. Zumal die Zusammensetzung der beiden Adjective zu dem Compositum „mehrschüssig-selbstthätig" schien mir zweckmäßig auf die Beschränktheit der „Selbstthätigkeit" zu verweisen, indem nur so lange, als Patronen im Magazin sind, die Thätigkeit des Schützen sich auf Zielen und Abdrücken beschränkt.

Auch das Zielen muß noch unterbleiben können und kann es, wie wir bei Besprechung des neuesten Hotchkiß sehen werden, wenn das Gewehr unverrückbar in einem Gestelle liegt, „lafettirt" ist.

Selbstverständlich ist es wohl, daß der Abfeuerungsmechanismus andererseits gestatten muß, die Waffe wie einen gewöhnlichen Einzellader zu gebrauchen, bezw. Patronen nachzufüllen, auch wenn das Magazin noch nicht völlig entleert war.

Die Ueberschrift des vorliegenden Aufsatzes verspricht zwei neueste Constructionen; beginnen wir mit der deutschen.

I. Mauser.

Deutsches Reichspatent Nr. 20 430 vom 11. December 1895.
Ausgegeben 10. Februar 1897.

Der folgenden Darstellung zu Grunde liegt die Schrift: „Mauser-Selbstlader". Von R. Wille, Generalmajor z. D., Berlin 1897, Eisenschmidt. Die Benennung der Waffe hat General Wille gewählt; der Erfinder und Fabrikant charakterisirt sie als „Rückstoßlader" und legt damit den Hauptton auf dasjenige Moment, auf dem bei seiner (und allen anderen neuesten Constructionen) die Eigenschaft des „mehrschüssig-selbstthätig" beruht.

Bei entsprechendem Hitzegrade verwandelt sich jedes Schießpulver plötzlich in ein Gasgemenge, das sich mit großer Heftigkeit in allen Richtungen auszudehnen strebt. Für den größten Theil des Umkreises wird es durch den Gewehrlauf daran gehindert; das Geschoß weicht dem Drucke aus, und das

ist ja eben die Aufgabe; in entgegengesetzter Richtung treffen die Gase auf den Bodenverschluß. Dieser war beim Vorderlader stets vorhanden; beim Hinterlader ist er es im Augenblicke des Abfeuerns. Wie bedeutend der Druck des Gases auf den Bodenverschluß ist, zeigt sich am augenfälligsten beim Geschütz. Das frei auf dem Erdboden stehende Feldgeschütz giebt dem Drucke nach; der Rückstoß erzeugt den Rücklauf, der bei festem Unterlager 3 bis 5 Meter betragen kann. Das ist begreiflicher Weise recht lästig, denn die Bedienungsmannschaft muß meistens das Geschütz wieder vorbringen; muß es jedenfalls von Neuem richten, womit viel Kraft und Zeit verloren geht. Es gehört daher, beiläufig bemerkt, für die Artillerie zu den Hauptaufgaben, den Rücklauf aufzuheben oder zu beschränken. Viel weniger auffällig ist der Rückstoß, den die geringe Pulvermenge der Handwaffe erzeugt. Bei Pistolen und Revolvern übt schon die Hand des Abfeuerers, ohne empfindlich in Anspruch genommen zu werden, den Widerstand aus, bei den längeren Gewehren nimmt die Schulter den durch den Kolben übertragenen Stoß auf.

Jahrhunderte lang hat man sich damit begnügt, den Rückstoß für den Erfolg des Schießens, das Treffen, unschädlich zu machen; man möchte sich heute eigentlich wundern, daß man sich mit diesem negativen Erfolge begnügt hat! Der Rückstoß ist immerhin das Product einer Kraft, eines Antheils der Gasspannung! Kann man nicht auf etwas Anderes stoßen und es zusammendrücken lassen, als die Schulter? etwas Elastisches, das, nachdem der Druck nachgelassen, sich wieder ausdehnte, so daß irgend ein Maschinentheil, der dem Rückstoß hatte nachgeben müssen, wieder vorwärts bewegt würde? Etwas Derartiges wäre unschwer herzustellen: Man bringe z. B. am Boden eines glatten Vorderladers (einer „Flinte“ nach alter Benennung) eine Spiralfeder an, die vorn mit einer Metallplatte endete, die den Lauf bis auf den unerläßlichen Spielraum schlösse. Dann wie gewöhnlich geladen und abgedrückt. Das Gas drückt zuerst auf die Feder; gleichzeitig, oder um einen unmeßbar kleinen Zeittheil später kommt das Geschoß in Bewegung. Demnächst — spätestens in dem Augenblicke, wo die Kugel den Lauf verläßt, — hört der Druck auf die Feder auf; dieselbe reagirt, d. h. sie dehnt sich wieder aus, und es ist Alles in der alten Verfassung. Den Kraftantheil, den die Feder auf sich genommen hatte, hat die Schulter des Schützen nicht zu empfinden gehabt. Und dies wäre der Vortheil der Anordnung. Der rohe Rekrut, der zum ersten Male ein Gewehr abschösse, würde den Unterschied zwischen festem und compressiblem Boden wahrscheinlich angenehm empfinden; der Geübtere wird sich kaum noch Etwas daraus machen. In Folge der Nachgiebigkeit des Bodens kann aber sehr leicht das Maß des Druckes, den das Geschoß erfährt, bei verschiedenen Schüssen trotz gleicher Ladung verschieden ausfallen; es unterliegt keinem Zweifel, daß ein so vorbereitetes Gewehr unsicherer schießen würde; der Nachtheil für den Schuß überwöge unbedingt den Vortheil für

den Schützen, und deshalb ist wohl niemals ein Erfinder in Schußwaffen mit einem derartigen Vorschlage aufgetreten.

Aus ganz anderer Richtung erfolgte die Anregung, nachzudenken, ob und wie man den Rückstoß zum Vortheile des Schießgeschäftes verwerthen könne. —

In den ersten fünfziger Jahren hatte der Artillerist sein Geschütz und seine Schießkunst so erheblich vervollkommnet, daß der Ingenieur auf's Dringlichste sich gemahnt fand, dem artilleristischen Fortschritte mit einem fortificatorischen nachzustreben. Letzterer fand sich darin, daß in die Festungsbaukunst zu den bisherigen Baustoffen: Erdschüttung, Mauermassen und Holzverbände — das Eisen gefügt wurde. Es entstand eine neue Befestigungsweise, die man kurz mit „Panzerfortification" bezeichnete. Theils die Kostbarkeit dieses Materials, theils der vollberechtigte Wunsch, dem so entsetzlich treffsicher gewordenen Angriffsgeschütz möglichst kleine Ziele zu bieten, führte zu der Constructionsbedingung, Panzerbatterien und Thürme auf die kleinstmöglichen Abmessungen zu beschränken. Einen gewissen Raum nahm unweigerlich das Geschütz selbst und dessen Bedienungsmannschaft in Anspruch; das bisher gebräuchliche nahm aber für den Rücklauf bedeutend mehr Platz in Anspruch — also: der Rücklauf mußte gehemmt werden! Was sich jetzt so dringend geltend machte, war allerdings nichts ganz Neues, denn die bisher gebräuchlichen gemauerten Kasematten und in Holz abgebundenen Geschützstände waren ja gleichfalls je kleiner, um desto billiger und schwerer treffbar gewesen; aber in Folge Aufnahme des Eisens machte sich das Bedürfniß viel empfindlicher geltend. Während man für das im Freien stehende Feldgeschütz gar kein Mittel gekannt (oder doch keins gefunden gehabt hatte), dessen Rücklauf zu hemmen, es also zurücklaufen ließ, so viel es wollte, hatte man bei Kasemattengeschützen und den Gestellen derselben (den Festungslafetten) mit Keilen, Ketten, Schrauben, die das Geschütz an das feste, unnachgiebige Mauerwerk geheftet hatten, die Rücklaufhemmung oder gar -Aufhebung in einem Grade erreicht, mit dem man sich wohl oder übel zufrieden gab; aber die angewendeten Gewaltmittel übten unverkennbar sehr nachtheiligen Einfluß auf die Schießmaschinen, und je feiner und verwickelter dieselben wurden, um scharfes Zielen und gutes Treffen zu erreichen, desto dringender empfand man die Nothwendigkeit, die Maschine nicht länger so roh zu behandeln wie bisher. So kam man auf den Gedanken, steifen, plötzlich in voller Kraft einsetzenden Widerstand, durch elastischen, wachsenden und abnehmenden zu ersetzen. Wir haben in einem allereinfachsten Beispiele das eine der bezüglichen maschinellen Elemente kennen gelernt, die Spiralfeder; man kam sehr bald darauf, daß die atmosphärische Luft dem Zwecke zu dienen sehr geeignet ist.

Das Princip ist einfach: ein elastischer Körper (sei es Stahlfeder oder die atmosphärische Luft) wird durch den Rückstoß zusammengedrückt.

Es entsteht dadurch ein „Accumulator", ein „Kräftesammler". Der Rückstoß ist von zeitlich beschränkter Dauer; er erlischt, und an seiner Stelle wirkt sodann in entgegengesetzter Richtung die im Accumulator angesammelte Kraft.

Wir können uns an dieser Stelle auf maschinenbauerische Feinheiten natürlich nicht einlassen; der Leser mag nur versichert sein, daß es viel Kopfzerbrechen gekostet hat, bezw. noch kostet, das einfache Princip in einer den mannigfaltigen Anforderungen und Bedenken gerecht werdenden Weise im Gewehr zu verwirklichen.

Henry Bessemer (englischer Ingenieur, 1813 geboren), dessen Name durch die von ihm erfundene und nach ihm benannte Stahlerzeugung unsterblich geworden ist, gilt für den Ersten, der im Jahre 1854 die Construction eines Geschützes sich hat patentiren lassen, bei dem die Verwendung des Rückstoßes einen Theil der Ladungsmanipulationen der Bedienungsmannschaft abnahm. Unser Mitbürger Gruson (Deutscher trotz des französischen Namens, denn die Familie gehört zu den vom großen Kurfürsten aufgenommenen Réfugiés und war seitdem in Magdeburg heimisch*); er war 1821 geboren, und ist seit einigen Jahren todt) hat auch in der Rückstoßverwerthung bei Panzerthurm-Lafetten höchst Bedeutendes geleistet. Schreiber dieses war dabei, als Grusons erste Panzerbauten — etwa im Jahre 1869 — preußisch-kriegsministeriell besichtigt wurden, und erinnert sich sehr wohl der heiteren Bemerkung Grusons am Frühstückstische: „Ja, Ihr Herren Artilleristen und Ingenieure, fortan werdet Ihr uns Maschinenbauer zum Metier gehörig erachten müssen." Es klang uns ein wenig selbstgefällig, aber er hat durchaus Recht gehabt.

Nach General Willes, des in seinem Fache außerordentlich Belesenen, Angabe dürfte der Amerikaner Regul Pilon der Erste sein, der (1863) eine Handfeuerwaffe hat patentiren lassen, bei welcher die aufgespeicherte Rückstoßkraft die dabei gespannte Feder wieder entspannte und das Gewehr neu ladungsfähig machte.

General W. läßt eine ganze Reihe einschläziger Erfindernamen folgen, die aber noch nichts so Praktisches kennzeichnen, daß Kriegsverwaltungen Ernst damit zu machen gereizt worden wären. Praktischen Erfolg hatte zuerst Hiram S. Maxim (mit seinem Patente von 1883); doch sind dies Maschinen-Geschütze, d. h. mitrailleusenhaft wirkende. In einem Bericht aus dem Chitral-Kriege (1895) hieß es: „Die Swazis waren tödtlich erschrocken über den Maxim; sie nennen ihn einen Teufel, der Kugeln spuckt."

Maxims „automatic gun" ist in mehreren Heeren, Marinen und Colonialtruppen eingeführt (auch bei uns).

---

*) Grusons Vater war Ingenieuroffizier und hat die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn, eine der ersten deutschen, gebaut.

Wenden wir uns nun zum Mauser'schn Rückstoßlader.

Die Wille'sche Schrift ist so reich mit vorzüglich ausgeführten Figuren ausgestattet (es sind deren 90, theils im Text, theils auf zwei großen Tafeln), daß man die Ueberzeugung gewinnt, die Fabrik, durchaus einverstanden mit der eingehendsten Behandlung des Gegenstandes, habe Alles, was sie an einschlägigen Zeichnungen besitzt, zur Verfügung gestellt, aus denen hervorgeht, nicht nur, wie die fein ausgedachte und doch solide und handfest gebaute Maschine zusammengesetzt ist, sondern auch wie sie für die Instructionsstunde auseinander zu nehmen und zu erläutern ist. Gleichwohl wird Demjenigen, der nicht durch die früheren Mauser- beziehungsweise andere ähnliche Constructionen vorbereitet ist, Manches von den maschinellen Einzelheiten dunkel bleiben. Um so mehr müssen wir uns an dieser Stelle, wo wir uns ganz ohne Figuren zu behelfen haben, mit einem allgemein gehaltenen Bilde begnügen.

Die Waffe ist in erster Reihe als Pistole gedacht, und zwar sechsschüssig mit Geschossen von 6 Millimeter-Kaliber und als sechs-, zehn-, zwanzigschüssig bei 7,63 mm Kaliber. Die Waffe der letzten Art läßt sich durch das Etui, in dem sie aufbewahrt werden kann und dessen Benennung „Anschlagtasche" auf ihre Kolbenform hinweist, in einen Carabiner verwandeln. Bei dem 7,36 mm Kaliber hat der Lauf 18,3 Kaliber Länge, d. h. ist rund 14 Centimeter lang. Es ist die Verwendbarkeit für Entfernungen von 100 bis 1000 Meter vorgesehen und danach die Visirvorrichtung in Klappenform eingerichtet. Die Waffe besteht durchweg aus Stahl bis auf die Holzverkleidung des Griffs.

Mit dem Laufe aus einem Stück gearbeitet erscheint in dessen rückwärtiger Verlängerung das Verschlußgehäuse, unterhalb dessen der Handgriff und vorwärts dessen das parallelepipedisch gestaltete Patronenmagazin hervortritt; zwischen beiden der Abzug innerhalb des Abzugsbügels. Am hinteren Stirnende des Verschlußgehäuses ist der runde Kopf des „Hahnes" sichtbar, jenes Hammers, der, wie wir sogleich sehen werden, im geeigneten Momente den Schlagbolzen vortreibt, der das am Boden der Metallpatrone befindliche Zündhütchen explodiren zu machen hat.

Im Magazin sind die Patronen lothrecht übereinander geschichtet. Durch den unausgesetzt selbstthätigen Federdruck von unten her wird in jedem Augenblick die oberste Patrone, in der schußgerechten Lage zurecht gelegt, festgehalten. Sobald die letzte Patrone verfeuert ist, springt eine Hemmvorrichtung ein, die den Schützen avertirt, damit er nicht in der Aufregung und Benommenheit nutzlose Blindabzüge macht.

Der Rückstoß schiebt nun zunächst die Spiralfeder („Schließfeder") zurück und spannt sie dadurch, die den Schlagbolzen umgiebt, den sie demnächst vorschnellen wird; zugleich öffnet sie momentan das Verschlußgehäuse so weit, daß die eben abgeschossene, d. h. ihres Inhalts beraubte Patrone frei liegt. Sofort greift aber auch der Auswerfer zu, hebt die

leere Hülse vorn etwas, dreht sie nach rechts und schleudert sie heraus. Inzwischen ist die Kraft des Rückstoßes erschöpft, die an Stelle der ausgeworfenen gerückte neue Patrone wird gasdicht abgesperrt, der vom Rückstoß gespannt gewesene Hahn wird entspannt, trifft den Schlagbolzen und dieser die neue Patrone.

Die eben geschilderten Vorgänge folgen aufeinander in so viel weniger Zeit, als ihre Aufzählung in Anspruch nimmt, daß der erste Fingerdruck auf den Abzug alle im Magazin enthaltenen Patronen unmittelbar hintereinander während des Bruchtheils einer Secunde verfeuern würde; von Zielen zwischen den Schüssen könnte also nicht mehr die Rede sein.

Es sind ja Fälle denkbar, wo dieses Maximum von Schnellfeuer von Nutzen sein könnte, z. B. bei unerwartetem nächtlichen Ueberfall eines Postens durch eine feindliche Schleichpatrouille aus nächster Nähe; aber als Regel anzusehen ist doch gezieltes Feuer. Es ist daher eine maschinelle Vorrichtung vorhanden, die die „Selbstthätigkeit" der Waffe in dem einzigen Punkte beschränkt, daß der Hahn gespannt bleibt und daß es nur eines neuen Fingerdrucks auf den Abzug bedarf, um den Hahn auszulösen, gegen den Schlagbolzen zu treiben und so in beliebigem Momente abzufeuern.

Wir fügen noch einige Zahlenangaben hinzu, die sich vorzugsweise auf die zehnschüssige 7,63 mm Pistole beziehen:

Länge der Pistole 29 cm, Gewicht bei leerem Magazin 1180 g, bei gefülltem 1287 g, neuerdings reducirt auf 980 g; Mündungsgeschwindigkeit 425 m; höchster Gasdruck ca. 2000 Atm.; bei der Schußweite 1000 m ist die Endgeschwindigkeit noch 115 m, und die Scheitelhöhe der Flugbahn beträgt dabei 30 1/3 m.

Durchschlagkraft: Nahe der Mündung durchschlägt das Geschoß 26 bis 28 cm Tannenholz oder 3 mm Stahlblech; einem Gutachten von Oberamtsthierarzt Speidel zu Folge tödtet es auf 40—50 m ein Pferd sofort, auf 1000 m Entfernung kann das Pistolengeschoß einen Mann noch außer Gefecht setzen.

Trefffähigkeit: Auf 100 m ist die Höhenstreuung 0,32 m, die Breitenstreuung 0,30 m, auf 1000 m sind diese 6,3 resp. 5,3 m.

Feuergeschwindigkeit: Ein geübter Schütze verfeuert pro Secunde 6—7 Schüsse.

Haltbarkeit: Aus derselben Waffe wurden 10000 Schüsse in mehreren Absätzen abgegeben; aus einer anderen 2200 Schüsse unmittelbar nach einander, ohne daß dazwischen das Rohr gereinigt wurde, nur nach je 300 Schuß wurde der Lauf gekühlt; niemals zeigte sich irgend eine Beschädigung oder eine meßbare Abnutzung der arbeitenden Theile der Waffe.

Unempfindlichkeit: Trotz Bestreuens mit feinem Sand functionirte der Selbstlader tadellos.

Wille schließt: . . . „Nach alledem darf man in dem Mauser-Selbstlader ein sowohl in mechanischem wie in ballistischem Sinn gleich vollendetes

Sinn gleich vollendetes Kunstwerk begrüßen, welches sich den früheren zahlreichen und bewunderungswerthen Schöpfungen seines Erfinders als primus inter pares würdig anreiht. In dem zu gewärtigen den scharfen Wettbewerb zwischen den verschiedenen Mustern von Selbstladern wird diese ausgezeichnete Waffe jedenfalls eine hervorragende Rolle spielen, und möglicher Weise mag sie sogar berufen sein, für die kriegsmäßige Verwendung der kleinsten und leichtesten Feuerwaffen neue erfolgreiche und einflußreiche Bahnen zu eröffnen." Diesem Urtheil über die neue Waffe, die sowohl für private wie für militärische Zwecke verwendet werden kann, schließt sich ein Referent (in den Berliner Neuesten Nachrichten vom 26. Mai 1897), welcher die Pistole selbst erprobt hat, in allen Stücken an.

Von zahlreichen Technikern des Württembergischen Ingenieur-Vereins, vor welchem Mauser jüngst in Stuttgart seine Waffe mit vielen überraschenden Schießübungen vorführte, hat Mauser bereits reichen Beifall geerntet.

II. The Hotchkiss Automatic Machine Gun (H. Selbstthätige Maschinen-Feuerwaffe) Patent (wahrscheinlich englisches) Nr. 5426 vom Jahre 1896.

Der folgenden Darstellung zu Grunde liegt ein Artikel im Aprilheft der von der italienischen Kriegsverwaltung ressortirenden, in Rom erscheinenden Monatsschrift Rivista (Revue) di Artiglieria e Genio (des Artillerie- und Geniewesens), betitelt „Selbstthätige Mitrailleuse Hotchkiß."

Die Bezeichnung „Mitrailleuse" ist hiernach vom Berichterstatter gewählt, nicht vom Fabrikanten (analog wie General Wille die Bezeichnung Mauser-Selbstlader gewählt hat). Die Bezeichnung „Mitrailleuse" ist eigentlich unlogisch, denn wenn auch die Wirkung der Waffe derjenigen eines „Kartätschgeschützes" oder einer „Kugelspritze" gleich zu setzen ist, so fehlt doch das technische oder maschinelle Kriterium des absolut gleichzeitigen Abganges einer größeren Geschoßzahl aus gleich vielen Läufen die Waffe ist vielmehr einläufig; aber freilich folgen sich die Einzelschüsse in solcher Geschwindigkeit, daß der Effect sich von dem der absoluten Gleichzeitigkeit nicht unterscheidet. Es ist unter Abschnitt I einer Maxim'schen Waffe gedacht und von derselben gesagt, sie wirke mitrailleusenhaft; das Gleiche gilt von dem neuesten Hotchkiß. Von Maxim ist auch das Mittel übernommen, durch welches das mitrailleusenhafte Schnell- und Massenfeuer ermöglicht ist: Die Patronen sind auf einem Bandstreifen (Messing- oder Kupferblech) angebracht, den die Bedienung nur äußerlich anzuhalten braucht und den ein besonderer selbstthätiger Speisungs-Mechanismus ununterbrochen einschlingt und patronenweise von sich giebt; ein besonderes Patronen-Magazin ist am Körper der Waffe nicht vorhanden. Die Schußzahl, die in einer Folge abgegeben werden kann, ist daher unbeschränkt; der einzelne Streifen enthält gewöhnlich schon 30 Patronen (bei Mauser war „20-schüssig" das Maximum); es steht aber Nichts im Wege, eine

unbeschränkte Zahl von Streifen auf einander folgen zu lassen. Eine der erläuternden Zeichnungen (ersichtlich photographische Aufnahme) zeigt einen Mann im Anschlage, der Nichts zu thun hat, als das Festhalten der Richtung zu überwachen, während ein Zweiter, seitwärts stehend, das gefräßige Ungeheuer, den „Teufel, der Kugeln spuckt", füttert.

Benjamin Berkely Hotchkiß war im Staate Connecticut 1828 geboren und hat bereits 1859 der mexikanischen Regierung gezogene Kanonen geliefert. Bedeutende Lieferungen führte er im amerikanischen Bürgerkriege aus; damals gezogene Vorderlader. 1867 richtete er in Wien eine Metallpatronenfabrik ein, die 1870 nach Paris verlegt wurde und 1875 an die Regierung überging. Gleichzeitig erweiterte er seine Fabrikation auf leichte Artillerie-Ausrüstung. Seine bekannteste Construction ist die „Revolver-Kanone vom Kaliber 37 mm", eine Vervollkommnung der Gattling-Kanone, die bereits im Bürgerkriege von Bedeutung gewesen war. Die Hotchkiß-Revolverkanone ist im Deutschen Reiche für Marine und zur Festungs-Armirung, aber auch in Frankreich und Rußland zur Einführung gelangt. Diese Waffe ist wirklich eine Mitrailleuse, d. h. sie besitzt eine größere Zahl von Läufen, während jedoch nur eine Lade- und Abfeuerungsvorrichtung vorhanden ist. Durch Drehung einer Kurbel wird Lauf auf Lauf vor das liegen bleibende Bodenstück gebracht. Hiernach ist die Waffe, ganz streng genommen, auch wieder keine Mitrailleuse, da das Abfeuern nicht absolut gleichzeitig erfolgt.

Hotchkiß ist 1885 in Paris gestorben. Seine Gründung wird als Actiengesellschaft mit einer Zweigniederlassung in England fortbetrieben. Daher führt die in Rede stehende neueste Construction seinen Namen, obwohl er an derselben wohl keinen Theil hat. Unser italienischer Gewährsmann nennt als Erfinder die Namen Benet und Mercie und bezeichnet die Waffe als neue Um- und Ausgestaltung der „Mitrailleuse Odkolek", die im Jahre 1892 bereits in Oesterreich aufgetaucht und geprüft worden sei. Praktische Erfolge scheint jener Vorgänger nicht gehabt zu haben.

Ich werde mich bei der Schilderung der neuen Waffe kurz fassen müssen, da ich keine Figuren beifügen kann, übrigens auch, wenn ich die in der Rivista mitgetheilten wiedergeben könnte, nur ein eingehend Maschinenverständiger vollständige Klarheit gewinnen würde; ich darf mich aber auch kurz fassen, da der Leser ja davon unterrichtet ist, was die Waffe selbstständig nacheinander zu leisten hat, sobald die in ihr schlummernden Kräfte durch den Druck auf den Abzug geweckt sind; sie hat nacheinander zu besorgen: eine Patrone in die schußbereite Lage zu versetzen, den Bodenverschluß herzustellen, Feuer zu geben, das Patronenlager zu öffnen, die entleerten Hülsen auszuwerfen und so da capo in infinitum, so lange Bedienungs-Nummer Zwei Patronen nachzuschieben hat.

Der äußere Anblick der Waffe zeigt im vorderen Theil zwei Läufe mit geringem Abstande von einander lothrecht übereinander. Der untere

ist um etwa 20 Centimeter kürzer als der obere, der, soweit die beiden Läufe getrennt erscheinen, etwa 80 Centimeter lang ist. Kurz hinter dem Mündungsende des unteren Laufes sind die beiden Läufe durch einen beide umfassenden Ring zusammen- und zugleich von einander abgehalten. Dieser Ring aber ist mehr als ein äußerliches Verbindungsglied; er enthält einen engen Kanal, der beide Läufe verbindet.

Bei Beginn der Operation bildet die Patrone nach der Mündungsseite hin den Schluß des oberen Laufes. Sobald Feuer gegeben ist, rückt das Geschoß im oberen Laufe vor, verschließt ihn aber noch immer. In demselben Augenblicke, wo das Geschoß den eben erwähnten kleinen Quercanal passirt hat, wird den noch im oberen Laufe vorhandenen und in der Ausdehnung begriffenen Pulvergasen der Zugang in den unteren Lauf oder Cylinder frei gegeben, und sie benutzen naturgemäß diese Freiheit. Viel ist es nicht, was an Gasspannung auf diese Weise abgezweigt wird, aber die Abmessungen sind so calculirt, daß das abgezweigte Quantum Gasspannung dasjenige leistet, was dem Princip der Rückstoß-Nutzbarmachung gemäß ist.

Die Waffe von außen betrachtet läßt ersehen, daß rückwärts die beiden Rohre (Läufe oder Cylinder) in einen länglichen vierseitigen Kasten von beiläufig 60 cm Länge münden.

Unser italienischer Gewährsmann nennt diesen Kasten „ricettore“, was vermuthen läßt, daß die in der Patentschrift gebrauchte englische Vocabel „receiver“ ist; also „Recipient“. Man könnte jedoch auch „Verschlußgehäuse“ wie bei dem Mauser brauchen.

Der Recipient enthält einen Hauptbestandtheil der Maschinerie, einen mit einer Spiralfeder armirten Kolben, der von dem in den unteren Cylinder übergetretenen Gase zurückgeschoben wird. Dieser Kolben ist der früher erläuterte Accumulator oder Kräftesammler, der nun weiterhin jene Automatik leistet, die nochmals zu detailliren wohl überflüssig wäre.

Hinter dem Recipienten folgt nun noch ein einfacher Stil oder Schaft, der mit einer bequem gestalteten Krücke zur Anlehnung an die Schulter der ersten Bedienungs-Nummer abschließt. Nach unten tritt an passender Stelle der Abzug im Abzugsbügel vor.

Der Vorzug der Waffe ist Einfachheit in maschineller Hinsicht. Sie besteht aus nur 31 einzelnen Stücken, keines dem anderen gleich, so daß beim Wiederzusammensetzen keine Verwechselungeu entstehen können. Es giebt keine losen Schrauben oder Vorsteck-Splinte. In 8 bis 10 Secunden ist die Waffe zerlegt, in 12 Secunden wieder zusammengesetzt.

Als Maschinen-Gewehr d. h. bei ununterbrochenem Gange können 500 bis 600 Schüsse in der Minute abgegeben werden; schußweise d. h. mit jedesmaligem Abziehen kann man es auf noch 120 bringen (also 2 in der Secunde.)

Daß bei rapidem Schnellschießen die Erhitzung des Laufes gefährlich werden kann, ist selbstverständlich. Es ist am Schlusse von Abschnitt I an-

geführt, daß der Mauser-Selbstlader nach 300 Schuß abzukühlen sei. Ob immer genügend viel Wasser zur Hand sein wird, ist fraglich. Jedenfalls ist eine bei dem Hotchkiß angewendete Vorsichtsmaßregel als ein sehr glücklicher Gedanke zu bezeichnen: Auf 20 m Länge ist der eigentliche (obere) Lauf da, wo er im Innern die Pulverkammer bildet, in Form von beiläufig 5 unter sich parallelen Wulsten im Metall verstärkt. Es befindet sich also hier erheblich mehr Metallmasse, als für die bloße Haltbarkeit erforderlich wäre, die also mehr Hitze aufspeichern kann, ohne eine gefährlich hohe Temperatur zu erreichen; vor Allem aber hat diese Form eine viel größere Ausstrahlungsfläche zur Folge. In der „Rivista" ist die Anordnung durch „irridiatore" bezeichnet, eine Vocabel die wohl auch im englischen Originale gebraucht sein kann; wir würden „Ausstrahler" dafür setzen.

Die Waffe wiegt 15 Kilogramm. Sie ließe sich bei 2 Mann Bedienung auch freihändig verwenden, doch ist das nicht als normal in's Auge gefaßt, es sind vielmehr Gestelle oder Laffeten vorgesehen, und zwar verschiedene, je nach der Verwendung im Feld- oder im Gebirgskriege oder auf Schiffen. Auch für Flankirungsanlagen in Befestigungen könnten namentlich Schiffslaffeten gute Dienste thun.

Da es Rücklauf-Schwierigkeit nicht giebt, ist für die Action eine Räder-Laffete nicht erforderlich; eine solche begünstigt aber den Transport und ist daher für den Feldkrieg in der Ebene vorgesehen. Sie ist zweirädrig. Die Waffe ist durch einen, kleinem Kaliber gegenüber schußfesten, Metallschild gesteckt. Daran sitzen 2 Patronenbehälter; der Laffetenschwanz (Stahlrohr) trägt zwei Pritschen als Sitze für die Bedienung.

Einfacher ist ein Dreibein, ohne Verbindung der Fußenden. Zwei elastisch-biegsame Beine stehen in der Front, das dritte, den Boden unter spitzem Winkel treffende längere, entsprechend dem Laffetenschwanz, trägt einen Sattel (etwa gleich demjenigen der Fahrräder) zum Sitze des Zielenden. Dessen Zweck ist wohl nicht die Bequemlichkeit und das Ausruhen, sondern das Belasten der Waffe, damit sie ihren Stand behält. Ein drittes Muster von Gestell hat drei gleiche Beine auf einem Schwellwerk; es läßt sich auf dem Schiffsdeck oder einer anderen Plattform z. B. einer Flanken-Caponniere mittelst Kette und Schraube feststellen. Für den Gebirgskrieg ist der Transport durch Maulthiere vorgesehen. Deren Beladung wird wie folgt angegeben:

Die Waffe	15	kg.
Der Dreifuß	13	"
Kasten mit Zubehör	10	"
Zwei Patronenbehälter mit 600 Stück	29	"
Packsattel, Futteral und wasserdichte Decke	30	"
	97	kg.



Adalbert v. Goldschmidt und seine Trilogie „Gäa“.

Von

Ferry Bératon.

— Wien. —

Eine lange Spanne Zeit ist verronnen, seit wir zum ersten Male von dem Werke erfuhren, das Franz Liszt als eine epochale That begrüßte Goldschmidt zählte zu den bevorzugten Freunden des gewaltigen Musikers, der in Weimar Hof hielt, die Gunst der Fürsten nutzte, um selber fürstlich der Kunst zu dienen. Bei der Umgebung Liszts galt der jugendliche Componist als zu besonderen Hoffnungen berechtigt. Der Meister selbst lenkte seine künstlerischen Thaten mit ganz ungewöhnlichem Interesse. Seine persönliche Art bestrickte zudem. Er gehört zu jenen Kunstnaturen, die bis in die feinsten Fasern ihres Wesens von Kunst besessen sind. Eine schöne Fülle künstlerisch vornehmer Kraft wohnte in der seltsam sympathischen Erscheinung des Mannes, der sich ungezwungen gab, natürlich und rege bewegt von allen menschlich ernsten Dingen. Musiker durch und durch, phantasiebegabt und in ernster, tiefer Bildung gereift, genußfroh und empfindsamen Gemüthes, war er ganz nach der Art Liszts. „Die sieben Todsünden“ drückten zum ersten Male die eigenartige musikalische Kraft Goldschmidts aus. Das jugendlich strotzende Werk knüpfte Liszts und Goldschmidts Freundschaft noch enger aneinander. In Berlin 1878 aufgeführt, fand dies Erstlingswerk Goldschmidts sensationellen Beifall, der bei der Aufführung in Wien, 1879, sich nicht einstellen wollte; denn zahlreich waren die persönlichen und künstlerischen Gegner des Componisten, und die Kritik, welche Wagner so erbittert bekämpfte, die am Grabe Bruckners den großen Symphoniker noch würdelos schmähte, die gegen Hugo Wolf energisch Stellung nahm, sie mußte Goldschmidt in seinen „sieben Todsünden“ entgegentreten.

Paris hat 1886 dem Componisten glänzend Revanche gegeben, unter Lamoureux' Führung ward dort das Werk sieben Jahre später zu glänzendem Siege gebracht.

Ungemein persönlicher noch und in größerem Rahmen entwickelt war, abermals mit Liszts begeisterter Empfehlung, die Oper „Helianthus" in Leipzig zur Aufführung gebracht. Nannte es Liszt „das größte Kunstwerk nach Wagner'schen Werken", so hielt Bülow mit einer rückhaltlosen Anerkennung während der Proben zur Aufführung nicht zurück; erst am Tage der Erstaufführung änderte der launische Musiker seine Stimmung, die kleine, persönliche Gründe beeinflußten. Da der dirigirende Gewaltmensch im letzten Augenblicke die Schanzen des neuen fremdartigen Werkes verließ, folgte ihm ein Theil des Leipziger Publicums. Neßlers „Trompeter von Säkkingen" der damals in Leipzig geboren ward, gegenüber verblich der Glanz des „Helianthus"!! Zu einer anderen That jedoch mochte Goldschmidt den ersten Impuls in den Leipziger Tagen empfangen haben, wo er in allernächster Nähe das Menschenthum eines ungewöhnlichen Geistes erschauen, die unzähligen Mosaikstückchen besehen konnte, aus denen der Charakter des nervösen, genialischen und vom Kleinlichsten zum Höchsten, vom Erhabenen zum Lächerlichsten gepeitschten Hans von Bülow zusammengefügt war. Ein satirisches Büchlein „Hanusch" entstand, ein Pamphlet, eine Charakterstudie von so eigener Art, so glänzend parodistisch und geistvoll humoristisch, daß „Hanusch", der mit Hans von Bülows Zügen versehene, in Eitelkeit und Großthaten vergehende Uebermensch, eine plastische, lebensvolle Figur, mit großem Interesse, das zwischen Entrüstung und Schadenfreude schwankte, begrüßt wurde*). Bülow, anfänglich empört und tief verletzt, hat später dem Autor der Satire, nicht mehr gegrollt. In den darauf folgenden Jahren entstand eine Fülle reizvoller Lieder, die die persönliche Art Goldschmidts ganz erkennen ließen. Dabei wurde jedoch langsam der Plan zu dem gigantesken Werke „Gäa" ausgereift und zu Ende gebracht. Liszt, der den Grundriß der Trilogie, die aus der Kosmogenesis so kraftvolles dramatisches Leben zog, genau kannte, fühlte die Größe und Bedeutung des Entwurfes. Er drang in den Componisten, das Drama unserer Erde, unseres Menschenthums zu Ende zu führen. So wurde „Gäa" geboren. Nach ihrer Vollendung folgte die Bearbeitung Grimm'scher Märchen und die satirische Oper „Die fromme Helene".

Zehn Jahre sind verflossen, seit ich zum ersten Male die vollendete Dichtung „Gäa" vernahm. In linden Sommernächten las mir der Dichter sein Werk, in dem das Weltenschicksal in der Tragödie der Mutter Erde so groß und urgewaltig einherschreitet. Er las es in seinem traulichen Heim am Grundlsee, wo die steinernen Riesen in's Fenster lugen. Und wenn da die einzelnen Acte verklungen waren, und wir durch den Rauch-

*) Wien, Karl Hölzels Verlag.

qualm der Stube, nachfühlend, was eben von der Dichtung in unsere Nerven stieg, unser Fühlen erregte und unsere Phantasie mit Bildern von glänzender Pracht und wilder Majestät erfüllte, nach Ruhe und Sammlung suchten, da stand, draußen im Fensterrahmen, vor der weit geöffneten Thüre, silbern, über dem spiegelnden See, der Mond und badete in lichten Strahlen die Erde, mit ihren Felsen und Klüften, deren freude- und schmerzerfüllte Allegorie wir wie Lust und Jammer eines Menschenschicksales eben empfunden hatten, das wir erschüttert miterlebten. In dieser herrlichen Naturscenerie war der ausgleichende Rahmen für die merkwürdigen Bewegungen, die aus der Dichtung aufwühlend kamen. Der hohe Gang der Welttragödie, der in Goldschmidts „Gäa" so mächtig ausgreift, ward damals schon, bei der ersten Lectüre, wie der dröhnende Schritt eines gewaltigen Poems empfunden.

Nach den großen Schöpfern großer Gemälde haben wir so oft das Epigonenhafte der Naturen qualvoll empfunden, die ein kleines Ich in die flatternden Gewänder jener Großen drapiren, in werthlosem Stuck eherne Gebäude nachbilden wollen. Nichts Aergerlicheres als all der Wust und Schnörkel, mit dem uns scheinbar tiefe Philosophien, hypertrophisch urgewaltige Gedanken in den letzten Decennien in hohlen Versen geboten wurden. In der Sprache einer fremden Kunst, die wir, wie die herrlichen Bildungen verblichenen Geistes, groß und ewig empfunden, reckten und streckten sich die Pygmäen. Sie schufen nach einer ewigen Kunst ihre kleinen Künsteleien, die uns Nichts zu sagen wußten. Je mehr wir gegen dieses Barock der Dichtung, die kleine Dinge mit großen Geberden beschreit, uns sträuben mußten, um so elementarer wirkte die große Form der „Gäa", die ihr äußerliches Gebäude mit tiefen Weisheiten und kunstvollen Dingen erfüllt, daß Leben aus jedem Bilde dieser machtvollen Trilogie uns entgegenströmt. Das Abstracte wird darin zu Gegenständlichem, und wir sehen die Dinge, welche die Vorstellung so ungewöhnlich und ferne gedacht, nicht fassen und schwer bilden konnte, wie Geschöpfe aus festem Fleisch und warmem Blut. Allgemeine Buchbegriffe werden zu lebenden Menschen, deren Silhouetten deutlich wahrnehmbar, deren Gehaben uns menschlich nahe ist, deren Leiden und Freuden wir wie die Leiden und Freuden unseres eigenen Ich fühlen, ob sie nun der Dichter kurzweg Eros, Epimetheus, Kalethe, Kadmos, Eleutheros oder Kenos nennt, ob sie nach Begriffen wie Philia, Charma, Phantasia gebildet sind, ob sie als Theiasmos, Phobos, Phonos, Phantastikon erscheinen, wir begreifen das Menschliche an dem Menschen Kadmos, wir empfinden das Schöne in Kalethe, wie die menschgewordene Schönheit und Weiblichkeit; es wird uns der innere Sinn des Sardonion, des Satan dramatisch klar, und es lösen sich die Siegel, welche Akrasia, Hybris, Pseudos oder Authadeia heißen. Es entwickelt sich in klaren Zügen der Aufbau des Dramas, das Schicksal Gäas und ihres Kindes Kadmos, des Menschen.

Wir haben auf dem Wege „Gäas" alle die großen Geberden unsterblicher Dinge, die nur in Legenden erhalten, und die bedeutsamen Worte, deren Mysticismus die Quellen der Unsterblichkeit einschließen, in der Bewegung des Dramas gesehen, in den Tönen der Sätze gehört, die wir wie Grundsteine empfinden, auf denen unser Sein aufgebaut ist. Und wir sehnen uns danach, was seit jenen Abenden der ersten Lectüre, nach oftmaligem Wiederergründen, den Wenigen, die das Werk kennen, so nothwendig schien, das große Dramengebilde auf der Bühne mit all' ihren Wundern und Gaben endlich zu sehen.

Denn wir verspüren es deutlich, daß aus diesem Werke alle Künste Nahrung zu ziehen vermögen. Malerei und Plastik empfangen schöne Regung aus ihm, und neue Wege wird das Drama der Dichtkunst weisen, die neuen Wege einer concentrirten Kunst, die alt sind, wie alle Kunst, die echt ist. Vorläufig hat der Münchener Maler Professor Franz Stuck, der seinen so persönlichen Stil in alle seine Gestaltungen bringt, aus dem Drama ungemein neue Gebilde gezogen. Seine Figurinen zur „Gäa", die er im Auftrage des Hofrathes Pollini, des Hamburger Theaterdirectors, schuf, der kurz vor seinem Tode mit allen Details des Werkes sich beschäftigte und zur Erstaufführung rüstete, sind vollendete Kunstwerke geworden. Sie werden neben seinen Skizzen der Scenerien, des wechselvollen Schauwerks, das in der „Gäa" an sich schon packend wirkt, als wichtige Schöpfungen des Münchener Meisters bestehen. So hat Stuck vor Allem gewaltigste Wirkung aus dem ersten Acte zu ziehen gewußt. Er malt das Chaos so kräftig, klar und bezwingend, daß uns das Bild weit weg von den Dingen, die wir auf der Bühne zu sehen gewohnt sind, in eine eigenartige Welt führt, die wir verstehen und plastisch begreifen.

Der ungewöhnlich bezwingende Inhalt des Werkes sei hier in wenigen Worten nach Möglichkeit skizzirt. Im ersten Acte waltet das Chaos. Nebel liegen schwer auf der endlosen Fläche. Im Hintergrunde ein gewaltiger Berg, dessen Gipfel hellerleuchtet, dort thront Aeon. Im Vordergrunde ein Abgrund, aus dem feuerflüssige Dünste hervorquellen. In deren Mitte sitzt Satan, in tiefes Nachsinnen versunken. Die chaotischen Flächen gerathen allmählig in kreisende Bewegung. Gäa erhebt sich aus den Tiefen in gewaltigem Kampfe mit Feuer- und Wassergeist. Ein Strahl von den Höhen Aeons ist in ihre Tiefen hinabgedrungen und hat sie an die Oberfläche herangezogen: an seiner Seite sei ihres Weilens? — Nur gleiche Wesen sich einander offenbaren! Und Aeon verweigert ihr den Anstieg. Feuer- und Wassergeister, die Gäas Eltern im Kampfe mit dem entronnenen Kinde unterstützen, tauchen auf, fassen Gäa, um sie mit Gewalt zurückzuführen. Jedoch ein Strahlenbündel, vom Berge Aeons herabgesendet, umhüllt Gäa und entzieht sie ihren Verfolgern. Majestätisch schreitet nun Satan, von seinem Abgrunde weg, an den Feuergeist heran. Unheimlich erschütternd erzählt er von dem Stein der Ewigkeit, der in der Tiefe ruht:

Satan.

An einem Bronnen tief und klar, da sinnt
Ein Weib gar wunderbar traumähnlich in
Die Ewigkeit. Sein Haar in blond Geweben,
Der ew'gen Jugend hoher Schönheit Preis,
Birgt in dem Boden wurzelnd Schattenkühle,
Und seiner Augen leuchtend Paar, es bringt
Durch Oceane, durch Unendlichkeiten.
Der Bronnen, grundlos, spielt unzähl'ge Farben
Und spiegelt in lebend'gen Garben,
Die Leuchtestrahlen aller Welten wieder.
Selbst was die Zukunft birgt, was Zukunfts-Lüfte
Im Aether schwebend hin und wieder wiegen,
Senkt sich als Bild auf einen Stein hernieder,
Der in dem Schoß der tiefsten Tiefe ruht.
Der Stein, ein Demant von gewalt'ger Größe,
Haucht ros'ge Leuchte in den Welten-Quell
Und glitzert durch den Dunstkreis starrer Lüge,
In Strahlen ew'ger Wahrheit himmelan. —
In seinem Kern jedoch, vernimm's, da birgt
Der Urkeim aller Ewigkeiten sich
Und wurzelt aller Dinge starrer Grund.
Dem Quell, dem hehren Weib zu nah'n, ist Unthat,
Dem Spähenden ist grimmes Loos beschieden.
Jedoch mich neigte Euer tiefer Jammer,
Und selbstvergessen schwang ich abwärts mich,
Die Zeit, in der Urmutter schläft, erhaschend. —
Kaum konnte ich mein wildes Drängen zähmen,
Bis ich das Zukunftsbild des Steins ersah! — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Verzweiflungswahn! O Schauer und Entsetzen!
Doch Gäa sah ich Euch zurückgegeben. — —
Ich floh von dannen, rasch in stürm'scher Hast. —
Nun fraget mich nicht mehr, ich selber schaudre!
Kehrt heim, kehrt heim, und wartet Zeiten ab.

Satan versinkt. Die Feuer- und Wassergeister stürzen zurück in die Tiefen. Vorher aber spricht der Vater seinen Fluch, den Weltfluch über sein Kind aus, der das Schicksal ist. Unbekümmert um Aeons Warnung schreitet Gäa den Weg zu seinen Höhen hinan. Zuerst leichtfüßig, jubelnd, hymnend, wird allmählich ihr Schritt schwerer, mühevoller, und unter herzzerreißendem Aufschrei sinkt sie von den Höhen hinab, zu den Füßen des Berges: Sie hat das Furchtbare, das Auge der Unendlichkeit gesehen. Die Stimme Aeons richtet sie wieder auf und befiehlt ihr, über die chaotischen Flächen hinzuschreiten, von dannen, fort — ins Leben! Gäa betritt den neuen Pfad. Ihr Schreiten ist von einem gewaltigen Orchesterstück umrahmt; ein Orkan bricht los; wild gepeitscht schreitet sie, unter tönendem Brausen, nach dem Hintergrund. Satan bannt aus seinem Abgrund einen hageren finsteren Greis, den Dämon der Erkenntniß, Epimetheus, hervor.

Im zweiten Acte sehen wir das Bild wild aufgethürmter Steinmassen, umrahmt von felsigen, nackten Gebirgen, aus deren Mitte der Kegel eines ausgestorbenen Vulcans hoch in die Lüfte ragt. Tiefe Nacht. Das Gestein haucht bleiche weibliche Gestalten mit marmornen Antlitzen hervor.

Die Geister rufen:

Es stäubt und prasselt donnernd in der Höhlung
Und wölket kräuselnd sich um ihren Schlund,
Die Krusten bersten, in dem Boden schwillt's,
Und trotzig knirschen seine Eingeweide.
Die felsgekrönte Mutter hebet sich
Empor; sie löst sich aus der Starre los;
Ihr Aufstieg jagt die Stürme vor sich her,
Die bebend, ahnungswehend niedersausen.

In dem Felsenrachen flimmert es; man erräth die Bewegung. Es naht der Steingeist; er taucht empor, und wir vernehmen die Stimme des marmornen Weibes:

Aus langem Schlaf bin ich erwacht,
Die Weltenader schwoll, und dumpf
Erdröhnt es in den todten Gängen.
Zu Netzen weben Schleier sich
Im Herzen der Natur. Sie steigen
Und breiten bald ein grimm Gespinnst
Dicht über Euer Dasein aus.
In Schaffensdrang entfaltet sich
Ein sprießend, blühend, wachsend Werden,
Das Euch verhüllt und tief verbirgt,
In Lebenslosigkeit versenkt,
Vom freien Aether streng Euch scheidet. —
Ruht finstern Harrens durch die Zeit;
Bis einst die Weltenader sich
An neuem Weltgebote nährt,
Dann kehr' ich wieder, Euch zu künden
Des finstren Bannes dunkle Lösung!

Der Steingeist versinkt in die Tiefe. Aengstlich flüchtend hören wir den Ruf der Steingeister:

Wir kehren heim in nächt'ge Wölbung
Zu stiller, düst'rer Ruhe! Weh!
Im bleichen Schatten langer Zeiten
Zu schlafen dichten, langen Schlaf!

Seit Jahrtausenden hat Gäa, auf Geheiß Aeons, die Welt durchschritten. Nirgends fand sie Ruhe. Nur dürres Eiland umgiebt sie. Ein lichtes Klingen durchzieht nun plötzlich die Sphären. Der gehoffte Held aller Welten, Eros, der Gott der Zeugung, umgeben von seinen Naturgenien, wallt durch den Kosmos. Auf seiner Bahn erblickt er Gäa. Glühende Liebe erfaßt die Beiden, für einander sind sie. Aus ihrer hoch auflodernden Leidenschaft der Umarmung entwickelt sich die Natur. Zwischen den nackten Felsen

rieseln Quellen hervor, üppiges Blüthenleben entsproßt dem Boden und bedeckt die Steinmassen; Vögel singen, Blumen umwuchern Gäa und Eros. Im Hintergrunde tropische Vegetation; Wälder sind entstanden; ein Strom bricht sich Bahn. Die Oede ist nicht mehr, und nur in äußerster Ferne erblickt man die letzte Grenze des Chaos. Während der Ereignisse liegen sich Gäa und Eros in schweigender Verzückung in den Armen. Glänzender Morgen. Gesteigerte Lebensfülle bekundet sich allerorts:

„Die Liebe ward durch Dich geboren,"

jubelt Eros, am Halse Gäas hängt ein kleiner nackter Knabe, Kadmos, der Mensch.

Im letzten Acte des ersten Abends ist Kadmos, der Mensch, zum Jüngling herangereift, und die Qualen des Dranges nach der Erkenntniß durchwühlen sein junges Herz. Mit Widerwillen gegen die ihn umschmeichelnden Naturgenien ruft er in die Baumwipfel, in die Quellen nach der Lösung der Räthsel. Da steht Epimetheus vor ihm: So lange er unter den krystallinischen Gesetzen der Natur stehe, sei er hilflos. Schon im Mutterleibe von den Krallen des Todes angenagt, scheide er aus dieser Welt, kraft- und ziellos, so wie er auch entstanden. Er möge sich mit ihm in den leeren Raum begeben, dort seinen Gott construiren, der ihm ähnelt, im Bade des Glaubens untertauchen, den Stein der Ewigkeit mit ihm rauben und auf diese Grundvesten den Gott stellen. Dem Zauberbad entstiegen, würden Flammen den Gott umspülen: so lange er glaubt, regen die Flammen hoch hinan, doch seine Zweifel machen sie sinken. In diesem Glauben aber könne er Paradiese schaffen. Kadmos und Epimetheus erheben sich auf Schleiern fort aus der Natur, in den leeren Raum. Gäa, Eros, die Naturgenien, sie beweinen das Scheiden ihres Kindes.

Die Dramatisirung der Abstraction des Allerweltsgehirns gehört zu den außerordentlichsten Schöpfungen dramatischer Kunst. Kadmos raubt nun mit Hilfe des Epimetheus den Stein der Ewigkeit, der freilich Nichts als ein Product seines eigenen Wahnes ist. Nun begegnen wir im leeren Raume selbst einer phantastischen Darstellung des Nichts, dem Kenos, einer falstaffartigen Urgestalt der ewigen Leere, welchen ein Bote des Satans aufwiegelnd aus seinem Schlafe erweckt; er warnt ihn vor Eleutheros (Jesus). Er ziehe zum Menschen, und die Vereinigung der Beiden bringe seinem Reiche Gefahr, wenn Sinnlichkeit von Uebersinnlichkeit umschattet ist und zeigt dem unbewußten Drange seinen Weg, dann ist die Kraft gezeugt, die Kenos bezwingen könne! Eleutheros (Jesus) schwebt heran, hin zu Kadmos, um die Weltenwunde zu heilen, umgeben von Maria, Magdalena, Veronika und Johannes. Kenos stellt sich ihm in den Weg. Nach furchtbarem Kampfe besiegt er ihn und kreuzigt ihn an die Wolken.

Kadmos, erdrückt von der Last seines Lebens, hat seinen Gott zu Ende gebaut. Die Flamme des Glaubens umspült das Gottesbildniß. Der höckrige Theiasmos (der Aberglaube) springt aus demselben und geleitet den

Menschen selbst in die Flamme. Die üppigste Frucht unseres Erkenntnißdranges wird hier zur That, denn aus den Flammen heraus erklärt der Mensch sich zum Ebenbild Gottes. Aus den Fernen nahen Kalethe (das Ewig-Weibliche, das Ewig-Schöne in der Natur). Sie und die Naturgenien, sie haben sich auf ihrem gemeinsamen Pfade gefunden. Sie suchen den Menschen, um ihn aus den Krallen der Erkenntniß zu befreien und ihn zur Mutter Gäa zurückzuführen. Epimetheus ahnt die ihm drohende Gefahr. Mit Gewalt sucht er Kadmos von dem Orte zu entfernen, aber er unterliegt den Gewalten des nahenden Lichtes. Mit leuchtenden Schildern und schimmernden Lilien nahen Kalethe und die Naturgenien. In wildem Ingrimm wachsen Kadmos' Zweifel an der Schaffenskraft seines Gottes. Er zerschmettert das Götterbildniß, das in Asche zusammenfällt.

Epimetheus in furchtbarem Kampfe mit Kadmos ladet ihn auf seine Schultern, ihn an den Rand der Welten zu tragen, geschützt vor den herannahenden Naturgewalten. Aber die lichtprasselnde Erscheinung Kalethes und der Naturgenien schwächen den fliehenden Schritt Epimetheus'. Ihr Herannahen hat ihm die letzten Kräfte geraubt. Er versinkt, Kadmos zurücklassend, der seinen Blick zum Ewig-Schönen hinanhebt. Kadmos wird zum Helden, denn um den Preis, daß Kalethe menschlich werde, sein Weib und sein Eigen, zieht er mit ihr und den Naturgenien in den leeren Raum und befreit Eleutheros vom Kreuze. Nach dieser That wallen sie zurück zur Erde, fort aus dem leeren Raum, geführt von Eleutheros in den Tempel der Vollkommenheit, hinan zu den Gipfeln irdischen Ideales, um sich mit Kalethe zu vereinigen. Aber nie wonnehaft kann uns das Ideal durch die Seele ziehen, denn kaum ist Kalethe in seinen Armen menschlich geworden, so tritt der Tod Kadmos' an.

Im vorletzten Act der Trilogie rufen die Schicksalsgeister den Eros von der Erde weg, der nach gewaltigem Sträuben versinkt, und mit ihm die ganze Naturentfaltung. Gäa erblindet. So wie im zweiten Acte des ersten Theiles ist das kahle Gestein wieder sichtbar. Erstorben ist die Natur, düstere Laute ertönen. Ein Trauergesang. Die Naturgenien bringen die Leiche Kadmos', des Menschen, zurück zu Gäa, um sie dort zu begraben. In wildem Aufschrei verlangt Gäa ihr Weltenrecht. Der Fluch steht neben ihr. Der geleitet sie zurück in's Chaos, auf daß sie ihr Weltenrecht von Aeon fordere. Die Strahlen sinken; es wird Nacht; Steingeister tauchen wieder aus dem Gesteine hervor. Im letzten Act sind wir im Chaos. Gäa, hinanrufend, klagt Aeon an. Vergeblich ist ihr Hilfeschrei. Sie hört die Feuer- und Wassergeister die Kette schmieden, die sie fortan fesseln soll. Sie ist am Ziele. Der Fluch hat sich erfüllt. Sie stürzt sich in die Tiefen hinab. Der Schoß des Chaos hat Gäa wieder empfangen. Stimme von oben:

Die Thräne gestillt,
Der Weltkeim quillt.

Das ist das Ende. Von Neuem wird das Schöpfungsdrama „Gäas" begonnen, immer wieder, Ewigkeiten hin! — Die wunderbaren farbigen Schönheiten, die üppige Pracht bisher nicht gesehener Bühnenbilder, die einen überwältigenden Eindruck hervorzubringen vermögen, wer könnte sie schildern! An dies Alles schmiegt sich in großzügigem Pathos die Musik Goldschmidts an. Das musikalische Element, das eindringt, um den Gedanken zu stützen, dem gesprochenen Worte den rechten Klang, die letzte Stimmung zu geben, verleiht dem Werke erst seine Gänze.

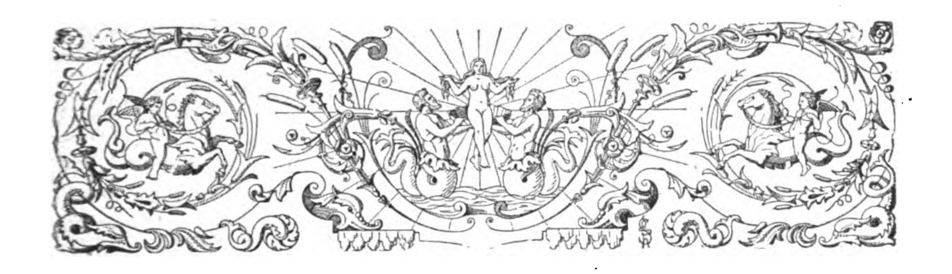
Es ist wohl kein zweites Werk der nachwagnerischen Zeit so voll von intensiver Kunst wie Goldschmidt's „Gäa". In der merkwürdigen Schöpfung vereinigen sich die sinnlichen Künste alle, um dem Geistigen des Musikdramas ein warmes echtes Leben zu geben, das mit sinnlichen Vollkommenheiten das eminent Uebersinnliche plastisch zu gestalten weiß. Wir, die wir die „Gäa" in ihrem ganzem Gehalte kennen, sind von der großfühlenden Künstlernatur bestrickt, die sich in jedem Zuge des Werkes, in jedem kleinen und großen Ausdruck desselben geltend macht. Darum fühlen wir es als eine besondere Nothwendigkeit, bald klar und deutlich vor aller Welt zu erweisen, daß in der Trilogie „Gäa" ein blühender Geist ein mächtiges Werk geschaffen hat, ein Geist, der dort, wo die Tiefen der Menschenseele zu finden sind, den Baustoff sich holt, mit dem ein Riesengebäude aufgeführt wird.

Wir haben am Ende dieses Jahrhunderts manches Gebiet neu bebaut. Von Dingen reden unsere Dichter, mit Dingen fühlen sie, an denen unsere Vorfahren vorübergingen. Nicht, wie die Gegner einer würdigen fin-de siècle-Kunst, selbst kraftlose „Nichts-sonst-als-Epigonen" gerne behaupten: weil sie sie als unter dem Niveau künstlerischer Schönheit stehend empfanden, sondern weil wir, in der Denkart unserer Zeit erzogen, gebildet im Sinne der concreten Wissenschaft und des persönlich Gesehenen, das unseren Tagen ihren Charakter verleiht, vor dem Kleinsten und Unbedeutendsten halten, es in Kreise zu ziehen suchen, die von großen Regungen bewegt werden. Wir sehen in Goetheschem Sinne „im Stengelglase eine Welt", wir fühlen den tiefen Gehalt des Gewöhnlichen, und so haben wir uns eine Freilichtkunst errafft, die, von den Berufenen geübt, ein Kunstblühen zeitigte, wie in den besten Kunstepochen der Vergangenheit. Wir haben, wie in jeder anderen Culturperiode, neben dem Gehaltvollem Minderwerthiges, das an unser Kunstempfinden rührt. Neben jenen stammelnden Epigonen mit ihrem verlogenen Schönheitsideale wollen uns die Neuzeitler erobern, die neuzeitlichen Sinn mit erborgten Frescoformen umhängen. So ist uns oft als dichterisch Empfundenes das Kleinliche und Platte servirt worden. Wir lehnen, haben wir erst die ruhige Perspective gewonnen, diese Zwitterdinge ab, um uns um so ernster mit einer Individualität zu beschäftigen, die in der reichen Fülle ihrer quellenden Künste uns bietet, was die „Gäa" vermag. Darum schätzen wir Adalbert von Goldschmidt als eines

der vornehmsten Temperamente der letzten Zeiten. Ein kommendes Geschlecht wird ihn erst in seiner Vollkommenheit zu würdigen wissen.

Und sonderbar berührt es sich immer wieder, erfahren wir, daß unsere Künstler nicht die Stellung sich zu erringen vermögen, die wir dem Echten immer zu geben behaupten: Wir verachten ja eine vergangene Zeit, wo der Genius in Lumpen gehen, wohl gar unter der Kirchhofsmauer begraben werden mußte. Und je weiter wir vorschreiten, desto öfter begegnet uns die Erscheinung des Künstlers, der nicht dazu gelangen kann, seine schöpferische Kraft wirken zu lassen. Goldschmidt ist mit seiner „Gäa" ein Beispiel. Seit Jahren fertiggestellt, haben sich viele um die Darstellung des Werkes bemüht. Immer wieder scheiterte die Uebernahme. Erst seit der so kunstsinnige Erzherzog Eugen von Oesterreich der Protector einer Vereinigung geworden, die die Aufführung der „Gäa" durchführen sollte, kam einige Bewegung in die Angelegenheit. Und wir fühlen es, daß die Aufführung der „Gäa" eine künstlerische That sein dürfte, die wegebahnend wäre, darum sollte man meinen, daß dieser Gedanke allein schon alle Hindernisse beseitigen müßte. Aber es ist so merkwürdig Kleinliches in unserem Wienerthume. Wir wollen nicht helfen, wo es sich um die große That eines der Unseren handelt, den wir täglich sehen, der überall und mit Jedem gerne plaudert und garnichts von größenerfüllter Drapirung um sich hat. Wir brauchen das Fremde, es besiegt uns im Fluge.





Krank im Süden.

Gedichte
von
Ernst Scherenberg.

— Elberfeld. —

1. Riviera.

u meinen Füßen das blauende Meer,
Das leuchtende, endlos gebreitet;
Ein weißes Segel, sonnenbeglänzt,
Fern über die Fluthen gleitet.

Die Möwen flattern, die Brandung schäumt,
Die Wellen kommen und gehen —
Hab' ich das Alles nicht einmal schon
Vor Zeiten im Traume gesehen? —

Mein Jugendeiland, heimisches Meer,
Steigt auf aus Märchengeflimmer!
Wie schön ihr war't in dem herben Glanz,
Wie schön im nordischen Schimmer!

Nur, von Föhren beschattet, ein Dünenkranz
Das Ufer der Heimat umsäumte,
Doch Wunderwerke der Zukunft kühn
Die Seele des Jünglings erträumte.

Heut singt in die Zauber tropischer Pracht
Die Woge berauschende Weise —
Mich aber — mich ruft sie sterbensmatt
Auf die letzte, traurige Reise?

Nein, nein! Wie oft mit gewaltiger Kraft
Hast du mir geschlossen die Wunden —
Ob Norden, ob Süden — du ewiges Meer,
Noch einmal laß mich gesunden!



2. Der Gattin.

Graunvolle Nächte, da mein Geist,
Von Fieberphantasie'n verwirrt,
Durch Weiten endlos, einsam Weib,
An deine Lagerstatt geirrt.

Verzagend fühlt' im siechen Leib
Ich schwinden mehr und mehr die Kraft —
O Nord, o Heimat, rettet mich
Aus dieses Südens dumpfer Haft!

Nur Stimmen einer andern Welt
Hört' ich als Antwort mich umwehn —
Soll dich, mein Weib, mein Vaterland,
Ich sterbend nimmer wiedersehn?

Aufbäumt sich mein gequältes Ich
Wie in verzweifeltem Entschluß:
Ich will's! Will leben, leben noch,
Weil ich den Meinen leben muß! —

Mein Wille siegte; langsam wuchs
Die Schwinge dem gelähmten Aar;
Schon prüft nordwärts zum Alpenflug
Er sehnsuchtsvoll sein Flügelpaar.

Bald von Italiens frühem Lenz
Streut Blüthengruß er deinen Wegen —
Und deutschen Frühlings keuschem Nahn
Gehn neu vereinigt wir entgegen!



3. Meeresgruß.

Was kommt fernher durch die Stille der Nacht
Ein Rauschen, Donnern und Rollen?
Vom Krankenschlummer bin ich erwacht —
Wem, Himmlische, gilt euer Grollen?

Zuckt Wetterstrahl auf mein sterbliches Haupt
Vom dräuenden Himmelsbogen? —
Doch horch! — Nein, was mir die Ruhe geraubt,
Sind des Meeres donnernde Wogen.

Welch Wiegengesang! — Mir bist du vertraut,
Ich hab' dich als Kind schon verstanden;
Wie Mutterstimme, wie Heimatlaut
Umrauscht mich auch heute dein Branden;

Als wolle sein nächtlich weckender Ton
Mir künden: Wie krank du gewesen,
Es heilt das Meer seinen treuesten Sohn
Und grüßt dich durch mich — als genesen!



4. Genesung.

Genesungsmatt und die Wange bleich,
Doch hoffend vom Lager erstanden —
Wie winkst du mir, blühender Pfirsichzweig,
Den sinnige Hände mir wanden.

Verheißungsfreudig die Kelche glühn —
O Freundin, willst du mir sagen:
„Noch einmal soll deine Kraft erblühn,
Dein Schaffen Früchte tragen!"?

Sei's denn! — und die Saite von Neuem gespannt,
Dir Dank, die mich schützte, zu bringen!
Für die Meinen, die Freunde, das Vaterland
Um Höchstes noch einmal zu ringen!



5. Abschied.

Wie oft hast du, Italia, mir
Gewinkt in meinen Traumgedanken;
Jedoch der Nord und Mannespflicht
Sie thürmten himmelhohe Schranken.

Und als die Stunde endlich kam,
Zu schauen deiner Schönheit Linien,
Mit tiefem Weh im Herzen nur
Grüßt' ich Cypressen, Palmen, Pinien.

Denn immer fleht' ich, wo ich auch
In deinem Zauberbuch gelesen:
O ew'ger Lenz am ew'gen Meer,
Laß mir mein krankes Kind genesen!

Und jetzo hoff' ich, daß der Wunsch
Erfüllt, mit dem ich hergekommen:
Die Götter haben ja Tribut
Von mir, dem Vater, selbst genommen!

Jäh zuckt' des Sonnengottes Pfeil
Aus Himmelsbläue auf mich nieder,
Und kraftlos in der Krankheit Bann
Verfielen Seele, Haupt und Glieder. —

So lag ich lang; — doch endlich wich
Das Schattenreich mit seinem Grauen;
Die Schemen flohn vor'm Sonnenblick
Zwei edelmüth'ger deutscher Frauen.

O deutsches Haus auf welschem Grund,
Daß Zuflucht ich in dir gefunden!
In deinem Frieden, kunstgeweiht,
Da muß das größte Leid gesunden!

Heut, da er scheidet, überströmt
Das Herz dem nun genes'nen Kranken,
Und ohne Ende möcht' er euch
Für alle Huld nur danken, danken!

O Schicksal, woll' dem theuren Haus
Stets nur mit sanfter Hand begegnen!
Und mit der Erde höchstem Glück
Woll' es für immer segnen, segnen!

Nervi, Castello Eden, Frühjahr 1897.





Aus dem Briefwechsel Wilhelm v. Humboldts mit Prinzessin Luise Radziwill.

Herausgegeben von

Bruno Gebhardt.

— Berlin. —

Am 14. October 1808 reiste Wilhelm von Humboldt von Rom, wo er seit Ende des Jahres 1802 als preußischer Vertreter bei der Curie lebte, ab, um einen Urlaub in der Heimath zu verbringen. Er hoffte sicher, in wenigen Monaten zurückkehren zu dürfen, aber er sollte Italien, das vielgeliebte, nicht wiedersehen. Schon auf der Reise erfuhr er, daß er an die Spitze des preußischen Unterrichtswesen berufen werden sollte, und so sehr er sich auch gegen die Annahme des neuen Amtes sträubte, — er mußte schließlich nachgeben und wurde am 20. Februar 1809 zum Geh. Staatsrath und Director der Section für Cultus und Unterricht im Ministerium des Innern, in dem jene Section damals eine Abtheilung bildete, und das Alexander Dohna inne hatte, ernannt. Die Thätigkeit, die Humboldt in den folgenden Monaten entfaltete, bildet den höchsten Ruhmestitel in seiner staatsmännischen Laufbahn, bedarf aber hier keiner Schilderung. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er im April nach Königsberg, wo er bis December blieb. Es behagte ihm dort zuerst gar nicht, und es läßt sich nachfühlen, daß nach jahrelangem Verweilen in Italien Gegend und Klima ihm mißfielen. Er schrieb wohl scherzhaft an Goethe, er müsse für seine Sünden, die für solche Strafe doch wohl nicht groß genug seien, in einer Stadt leben, die wirklich nur Kant, weil er nie eine andere gesehen hätte, zu loben im Stande war, und ähnlich, aber noch schärfer an seine Freunde Schlabrendorf in Paris und Friedrich August Wolf in Berlin. Aber später, besonders in Rückblick auf die Königsberger Tage, lautete sein Urtheil ganz anders, und wie in den folgenden Briefen,

so spricht er auch anderwärts mit Dankbarkeit, ja mit Entzücken von der in Königsberg verlebten Zeit. Damals trat er auch der Prinzessin Luise Radziwill nahe, und als er nach Hardenbergs Eintritt als Staatskanzler aus dem Ministerium schied und die preußische Gesandtschaft in Wien übernahm, entspann sich zwischen der Prinzessin und ihm ein reger Briefwechsel, der wohl bis zu seiner bleibenden Rückkehr nach Berlin, 1818, gedauert hat, und aus dem wir im Folgenden einen Theil veröffentlichen dürfen*).

Die hohe Frau, an welche diese Briefe gerichtet sind, verdiente längst näher gekannt und gewürdigt zu werden. Neben der Königin Luise und der Prinzessin Wilhelm erfreute sich das königliche Haus in den schweren Zeiten am Anfange unseres Jahrhunderts in ihr einer Angehörigen, die an hoher Begabung und edlem Sinn, an politischem Verständniß und Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes jenen Beiden ebenbürtig zur Seite stand. Sie war eine Nichte Friedrich des Großen, die einzige Tochter seines jüngsten Bruders Ferdinand und dessen Gemahlin, Luise von Brandenburg-Schwedt, und wurde am 24. Mai 1770 geboren. Es ist merkwürdig, daß die Kinder dieses als höchst unbedeutend geschilderten Ehepaares — Nichts fürchtete man in der Berliner Gesellschaft so sehr als die Einladungen zur Prinzessin Ferdinand wegen der dort herrschenden Langeweile — so hervorragende Persönlichkeiten waren: neben der Prinzessin Luise ihre Brüder Louis Ferdinand und August, der als tüchtiger Militär sich in Krieg und Frieden bewährte und in seiner Art und Lebensführung an seinen genialen Bruder erinnert**). Der spätere Minister Graf Bernstorff, der Gemahl der Gräfin Elise,***) kannte die Prinzessin schon in den Jahren 1790—94, als sie noch unvermählt war, und rühmte ihre außerordentliche Liebenswürdigkeit, die sie zur Seele aller Kreise, in denen sie erschien, machte. Man sprach damals von einer Heirath der Prinzessin mit dem Erbprinzen von Anhalt, doch schien sie abgeneigt und vermählte sich am 17. März 1796 mit dem Fürsten Radziwill, der übrigens fünf Jahre jünger als sie war. Es war eine reine Neigungsheirath, die besonders ihr Oheim, Prinz Heinrich, begünstigte, und galt in den Augen Vieler als eine Mesalliance, trotzdem Frauen des Hauses Hohenzollern schon mehrfach mit Radziwills in eheliche Verbindung getreten waren. Die Ehe war überaus glücklich, und in dem Schulenburg'schen Palais Wilhelmstraße 77 (dem heutigen Reichskanzleramt), das der Fürst kaufte, entfaltete sich ein heiteres und reiches künstlerisches Leben, wozu die bekannte musikalische Begabung des Fürsten nicht wenig

---

*) Für die Angaben über Humboldt darf ich auf mein Buch „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann“ Bd. I. verweisen.

**) Ein dritter Sohn des Prinzen Ferdinand, Christian Friedrich, starb 1790 im Alter von 19 Jahren.

***) Ihre Erinnerungen bieten viele Mittheilungen über die Prinzessin und ihre Familie. Sonst findet sich Material in dem Buche „Unter fünf Königen und drei Kaisern“ von Thekla v. Schober, geb. v. Gumpert; Fürstin Eleonore Reuß, Gräfin v. Reden u. A.

beitrug. Das Bild von Siemiradzki „Eine Soirée beim Fürsten Radziwill“: Chopin am Clavier, beide Humboldts als Zuhörer, hat zwar einen späteren Zeitpunkt im Auge, giebt aber einen lebendigen Eindruck dieser in den folgenden Briefen Humboldts so oft gerühmten Abendunterhaltungen wieder. Der Ehe entsprangen vier Söhne und zwei Töchter: Wilhelm und Ferdinand, Elisa, Boguslaw und Wladislaw, Wanda, und die Fürstin lebte in erster Reihe der Erziehung ihrer Kinder. Den Religionsunterricht ertheilte sie den Töchtern in deren frühester Jugend selbst, da diese ihrem evangelischen Glauben folgten; von den Religions- und Nationalunterschieden war sonst im ehelichen und häuslichen Leben keine Rede.

Besonders innig war das Verhältniß der Prinzessin zu ihrem Bruder Louis Ferdinand, und was von ihrem beiderseitigen Briefwechsel bekannt ist*), zeigt das herzlichste gegenseitige Vertrauen: bei der Schwester fand das geniale, aber oft übersprudelnde Wesen des Prinzen mehr Verständniß als bei den Eltern; im Kreise ihrer Familie fühlte er sich besonders wohl, aber seine Lebensführung in den Magdeburger Zeiten flößte auch ihr Besorgniß ein, und sie suchte durch Stein auf den Prinzen einzuwirken. Als endlich die lang ersehnte Stunde des Kampfes kam, verfolgte sie mit unendlicher Sorge den Gang der kriegerischen Ereignisse; wie tief sie der Tod des geliebten Bruders traf, läßt sich nur ahnen, aber über das Grab hinaus hielt sie ihm die Treue, und seine Kinder, Blanche und Louis von Wildenbruch, wurden von jetzt an ihre eigenen, lebten in ihrem Hause und fanden an ihr die beste Mutter.

Der Zusammenbruch des Staates, die leidvollen Monate und Jahre seit Jena, das gehäufte Maß von Unglück, das in dem Tode der Königin Louise ihren Höhepunkt fand, erschütterten, aber beugten sie nicht. Auch sie hielt an der Hoffnung besserer Tage fest; sie trat den ausgezeichneten Männern, die damals dem zertrümmerten Preußen ihre Dienste widmeten, in Freundschaft nahe, verfolgte mit wärmster Theilnahme jeden Schritt zur Reform des Staatswesens, zur zukünftigen Befreiung des Vaterlandes und erfüllte ihr Herz mit der wärmsten Verehrung für Stein und Gneisenau. Daß gerade diese beiden Größten, doch so viel Verkannten es waren, mit denen sie sich Eins fühlte, die in allem Wandel der Zeiten für sie die gleichen blieben, beweist, daß auch in ihr etwas diesen Männern Congeniales lebte. Nach Steins Aechtung schrieb sie ihm**): „Wenn nach so viel Aufregungen und Leiden Sie mit Schmerz das Land verlassen, dem Sie so rührende Beweise der Theilnahme und Anhänglichkeit gegeben haben, so urtheilen Sie, was Ihre Freunde dulden: Tausend und tausend Mal denken wir an Sie, und hoffen, daß sich unsere Gedanken begegnen mögen.“ Und aus ihren Briefen an Gneisenau möchten wir eine Stelle aus späterer Zeit, als jener

*) Bailleu, Prinz Louis Ferdinand (Deutsche Rundschau, Bd. 45, 27 ff.)
**) Pertz, Stein, 2, 338.

1816 den Abschied nahm, zur Charakterisirung des Verhältnisses mittheilen. „Sie werden mich unbescheiden finden, lieber Graf," schrieb sie damals*), daß so schnell ein Brief dem andern folgt, — daß ich es wage, von Neuem Sie zu bitten, Sie zu beschwören, keinen unwiderruflichen Schritt zu thun. Ist es denn möglich, daß Sie wirklich glauben könnten, daß Sie sich von Ihrem Werke trennen könnten. Daß Sie den geretteten, von Ihnen geretteten Staat nun verlassen könnten . . . Wie wünschte ich, in diesem Augenblick Ihnen das Alles auszudrücken, was ich so lebhaft in meinem Herzen fühle, ohne Worte dafür zu finden. Wie können Sie mit Ihrem herrlichen Gemüth — mit Ihrem Eifer, mit Ihrem warmen Gefühl für das allgemeine Wohl sich glücklich fühlen, wenn ein Zeitpunkt eintreten wird, wo Sie sich selbst werden sagen können, das Alles würde nicht sein, wenn ich, der Unentbehrliche, nicht selbst den Platz verlassen hätte, den die Vorsehung mir angewiesen hatte. — Sie hat so Großes für uns gethan, wie kann man ihre Stimme verkennen — Sie verehrter Mann nicht auf ihr (!) hören. — Bleiben Sie, kehren Sie zurück zu dem Platz, der Ihnen offen bleibt, und fahren Sie fort, zu wirken, zu helfen und Glück und Heil des Staats zu begründen — mehr zu sagen verstattet mir die Zeit nicht — ich fühle ganz, wie sehr diese Zeilen der Nachsicht bedürfen, aber ich rechne auf Ihre Freundschaft."

Außer mit Stein, Gneisenau und Humboldt stand sie auch mit Niebuhr in Briefwechsel; leider aber besitzen wir von ihren Briefen nur wenig, aber alle diese Briefe verbinden die regste politische Theilnahme mit echt weiblicher Zurückhaltung und Bescheidenheit. Die Briefe dieser Männer an die Prinzessin enthalten so rückhaltlos ihre intimsten Ansichten über Dinge und Personen, wie sie nur bei naher freundschaftlicher Verbindung und bei der Voraussetzung reifsten, über das durchschnittliche weibliche Maß weit hinausgehenden Verständnisses erklärbar sind. Der Versuch einer wirklichen Einmischung in die Politik ist vielleicht nur einmal nachweisbar, als sie 1815 Stein für die Wiederherstellung Polens zu interessiren suchte, eine Lieblingsidee des Gatten, dem sie damit gefällig sein wollte.

Nach dem von ihr unendlich beklagten Tode der Königin nahm sie sich der hinterbliebenen Kinder so treu an, daß Gneisenau sie einmal als Mutter der Prinzessin Charlotte bezeichnete, und das Vertrauen des Königs besaß sie in so hohem Maße, daß er sie in seine Absicht, die Gräfin Dillon zu heirathen, einweihte und sie beauftragte, die Ansichten von Schön und Gneisenau darüber einzuholen. Bekanntlich riethen Beide unabhängig von einander ab, und der König verzichtete.

Nach dem Kriege wurde dem fürstlichen Ehepaar eine Art politischer Mission aufgetragen; Fürst Radziwill wurde Statthalter in Posen, und von

*) Pertz-Delbrück, Gneisenau, 5, 117 f.

der Liebenswürdigkeit der Prinzessin hoffte man, daß sie zur Versöhnung der Gemüther viel beitragen würde. Von 1815—1830 hatten sie in Posen ihren Aufenthalt, der nur von Reisen nach des Fürsten Besitzung Antonin bei Ostrowo, nach dem von der Prinzessin angekauften Ruhberg in Schlesien und nach Berlin unterbrochen wurde. In diesen Jahren war es auch, wo die Liebe des Prinzen Wilhelm zu ihrer Tochter Elisa erblühte, zu so schweren Herzenskämpfen führte und ein so trauriges Ende nahm. Die Prinzessin verhielt sich dabei sehr zurückhaltend. Sie hätte ihrem Kinde von Herzen gern das Glück gegönnt und gewünscht und litt unendlich mit ihm, als die Unmöglichkeit der Verbindung sich offenbarte. Ueberaus leidvoll wurde ihr Leben, als nacheinander eine Reihe von Todesfällen ihren Familienkreis auflösten: 1827 starb ihr zweiter Sohn Ferdinand, bald darauf die Gemahlin des ältesten, Helene, geb. Prinzessin Radziwill und das einzige Kind aus dieser Ehe; 1831 mußte sie den jüngsten Sohn als neunzehnjährigen Jüngling in's Grab senken. Das Jahr 1832 wob ihrem Hause Hochzeitskränze: Prinz Wilhelm vermählte sich mit Gräfin Mathilde Clary, Prinz Boguslaw mit Gräfin Leontine Clary und die jüngste Tochter Wanda mit dem Fürsten Czartoryiski, aber kurze Zeit darauf traf sie der härteste Schlag, der Verlust des Gemahls. Hören wir, was Wilhelm von Humboldt an Charlotte Diede darüber schreibt: „Unter diesen (Todesfällen) war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verstorbene mit Recht überall sehr geliebt war, und weil dieselbe Familie hinter einander so schreckliche Verluste durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß in Berlin der Fürst Radziwill gestorben ist. Er hatte eine königliche Prinzessin, eine Cousine unseres Königs, zur Gemahlin. Sie hatten sich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzessin ist eine der geistvollsten Frauen, die es gegeben hat; der Fürst war sehr liebenswürdig und überall hilfreich. Sein Talent für Musik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethes Faust in Musik gesetzt. Etwa drei Jahre kann es sein, daß diese beiden Eltern in ihrer sonst so glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachsene Söhne in kurzen Zwischenräumen an der Schwindsucht zu verlieren. In diesem Winter bekam die älteste Prinzessin plötzlich einen Blutsturz und ist seitdem so offenbar schwindsüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken starb der Vater, den man blos an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter sich befand, durfte sie den Tod nicht erfahren. Man kann sich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr kosten mußte, bei der Tochter heiter zu erscheinen und von dem schon zu seiner Ruhestätte eingegangenen Vater wie von einem bald Genesenden zu reden und diese Täuschung wochenlang fortzusetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche diese außerordentliche Frau besitzt."

Am 7. April 1833 war Fürst Anton gestorben; wochenlang schrieb ihm Elisa noch zärtliche Briefe und sandte ihm Blumen und Früchte, die sie vom Könige erhielt. Dann aber sagte sie eines Tages:

„Ich weiß, was Gott gethan hat — aber ich möchte leben für Mama." Wie ein Schatten schwand sie dahin, und am 27. September 1834 stand die Mutter an ihrem Sterbebette. Aber auch ihre Kräfte waren gebrochen; wie eine Niobe hatte sie die Liebsten um sich herum in das Grab sinken sehen; nur wenig über zwei Jahre überlebte sie die geliebte Tochter: Prinzessin Luise starb am 7. December 1836 im Alter von 66 Jahren.

Als Pertz das Leben Steins und Gneisenaus schrieb, stand ihm der Briefwechsel der Prinzessin mit diesen Männern und mit Humboldt und Niebuhr zur Verfügung. Die hier mitgetheilten Briefe ließ er unbenutzt; sie befinden sich in Abschriften in seinem Nachlaß, den das Königliche Geheime Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrt.

I.

Madame!

J'ai attendu d'être arrivé ici pour user de la permission que Votre Altesse Royale a daigné me donner de Lui écrire, et je suis charmé de trouver aujourd'hui une occasion entièrement sûre pour Lui faire parvenir ces lignes. Mon voyage a été très heureux, j'ai aussi lieu de bien augurer de mon séjour ici; mais je ne saurois exprimer à Votre Altesse, combien je sens avec un chagrin profond d'être privé de ces soirées douces et intéressantes que Vous permettiez, Madame, de passer dans Votre société et dans celle du Prince. Les bontés dont Vous daigniez me combler tous les deux ne s'effaceront jamais de ma mémoire; j'ai été vivement touché d'entendre encore durant mon voyage chez la princesse Clary*) à Toeplitz et même déjà ici que Votre Altesse ne m'avoit pas oublié et qu'Elle avoit daigné faire mention de moi dans ses lettres. Quand pourroi-je, Madame, Vous en témoigner ma vive et profonde reconnoissance de bouche? A peine sorti des portes de Berlin, je me fis cette question et je me la répète journellement et je me flatte que je pourrai faire facilement, l'été qui vient, une course à Berlin, ou trouver Votre Altesse à Toeplitz ou Carlsbad. Ce dernier projet seroit bien préférable au premier. Il me tarde de voir Votre Altesse Royale au moins pour plusieurs mois dans un autre séjour moins monotone, et pas entouré de souvenirs tristes et amers**). Les jouissances d'une belle nature et les distractions d'un voyage feroient du bien à Votre santé, Madame, et il faut, je Vous en conjure, bien soigner cette santé si précieuse au Prince, à Vos enfans, à tous ceux enfin que Vous daigniez honorer de Votre bienveillance et de Votre amitié. La vie n'a jamais de plus grand prix que celui que ceux qui vivent avec nous, y attachent; mais dans les temps actuels ce prix

---

*) Fürstin Christine Clary geb. Prinzessin de Ligne, Gemahlin des Fürsten Johann Clary, Besitzers der Fideicommißherrschaft Teplitz in Böhmen. Der häufige Aufenthalt Friedrich Wilhelms III. und der Prinzessinnen hatten zu einer freundschaftlichen Verbindung mit der fürstlichen Familie geführt, die durch die oben erwähnten Heirathen der Prinzen Radziwill noch enger wurde.

**) Die Prinzessin und Humboldt standen noch unter dem Eindruck des Todes der Königin Luise, deren auch in den folgenden Briefen oft gedacht wird.

en est devenu l'unique absolument. C'est un genre de vertu et d'héroisme que de penser actuellement avec un soin scrupuleux à son propre conservation, et il appartient bien par là à Votre Altesse de l'avoir.

J'ai causé une très vive joie en remettant Votre lettre. Celui qui l'a reçu*) sait entièrement Vous apprécier, Madame, et est profondement touché de Votre amitié pour lui. J'ai passé avec lui deux demi-journées des plus intéressantes. Je puis même dire qu'il a surpassé mon attente. Il est infiniment rare de trouver tant d'âme et tant d'esprit réunis ensemble; une fermeté si inébranlable temperée partout de douceur et d'amabilité; tant de connoissance d'affaires et tant d'aménité dans la société. Votre Altesse Royale imaginera facilement que nous avons beaucoup causé ensemble. Nous étions d'accord sur la plupart des points; et si nous ne l'étions pas sur tous, c'étoit surtout puisque j'avois vu de près et que dans l'éloignement, quelqu' esprit que l'on ait, on ne se forme jamais une idée juste et exacte.

J'ai trouvé en arrivant ici une lettre de Schoen**) qui m'a causé un profond chagrin. On ne peut voir sans inquiétude se retirer ainsi le seul homme bien distingué pour la partie administrative que nous ayons. La chose me semble d'autant plus malheureuse qu'on avait envie de la garder, qu'il se conduit de son côté avec un calme et une modération parfaite, et que par conséquent son départ doit avoir absolument tenu à ce qu'on n'a pas fait assez d'efforts pour éloigner les obstacles qui s'opposoient, à ce qu'il fut placé, ce qui n'est bon dans aucun cas, qu'on veuille l'expliquer par un manque d'intérêt ou par un manque d'influence.

J'ai eu grande peine à disculper Schoen auprès de (Stein) qui s'étoit mis absolument en tête que Schoen n'avoit pas voulu accepter par exaltation ou par caprice***). Je suis entièrement convaincu du contraire.

---

*) Der Empfänger des Briefes war Freiherr v. Stein, der nach seiner Ächtung durch Napoleon in Prag lebte. Auf der Reise nach Wien verbrachte Humboldt zwei Tage mit ihm; sie lernten sich damals und dort zum ersten Male kennen und blieben in Briefwechsel miteinander. (Pertz, Stein 2, 516; mein Humboldt als Staatsmann I 371). Wie hier, so hat Humboldt immer und überall in gleicher Weise über Stein geurtheilt, und in gegenseitiger Schätzung und Verehrung blieb ihre Freundschaft bis an ihr Lebensende ungetrübt.

**) Hardenberg hatte bei Uebernahme des Staatskanzleramts Schön ebenso wie Niebuhr seinen Finanzplan vorgelegt und Jenem das Finanzministerium angeboten. Beide verwarfen den Plan, und Schön lehnte den Eintritt in's Ministerium ab. „Lassen Sie mich Ihrenthalben ziehen," schreibt er am 20. August dem Kanzler, „ich bin es überzeugt, daß Ihr Finanzplan, wie er ist, nicht ausgeführt werden kann". Er war zu dieser Unterhandlung nach Berlin berufen worden und kehrte nach Gumbinnen, wo er Regierungspräsident war, zurück. (Vgl. Aus Schöns Papieren I, 63 f. u. 119 ff.). In der That erwies sich Vieles in Hardenbergs Plan als undurchführbar, und die Kritik Schöns und Niebuhrs war nicht unberechtigt.

***) Stein hatte auf einer geheimen Zusammenkunft in Hermsdorf in Schlesien Hardenbergs Pläne überwiegend gebilligt. Wie wenig es Humboldt gelungen war, dessen Beurtheilung von Schöns Verhalten zu ändern, ergiebt sich aus dem Briefe Steins an Humboldt, vom 28. October 1810: „Ich kann Schöns und Niebuhrs Betragen schlechterdings nicht billigen, man bot ihm die Finanzministerstelle an, er lehnte sie ab wegen seines Dissensus mit dem vorgeschlagenen Plan, und weil der König kein Zutrauen zu ihm habe." Und am Schluß ganz zornig: „Alles dieses ist nichts als verfeinerter Egoismus, und die jenseits der Elbe so sehr überhand nehmende Manie über eine ganz gewöhnliche Handlungsweise eine Sauce hochtönender precieuser Phrasen zu gießen." (Pertz II 507.)

J'ai passé de très beaux jours à Schwarzbourg auprès de la princesse de Rudolstadt*). Elle a eu la bonté de me loger au Château et de me permettre de vivre entièrement dans sa famille. Nous avons fait des promenades du matin jusqu'au soir. Le temps étoit délicieux. La situation de ce château est vraiment ravissante. La contrée est sauvage et agreste, mais au milieu des grandes montagnes et des rochers on trouve de vallons et des prairies riantes. Nous avons aussi fait quelques lectures ensemble, et les soirs étoient consacrés aux réunions. Je désirerois infiniment que Votre Altesse Royale connut la Princesse de près. Je suis sûr que Vous en feriez grand cas, Madame. Nous avons aussi visité les ruines qui se trouvent dans les environs. Il y en a une d'un couvent**) détruit après la Réformation qui par l'architecture est la plus belle et la plus remarquable que j'aie vue en Allemagne. L'architecture n'est ni romain ni gothique. On l'a crue mauresque, mais je ne lui trouve pas les signes charactéristiques des édifices arabes de l'Espagne***). Elle ressemble plutôt aux plus anciennes basiliques chrétiennes à Rome. Une autre ruine est remarquable comme le lieu de la naissance de l'Empereur Günther†). Le Prince Louis de Hombourg††) racontera à Votre Altesse Royale, à quel périlleux passage par une fénêtre trop étroite même pour nos tailles certainement pas trop fortes, je l'y ai entraîné.

Ne trouvant personne de mes connoissances à Carlsbad j'ai pris le parti d'aller à Toeplitz où j'ai vu la Princesse Solms, le Prince George, Mc de Berg et la comtesse Marie†††). La Princesse étoit heureusement assez bien rétablie pour pouvoir

---

*) Fürstin Karoline Luise, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, die älteste Schwester der Prinzessin Wilhelm von Preußen, die bis 1814 für ihren minderjährigen Sohn Friedrich Günther die Regierung leitete. Humboldts Gattin war mit der Fürstin durch lange Freundschaft verbunden, ebenso wie Karoline Wolzogen und die Familie Lengefeld. Zu der ganzen obigen Stelle vgl. den Brief Humboldts an Charlotte Diede vom 2. Januar 1827, da er wieder in Rudolstadt weilte. Er charakterisirt sie dort: „Sie besitzt sehr viel Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher eigentlich auch kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freisten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch noch mehr eigen wird."

**) Die Ruine ist Paulinzelle, ein einstiges Cistercienser-Mönchs- und Nonnenkloster, das im Bauernkriege verwüstet wurde; Humboldts architektonische Ansicht ist richtig, da die Ruinen byzantinischen Stil zeigen.

***) Die er von seiner spanischen Reise 1799 her kannte.

†) Der 1349 gewählte und verstorbene Gegenkönig des Luxemburgers Karls IV., Günther von Schwarzburg.

††) Der zweite Bruder der Fürstin Karoline, der in preußischen Diensten stand; Humboldt kannte ihn von Königsberg her, wo er 1809 als Generalmajor und Brigadier der ostpreußischen Infanterie sich aufhielt.

†††) Prinzessin Solms, die Schwester der Königin Luise Friederike, vorher Prinzessin Ludwig von Preußen, nachmals Herzogin von Cumberland, Königin von Hannover. Sie erkrankte bald nach ihrer Ankunft in Teplitz am 10. August, war aber am Ende des Monats wieder genesen. Gentz, der sie damals sah, nennt sie „nach meinem Geschmack die schönste Frau, die je mein Auge gesehen, nach der Meinung Aller eine der liebenswürdigsten." (Tagebücher I, 211.) Prinz Georg v. Mecklenburg-Strelitz, ihr Bruder, der nachherige Großherzog, mit Humboldt schon von seinem Aufenthalt in Rom 1803 bekannt. (Ueber den Aufenthalt in Teplitz s. die Schrift seines Sohnes und Nachfolgers

déjà faire des promenades en voiture, et même un peu à pied. J'ai été infiniment charmé de me retrouver ainsi au milieu d'une société Berlinoise. Vous imaginerez facilement, Madame, quel a été le sujet principal de notre conversation*). J'ai cependant trouvé le Prince George beaucoup plus calme que je n'avois osé l'espérer. L'inquiétude terrible qu'il avait eue de la maladie de la Princesse Solms et la joie de la voir rétablie l'avoient au moins momentanément détourné de sa douleur. Quant à la Princesse Clary et sa société je l'ai vue trop peu pour en juger. Ce que je sais, c'est qu'elle adore Votre Altesse Royale et m'en a parlé avec un véritable enthousiasme. Je puis dire la même chose de la Princesse Czartoryiska**) qui va en Italie à présent et que j'ai vue dans la maison de la comtesse de Lanskoronska***) qui me paroît une femme très-aimable. Mais je suis encore tellement dans les traveaux des premiers arrangements que je n'ai pas pu me résoudre encore de voir beaucoup de société. Votre Altesse Royale ne s'imaginera pas que, étant déjà depuis le 23 Septembre ici, je n'ai pas encore de quartier. Il m'en faudra prendre un excessivement cher en ville, ou de très éloigné et assez mauvais dans un faubourg, et je suis heureux encore, s'il m'en reste le choix. Avec cela ma femme arrive avec quatre enfants de Rome, mon fils avec son gouverneur de Berlin, jugez donc de mon embarras, Madame.

Comme Votre Altesse Royale aimoit à rire quelquefois, il faut que je Lui raconte une anecdote précieuse. Le mari de la femme qui nous fit craindre pour la solidité du Mont-Blanc, est arrivé à Zuric sous le nom de Chanoine. Se présentant ainsi dans une société, le Herr Kanonikus a retenti de tout côté. Cela l'a mis de mauvaise humeur, et il a fini par dire brusquement: Meine Herren, ich bin zwar auch Kanonikus, aber eigentlich bin ich Graf K., cela n'est-il pas délicieux?†)

Daignez, Madame, présenter mes hommages et l'exprimer de ma plus sincère amitié à S. A. S. Mgr. le Prince Radziwill, veuillez me rappeler au souvenir du Prince, Votre fils, et de la Princesse Elise, et surtout daignez faire que le Prince ne m'oublie pas qui m'a toujours honoré d'une bienveillance particulière.

Je suis etc.

à Vienne le 5 Octobre 1810. Humboldt.

II.

Madame! Il seroit en vain de vouloir exprimer à Votre A. R., combien la lettre du 9 de ce mois m'a rendu heureux et combien j'ai été touché de la continuation de son souvenir et de sa bienveillance. Quelques variées et même quelques amusantes que soyent les sociétés ici, je regretterai éternellement les charmantes soirées de Votre maison, Madame, et je me serois déjà souvent répenti de n'avoir pas tâché de me maintenir à tout évènement dans mon ancienne situation, si je ne devois me dire en même temps, que je n'ai suivi en la quittant qu'un pressentiment extrêmement juste que je ne pouvois pas y rester. Tout ce qui est arrivé depuis prouve évidemment que je ne me suis guère trompé, et il ne me reste donc autre

„Zum 18. October 1860. Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger). Frau v. Berg, die bekannte Freundin der Königin Luise und Verfasserin der ersten Biographie (1814 erschienen), die in dem Buche von Adami verarbeitet ist. Comtesse Marie (Voß), ihre jugendliche Enkelin, spätere Frau von Radowitz.

*) Natürlich die Erinnerungen an die verstorbene Königin.

**) Gemeint ist wohl die Gemahlin des Fürsten Constantin, Marie geb. Gräfin Dzierzanowska; sie hatten erst 1810 geheirathet, nachdem zwei Jahre vorher des Fürsten erste Gemahlin geb. Prinzessin Radziwill gestorben war.

***) Siehe die Anm. zum nächsten Briefe.

†) Wer damit gemeint ist, ist schwer zu sagen.

chose si non d'espérer que le jour viendra, où je jouirai de nouveau du bonheur d'être près de vous, et de me rappeler avec vous les temps que je regrette si vivement au fond de mon coeur. — Je ne puis dire au reste que je suis malcontent de mon séjour ici; je m'y plais au contraire très bien. La seule chose qui m'est pénible, c'est que mes enfants ne s'amusent à beaucoup près pas aussi bien ici qu'ils faisoient à Rome et qu'ils auroient fait à Berlin et que ma femme doit regretter nécessairement également le ciel et même les habitudes de l'Italie*). Le temps remédiera insensiblement à cela, et en attendant le plaisir de nous voir réunis tout ensemble nous dédommage de ces privations. — Je n'ai pas pu remettre moi-même Votre lettre, Madame, à la Princesse Czartoryiska. Elle fait un voyage en Italie et sera à présent à Florence. Mais j'ai envoyé Votre lettre à son banquier qui la lui fera parvenir exactement. Je ne sais, si je Vous ai parlé dernièrement de la Comtesse Lanskoronska**). Je ne crois pas qu'elle a jamais eu l'honneur de voir Votre Altesse; mais elle connoît Monseigneur le Prince Antoine et m'en a souvent parlé. C'est la femme à qui je donnerois en quelque façon la préférence sur toutes les autres ici. Elle possède beaucoup de gaîté et d'amabilité et réunit avec cela une manière de penser et de sentir noble et profond. Il est seulement à plaindre qu'on ne la rencontre que rarement à présent. Elle voit cépendant tous les dimanches les personnes de sa connaissance chez elle et ces réunions sont très agréables, quoique moins brillantes que les mercredis de la Princesse Bagration***). On trouve à ces derniers beaucoup de jolies femmes, plus de monde en général, mais la conversation y est par cette raison même moins suivie et moins intéressante. La Princesse ellemême est très jolie, a beaucoup d'esprit et fait à merveille les honneurs de sa maison. L'hôtel de Ligne †) comme on le nomme ici communément, n'est rien moins que brillant. Mais la conversation du Prince, la bonhommie et la gaîté de

---

*) Daß er sich in Wien wohl fühlt, spricht er auch sonst aus: An Nicolowius (Briefe S. 25): „Meine Familie ist dabei heiter und wohl, und mein Loos so glücklich, daß ich mich dessen schämen würde, wenn nicht jeder Tag mehr bewiese, daß ich Recht hatte, eine Aenderung meiner Lage zu suchen." Aehnlich an Schweighäuser (Lettres S. 177). Zu dem, was er über Gattin und Kinder sagt, vgl. Gabriele von Bülow, S. 74.

**) Stein urtheilt über diese vortreffliche Frau, mit der er im Briefwechsel stand: „Frau von Lanskoronska ist ebenso ausgezeichnet durch Alles, was eine liebenswürdige und geistreiche Frau bildet, als durch die seltenen Eigenschaften ihres Herzens. Sie hat mir beharrlich ihre Freundschaft auf eine solche Weise bewiesen, daß sie ihr auf unsere lebhafteste und unveränderliche Dankbarkeit ein Recht giebt. Sie hat in allen Krisen welche wir durchmachten, einen Adel und eine Reinheit des Charakters gezeigt, die über jedes Lob erhaben sind, und ich werde ihre Bekanntschaft zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens zählen." Und ein ander Mal rühmt er ihr „so viel tiefes Gefühl für das Edle und Große, mit besonnener ruhiger gediegener Vernunft, so viele Liebenswürdigkeit und Einfachheit" nach und versichert ihr: „Sie werden dadurch zu einer von den Erinnerungen, die, wenn man sie gesehen und begriffen hat, (man) nie vergißt, bei denen man in allen Verhältnissen des Lebens mit Wohlgefallen verweilt, um das Gemüth zu erheben und zu veredeln". (Pertz, Stein 2, 412.)

***) Die Fürstin Bagration geb. Gräfin Skawronskiy, Großnichte der Kaiserin Katharina I. und Potemkins, Gemahlin des russischen Feldherrn, Peter Fürst B., der 1812 an einer bei Moskau erhaltenen Wunde starb, lebte seit 1807 in Wien und machte auch während des Congresses ein glänzendes Haus; sie heirathete später den englischen General Lord Howden; sie starb 1856.

†) Das Hotel de Ligne genannte kleine Stadthaus des Fürsten lag auf der Mölkerbastei und war in der Lieblingsfarbe seines Besitzers rosenroth gestrichen.

la Princesse Clary, la tournure piquante de l'esprit de Mlle Titine et de la Princesse Flore et l'amabilité de la Princesse Palfy*) donnent beaucoup de charme à cette société pour moi. Je n'y suis jamais d'ailleurs qu'on n'y parle de Vous, Madame, et cela seul m'y fait retourner le plus souvent que je puis. La Princesse de Hohenzollern avec sa soeur Azerenza d'un côté et la Duchesse de Sagan**) de l'autre ont aussi des soirées où je vais beaucoup. On peut y venir encore vers minuit, on y trouve très souvent le comte Metternich et beaucoup d'autres personnes, et on y est toujours fort gai et fort animé. Voilà à peu près les sociétés fixes établies jusqu'ici. Il y a outre cela des thés, des diners es des soupers; mais en général on n'a surtout à présent à Vienne que le genre le plus agréable de société, celui des cotteries où une fois introduit on passe ses soirées agréablement et sans gêne. Votre Altesse saura naturellement déjà que le comte Zichy remplace Wessenberg***). Pour la société ce changement sera entièrement avantageux quelqu'excellent que fût Wessenberg. Le comte Zichy compte tenir maison; il est aimable, et sa femme est une des plus jolies et plus intéressantes que je conoisse ici. Sans être belle précisément, elle a une expression de douceur et de caractère qui plaira toujours et généralement. Il va arriver au mois de Décembre à Berlin†), mais elle ne le suivra qu'au printemps. Quant au corps diplomatique l'ambassadeur de France, le comte de Stackèlberg et le comte de Schulenburg, Ministre de Saxe††) sont ceux que je vois le plus souvent. Le comte Stackelberg me témoigne beaucoup d'amitié, sa femme n'a pas pu encore sortir beaucoup, puisqu'elle est en couches, mais nous comptons la voir bien souvent dès qu'elle sera rétablie. La comtesse de Düben dont Mr. d. Brûges†) aura peut-être parlé à Votre Altesse Royale, est très aimable aussi et très répandue dans la société. Mlle Titine se plaint beaucoup de n'avoir pas reçu depuis très longtemps des lettres de Mlle Adelaïde Reden†††) et le comte

---

*) Prinzessin Flora ist die jüngste Tochter des Fürsten, um die einst der berühmte 1802 im Duell gefallene Chevalier de Saxe geworben hat; sie heirathete später den Baron Spiegel. Gräfin Palffy ist ihre ältere Schwester Euphemie. Die in den Briefen oft genannte Titine ist die Prinzessin Christine von Ligne, die spätere Gräfin O'Donnel (s. u.). Wie sie mit der fürstlichen Familie verwandt war, ist mir unbekannt.

**) Die drei kurländischen Schwestern, Töchter der letzten Herzogin Dorothea, waren die Herzogin von Sagan, vermählt mit dem Prinzen Louis Rohan; die Fürstin Pauline von Hohenzollern-Hechingen, die Herzogin Johanna von Azerenza. Die vierte, hier nicht erwähnte, Dorothea, heirathete Talleyrands Neffen Périgord.

***) Seit Anfang 1809 österreichischer Gesandter in Berlin, verläßt diesen Posten schon im Juli 1810; doch kommt Graf Zichy erst im April 1811 als sein Nachfolger dorthin. Von der Schönheit der Gräfin Julie weiß auch Graf Gentz in den Tagebüchern zu berichten; sie erregte während des Wiener Congresses vorzüglich die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms III.

†) Der französische Gesandte war Graf Otto; Graf Stackelberg war der russische; die Prinzessin und Humboldt kannten ihn schon von Königsberg her, wo er 1808 geweilt hatte.

††) Gräfin Düben ist die Gemahlin des schwedischen Gesandten in Wien; von Herrn von Bruges, der auch bei Gentz erwähnt wird, weiß ich nichts Näheres; vielleicht ist der damals in Berlin lebende Graf Brügge gemeint.

†††) So steht der Name in den uns vorliegenden Abschriften; später (Brief XIII) wird dieselbe dann Roeder genannt; dazu kommt als drittes, daß Gentz in seinem Tagebuch unter den Berlinern, die im Juli 1810 in Karlsbad anwesend waren, Gräfin Reede mit bildschöner Tochter und Mutter verzeichnet. Wer also gemeint ist, und welcher Name der rechte war, ist mir nicht möglich festzustellen.

Althan*) parle avec un véritable enthousiasme de tous les Prussiens et Prussiennes qu'il a vus à Toeplitz. De ces derniers Warburg**) est arrivé depuis quelques jours; il parle toujours du voyage en Suisse qu'il va faire au printemps, mais je n'y crois guère. — Je suis vivement sensible au souvenir de Koenigsberg que j'ai trouvé dans Votre lettre, Madame. J'y pense bien souvent et suis ainsi en cela d'une constance qui mérite Vos suffrages. Mais je n'ai pas eu comme ici des lettres, d'où je les aime le plus. C'est le Président***) lui-même qui m'a mandé le voyage et la maladie de sa pauvre femme, mais en attribuant son mal à de toutes autres causes que nous le faisons avec plus de raison. Je le plains de tout mon coeur. Je garderai autant que je vis un tendre pour Königsberg et j'y ferai certainement encore une course. Vous m'y avez accueilli avec tant de bonté, Madame, nos parties de campagne y étoient si belles; les plus vifs souvenirs que j'ai de la Reine s'y rattachent aussi. Ce qui V. A. dit à l'occasion du bon D.†) est parfaitement vrai. Je fais des voeux tous ces jours qu'on n'en fasse pas tout autant de moi un jour. Je ne connais les changements survenues depuis que par les gazettes. Personne ne m'a écrit, et pourtant y-a-t'il quelques personnes de nos amis dont la situation doit être entièrement changé à présent. — J'ai également des indices pour croire que celui dont Votre Altesse daigne me parler, ne conservera pas longtemps ses relations actuelles. Je le croirais même positivement, s'il n'y avoit pas un moyen sûr de maintenir toujours les siennes; c'est à dire celui de ne les trouver jamais incompatibles avec rien. La volonté décidée dans ce genre arrive toujours au but. — Ma femme me charge de présenter ses hommages respectueux à Votre Altesse Royale. Nous regrettons vivement qu'elle n'ait pas pu avoir le bonheur de faire Votre connaissance, Madame. Elle en seroit enchantée et Vous ne seriez pas mécontente d'elle. Daignez dire mille choses respectueuses et amicales à Mgr. le Prince Antoine, à la Princesse Elise, aux Princes et surtout au prince Boguslaw dont la constance pour Mr. de S. est délicieuse.

Je suis avec le plus parfait respect et un devouement sans bornes, Madame, de Votre Altesse Royale le très humble et très obéissant serviteur

H.

1810. Nov. (o. D.)

III.

Madame!

J'ai reçu la lettre pleine de bonté que Votre Altesse Royale m'a fait la grâce de m'adresser en date du 1 de ce mois, et je n'ai manqué d'écrire sur le champ à S. A. R. Madame la princesse La Mère. Ma lettre part aujourd'hui, et Son Altesse Royale daignera y voir que ce n'est point sans raison que j'avais différé de Lui donner les renseignements qu'Elle m'avoit demandés.

Je me suis aussi acquitté de Votre commission auprès de la Princesse Clary, Madame, ayant vu hier son fils, le Comte Loló. La comédie en question est un proverbe dont le Comte de Waldstein††) est l'Auteur. Mais comme elle est manuscrite, il faut premièrement en faire faire une copie.

---

*) Graf Althan war Oberhofmeister der Kaiserin v. Oesterreich.

**) Freiherr Ernst von Warburg, der 1835 als preußischer Generalmajor starb.

***) Der Präsident ist Wißmann, der 1811 Regierungspräsident für Westpreußen wurde (S. d. folgenden Brief).

†) Graf Alexander Dohna, der in Folge eines Conflicts mit Hardenberg im November 1811 aus seinem Amte als Minister des Innern schied.

††) Gr. Ferdinand Waldstein, 1762—1823, aus dem bekannten böhmischen Adelsgeschlecht, ein vielthätiger Mann, eine Zeit lang in englischen Diensten; ein eifriger

Je vois avec une douleur extrême de la lettre de Votre Altesse qu'Elle souffre de nouveau. Je me flatte à la vérité que Son indisposition ne sera pas de durée, mais l'hiver est si triste et si désagréable dans nos climats, que je ne puis penser sans inquiétude à Votre Altesse. Je La supplie de me faire savoir de temps en temps comment Elle se trouve et de croire que personne ne peut prendre une part plus intime et un intérêt plus vif à Elle et à l'état de Sa santé.

La famille Beyme*) est ici. Il vient très-souvent chez moi et est bien loin d'avoir oublié son Ministère et la manière dont il en est sorti. Ces regrets inutiles ne le rendent au moins pas plus amusant. Madame et lui demandent à être présentés dans la société; c'est une terrible besogne: heureusement qu'il n'y a pas de grands cercles à présent ici, et que les petits sont renvoyé naturellement aux personnes qui se connoissent de plus près. La présentation se passera donc en grande partie en billets de visite.

Warburg est dans la plupart de cotteries que je fréquente et je le vois presque tous les jours.

Qu'est ce que V. A. R. a dit du pauvre Wissmann? Je ne saurois m'imaginer que Madame se résoudra jamais d'échanger Königsberg avec Marienwerder pour le plaisir d'être avec son Président. Elle restera probablement une grande partie de l'année à Königsberg auprès de sa mère.

Le comte Stadion**) est ici dans ce moment, mais il ne fera point un long séjour. Sa femme est restée à Prague.

Je me flatte que Votre Altesse Royal aura reçu ma dernière lettre; j'ose supplier de présenter mes respects et mes plus tendres amitiés à S. A. S. Mgr. le Prince Antoine et je suis avec le plus profond respect etc.

Humboldt.

P. S. Votre Altesse aurait-Elle la bonté de dire à Mr. de Sartoris***) que j'ai trouvé quelques difficultés imprévues pour la légalisation du certificat de vie de son fils, mais que je me flattois de les applanir bientôt.

à Vienne le 12 Décembre 1810.

IV.

Madame! J'ai vu avec une peine infinie par la lettre de V. A. R. du 22 du mois passé que Vous êtes de nouveau indisposée, Madame, et que Vous gardez même Votre chambre. Ces souffrances ajoutées à l'affection intérieure de l'âme et à la tristesse actuelle de Berlin doivent rendre bien pénible une vie que tous ceux que Vous honorez de Vos bontés et de Votre amitié, et personne plus ardemment qui moi, désireroient de voir des plus contentes et des plus heureuses. Je fais des voeux pour le prompt rétablissement de Votre Altesse, et La supplie instament de me donner des nouvelles, ne fût-ce aussi qu'en deux mots.

J'ai vu par les gazettes que le Bueste de la Reine faite par Rauch à Rome est arrivé et placé à Charlottenburg. Si V. A. l'a vue, Elle me feroit un plaisir bien particulier, si Elle vouloit dire, mais bien franchement, comment il Lui a plu. Je

---

Agitator gegen die Franzosen, schrieb mannigfach Politisches und Poetisches. Beethoven widmete ihm die Sonate C-dur (Op. 53). Gentz war ihm sehr nahe befreundet und giebt politische Gespräche, die sie führten, in seinen Tagebüchern wieder.

*) Beyme, der frühere Cabinetssecretär Friedrich Wilhelms III., dann im Ministerium Altenstein Justizminister, war Juni 1810 aus dem Staatsdienst geschieden, in den er 1813 wieder eintrat.

**) Philipp Stadion, der Vorgänger Metternichs im Ministerium, in Berlin von der Zeit seiner Gesandtschaft dort wohl bekannt.

***) Frau von Sartoris war Oberhofmeisterin der Prinzessin.

n'ai pas pu juger, lorsque je l'ai vu, de la ressemblance, mais le travail m'en parut très-beau et fut regardé généralement comme cela à Rome. Je crains que la circonstance que le Bueste est un peu au-dessus de la grandeur naturelle, ne lui nuise aux yeux de beaucoup de personnes. Les artistes aiment les Buestes de grandeur colossale, et je me range facilement de leur opinion, mais le Public en général ne s'accorde guère avec moi sur ce point*).

Nous jouissons, ma famille et moi, de la meilleure santé jusqu'ici, et le séjour de Vienne commence même à plaire à ma femme autant que les regrets de l'Italie le permettent. Nous avons nos sociétés fermées à présent et nous nous trouvons à peu près toujours avec les mêmes personnes, ce qui est toujours le genre de société le plus agréable.

Le comte Stackelberg a été touché du souvenir grâcieux de V. A., et de l'intérêt qu'Elle lui prouve. Il m'a chargé de Vous présenter, Madame, l'hommage de ses respects, et Vous prie bien de témoigner aussi à la Princesse Elisa toute sa reconnaissance de sa sensibilité naïve.

La Princesse Clary ne m'a pas encore remis le Proverbe que V. A. lui a demandé. Son fils cadet le copie lui-même et n'en vient à bout que de 3 à 4 pages par jour ce qui rend le travail un peu long. Je suis curieux de la parcourir moi-même. A en juger d'après l'auteur, il pourra y avoir de l'esprit, de la forme, du goût, mais difficilement de l'imagination, dont au reste un proverbe peut se passer. Je suppose que V. A. sait que le proverbe est du comte Waldstein**) qui pendant la dernière guerre était en Angleterre.

Vous avez appris, Madame, le sort de l'ouvrage de Me de Staël***). Le jeune comte de Schoenfeld†) qui vient d'arriver de la Suisse ici et qui l'a vue, soutient qu'elle n'a absolument plus de copie. Nous en possédons cependant ici un morceau de 40 pages environ en manuscrit. On en faisoit dernièrement lecture à l'hôtel de Ligne. Il y a des observations très fines et très piquantes, des choses éminemment bien dites, mais d'ailleurs je crois que les François et les Allemands en auroient été également peu satisfaits. Ce qui m'a frappé, c'est qu'en deux endroits différents, elle dit que les Allemands ont plus d'imagination que de sensibilité. Jusqu'ici on a toujours dit le contraire, et je crois avec raison. Un morceau sur les femmes me paraît excellent††).

Elle prononce hardiment ce que rarement on ose prononcer et ce qui est entièrement mon opinion aussi que le sexe surpasse infiniment les hommes en mérite intérieure, et que sa manière de vivre même, en lui laissant une pleine liberté de s'abandonner entièrement à la pensée et au sentiment et en ne l'assujettissant à aucun

---

*) Rauch hat die Büste der Königin Luise schon während Humboldts Anwesenheit in Rom begonnen und sandte sie nach dem Tode der Königin an den König. Dieser war mit der Aehnlichkeit weniger zufrieden, aber von der Arbeit entzückt. Durch Humboldt erging dann an Rauch wie an Thorwaldsen und Canova die Aufforderung, Zeichnungen für das Denkmal einzusenden; der Erste erhielt den Auftrag und wurde nach Berlin berufen. Am 2. Februar 1811 brach er in Rom auf und weilte, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, auf der Durchreise bei Humboldts in Wien. Von der ursprünglichen Büste erhielt Humboldt durch den König einen Abguß. (Ueber alles das Eggers, Rauch I 93 f.)

**) S. o. S. 93.

***) Es handelt sich um das Buch De l'Allemagne, das von der Napoleonischen Polizei unterdrückt wurde und erst 1815 erschien.

†) Er war Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin.

††) Das Fragment, das Humboldt sah, muß der Anfang des ganzen Werkes gewesen sein, da seine Angaben sich auf die ersten Capitel beziehen.

travail intellectuel purement mécanique, comme nous autres le faisons tant, contribue à le rendre, si non plus heureux, au moins plus intéressant. Je donnerois beaucoup pouvoir envoyer tout ce manuscrit à Votre Altesse Royale, mais je doute qu'on permette d'en prendre copie; puisqu'on y met partout un certain mistère.

Je dois encore ajouter deux mots, Madame, à cette lettre pour S. A. R. le Prince Auguste auquel je Vous supplie de présenter mes respects. Il est parti un certain Mr. Mueller de Riedbourg*) d'ici pour Berlin qui a écrit au Prince d'ici, et qui, comme je crois, se flatte d'être très bien accueilli par Son Altesse Royale. Je croirois manquer au Prince, si je ne lui faisois pas savoir, que j'ai eu ici des renseignements sur cet individu qui le désignent comme un homme assez inquiet et intriguant. Il a fait toutes les demarches possibles pour être beaucoup dans ma maison, mais j'ai tâché de l'en écarter et je m'en félicite. Si Son Altesse desiroit de savoir plus de lui, le Comte Goltz à qui j'en ai écrit par un des derniers couriers, pourra lui en dire davantage.

Daignez, Madame, dire mille choses amicales à S. A. S. Mgr. le Prince Antoine et conserver mon souvenir dans Votre aimable et intéressante famille. Je suis avec le plus profond respect et un attachement sans bornes

H.

Vienne le 16 Janvier 1811.

V.

Madame!

Je profite du départ de Rauch pour Berlin pour répondre à la lettre pleine de bienveillance et de bonté que Votre Altesse Royale a daigné m'écrire en date du 9 de ce mois. Il m'est impossible de Vous exprimer, Madame, combien je suis touché de chaque marque de Votre souvenir, combien cela réveille toujours en moi celui des soirées que je passai avec Vous et avec Votre famille, et par là naturellement le désir de pouvoir un jour Vous dire de nouveau de bouche, combien je suis toujours et invariablement dévoué à Votre Altesse Royale. —

---

*) In seinem Bericht Nr. 5 vom 16. Januar 1811 schreibt Humboldt Folgendes über Müller von Riedburg:

Cet homme qui est de Berne se présenta chez moi avec le Chargé d'affaires de sa nation et vint me trouver après à plusieurs reprises. Comme il me paroissoit y avoir quelque chose de louche dans sa manière d'être et de parler, j'évitai de le voir souvent; mais il fut bien accueilli par le C. de Metternich et par l'Ambassadeur de France et même présenté à l'Empereur. Cette dernière circonstance est d'autant plus singulière qu'il s'adressa pour obtenir cette présentation directement au C. Wrbna, grand Chambellan de S. M. I., tandis qu'il est de coutume ici comme partout que les étrangers soient présentés par un membre du Corps diplomatique. Bientôt après son arrivée le Chargé d'affaires de Suisse me pria de viser le passeport de Mr. Müller qui vouloit se rendre à Berlin et je n'avois aucune raison pour refuser cette complaisance. J'apprends à présent que le Chargé d'affaires ayant rendu compte à son gouvernement de l'accueil fait au Sr. Müller de Riedbourg en a reçu des renseignements très peu favorables sur son compte. Le Landamman de Watteville qui n'avoit pour lors pas encore cédé sa place à Mr. de Grimm de Wartemberg, Landamman actuel, marque que Mr. Müller a écrit un pamphlet contre lui et le Canton de Berne à Paris; que la police en a pris notice et qu'il a encourru de Sa part un nouvel examen à Strassbourg. Il paroit même qu'il a été arrêté un moment dans l'un ou l'autre de ses endroits et quoique je ne puisse l'avérer comme un fait, je crois que la police d'ici lui a donné le conseil de quitter Vienne. Au moins a-t-il-été cité à la police et est parti Dimanche dernier 13 Janvier inopinément. —

Quelqu' éloigné que je sois de vouloir faire du tort à un homme qui peut avoir des raisons particulières d'être mécontent de sa patrie, je crois néanmoins de mon devoir de mettre V. M. en garde contre un homme qui au moins paroît avoir intrigué et inquiet partout où il s'est trouvé.

P. S. Ayant vu dans ce moment le C. de Metternich je puis assurer à V. M. que Mr. Müller a été renvoyé d'ici par la police sur la demande de ce ministre. Le C. de Metternich m'a dit que Müller étoit un intrigant de la plus mauvaise espèce. Après avoir proposé à la France de révolutionner la Suisse d'une manière dont l'Empereur Napoléon n'avoit pas voulu, il porte maintenant le masque d'un agent Anglais destiné à délivrer la Suisse du joug françois.

Rauch qui aura l'honneur de Lui porter cette lettre est un excellent homme. Même en ne parlant point de son talent, il est plein d'intelligence et de meilleur caractère possible. Il a beaucoup vu, a profité de tout et pourra aussi par là intéresser Votre Altesse. Je La supplie bien instamment de Lui accorder la protection, de l'accueillir avec cette bonté, qui Lui est si naturelle, et de le présenter à S. A. S. Mgr. le Prince Antoine. Il aura d'autant plus besoin de la protection de Votre Altesse et de celle du Prince qu'il est facile à concevoir que la préférence que le Roi lui a donné pour le Monument de feu la Reine, excitera l'envie et la jalousie des autres artistes. Il desireroit pouvoir faire ce Monument à Rome, mais je crains, qu'il n'obtienne bien difficilement cette faveur du Roi*). Le Roi exige qu'il travaille sans ses yeux, et cela fait sans doute beaucoup d'honneur à sa sensibilité. Mais le travail réussiroit pourtant mieux à Rome.

Un gros rhume de cerveaux m'a retenu pendant plus d'une huitaine à la maison, et je n'ai pas vu la princesse Clary depuis que je lui ai envoyé Votre lettre, Madame. Je ne puis donc rien Vous dire d'elle aujourd'hui. J'ai manqué également les dernières fêtes du Carnaval. Mais j'imagine bien que Warburg qui est, on ne peut pas plus sensible au souvenir de Votre Altesse, aura fait au Prince une déscription détaillée du jeu des échecs en automates vivants qu'on a représentés au jour de naissance de la Princesse de Hohenzollern**). On attend maintenant la Princesse Amélie de Bade***) qui s'en rétourne en Russie et il y aura peut-être à cette occasion quelques sociétés à la Cour.

Le soin de gouverner la chancelière pèse quelquefois un peu à ma femme. Nous tâchons cependant de prendre la chose aussi lestement que possible. Rauch est allé voir le Chancelier et elle, et est-ce que Votre Altesse s'imagineroit qu'il a osé dire presqu'en le voyant qu'on pouvoit employer l'argent bien plus utilement qu'à faire faire un monument à la Reine? — Je le vois peu, mais aussi souvent que je le vois, il me répète de prédictions sinistres. Il paroît persuadé à présent que le Chancelier d'État sera remplacé par Mr. de Voss et à tout moment il a d'autres nouvelles toutes également absurdes†).

Au reste j'avoue à Votre Altesse Royale, puisque je puis Lui parler plus librement aujourd'hui, que l'état du choses chez nous ne me semble guère rassurant. Les mouvements en Silésie,††) quoique je me flatte bien qu'ils n'auront pas d'autres suites, sont pourtant extrèmement facheux, et prouvent en outre que le Gouvernement manque ou de la sagesse ou de la vigueur nécessaire. Je ne sais comment tout ceci finira, mais je ne puis voir les choses qu'en noir, et Votre Altesse me connoît assez

---

*) Der König genehmigte es bekanntlich doch, und Rauch schuf das Denkmal in Rom und Carrara.

**) Ueber dieses Schachspiel mit lebenden Figuren berichtet auch Gentz, der selbst mitwirkte, Tagebücher I 251.

***) Prinzessin Amalie v. Baden, Schwester der Kaiserin Elisabeth v. Rußland, lebte seit 1801 am Petersburger Hof und kam 1810 zu kurzem Besuche nach Deutschland. Sie starb 1823 in Rußland.

†) Der Kanzler ist Beyme, der als Justizminister den Titel Großkanzler geführt hatte. Gr. von Voß auf Buch, der bekannte Gegner der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung und Führer des brandenburgischen Adels, wurde erst 1822 als Vicepräsident ins Ministerium berufen und war nach Hardenbergs Tode nur wenige Wochen dessen Nachfolger, da er schon im folgenden Jahre starb.

††) Die Unruhen in Schlesien, eine Folge der neuen agrarischen Gesetzgebung, finden auch in Humboldts amtlichen Berichten vielfach Erwähnung, da sie die Aufmerksamkeit des österreichischen Cabinets erregt hatten. Einiges darüber in Venturinis Chronik auf das Jahr 1811 S. 546 f.

pour savoir que je ne suis ni mélancolique ni mécontent. Je ne prétends certainement rien de plus. Je resterai aussi longtemps au service que le Roi me voudra me garder, je ferois toujours mon devoir, mais je n'ai aucune vue personelle en Le servant*), et suis très content, si on me laisse tranquille où je suis maintenant. C'est souvent une pensée très consolante pour moi que celle que la Reine est à l'abri et au dessous de tout chagrin et de toute peine terrestre maintenant; mais il est infiniment vrai aussi que nous et le pays auroit eu bien besoin de la garder encore. Mais je ne veux point entretenir Votre Altesse d'objets aussi douloureux. J'ai eu hier une lettre d'Alexandre. Il se porte bien, il n'a rien perdu chez Fould**). Il pourra peut-être encore éprouver des pertes, mais elles ne seront probablement pas grandes. Je lui ai marqué l'intérêt que Votre Altesse daigne prendre à lui, et il y sera certainement infiniment sensible.

L'oiseau (?) se cramponne bien fort encore sur sa branche***). Il vient de m'ecrire qu'il a souffert d'un léger accès de fièvre.

Daignez, Madame, dire mille choses amicales de ma part au Prince, assurez S. A. R. Madame la Mère que ses intérêts ne sont pas oubliés et daignez surtout me preuver le bonheur de voir bientôt quelques lignes de Votre main.

à Vienne le 26 Fevrier 1811. H.

Dans ce moment même la Princesse Clary m'envoye l'incluse pour Votre Altesse Royale.

VI.

Madame! J'ai attendu le départ de Mr. de Hedemann†) pour pouvoir répondre plus librement aux lettres pleines d'intérêt et de bienveillance que V. A. R. a daigné m'écrire. C'est avec une joie extrême que je vois que la santé de Votre Altesse se rétablit insensiblement, et que le nouveau né††) promet de devenir aussi fort et aussi beau que le Prince Boguslaw. J'ai beaucoup ri de la jalousie du petit Bogugno, et je vois par ce que Vous m'avez dit, Madame, qu'il est aussi original dans ses reparties qu'il l'étoit autrefois dans ses gestes.

Ce que V. A. me marque du mécontentement qui règne à Berlin et ce qui m'est confirmé par toutes les personnes qui viennent de chez nous ici, m'afflige beaucoup. Toute l'histoire de Finkenstein et de Marwitz†††) est bien fâcheuse. Il n'y a rien de si mal vu de la part des États que cette manière de vouloir parler comme dans un parlament d'Angleterre, et il seroit bien mieux de se réunir dans ce moment entr'eux et avec le Gouvernement pour conserver les derniers ressources du pays. Le Ministère de son côté pourroit également peut-être agir d'une manière plus douce et moins choquante pour les intérêts des particuliers. Mais supposé aussi qu'il fût dans l'erreur sur bien des points, il seroit toujours mieux encore de laisser faire

---

*) Ebenso schreibt er an Stein 10. October 1810: „So sicher ich auch überzeugt bin, daß ich nie mehr werde dienen, und überhaupt schwerlich in Berlin gebraucht werden, so ist doch einmal mein fester Vorsatz, mich keinem Ruf zu entziehen. . . (Pertz, Stein 2, 534.)

**) Das bekannte Pariser Bankhaus.

***) S. d. folgenden Brief No. 7. Das Wort l'oiseau ist allerdings nicht recht verständlich.

†) Der spätere Schwiegersohn Humboldts, Gemahl seiner Tochter Adelheid, ihm schon von Königsberg (1809) her bekannt, wo jener als Adjutant des Prinzen Wilhelm (Bruder) weilte.

††) Prinz Wladislaw, der jüngste Sohn des fürstlichen Paares.

†††) Die Führer des reactionären Adels auf der Notabeln-Versammlung von 1811, die wegen ihres Widerstandes gegen Hardenbergs Reformen auf die Festung Spandau geschickt wurden. Vgl. zu obiger Aeußerung Briefe an Nicolaus S. 25.

que de mettre des entraves qui ne l'empêcheront jamais de faire passer ses projets, mais qui ne laissent pas que de tout brouiller, et de faire naître des délais extrêmement nuisibles. Malgré le calme qui l'absence du comte de Goltz*) semble annoncer la rupture entre la France et la Russie me paroît pourtant extrêmement probable, Notre situation seroit très-cruelle pour lors, et les inquiétudes qui doivent en naître sont telles qu'on ne part presque leur opposer qu'une résignation entière. Le cas qui peut-être arrivera à présent, étoit à prévoir depuis la paix de Tilsit, et notre existence ne pouvoit jamais être régardée comme certaine et assurée, aussi longtemps que cette grande querelle entre ces deux Empires immenses, qui devoit s'engager tôt ou tard, ne fût terminé. Si ma situation éloignée ne met à l'abri de bien des inquiétudes qui éprouveront ceux qui seront dans le pays, Votre Altesse me connoît suffisamment pour sentir que je ne m'en applaudis guère. Je désirerois vivement au contraire, s'il y eut vraiment une crise, de m'y trouver et de partager au moins les souffrances; si je ne pouvais pas contribuer à les éloigner. Il est possible que l'orage s'éloigne encore pour le moment, mais après tant d'expériences pénibles il est difficile de se laisser à des espérances qu'on a vues si souvent illusoires. —

La lettre de Votre Altesse à Princesse Clary lui a été remise incessamment, et lui a causé une joie extrême. Toute cette famille désiroit tant de jouir du bonheur de voir Votre Altesse à Toeplitz, et ils se flattent toujours que ce voyage ne sera remis qu'à l'année prochaine. Je désirerois bien que vous puissiez le faire pour lors. Il Vous feroit passer, Madame, quelques mois dans une belle nature et dans une famille que Vous chérissez. Si je réalise encore le projet de mes propres courses l'année prochaine, ce seroit également là que je prierois Votre Altesse de me permettre de venir La trouver. Le mariage de Titine ne s'est point arrangé sans de grandes difficultés. Il faut savoir que le Comte O'Donnel**) qui l'épousera étoit vraiment détesté par la vieille Princesse de Ligne***). Ceci alla si loin et la bonne Dame est si singulière dans ses antipathies, que si le Comte O'Donnell se trouvoit à souper chez le Prince, et qu'il venoit quelque autre personne, elle lui offrit la chaise sur laquelle le pauvre O'Donnell étoit assis; en protestant d'une manière vraiment comique qu'elle étoit toute vide. Néanmoins elle s'est d'abord déclarée pour le mariage, aussi la princesse Clary y a été entièrement opposée et n'y consent encore que malgré elle. Je serois réellement curieux de savoir ce qu'elle en marque à Votre Altesse. Outre qu'elle n'aime pas le comte O'Donnell qui pourtant est un homme très comme il faut, et de beaucoup de connoissance, elle dit avec raison que c'est un mariage sans fortune, et que le nouveau couple ne saura de quoi subsister. Les protecteurs de cette union trouvent que Titine, si elle considère sa naissance, ne peut jamais espérer de mieux rencontrer et le tout se réduit assez bien à la question si les deux personnes se conviendront à la longue ce dont je doute moi même un peu, et s'il faut absolument se marier? — Je me trouve vraiment heureux d'être quitté

*) Damals Minister des Aeußeren.

**) Graf Moritz O'Donnel, Sohn des 1810 verstorbenen Finanzministers, war damals Adjutant des Erzherzogs Maximilian. Er stand Gentz sehr nahe, der über ihn 1809 urtheilt: officier très distingué qui s'est couvert de gloire dans cette guerre; homme de beaucoup d'esprit, de jugement et de lumière et dont la conversation a été pour moi d'un intérêt majeur. Gentz giebt viele Gespräche mit ihm wieder. Er starb 1843 als Feldmarschallieutenant; sein Sohn Maximilian Karl ist bekannt, da er durch seine Geistesgegenwart 1853 das von Libenyi auf den Kaiser unternommene Attentat abwandte.

***) Die Gemahlin des Fürsten geb. Prinzessin von Liechtenstein; sie überlebte ihren Gemahl um 7 Jahre, da sie erst 1821 starb.

de la peur de posséder Brockhausen*) ici. Quant à la ressemblance avec le Comte Rhode**), c'est un véritable blasphème. J'ai vu le bon Comte à l'Escurial où il me conduisit par des allées souterraines au cercle du Roi pour me cacher qu'il n'avait pas d'équipage et l'expression de sa figure m'est resté présent depuis. —

Hedemann racontera à Votre Altesse des parties de campagne que nous avons faites ensemble. Je regrette vivement qu'il part si tôt, et ma femme et mes enfans partagent mes regrets. Il avoit un don particulier de s'amuser avec mes deux petites filles. Daignez, Madame, Vous souvenir de moi avec lui, priez le Prince d'agréer l'hommage de mon respect et de mes amitiés, et soyez bien sûr du dévouement inaltérable et respectueux avec lequel je suis toujours.

A Vienne, le 20 août 1811. H.

VII.

Madame!

Le séjour que mon frère a fait chez moi, étoit en effet la première cause du silence dont Votre Altesse Royale daigne se plaindre dans sa dernière lettre qui m'a profondément touché par les nouvelles marques de bontés et de bienveillance qu'elle renferme pour moi. Mais après, je ne le nie point, des inquiétudes que Votre Altesse comprendra facilement, des craintes qui ne sont peut-être pas fondées, mais dont je ne puis me défaire, m'on souvent empêché de Vous écrire, Madame, quand j'avois déjà la plume à la main. Je ne désirerois rien plus vivement à présent que d'être pour quelques semaines à Berlin; il n'y a rien si terrible quelquefois que l'éloignement; mais je vois l'impossibilité de demander un congé à présent, et je m'estimerai heureux, si je puis obtenir de passer cet été quelque temps à Berlin. Je me flatte bien en attendant que Vous me permettez de Vous écrire comme autrefois jusque là et que Vous ne rendez pas mon négligence apparente par un silence que seroit infiniment pénible pour moi. Alexandre a été quatre semaines chez moi***), et je ne saurois dire à Votre Altesse combien cette preuve d'attachement et d'amour qu'il nous a donné par ce voyage, nous a touchés. Je n'osais en verité pas espérer qu'il voulût s'interrompre dans tous ses travaux simplement pour venir nous voir, mais le temps qu'il nous a donné, nous a causé un plaisir autant plus vif. Nous avons été enchantés de trouver que sa santé n'a absolument rien souffert. Il est vrai que son bras droit l'incommode quelquefois et l'empêche même d'écrire avec facilité. Mais les médecins qu'il a consultés ici, assurent que ce ne sont que des douleurs rheumatiques qui ne menacent point d'avoir d'autres suites. Il conserve toujours l'activité que Votre Altesse connoît. Au commencement nous le trouvions moins enjoué et moins animé en société qu'autrefois; mais ce n'est là qu'une suite de la vie solitaire qu'il mène communément à Paris; il reprit réellement bientôt avec nous son ancienne gaîté. Nous avons parlé infiniment souvent de Votre Altesse, et ce n'est vraiment que l'impossibilité de prolonger son absence de Paris qui l'a empêché de venir aussi à Berlin. Il médite toujours un voyage dans le Tibet†), mais il lui

*) Gr. v. Brockhausen, vielfach Gesandter, so im Haag, Stockholm, Paris und Dresden, dann Minister; er galt als franzosenfreundlich und gehörte später zu der reactionären Partei in Preußen.

**) Gr. Rohde, K. prß. Geheimrath und Kammerherr, Gesandter und Minister an mehreren Höfen, auch in Madrid, schon unter Friedrich d. Gr. im Dienst, starb 1828.

***) Er kam Ende November 1811 zu mehrwöchentlichem Aufenthalt nach Wien, begleitete den Bruder auch zu kurzem Verweilen nach Preßburg.

†) Zu der es bekanntlich nie kam, da die Kriegsereignisse hindernd in den Weg traten. Die Verhandlungen darüber mit der russischen Regierung bei Bruhns, Alexander v. Humboldt I, 424 ff.

faudra très probablement encore près de deux années pour terminer son ouvrage commencé. En attendant il viendra certainement encore me voir, mais où et dans quelle situation me trouvera-t-il? Les heureux temps où l'on pouvoit à peu près être sûr de son existence, hélas! ne sont plus et il faut être préparé à tous moments à de nouveaux changemens. — La pauvre princesse Clary a été très malade. Elle a eu un abcès d'une énorme grandeur sur le dos que le Médécins trouvaient pire qu'un clou ordinaire, et auquel ils donnoient le nom d'Anthrax. On craignoit un moment la gangrène, et la pauvre femme n'a pas pu être couchée pendant quelques semaines mais a dû rester toutes les nuits assise ou dans sa chaise ou dans son lit. Mais elle va mieux à présent et fait déjà des projets pour sortir quoiqu'elle ait encore plusieures plaies. Nous l'avons vu avant quelques jours, elle a repris son humeur enjouée et est fort satisfaite de se trouver maigrie. Elle désapprouvait à la vérité beaucoup le mariage de Titine avec le Comte O'Donnel, et il y avoit en effet à y redire. Votre Altesse Royale connoît Titine, son esprit, son genre d'amabilité, sa tournure entièrement françoise paraissaient en partie au moins perdus auprès de son mari qui a plus le goût des études sérieuses, des connoissances solides, et de la littérature allemande, et on auroit dû croire qu'aussi elle de son côté sût mieux apprécier ces qualités. Mais l'effet a prouvé qu'on s'étoit trompé. Ils sont très heureux ensemble, vivent beaucoup chez eux et se plaisent infiniment dans leur intérieur. N'ayant presque pas de fortune, ils doivent se retrancher beaucoup, mais aussi cela ne semble pas les effrayer. — Le Prince de Ligne se fait un peu vieux, et la société ne jouit plus autant de lui qu'autrefois. — Nous tâchons de vivre dans un cercle plus étroit; ayant vu la société entière, nous avons pu nous borner à un choix de personnes qui nous conviennent davantage. De cette manière la vie d'ici nous paroitroit assez douce, si les temps étoient moins orageux et n'engendroient pas toujours de nouvelles inquiétudes. — Ma femme est profondément touchée du souvenir de Votre Altesse Royale et La supplie de lui conserver ses bonnes grâces. Je ne sais point encore, si elle pourra m'accompagner l'année prochaine; elle le désire vivement uniquement pour jouir du bonheur de voir Votre Altesse; car d'ailleurs elle n'a presque personne qui l'intéresse à Berlin. Mais un voyage fait une interruption si désagreable dans les études des enfants. — Daignez, Madame, prier Monseigneur le Prince Radziwill de me conserver ses bontés amicales et témoigner à toute Votre intéressante et charmante famille le désir que j'ai de me retrouver au milieu d'elle. Je voudrois terminer cette lettre par des voeux pour l'année qui commence. Votre Altesse Royale connoît ceux que je ferais, et je La supplie de les croire bien ardents et bien sincères.

H.

le 22 Dec. 1811.

VIII.

Madame!

Je viens de recevoir hier premièrement la lettre pleine de bienveillance et de bonté que Votre Altesse Royale a daigné m'écrire en date du 4 de ce mois, et j'ai été profondément touché de l'intérêt qu'Elle daigne prendre à la santé de mon fils, et aux inquiétudes que sa maladie ne laissa pas que de nous donner. Grâces au Ciel tout a passé heureusement, et il se trouve entièrement rétabli maintenant. Mais il a prodigieusement maigri, et il faut même beaucoup de précaution pour empêcher que sa poitrine ne souffre pas sérieusement de cette attaque violente. Ma femme me charge de présenter ses hommages à Votre Altesse Royale, et de Lui exprimer toute l'étendue de la reconnoissance que ses bontés lui inspirent.

Le malheureux accident du Prince Guillaume nous a extrêmement effrayés. J'aurois beaucoup donné pour que la lettre de Votre Altesse, qui auroit du être ici

le 11 fût vraiment arrivée à lui. Elle est au moins beaucoup plus rassurante que ce qu'on nous mandoit d'abord ici. J'en ai vu une ici adressée au Prince de Hesse par Hedemann, postérieure à celle de Votre Altesse, d'où il semble aussi que le pauvre Prince va au moins de mieux en mieux tous les jours. Je ne saurois Vous exprimer Madame, quelle impression ce malheur m'avoit faite. Je me suis figuré en même tems l'inquiétude et la douleur de la Princesse et j'ai trouvé l'idée si terrible que la joie de la jouissance des deux Princes ait dû être d'abord troublée si cruellement*).

Je vois avec un plaisir infini par la lettre de Votre Altesse que toute la famille se porte bien. Le beau Prince Boguslaw voudra bien recevoir des voeux un peu tardifs de quelqu'un qu'il ne reconnoîtra pas, quand il le reverra.

Rauch est arrivé hier ici, accompagné du jeune Schadow. Ils logent dans ma maison. Nous avons cessé hier toute la journée de nous faire conter par lui de Berlin et de toutes les personnes de notre connoissance. Il est pénétré de Vos bontés, Madame, et attribue à Votre protection et à celle du Prince, Votre Epoux, une grande partie du succès qu'il a eu. Par un singulier hazard le buste de la Reine ou plutôt la tête de la nouvelle statue que le Roi a daigné permettre de m'envoyer**), arriva hier en même tems avec Rauch. Je trouve cette tête très-bien faite, d'une grande vérité et très noble. Elle me semble surtout extrêmement ressemblante, et je n'ai pu la quitter pendant longtems. Elle m'a vivement rappelé cette princesse infortunée qui auroit mérité un si beau sort et en a eu au moins pendant de longues années de souffrances un bièn cruel. La manière rassurée dont Votre Altesse et le Prince m'écrivent m'a été d'une consolation extrême. Je Vous supplie aussi de ne point Vous laisser alarmer, Madame, par mes inquiétudes. L'éloignement fait souvent mal juger des objets, et il n'y a pas le moindre doute, que les personnes que Vous êtes à même d'interroger, pourront seuls en être pleinement instruites. Je désire néanmoins vivement de voir décidée la crise, dans laquelle la crainte d'une nouvelle guerre sur le continent nous jette dérechef quelque convaincu que je sois avec Votre Altesse que ce n'est que le calme et la tranquillité qu'il faille chercher à présent.

La Princesse Clary a reçu la lettre que Votre Altesse m'a envoyée pour elle. Le pauvre femme a terriblemènt souffeit dans sa longue maladie, mais elle va mieux à présent et commence à sortir de nouveau. Titine paroît fort heureuse dans son nouveau menage. La vie à Vienne est en général à peu près la même que l'année dernière, mais je tâche de la rendre un peu différente pour moi. Je vois beaucoup moins de société que l'année dernière, je reste plus à la maison, et j'ai borné mon cercle de visites à moins de personnes, ce qui convient plus à mes goûts et à ceux de ma femme. C'est chez la Princesse Bagration que je termine ordinairement mes soirées; il n'y vient que le Comte Metternich et trois ou quatre autres personnes liées plus intimement ensemble, quelques soirées de la semaine exceptées, où la Princesse réunit plus de monde. Le baron de Schladen***) est ici depuis quelque tems, nous sommes très bien ensemble, quoique, soit dit entre nous, nos goûts ne nous portent pas très-particulièrement à nous rechercher bien souvent. Il ne semble guères briguer de retourner une autre fois à Petersbourg, et je le crois plus disposé à une retraite avantageuse, s'il ne trouve pas une place qui soit plus à sa convenance. L'hiver commence à être très

*) Am 29. October 1811 gebar Prinzeß Wilhelm Zwillinge, Adalbert und Friedrich Thassilo; am 2. Januar 1812 erkrankte ihr Gemahl gefährlich an einem Schlaganfall; man hielt ihm allerdings die Art und Gefahr der Krankheit verborgen.

**) S. o. S. 95.

***) Bis 1811 preußischer Gesandter in Rußland, Verfasser der wichtigen Schrift „Preußen in den Jahren 1806 u. 1807“.

rigoureux ici. Je désire du fond de mon coeur que Votre Altesse Royale et toute Sa famille le passe en parfaite santé!

à Vienne le 15 janvier 1812.

H.

IX.

Madame!

La lettre dont Votre Altesse Royale a daigné m'honorer, m'a fait un plaisir d'autant plus sensible qu'il y avait vraiment très long-tems que je n'en avois reçu de sa part. J'ai envoyé sur le champ à la princesse Clary celle que Votre Altesse lui destinoit; la Princesse Lobkowitz connoît à présent naturellement la mort de l'infortuné Prince Auersperg.*) Mais comme elle l'aimait tendrement, elle est infiniment sensible à cette perte; j'ai donc cru mieux faire en remettant moi-même Votre lettre, Madame, au Prince en l'avertissant que Vous y touchiez cet événement malheureux. Il a été profondément touché de l'intérêt que Votre Altesse daigne y prendre, et La remercie sensiblement des ménagemens dont Elle a usé en m'envoyant Sa lettre.

Votre Altesse saura sans doute à présent mieux qu'Elle ne paroît en avoir été instruite au moment où Elle m'écrivoit, quelle tournure les choses ont pris chez nous. Je conserve toujours encore l'espoir de venir peut-être l'été prochain pour quelques jours à Berlin. Qu'il me sera doux alors de Lui parler de bouche sur beaucoup d'objets, sur lesquels il est bien long et bien peu satisfaisant d'écrire.

Le Carnaval a été si brillant, du moins fort animé aussi ici, et dans le Carême on n'a pas manqué de théâtres de société et d'autres petites fêtes. J'ai pris bien peu de part à tout cela, et reste le plus que je puis chez moi ou dans mon cabinet ou avec ma famille. Les grandes sociétés et les fêtes ne me semblent être à leur place que lorsqu'elles naissent, pour ainsi dire, d'elles-mêmes d'une opulence d'une gaîté générale. Depuis quinze jours les Ballets de Dupont ont une vogue extrême ici. Je ne l'ai pas vu, mais on dit qu'il danse très bien. Les uns prétendent qu'il va faire un voyage à Berlin; d'autres disent qu'il épousera une petite danseuse, Mlle. Naumann, d'ici et que l'un et l'autre se retireront du théâtre.

Je viens de revoir il y a peu de jours le buste du Roi de Rauch. Il me paroît très bien fait; celui de la Reine fait l'admiration de tous ceux que le voyent chez moi. Le comte Metternich surtout qui vraiment a beaucoup plus que ce qu'on a coutume de nommer du goût dans la société, puisqu'il juge très bien aussi des ouvrages de l'art plus grands et plus sérieux, en est enchanté. Le 10 mars m'a également occupé, comme Votre Altesse Royale. Il m'a fait faire bien des réflexions; mais elles sont si tristes que je ne veux pas en affliger Votre Altesse.

Elle daignera voir par tout ceci que je suis bien peu propre à Lui communiquer une gaîté que je suis bien loin d'avoir moi-même. Mais il y a une manière de vivre qui me semble entièrement convenable, dès qu'on croit ne pouvoir ou ne devoir plus influer sur les événemens en quelque manière que ce soit, c'est de regarder la vie comme une série d'evénemens**), qui ne font que passer devant nous, de les voir et entendre comme si nous lisions après 50 ans l'histoire des tems ou le passé de notre vie. Cette manière, si on peut se l'approprier, ne nuit pas même à la sensibilité

**) Fürst Vincenz Auersperg, 1790 geb., am 30. September 1811 mit Prinzessin Gabriele Marie von Lobkowiz vermählt, starb schon am 16. Februar 1812.

**) Eine ähnliche resignirte Lehre, „daß man jede Begebenheit und jedes Zeitalter wie eine nützliche und erbauliche Geschichte ansehen, was gut und heilsam ist, daraus entnehmen und das übrige als Hülse betrachten solle,“ spricht er schon in seinen Jugendtagen aus. (S. mein Humboldt als Staatsmann I 9.)

qui n'en devient que plus noble, plus elle est détachée des intérêts personnels et momentanées.

Ma femme me charge de présenter ses hommages respectueux à Votre Altesse. Elle se porte bien ainsi que nos enfans. Nos deux petites filles nous font surtout un très grand plaisir. Elle ont récité au jour de naissance de leur maman une petite pièce Allemande en vers*) qu'on avoit faite pour cela qui nous a beaucoup amusés. Ils ont en effet fait des progrès étonnans dans l'Allemand pour le court espace de tems qu'elles s'en occupent. Elles parlent couramment à présent et font bien peu de fautes de Grammaire. Leur prononciation seulement conservera toujours une teinte d'un accent étranger, qui est agréable peut-être, mais qu'avec raison on ne trouvera pas assez Allemand. Aussi ont-elles toujours le désir de retourner en Italie, et ne rêvent que cela.

Daignez, Madame, me rappeler à la mémoire de Monseigneur le Prince Antoine et permettez moi de me flatter que Votre Altesse et toute Leur intéressante famille me conservera quelques souvenirs. Je ne cesserai jamais d'être avec le plus profond respect et le dévouement le plus inviolable

à Vienne le 25 Mars 1812.

H.

X.

Madame!

La lettre bienveillante de Votre Altesse Royale du 14 du mois passé m'a causé une joie infinie. Sa bonté pour moi ne se dément pas et plus le tems approche, où je me flatte de pouvoir Lui faire ma cour à Berlin, plus je suis impatient de voir arriver cette époque. Vous aurez vu par les papiers publics, Madame, que l'Empereur er l'Impératrice ont quitté Vienne pour aller à Dresde, le Comte Metternich les a accompagnés**); et le Corps Diplomatique reste seul et délaissé en attendant. Dans ces circonstances j'espère qu'on ne me trouvera pas nécessaire ici et j'attends avant la fin du mois une réponse du Comte Goltz, qui décidera de mon départ. Mais des affaires indispensables me forcent de passer quelques semaines à nos terres; et ce ne sera qu'à la seconde moitié de Juillet que je pourroi être à Berlin. Je ne saurois exprimer, combien cette idée de revoir Votre Altesse Royale et de me trouver de nouveau au milieu de sa famille a de charmes pour moi. Si la société de ceux qu'on respecte et qu'on chérit est toujours ce qu'il y a de plus attrayant et de plus doux dans la vie, elle est doublement consolante dans le moment actuel.

Je n'ai pas pu revenir de mon étonnement sur ce que Votre Altesse daigne me dire sur le père qui sait faire avec tant de justice le portrait de sa famille, quoiqu'en effet rien ne devroit plus étonner de sa part. Il est bon qu'on en ait fait justice en quelque façon au moins. — Je suis bien aise de pouvoir m'ensevelir pendant quatre ou six semaines dans des campagnes isolées. La crise qui nous tourmente à présent, doit être passée alors et je n'en apprendrai, en sortant du désert, que le dénouement. Si je bénis en attendant mon sort de me trouver ici dans une situation aussi tranquille et aussi satisfaisante qu'on peut la désirer, je supplie Votre Altesse de croire que je n'en prens pas moins de part à ceux qui se trouvent plus près des événemens et ne jouissent pas du même calme. Je me flatte cependant que lorsque la crise sera

---

*) Wahrscheinlich war es auch von Theodor Körner, wie ein ähnliches zu anderer Gelegenheit in Gabriele von Bülow S. 75 ff. abgedruckt ist. Frau v. Humboldts Geburtstag war der 23. Februar, was für die Feststellung des Briefdatums März, nicht, wie es in der Abschrift heißt, Mai, richtig ist.

**) Die Abreise erfolgte am 13. Mai, zur bekannten Zusammenkunft mit Napoleon und Marie Louise.

passée il en naîtra un ordre des choses plus stable et plus rassurant. Dans le moment présent tout malheureusement est incertain, et on ne peut répondre de rien. Je n'aime point à former des conjectures sur l'avenir. L'on s'effraye ou l'on se flatte pour la plupart inutilement. En s'appliquant à bien juger les mobiles qui font jouer les ressorts, on peut en grand et en petit ordinairement réussir à prendre le parti qui est le moins malheureux, et c'est dans celui-ci qu'il faut attendre l'avenir avec courage ou du moins avec résignation. Qu'il est triste de devoir entretenir Votre Altesse de pareilles réflexions au retour de Son jour de naissance. Daignez de même, Madame, agréer les voeux ardens et sincères que je fais de nouveau à cette occasion pour Votre Altesse. Puisse-t-elle au moins trouver dans le bonheur de sa famille un dédommagement et une douce compensation! J'ai vu avec une peine infinie que le pauvre Prince Boguslaw a souffert des yeux. Je suis sûr qu'à son âge cela n'a pas de suites, mais c'est toujours un mal bien pénible pour le malade et pour ceux qui l'entourent.

Ma femme regrette vivement de ne pas pouvoir m'accompagner pour jouir du bonheur de se présenter à Votre Altesse. Mais un voyage en famille est sujet à beaucoup d'inconvéniens et toujours très-dispendieux. Elle me charge en attendant de prier Votre Altesse d'agréer ses remercimens sincères de son gracieux souvenir et l'hommage de ses respects.

La bonne Madame de Wallenrodt m'avait écrit elle-même; j'ai un devoir lu dire sans délai que malgré les espérances que la comtesse Castel*) lui a fait naître, il est aussi bien qu'impossible de trouver ici ce qu'elle désire. Le nombre des Dames de compagnie a beaucoup diminué ici, comme tout ce qui tenoit à l'ancienne grandeur ou aisance, et en même tems et par les mêmes causes le nombre de celles qui cherchent à se placer ainsi augmente. Je n'ai cependant pas manqué de faire des tentatives et de prendre des informations, mais en vain. Comme Votre Altesse connoît mon attachement invariable pour tout ce qui tient à Koenigsberg, Elle ne m'accusera certainement pas d'avoir négligé les intérêts de cette personne infortunée. Si j'apprenois encore quelque chose qui pût lui être favorable, je m'empresserois d'en informer Votre Altesse Royale. J'espère que le prince Antoine est en bonne santé, daignez, Madame, Lui présenter mes hommages respectueux et Lui dire, combien je me réjouis de Le voir.

A Vienne le 20 Mai 1812.

In die Zwischenzeit zwischen dem Datum dieses und des folgenden Briefes fällt Humboldts Urlaubsreise. Er ging am 8. Juni von Wien fort, war vom 13.—15. Juni mit Goethe in Karlsbad zusammen, verbrachte einige Zeit auf seinen Thüringischen Gütern, weilte am 7. August in Berlin, stellte sich auf der Rückreise dem König in Teplitz vor und traf am 20. August wieder in Wien ein**).

XI.

Madame.

J'ai voulu attendre le départ de Mr. de Natzmer***) pour répondre à la lettre pleine de bonté que Votre Altesse Royale a daigné m'écrire. J'ai été vivement

---

*) Die Gräfin Castel ist wohl die verwittwete Reichsgräfin zu Castell-Rüdenhausen, die Tochter der Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Frau von Wallenrodt ist mir unbekannt.

**) Vgl. m. Humboldt als Staatsmann I 398 und Goethes Tagebücher 3, 4, 294

***) Der Flügeladjutant v. Natzmer war im September von Hardenberg mit diplomatischen Aufträgen an Metternich gesandt worden. Näheres darüber in „Aus dem Leben des Generals Oldwig" v. Natzmer, S. 73 f.

touché du souvenir que Vous voulez bien conserver, Madame, de mon séjour à Berlin, et je puis Vous assurer avec vérité qu'il ne s'effacera jamais en moi. J'attends avec impatience les deux dessins que Votre Altesse Royale me promet: ils me seront un gage précieux de ses bonnes grâces, et d'ailleurs j'en connois la manière vraiment originale qui n'appartient qu'à Votre Altesse seule. Ma femme Vous en est reconnaissante d'avance, Madame, et me charge de Vous présenter l'hommage de sa profonde vénération. Je prends la liberté d'envoyer ci joint à Votre Altesse un dessin de ma fille Adelaide*); elle a été toute confuse lorsque je lui ai dit que je le Lui enverrois; mai je connois Votre indulgence, Madame, et le petit dessin a du moins le mérite d'être d'abord entièrement fait de sa main, et d'être aussi de son invention. Vous y trouverez des reminiscences de beaucoup de tableaux de ce genre puis qu'elle en a vu beaucoup, mais l'idée, l'arrangement des figures et l'exécution lui appartiennent en entier. Il est dommage qu'on ne puisse pas lui donner un bien bon maître ici; d'ailleurs le talent qu'elle a réellement se développeroit plus promptement.

Je n'ai rien su depuis des Princes de Hesse**), mais le Corps auquel ils se trouvent, n'a eu aucune affaire marquante depuis la première. Ayant des forces supérieures vis-à-vis de lui, il ne lui reste qu'à se tenir tranquille. Je viens d'apprendre que le Prince de Schwarzenberg a été nommé Maréchal. Mais c'est une première nouvelle qu'il faut vérifier***).

Combien cette nouvelle guerre présente aussi d'efforts et de victimes inutiles. Avec une saine politique on l'auroit évitée, avec du caractère et un peu de génie militaire on l'aurorit mieux conduite. On s'est attiré à présent d'immenses pertes, on s'est privé des plus grandes ressources, et il ne reste plus que la triste consolation de pouvoir peut-être encore s'en tirer sans des sacrifices trop immenses en prolongeant les malheurs. Je vois avec grand plaisir que Votre Altesse est contente du Général Neipperg†). Il n'y a guères à craindre qu'il quitte Berlin de si tôt. D'après la tournure que les choses prennent en Suède il y a plus d'apparence pour le départ des Ministres qui y sont que pour l'arrivée des nouveaux.

Mr. de Natzmer a été entièrement bien accueilli ici. Je l'ai conduit chez l'Impératrice, elle nous a reçu dans son cabinet, nous a fait asseoir et nous a gardés presque une heure chez elle. J'ai encore admiré de nouveau combien sa conversation est pleine d'esprit et d'amabilité. Il n'est pas douteux qu'elle ne soit proprement portée par son penchant vers les objets qui exigent une étude mûre et approfondie; elle n'affectionne même guères beaucoup les choses que par agrément et je la soupçonne avec raison d'avoir peu de goût pour les beautés de la nature et pour les beaux arts. Néanmoins il est visible qu'elle tient beaucoup, mais quelque-fois un peu trop, à s'exprimer avec grâce, élégance et de la manière qui flatte celui avec qui elle parle. Mais ce contraste apparent prouve seulement à ce qu'il me paroît, qu'elle ne néglige rien de ce qui contribue à conduire les hommes. Sans montrer une ambition indiscrète, sans s'immiscer dans les affaires, elle montre évidemment à tous ceux qui l'observent de plus près que sens pencharts, son charactère, un esprit mûr la portent vers le désir de régner mais qu'elle le désireroit en grand, et qu'elle méprise d'avoir seulement une influence indirecte et précaire. Il ne faut

---

*) Die spätere Gattin Hedemanns.

**) S. d. A. zu dem folgenden Brief.

***) Schwarzenberg wurde erst am 2. December 1812, auf Wunsch Napoleons, Marschall.

††) General Graf Neipperg, der spätere Gemahl Marie Luisens nach ihrer Trennung von Napoleon, war damals österreichischer Gesandter in Stockholm, hielt sich aber seit Juli 1811 in Berlin auf.

jamais la comparer à notre reine défunte, pas même sous le rapport de l'esprit puisqu'il y a aussi une certaine étendue de l'esprit qui dépend de l'âme et du sentiment; mais si l'on vouloit dépeindre la première impression que produisent l'une et l'autre, on peut dire que l'impératrice étonne d'avantage, mais que la Reine touchoit davantage et gagnoit davantage les coeurs*). — Ce que Votre Altesse dit du Prince Lichnowski**) et de son mariage m'a beaucoup amusé. L'intention du père en le gardant cet hiver ici, est uniquement, je le sais, de l'éloigner de Berlin où il y a de certains imposteurs qui assiègent sa porte. On m'a dit officiellement qu'il doit travailler chez moi pendant 6 mois en attendant qu'il se marie. Le mariage est fixé au printems. Il semble donc que je doive le préparer au mariage. Votre Altesse voit qu'on n'a guères consulté mes principes en me donnant cette commission. Mais si après 6 mois il est marié réellement, la Comtesse Julie peut être d'autant plus sûre de son attachement à ces liens.

Pardonnez, Madame, cette petite déviation et permettez-moi de me nommer etc.

H.

le 3 octobre 1812.

XII.

Madame!

J'ose me flatter que Votre Altesse Royale aura daigné recevoir la lettre que j'ai eu l'honneur de Lui écrire par Mr. de Natzmer. Je ne Vous importunerois pas, Madame, aujourd'hui de nouveau de ces lignes, si je ne devois communiquer à Votre Altesse une nouvelle, dont je La supplie de faire part à S. A. R. Madame la Princesse Guillaume. Elle n'est pas de nature agréable, mais heureusement pas non plus alarmante, et toujours suis-je sûr que la Princesse préférera de la recevoir par Votre Altesse Royale que par le bruit public qui pourroit facilement l'exagérer. Le prince Gustave de Hesse***) a été blessé dans un des derniers combats qui ont eu

---

*) Ueber die Kaiserin Marie Luise, die dritte Gemahlin Franz II., sprechen sich alle Beurtheiler überaus bewundernd aus. Stein schrieb an die Gräfin Brühl, daß diese junge Fürstin mit vieler Grazie eine große Erhebung der Seele, Würde und Haltung in ihrem Betragen, Anhänglichkeit an ihre Pflichten, Eifer, sie zu erfüllen und sich ihnen zu widmen, und das Bestreben, Alles, was sie umgab, zu beglücken und zu veredeln, vereinige. (Pertz 2, 436). Sie war eine entschiedene Gegnerin Napoleons und 1809 die Seele der Kriegspartei am Hofe.

**) Der junge Fürst war seit August 1812 der Wiener Gesandtschaft zur Beschäftigung überwiesen. Man wollte ihn bis zu seiner Heirath mit Gräfin Brandenburg gewisser kostspieliger Liaisons wegen von Berlin entfernt halten; die Heirath sollte im Frühjahr stattfinden, also wird „seine diplomatische Campagne kurz sein." Humboldt beschäftigte ihn blos mit deutschen und inneren Geschäften, zog ihn überhaupt nur, soweit Jener selbst wollte, heran und hielt ihn vorsichtig von allzu tiefem Einblick zurück. (Humboldt an Goltz 3. October 1812.)

***) Die Prinzen Philipp und Gustav von Hessen, Brüder der Prinzessin Wilhelm von Preußen und des früher erwähnten Prinzen Ludwig, dienten im österreichischen Heere und nahmen an dem Feldzuge gegen Rußland Theil. Prinz Philipp stand auf dem äußersten rechten Flügel, der am Bug gegen Podolien vordrang; Prinz Gustav kämpfte auf dem linken Flügel unter Feldmarschall-Lieutenant Siegenthal und dem Brigadier Generalmajor v. Mohr, zu dessen Truppentheil die 6 Escadrons der Hessen-Homburg-Husaren gehörten. Bei einem glänzenden und kühnen Reiterangriff bei Wielki-Zelo am 9. October 1812 erhielt er einen Lanzenstich durch die linke Schulter und den Hals; den Kosaken, der ihn verwundet hatte, rettete er vor den Angriffen seiner Husaren und nahm ihn später in seine

lieu entre les troupes Autrichiennes et les Russes, mais seulement légèrement à l'épaule par un coup de lance. Je dois même prévenir Votre Altesse qu'on n'a jusqu'à ce moment pas de rapport officiel sur ce combat, mais des lettres particulières parlent de la blessure du Prince d'une manière si positive que je ne crois pas qu'on puisse douter de la vérité du fait. Le prince qui est Colonel dans le Régiment de son frère le Prince Héréditaire se trouve au corps commandé par le Gén. Mohr, ainsi que j'avois l'honneur de le mander à Votre Altesse. Ce général et son corps ne se trouvent pas auprès du prince Schwartzenberg, mais étoient déstinés à entretenir la communication entre l'armée Françoise et le corps du Prince et à couvrir son aile gauche. C'est par cette raison qu'on n'en est pas aussi bien informé que du Corps principal. Mais ayant recueilli les nouvelles les plus exactes auprès du Departement de la guerre, j'ai appris que le Gén. Mohr doit avoir pris sa direction sur Grodno, qu'il doit avoir eu une affaire brillante avec quelques Régimens de Cosaques et que le Prince Gustave doit avoir été blessé à cette occasion.

Voilà, Madame. ce que je crois que Votre Altesse Royale voudra communiquer à la Princesse Mariane. Il est vrai qu'on raconte la chose aussi d'une manière plus inquiétante, et qu'on prétend savoir que la lance qui a blessé le Prince, est entré au dessus de la clavicule et est sortie à l'épaule, qu'on a eû beaucoup de peine à la sortir et qu'on craint que la secousse de ce coup n'ait fortement affecté la poitrine du jeune Prince qui l'avoit déjà très-faible. Mais tout cela vient de sources si peu sûres que je n'en fais mention que pour le cas que ces bruits qui selon toutes les probabilités sont entièrement faux, fussent mandés par d'autres personnes à Berlin.

La dernière lettre que le prince Philippe a écrite ici, est du 16 Octobre. Comme il se trouve avec le Prince Schwarzenberg, il manquoit de nouvelles de son frère Gustave et ignorait alors encore sa blessure.

Je supplie Votre Altesse quand Elle fera part à la Princesse de cet accident. de daigner lui présenter mes hommages respectueux et l'assurer de la part intime que je prenne à cet événement fâcheux.

J'ai vu avec la joie la plus sensible par les gazettes le retour de S. A. S. le Prince Antoine à Berlin. Je prie V. A. de me rappeler à Sa mémoire et à Son amitié, et de Lui réiterer mes regrets d'avoir été précisément pendant le tems de son absence à Berlin.

H.

Vienne le 4 novembre 1812.

XIII.

Madame.

Le comte de Goltz m'a envoyé les deux lettres que Votre Altesse Royale m'a fait la grâce de m'écrire, mais il a eu la cruauté de ne pas y joindre le dessin, puisqu'il prétend que le paquet est trop grand pour être envoyé par la poste. J'en suis au désespoir, et j'écrirai incessamment pour tâcher de me le procurer le plus tôt possible. En attendant j'en présente mes sincères et vifs remercimens à Votre Altesse. Cette nouvelle marque de Vos bontés, Madame, me rappellera les heureux jours, où ce dessin fut commencé, et où j'avois le bonheur de me trouver auprès de Vous. Mais je regrette que Votre Altesse m'ait dit d'avance qu'Elle a joint la figure de Hedemann à la mienne. Elle m'a privé du plaisir de le reconnaître, et je suis sûr d'avance que je n'aurois pas pu m'y tromper un moment. Au reste Votre Altesse Royale a bien deviné nos sentimens en me le donnant pour compagnon dans

Dienste. Trotz der schweren Wunde kämpfte er weiter. Doch hatte er später lange Zeit mit der Heilung zu thun. S. Schwartz, Landgraf Friedrich V. von Hessen und seine Familie. 3, 166.

son dessin; c'est un excellent homme, et à qui je suis infiniment attaché. Sa petite Adèle est toute glorieuse de ce que Votre Altesse daigne dire pour elle dans Sa lettre. Elle en est trop confuse pour me charger, comment je dois Lui exprimer sa profonde reconnaissance, mais l'indulgence et la bonté de Votre Altesse la devinera. C'est en effet une excellente enfant qui, quoique certainement j'aime assez également tous mes enfans, a pourtant quelque chose qui la distingue encore dans sa manière d'être et dans mes sentimens pour elle. Nous avons été dans de grandes inquiétudes domestiques ces derniers huit jours. Notre petit garçon*) qui n'a que trois ans et demi, a eu une fièvre nerveuse qui pendant deux ou trois jours nous donna de vives craintes pour lui.

Il n'est pas encore rétabli, mais il semble pourtant tiré du danger. Ma femme a d'autant plus souffert de cet accident qu'elle étoit indisposée elle même; il est naturel que les inquiétudes pour le pauvre petit, et les veilles qu'elle a faites auprès de lui, l'aient empêchée de se rétablir entièrement. En attendant Elle est on ne peut plus reconnaissante du souvenir gracieux de Votre Altesse Royale et me prie de Lui présenter l'hommage de son respect et de son dévouement.

La Princesse Guillaume a eu la bonté de m'écrire elle-même. Je Lui ai répondu aujourd'hui. On ne sait rien ici du Prince Gustave quoiqu'il vienne encore d'arriver à présent un courier du Prince de Schwarzenberg. Mais ceci est pourtant un signe selon moi que la blessure a été très-légère. On en feroit nécessairement mention si le Prince avoit été forcé de quitter l'armée. J'attache beaucoup de prix à posséder le Buste de la Princesse. Je l'ai vu à Rudolstadt, et il m'a paru ressemblant et beau à la fois. Il y a cependant encore quelque chose dans la physionomie de la Princesse qui ne me semble pas exprimé suffisamment, et la coiffure est plutôt artistement belle à ce qu'il me paroît que bien calculée pour la tête et la physionomie.

Je remercie beaucoup Votre Altesse de la lettre de la comtesse de Capustigal**) qui est en effet unique. Il y a vraiment de la malice dans la manière dont elle dit tout dans la même place que je me suis rappelé avec elle les soirées que Votre Altesse nous permettoit de passer chez Elle, et que je l'avois recherché autant que j'avois pu, ce qui est vraiment une façon de s'exprimer effrayante. Cela semble être mis ensemble, pour que je ne puisse pas nier l'un, sans faire tort à l'autre. Mais le fait est que j'ai été poli envers elle, comme il est naturel de l'être, et que S. A. R. le Prince August demeurant dans la maison attenante à la sienne, le hazard a fait que je l'ai vue en effet plus souvent. L'ordre de noter le comte m'auroit étonné comme il semble avoir étonné le Comte Goltz. Je puis au moins dire avec certitude que le Roi qui est si bon et si poli envers tout le monde a montré une froideur extrême à Toeplitz à la belle Comtesse. Même des personnes d'ici m'en ont parlé et en ont été frappées.

Les projets du Comte Voss ne sont guères encore très-avancés; je crois qu'ils se réaliseront, mais je ne les regarde que comme une espèce de prétexte de vivre dans ce pays; car la place qu'il recherche ne peut guères lui donner ni des avantages pécuniaires ni même une occupation bien sérieuse. C'est un homme qui a de l'esprit, des connaissances et du caractère, mais qui n'a jamais gagné l'habitude de se gouverner bien lui-même, et de juger ce qui étoit convenable à sa position. Je le

---

*) Hermann v. Humboldt.

**) Wer unter diesem Namen gemeint ist, läßt sich nur vermuthen. Die Dame soll in dem der Wohnung des Prinzen August benachbarten Hause gewohnt haben. Nach einem polizeilichen Verzeichniß von 1812 (von 1807 an fehlen die Adreßbücher) wohnte Prinz August Wilhelmstraße 65, 64 eine Gräfin Arnim, 66 eine Frau v. Lamotte; zwischen beiden Damen hat man die Wahl; doch scheint die Erste gemeint zu sein, da dann von einem Grafen die Rede ist.

vois du reste souvent et volontiers. Sa grand'mère m'a écrit dernièrement une lettre que j'aurois voulu pouvoir montrer à Votre Altesse. Tout en disant qu'elle ne se méloit de rien, elle étoit feu et flamme. J'ai tâché de la calmer*).

Votre Altesse me parle d'un mariage qui n'est pas celui du prince Lichnowsky. On ne m'en a point informé, mais j'en ai eu avis d'autre part et la chose me semble assez probable.

Mr. et Me. de Roeder mènent une vie très-tranquille ici. Adelaide est très-liée avec Titine et y passe à peu près sa vie. Sí le but du voyage est aussi un mariage, je doute qu'on y réussisse. Cependant on admire la beauté de Mademoiselle de Roeder, sa tournure et ses talens. Le vieux Papa va mieux, mais il est fort cassé**).

Je me suis vivement réjoui de savoir S. A. S le Prince Antoine de retour de son voyage. Je supplie Votre Altesse de Lui dire mille choses respectueuses et amicales de me part; je La prie aussi de me rappeler à la mémoire des Princes, Ses fils, et de la Princesse Elisa.

H.

à Vienne le 21 Nov. 1812.

XIV.

Madame!

Je ne sais comment il a pu se faire que j'ai laissé passer tant de tems sans écrire à Votre Altesse Royale, mais une série d'occupations amenées en partie par les circonstances des tems, en partie par d'autre causes, ne m'ont pas laissé le loisir de me rappeler à Votre souvenir, Madame, et de Vous demander des nouvelles de Votre santé et de Votre famille. Le Baron de Werther***) portera à Votre Altesse Royale cette lettre et je me flatte qu'Elle recevra avec quelque souvenir du pauvre Koenigsberg que Votre Altesse désireroit également. Combien les circonstances ont changé depuis que nous nous y trouvions et de quelle manière inattendue! Je ne sais ce que je donnerois pour avoir le bonheur de causer une heure seulement avec Votre Altesse. Jamais il n'a existé un moment aussi décisif, jamais l'énergie jointe à la prudence n'a été plus nécessaire. Les plus grandes choses sont ouvertes, mais elles ne peuvent favoriser que ceux qui savent en profiter avec courage et adresse. Il m'est consolant de dire à Votre Altesse qu'autant qu'il me soit possible de juger d'ici, on se conduit en général bien et avec sagesse chez nous. Il y a certainement aussi des choses qu'il seroit difficile d'approuver, et Votre Altesse les devinera facilement, mais j'ose encore me flatter que la marche en grand sera telle qu'on doit la désirer. Il est toujours pénible de s'expliquer sur certaines choses par écrit, même par les voyes qui laissent le moins à craindre; mais Votre Altesse peut être entièrement sûre que je ne néglige certainement rien de mon côté, que je me trouve dans une situation qui n'ôte point tout espoir d'agir, et que le Roi daigne me prouver une confiance que je ne saurois assez apprécier. Je ne désespère point d'avoir le bonheur de voir Votre Altesse cet été; je viendrai difficilement à Berlin, mais il me ne paroît pas vraisemblable non plus que Votre

---

*) Graf August Voß, der Enkel der Oberhofmeisterin; er stand 1810 beim 1. Garderegiment, suchte später im diplomatischen oder Verwaltungsdienst einzutreten. Er war mit der Tochter der Frau v. Berg vermählt. In den zwanziger Jahren war er preußischer Gesandter in Neapel.

**) S. o. S. 92.

***) Der spätere Minister des Auswärtigen, (1837—41), damals Gesandter in Constantinopel; 1809 wurde ihm in Königsberg ein Sohn geboren, der 1870 preußischer Botschafter in Paris, später in Constantinopel war.

Altesse y restera, et je ne puis le lui conseiller. Si la paix ne s'arrange pas jusqu'au printems, les événemens de la guerre doivent s'approcher des Marches, une des Armées Françoises s'y rassemblera certainement, et si jamais un voyage aux bains de la Bohème a été appuyé par des motifs pressans, ce sera le cas cette année. Daignez, Madame, me dire un mot sur Vos projets a cet égard, je ne saurois exprimer à Votre Altesse combien l'idée des embarras où tout cela La jettera ainsi que le Prince à qui je La supplie de dire les choses les plus respectueuses et les plus amicales de ma part, m'est pénible. Il m'eût toujours paru plus naturel et mieux sous tous les rapports que dès le commencement de cette guerre désastreuse toute la famille Royale se fût établie en Silésie.

Votre Altesse daignera trouver ci-joint deux lettres qui me sont arrivées sans que je sache trop par qui et comment. Je supplie Votre Altesse de pardonner que je l'importune de celle à Mme de Lutzow, mais la pauvre femme sera certainement fort heureuse de recevoir des nouvelles de son fils*) et je ne savois pas comment je pouvois la lui faire parvenir d'une manière sûre. Si Votre Altesse daigne la remettre à Hedemann, il s'en chargera avec plaisir. Il arrive ici de tems à autres des nouvelles de H. Il n'écrit, comme Votre Altesse le connoit, presque jamais rien de bien précis sur lui-même, mais on voit pourtant qu'il se porte bien, qu'il est actif et qu'il est satisfait de son activité. Votre Altesse saura aussi que Clausewitz**) s'est beaucoup distingué, et que cela lui a valu un présent de l'Empereur en bien fonds et une décoration. Stackelberg est toujours à Gratz avec sa famille; je ne suis naturellement pas en correspondance avec lui***), mais j'apprens qu'il se porte bien, et qu'il se plaint seulement de l'ennui de cette petite ville en hiver; car en été les contrées qui doivent être fort belles, dédommagent par la promenade et la chasse dont Stackelberg est grand amateur. Le Prince Kourakin †) est ici, mais il est malade depuis quelques jours, et son état pourroit bien devenir inquiétant. Il a des oppressions de poitrine très-violentes. Je ne sais, si Votre Altesse Royale le connoît; c'est un véritable original, mais qui dédommage par sa bonhomie et sa politesse des petites faiblesses qu'on peut lui trouver. — Vienne est cet hiver, comme observait très-bien M. de Metternich dernièrement, à peu près comme Kraehwinkel. On peut dire qu'on ne se voit guères. Je continue de passer mes soirées chez la Princesse Bagration, devenue veuve, mais on n'y trouve pas d'autre société régulière que le Comte Metternich et Stadion; de loin en loin je vais à l'hôtel de Ligne et chez le comte Zichy, oncle de Ministre à Berlin — Nonobstant cela nous ne manquons parfois pas d'histoires très plaisantes, dont il faut pourtant que j'en raconte une à Votre Altesse Royale. Le fils du prince Trautmannsdorff ††) est devenue à l'étonnement de tout le

---

*) Leo v. Lützow, der Bruder des Freischaarenführers, trat nach Schills Zug in österreichische Dienste, ging 1809 mit Grolmann und Fabian Dohna nach Spanien, gehörte seit 1811 zu den Vertheidigern von Valencia. Im Januar 1812 wurde er als Kriegsgefangener nach Autun gebracht, entfloh wenige Wochen später und weilte von da an in Rußland. Er war später preußischer Generallieutenant.

**) Der geniale Schüler Scharnhorst's und Verfasser des klassischen Werkes „Vom Krieg"; damals in russischen Diensten.

***) Noch befand sich Preußen als Bundesgenosse Napoleons mit Rußland formell im Kriegszustand, was den Verkehr der beiden Gesandten beeinflußte.

†) Von 1806—8 russischer Gesandter in Wien, dann in Paris, ein wunderlicher Mann, von dessen originellem Wesen viel Erzählungen umhergingen. Als er von Wien fortging, schenkte er sein neu eingerichtetes Haus dem Fürsten Ludwig Stahremberg, seinen Pavillon im Prater der Gräfin Zamoiska; sie konnten aber die Geschenke nicht annehmen, da der Fürst so viel Schulden hatte, daß seine Gläubiger ihn nicht fortlassen wollten.

††) Der erste Oberhofmeister des Kaisers.

monde, puisque cette place n'a été donné jusqu'ici qu'à des personnes d'un certain âge, qui avoient été Ambassadeurs et étaient décorées des Ordres de l'Empereur, Grand Ecuyer de la cour. Or il avoit une liaison avec une actrice, Mlle Buchwieser, qui joue ici le rôle de Cendrillon*). Il juge à propos de se séparer d'elle, et cette histoire et leurs arrangements pécuniaires amusoit toute la ville. Or Votre Altesse se souviendra que dans Cendrillon il y a un passage où Cendrillon dit: „Adieu, mein Herr Stallmeister". Comme on prévoyait les rires du Public, on n'osa pas donner la pièce pendant quelques semaines. Enfin il fallut pourtant s'y résoudre, et l'effet n'en fut pas moins brillant. — Imaginez, Madame, que je n'ai pas encore les dessins de Votre Altesse. C'est désespérant. J'attends cependant d'un moment à l'autre Schoenfeld qui doit venir ici. Qu'avez-Vous dit, Madame, du mariage de Schladen avec le jeune comtesse de Schoenfeld?**) Elle est fort aimable, mais il auroit pu se passer de se marier, ou penser à sa compatriote, bien plus belle encore. La pauvre Adèle***) ne produit guères beaucoup d'effet ici. Les ans lui contestent la beauté, les autres disent qu'elle est belle pour pouvoir ajouter qu'elle n'est pas jolie avec cela, tous conviennent qu'elle est bonne, qu'elle a des talens, mais point d'espérances. La mère me dit l'autre jour que les mariages étoient une chose qui dépendoit seulement de la providence. Cette mention du ciel m'a prouvé que la pauvre femme espère peu de la terre. Le Comte Metternich a fait hier ma silhouette, et j'aurois osé l'envoyer à Votre Altesse, s'il n'avoit pas voulu encore y faire des changemens. Si je trouve encore quelqu'un qui veuille entreprendre de me dessiner en face, Votre Altesse voit qu'on a fait le tour de ma personne entière.

Daignez etc.

H.

à Vienne le 22 janvier 1813.

XV.

Madame!

C'est le coeur navré du plus profond chagrin que je réponds à la lettre pleine de la plus noble résignation que Votre Altesse Royale a daigné m'écrire en date du 15 de ce mois. Car je sais combien le départ de Berlin dans les circonstances actuelles, et le sentiment douloureux d'y avoir perdu un Prince chéri†), et d'y laisser la Princesse, Votre Mère, doit, Madame, affliger Votre coeur. Je prens la part la plus intime à ses peines multipliées et nos voeux les plus ardens accompagnent partout Votre Altesse Royale. J'ose La prier de me donner bien fréquemment de Ses nouvelles et surtout de me dire dans quel bain de la Silésie Elle compte Se rendre. Je ne puis guères me flatter de l'espoir de pouvoir quitter Vienne cet été, mais ma femme a un si vif désir de jouir du bonheur de se rapprocher de Votre Altesse et de la Princesse Guillaume que pourvu que mes finances qui sont dans un état très embarrassant dans ce moment, le permettront, elle feroit tout pour venir pour quelques semaines du moins au même bain de la Silésie. Depuis que Votre Altesse a eu la bonté de m'écrire, les choses ont de nouveau changé de face. Mais je puis dire avec vérité à Votre Altesse que je me tiens pourtant assuré que l'issue sera bonne. J'attache toujours une beaucoup plus grande importance aux forces morales qu'aux forces physiques. Nous ne manquons certainement pas des dernières, mais nous avons déployé si bien les premières quand même nous ne puissions pas nous flatter d'un succès absolu, néanmoins un grand avantage ne sauroit manquer d'en résulter. Je

---

*) In der damals viel aufgeführten Oper gleichen Namens von Isouard.

**) Schladen heirathete die Gräfin Henriette Schönfeld, Tochter des früheren sächsischen Gesandten in Wien.

***) S. o. S. 92.

†) Am 2. Mai war Prinz Ferdinand, der Vater der Prinzessin Louise, gestorben.

suis d'abord persuadé qu'il faut d'agir dans cette confiance pour réussir, mais je l'ai aussi indépendamment de cela comme espérance et même comme pressentiment. Je vois avec un plaisir extrême que V. A. R. partage ces mêmes idées et j'y retrouve entièrement le courage qui La distingue si éminemment.

Plus je pense à tout cela, plus je reviens toujours au désir ardent de pouvoir m'entretenir seulement une heure avec Elle. Il y a certainement eu bien de choses qui auroient pu et auroient du être autrement, mais il en a bien aussi dont on pourroit encore profiter a présent, ou qu'on pourroit encore redresser.

V. A. R. ne me parle point des Princes et Princesses, Ses enfans, mais j'éspère certainement que toute la famille est bien portante. On a dit ici que le Prince Antoine viendroit à Vienne: combien je serois charmé de le revoir, mais je n'ose me livrer à cette douce espérance.

Mes enfans sont tous très-sains et forts dans ce moment, ma femme aussi souffre moins, elle me charge de présenter ses hommages respectueux à V. A. et de Lui témoigner combien elle a partagé toutes ses peines. Quant à notre fils qui est à l'armée *), nous n'en avons pas de nouvelles depuis le 7 de ce mois. Mais c'est une inquiétude à laquelle nous nous sommes résignés dès le commencement de la campagne. Nous attendons donc patiemment ce que nous parviendra à son sujet.

Je ne manquerai point de faire les commissions de Votre Altesse à Me. Titine que je rencontre de tems en tems. Car je ne fréquente pas proprement la maison de Ligne à présent. L'ambassade de France **) y est presque tous les jours, et il est naturel que je ne me voye pas avec elle à présent.

Daignez etc.

H.

à Vienne 30 Mai 1813.

Wenige Tage nach Absendung dieses Briefes reiste Humboldt in's Hauptquartier ab. (7. Juni 1813.) Die Berichte, die er während der Kriegszeit an die Prinzessin sandte, sind in Pertz, Leben Steins Bd. 3 abgedruckt. Es sind 6 Schreiben vom Ende Juni bis December 1813 und enthalten überwiegend militärische Nachrichten. Unsere Briefe setzen erst wieder im Februar 1814 während des erfolglosen Congresses von Chatillon ein.

XVI.

Madame! J'écris à V. A. R. d'un second congrès***), mais sans pouvoir Lui garantir qu'il conduira davantage à la paix que le premier. Mais quellequ'en soit l'issue, il faut que tout homme dont les sentimens sont dignes du grand moment où nous vivons, soit enchanté de voir les Plénipotentiaires des puissances alliées s'assembler sur les bords de la Seine, ainsi au beau milieu de la France, entourés d'une armée formidable qui vient encore à présent de remporter deux victoires signalées†). L'empereur Napoleon a commencé lui-même à donner plus d'activité aux opérations militaires. Il croyoit pouvoir profiter d'un mouvement du Maréchal Blücher pour opérer dans les dos de nos armées, et l'attaqua à Brienne. Le Maréchal le reçut

*) Theodor, der trotz seiner Jugend den Feldzug als Freiwilliger bei der Garde-cavallerie mitmachte.

**) Der Gesandte war jetzt Graf v. Narbonne.

***) Der erste war der erfolglose zu Prag im Juli 1813; ein Brief aus dieser Zeit an Prinzeß Louise bei Pertz Stein 3, 675 f.

†) Die Auffassung der Schlacht bei Brienne als Sieg ist nicht richtig, da Blücher sich zurückziehen mußte; die zweite bei Rothière (1. Febr.) war ein vollständiger Erfolg.

avec son calme et son courage ordinaires, le repoussa entièrement et lui prit 12 canons. Le Maréchal se rapprocha pour lors de l'armée principale et le prince Schwarzenberg attaqua conjointement avec lui la Françoise. Napoléon étoit partout lui même, anima ses trouppes, redressa les désordres, aussi la résistance des François fut des plus opiniâtres et des plus vives, mais l'habileté de nos Généraux et la bravoure du soldat l'emportèrent sur tous obstacles, toutes les positions furent enlevées, et Napoléon fut obligé de se retirer. Nos nouvelles ne vont que jusqu'à la journée d'avant-hier à midi; la poursuite de l'ennemi doit avoir donné lieu à de nouveaux combats dans le reste de la journée et dans celle d'hier, mais il n'y a presque pas à douter que le succès aura continué d'être de notre côté*). On a enlevé dans la bataille de Brienne 73 canons à l'ennemi; les rapports mêmes qu'on a envoyés au Duc de Vicence**) en avouent 40: jugez dans quel humeur ce Plénipotentiaire doit commencer les négociations sous de pareils auspices. Je ne l'ai pas vu encore, puisque nous ne sommes arrivés qu'hier assez tard, mais c'est un hazard assez singulier qui me conduit une seconde fois à un congrès avec lui. Le premier a été heureux pour nous, en ne nous faisant point arriver à la paix; comment sera-ce de celui-ci? Les malheurs que Napoléon vient d'éprouver doivent à la vérité lui avoir donné à penser, mais je doute néanmoins que son opiniâtreté cède jusqu'au point où il le faudroit pour obtenir une paix solide et durable. Ne pas profiter des immenses avantages que nous avons remportés, laisser pour un moment ce que l'histoire n'en offre aucun exemple, et qui ne reviendra probablement plus, seroit très certainement entièrement impardonnable, et voilà aussi ce qui très heureusement ne vient en tête à personne. On n'a jamais été plus uni, plus ferme, plus solidement établi dans les principes qui seuls peuvent sauver l'Europe en consolidant l'ouvrage commencé! L'arrivée de Lord Castlereagh***) a été extrêmement heureux aussi sous ce rapport. C'est un homme plein de raison et de cette aménité calme qui est si propre à sa nation. Il se conduit avec une modération et une fermeté admirables, et s'est dès le premier moment concilié tous les esprits ici.

J'ai vivement regretté de devoir quitter pour quelques semaines S. A. S. le prince Antoine. Il a en mille amitiés et bontés pour moi et nous avons passé constamment toutes nos soirées ensemble la plupart chez le comte Stadion et quelquefois chez le Prince Metternich. A dîner nous nous voyons également souvent ou chez le Chancelier ou chez moi. Il aura écrit à V. A. R. de la collection de portraits très-ressemblans qu'il a faits de toute notre société. Elle ne laissera pas que Vous intéresser, Madame. Le Prince aura peut-être aussi fait mention envers V. A. d'une caricature qui me regarde, et où je suis vraiment en parade. Elle est très-drôle, mais V. A. me plaindra de me voir arrangé ainsi. Car le Prince m'a donné une tournure qui pour être peut-être véritable n'en est pas moins piteuse. V. A. jouira d'autant plus à voir l'embonpoint resplendissant du gros Hardenberg†) Ministre de Hannovre. Rien jamais n'a été plus ressemblant. Comme en parlant de Hardenberg je pense à son frère, je puis Vous dire, Madame, ce que Vous ignorez peut-être encore, que ce frère, le colonel, a été fait prisonnier à Brienne, et qu'il a été envoyé à Paris où cependant on ne le laisseroit probablement pas, si nous avions le bonheur d'y venir, ce qui est non seulement possible, mais après les derniers combats même très probable. Quels événemens! quelle joie pour le Roi! mais quel vif et cuisant chagrin aussi que la Reine n'ait plus pu être témoin de ce

*) Die Voraussage traf bekanntlich nicht ein.

**) Caulaincourt, der französische Bevollmächtigte auf dem Congreß.

***) Der englische Minister war schon am 18. Januar 1814 in Basel eingetroffen.

†) Der „dicke" Hardenberg, ein Vetter des Staatskanzlers, hatte als englisch-hannöverscher Agent mit Humboldt zusammen in Wien geweilt; es war eine originelle Persönlichkeit, mit vielen Wunderlichkeiten ausgestattet.

bonheur renaissant de notre patrie. Je ne sais, si j'ai pu dire à V. A. R. que mon fils a été fait Officier dans le même Régiment des Gardes où il servit. Je l'ai vu en dernier lieu à Langres, il n'a pas été des journées de Brienne autant que j'aye pu voir par la déclaration des troupes; ceci est consolant en autant qu'il ne peut pas avoir en d'accident, mais je regrette pour lui qu'il ait manqué encore cette occasion, et je suis sûr que ce sera là aussi le sentiment de sa mère. En être et en sortir heureusement, voilà ce que l'on doit désirer. Je fais les voeux les plus sincères pour que le Prince, Votre fils, Madame, jouisse de ce bonheur. Je sais que Vous en avez eu jusqu'ici de très-heureuses nouvelles que le Prince Antoine a toujours eu la bonté de me communiquer, et j'en ai ressenti la joie la plus profonde. Mais combien je désirois de voir la Princesse Wanda. C'est un nom que je chéris depuis le séjour de Koenigsberg, et le Prince me dit qu'elle est bien plus belle encore que sa mère. Rien ne m'enchante autant que lorsque j'entends parler le Prince de ses enfans. Il est presque le seul, à qui j'en crois, quand il dit que c'est un sacrifice immense qu'il fait en s'en séparant même momentanémant. On ne sauroit être meilleur père*). Il m'a raconté quelques anecdotes divines du Prince Bogislaw, surtout celle du calcul, combien on peut faire pour un demi ou pour un entier craquelin. J'ai constamment les nouvelles les plus heureuses de ma femme et de mes enfants. Elle va quitter Vienne au printems et aura certainement cette année l'honneur de faire sa cour à V. A., mais elle tâchera d'abord de me rejoindre pour quelques semaines, si cela est possible. Elle se rendra peut-être pour cela en Suisse pour attendre là l'événement. Quel mouvement Jules**) se sera donné pendant le séjour, ou plutôt le passage de l'Impératrice de Russie! V. A. sait peut-être que la Régence de la Nouvelle Marche a ordonné de ne servir à l'impératrice que des dindes et des oies de meilleurs familles (aus den besten Häusern). Cette histoire a amusé le quartier général pendant deux jours entiers.

Humboldt.

à Chatillon en France le 4 Février 1814.

Der Zeitfolge nach schließt sich hier ein Brief vom 25. Mai 1814 aus Paris an, der bei Pertz, Leben Steins 4, 613 ff. abgedruckt ist. Humboldt nennt darin den Pariser Frieden schön und glorreich und meldet die demnächstige Abreise nach London.

XVII.

Madame!

V. A. R. aura de la peine à croire que Sa lettre pleine de bonté et de bienveillance qu'Elle m'a fait la grâce de m'écrire en date du 14 de Juin, ne m'est parvenue qu'avant peu de jours. Elle semble avoir fait de plus grands voyages que moi. Elle n'en a pas été d'un moindre intérêt pour moi, et quelques passages m'en ont fait rire aux larmes. Je suis tout orgueilleux d'avoir donné tant de satisfaction à Julie, mais V. A. admirera du moins ma constance et ma fidélité***). Ces beaux liens sont rompus maintenant, et l'activité de la belle comtesse se portera sans doute sur d'autres objets. Les affaires de la souverainité de Lych†) reposent depuis quelque tems, et j'emploie l'intervalle à faire des études sur la carte de ces vastes Etats dont notre beau Prince a eu soin de m'envoyer une. Son silence me fait croire que nous

*) Vgl. dazu Gräfin Elise Bernstorff I 163.

**) Diese Anspielung ist mir unverständlich.

***) Soll das die in den früheren Briefen erwähnte Gräfin Capustigal sein?

†) Humboldt bearbeitete auf dem Congreß die Angelegenheit der mediatisirten Fürsten, zu denen auch Solms-Lych gehörten. S. auch den Brief bei Pertz 4, 613.

le verrons bientôt lui-même ici. Mais quoique nous nous connaissions un peu à son sujet, V. A. peut être certain que je ne négligerai point les véritables intérêts de cette dynastie. Elle a été traitée en effet avec beaucoup d'injustice.

Vous aurez appris, Madame, que j'ai accompagné le Roi à Neuchatel, et de là par Berne à Zuric. J'ai passé ensuite quelques jours avec ma femme et mes enfans à Berne, où je suis retourné, et nous avons fait de là une excursion dans les montagnes de Lauterbrunn et de Grindelwald. Le tems était superbe et j'ai joui infiniment du double plaisir de revoir ma famille, et de me retrouver dans ces contrées que je n'avais pas visités depuis plus de vingt ans*). Mon bonheur ne fut troublé que par l'état de santé de ma femme. Je l'ai trouvé extrêmement souffrante, et je ne nie pas à V. A. qu'elle m'a beaucoup inquiété. Heureusement qu'elle va mieux depuis quelques semaines. Toutes ses lettres me le confirment. Elle fait à présent premièrement le voyage de la Suisse et étoit le 19 à Coppet**). Elle ne reviendra point ici, elle attendra soit en Suisse soit en Allemagne que je sois rendu et un peu établi à Paris***) et m'y suivra pour lors. Je désirerois infiniment de pouvoir me trouver quelques jours à Berlin avant que de m'expatrier de nouveau. Je jouirois tant du bonheur de revoir V. A. R. Mais je ne puis point prévoir encore, si les affaires me permettront ce détour.

Ici on paroît prendre du repos pour se ménager pour les fêtes. Tout le monde est à la campagne, et il y a à peine une ou autre maison où l'on peut passer une soirée solitaire. Quant à moi je m'accommode parfaitement bien de cette solitude, et je ne suis à Bade où tout le beau monde s'est réuni, qu'autant que nos affaires l'exigent, puisque le Prince de Metternich y est également. Les fêtes seront des plus brillantes ici. On parle surtout beaucoup de celle au manège où 10000 personnes seront réunies, et pour laquelle les préparatifs sont déjà fort avancés†). Je me ménage le plaisir de la surprise et n'en ai encore rien vu.

Rien cependant ne peut être comparé à ce qu'on a fait à Berlin en ce genre. Je l'ai lu avec le plus grand intérêt. Il y avoit à la fois dignité, patriotisme, beauté et magnificence; Berlin qui s'est si bien conduit sous tous les rapports, s'est aussi distingué par là††). L'institution de nouvel Ordre†††) est bien belle. Elle appartient à ce même ensemble, et V. A. devroit une fois se trouver hors de païs pour être témoin, combien cela excite généralement l'admiration.

La famille de Napoléon va en s'augmentant. La Princesse Elisa et la femme de Jérôme sont accouchées presqu'en même tems, la première en voyage, et la seconde à Triest. J'ai vu dernièrement des détails curieux sur cette famille. Leur amusement journalier étoit de composer les soirs entiers de ces cartes de géographie que l'on taille en différens morceaux pour donner aux enfans un amusement instructif. C'est apparemment pour s'accoutumer au déchirement des Royaumes qu'ils ont choisi de préférence cet exercise. Les trois Souverains, Jérôme, sa femme et Elisa étoient aussi

*) Seine erste Schweizer Reise fällt in das Jahr 1789; diese zweite machte er als Begleiter des Königs im Juli 1814.

**) Bei Frau v. Staël, wo sich auch gerade Rocco, Schlegel und Sismondi befanden. S. Gabriele von Bülow S. 85.

***) Humboldt war zum preußischen Gesandten dorthin ernannt worden; doch wurde auf Wunsch der französischen Regierung die Ernennung rückgängig gemacht und er nach London geschickt.

†) Ueber das berühmte Reiterfest berichtet Lagarde, Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne I, 331 ff.

††) Der Einzug, verbunden mit einem Dankgottesdienst und anderen Festlichkeiten, hatte am 7. August stattgefunden.

†††) Der Luisenorden, den der König an seinem Geburtstage gestiftet hatte.

occupés de ce travail, les courtisans debout autour de la table, et si un de ces derniers trouvoit un morceau qui convenoit exactement à la lacune qu'il falloit remplir, la joie étoit générale.

Je supplie etc.

H.

à Vienne le 1 Septembre 1814.

Auf diesen Brief folgt, soweit wir die Correspondenz kennen, noch einer vom 17. März 1815 bei Pertz, Leben Steins Bd. 6, 2. Hälfte, Beilagen S. 11. Humboldt hofft auf ein baldiges Ende des Congresses, theilt den Eindruck mit, den Bonapartes Rückkehr in Wien gemacht hat, und freut sich, daß die Prinzessin seine Familie kennen gelernt und an seiner Tochter Adelheid Freude gefunden hat.





Ostern.

Eine Alltagsgeschichte.

Von

Grete Olden.

— Halensee-Berlin. —



Der Arzt, der seit Stunden ruhig erwartend neben dem Bett gesessen hatte, erfaßte jetzt die irrende Hand des Kranken, und sich dann hastig ganz herniederbeugend, suchte er mit eindringlichem Forschen unter die halbgeschlossenen Lider zu blicken. Die barmherzige Schwester trat mit plötzlich erwachter Aufmerksamkeit an das Lager.

Der alte Herr, der zu Häupten des Bettes stand, fuhr betroffen zusammen. Er beugte sich gleichfalls über das in hilfloser Qual erbebende junge Männergesicht in den zerwühlten Kissen . . . dann schaute er hinüber zu der blonden Frau, die am Fußende des Bettes in einem niedrigen Sessel zusammengesunken saß, mit gesenktem Kopf, die Hände schlaff herniederhängend. Auf sie richteten sich jetzt auch die beunruhigten Blicke des Doctors und der Pflegerin.

Plötzlich drangen seltsam rasselnde, pfeifende, kollernde Laute durch das dumpfig-stille Zimmer.

Der Arzt sah bedeutungsvoll zu dem alten Herrn auf: „Jetzt kommt das Letzte." Dann wies er ihn mit mahnendem Seitenblick auf die junge Frau hin.

Die allein hatte von der jähen Veränderung, die sich soeben vollzogen hatte, Nichts wahrgenommen. Ihre Augen waren starr auf den Teppich vor dem Bett gerichtet, auf eine lilarothe Rosenknospe der Randbordüre — als ob sie die unbeholfene Zeichnung sich für ewig einprägen wollten: „Unten drei Blätter, oben zwei Blättchen und in der Mitte ein schwarzer Punkt . . ."

Jetzt schrak sie zusammen. Der alte Herr war zu ihr getreten und hatte leise die Hand auf ihre Schulter gelegt. „Komm, Bertha, wir wollen

hinübergehen. Der Herr Sanitätsrath meint — er meint, Du solltest Dich jetzt ein bischen ausruhen."

Sie antwortete nicht, keine Regung ihres Gesichts verrieth, daß sie überhaupt gehört hatte. Aber ohne Widerspruch ließ sie sich aufrichten und nach der Thür zuführen. Mit ganz sicheren Bewegungen durchschritt sie das große dämmerige Zimmer. Im Thürrahmen blieb sie noch einmal stehen, wandte den Kopf und spähte zurück. Aber der Arzt war zufällig so vor das Bett getreten, daß ihr kranker Mann für sie nicht mehr zu sehen war. Sie zögerte einen Moment, dann flüsterte sie: „Er schläft — natürlich schläft er. —" Und dann wurde die Thür hinter ihr in's Schloß gedrückt.

Drüben im Eßzimmer ließ sie sich mechanisch wieder auf einen Stuhl sinken. Der alte Herr war an's Fenster getreten. Ueber der vorortlichen Villenstraße lag noch die Nacht, kein Geräusch war vernehmbar, kein Licht in den Häusern hinter den schmalen Vorgärtchen — nur ein paar matte Petroleumflammen flackerten in den vereinzelten Laternen. Aber da hinten, über der großen Stadt, dämmerte schon der Morgen auf, ein feuchter Frühlingsmorgen mit kurzen, ungeduldigen Windstößen. Den müden alten Mann überschauderte es. Langsam wandte er sich in's Zimmer zurück. Mit schweren Schritten begann er auf und ab zu gehen. Auf und ab zwischen Fenster und Thür. Wenn er an der jungen Frau vorüber kam, zögerte er, als ob er irgend ein Trostwort sagen müsse. Aber angesichts ihres steinernen Schweigens versagte ihm die Stimme. Er strich ihr nur leise über die verwirrten schönen Haare, zärtlich und ungeschickt.

Von außen stahl sich langsam ein grauer Schein in das Zimmer. Gott sei Dank, der Tag!

Da öffnet sich fast unhörbar die Thür. Auf der Schwelle erscheint die Pflegerin, das stille Gesicht unter der weißen Haube in kühlem, berufsmäßigem Ernst. Mit einem zögernden Blick schaut sie zu dem erregten alten Mann hinüber. Der erwidert mit einer hastig abwinkenden Bewegung und folgt ihr mit unsicheren Schritten, sich ängstlich noch einmal zurückwendend.

Frau Bertha hatte Nichts bemerkt. Schon seit längerer Zeit war sie einzig bemüht, den Sinn einiger Worte zu ergründen, die sie immer wieder leise vor sich hin sprechen mußte. „Er war immer so gut zu mir," hießen diese Worte, und sie hatte das deutliche Gefühl, daß sie sich vorhin, vor langer Zeit, einstmals, bei diesen Worten Etwas hatte denken können. „Er war immer so gut zu mir." Natürlich, das war etwas Richtiges, etwas ganz Verständiges, das klang ihr jetzt nur so fremd und dunkel, weil sie es sich schon so oft vorgesprochen hatte. „Er war immer so gut zu mir" — das mußte sie behalten, das mußte sie sich selbst sagen und dem Vater und auch den fremden Menschen, das erwarteten Alle von ihr zu hören, das durfte sie ja nicht vergessen. „Er war immer so gut zu mir."

Und da, urplötzlich, wie das Aufzucken einer blendenden Flamme, wußte sie auf einmal, was diese Worte hießen: „Er war immer so gut zu mir," er ist es also nicht mehr, wird es niemals mehr sein, denn . . .

Mit einer entsetzten Bewegung richtete sie sich auf. Sie wollte hinüber, an das Bett, zu ihrem Mann, jetzt — gleich! . . . In der Thür stand der Vater. „Bertha, meine arme — —" flüsterte er, senkte den Kopf und breitete die Hände von sich. Sie wollte nicht verstehen. „Ernst?!" stieß sie unsicher hervor, „was ist mit Ernst?" Des alten Mannes Kinn begann zu zittern . . .

Mit einem wehen Aufschrei sank sie langsam an ihm nieder.

* * *

Eine Stunde später lagerte friedvolle Stille über dem ganzen Hause. Der Sanitätsrath war gegangen, nachdem er mit Hilfe der Pflegerin die junge Frau zur Ruhe gebracht hatte. Der Vater, dem er noch eine genaue Liste für die nothwendigen Meldungen, Bestellungen, Besorgungen hinterlassen hatte, ruhte auf einem Sopha im Erdgeschoß. Das Hausmädchen war „zu einem kleinen Nickerchen" in die Dienstbotenkammer hinaufgestiegen. Die Schwester und die Köchin hatten sich im Schrankzimmer — neben dem Zimmer der gnädigen Frau — flüsternd bei ein paar Tassen heißem Kaffee zusammengefunden.

In dem großen Schlafzimmer nach dem Garten hinaus standen die Fenster weit offen, die hellen Gardinen wehten leise im Morgenwind. Arzneifläschen, Spiritusmaschine, Nachtlampe waren beiseite geräumt, über den Tisch war eine frische Decke gebreitet, und ein großes, weißes Laken deckte das Bett.

Von fern das Rasseln eines Wagens, ein schlurfender Schritt über die Pflastersteine. Bei jedem stärkeren Windstoß ein Rieseln draußen im Gesträuch. Dicht unter dem Fenster schlug eine Amsel.

* * *

Frau Bertha kam nicht aus ihrem Zimmer während der folgenden zwei Tage. Meist lag sie still auf der Chaiselongue — ganz allein. Sie war erst seit anderthalb Jahren hier am Ort und hatte noch keine Freundschaften gefunden. Ihr Vater kam freilich von Zeit zu Zeit leise herein, aber er hatte so viel mit all' den trostlosen Nothwendigkeiten zu thun, daß er stets nur eine kurze Weile bei ihr sitzen konnte. So blieb sie Stunden, halbe Tage, die Augen auf die weiße Zimmerdecke geheftet, klaglos, thränenlos. Und wenn sie einmal an's Fenster trat, schrak sie bald mit zitternden Knieen zurück. Alles Kommen und Gehen da unten galt ja nur dem einen schauerlichen Zweck. Die Frau, die da eben auf das Haus zutrippelte, in einem schwarzen Rock, der in's Grünliche, einem schwarzen Shawltuch, das in's Braunrothe, einem schwarzen Hut, der in's Gräuliche verschossen war,

die hatte sie schon öfter wie eine verrupfte Krähe in die Häuser huschen sehen, in denen ein Todesfall vorgekommen war; ihr schien es, als wehe sie Leichengeruch bis herauf in das helle, frische Zimmer.

Ein andermal, gegen Abend, als sie das Geräusch eines Wagens an's offene Fenster gelockt hatte, sah sie, wie ein paar junge kräftige Männer unter Aufsicht eines krummbeinigen Alten eine schwere Last abluden, mit lautem Schurren und mehrfachem Anstoßen, bei dem jedesmal ein hohler Laut heraufstöhnte, — der Sarg. An starken Gurten brachten sie ihn dann über den Kiesweg getragen, im langsamen Tact, trapp, trapp, trapp, trapp.

Als sie bald darauf zurückkamen, die Gurte locker über die Schultern hängend, schlenderten sie behaglich bis zum Gitterthor. Draußen wurde noch ein Augenblickchen gezaudert. Der eine steckte sich eine Cigarre an, der Alte wies den andern ein Geldstück in seiner Hand: „Drei Mark, sehr anständig", ein junger Bursche mit einer Soldatenmütze brach sich ein Schneeglöckchen vom Beet und hing es sich in den Mundwinkel. Die Schnapsflasche ging herum. Dann rappelte die Karre auf dem Fahrweg davon. Die Arbeiter, die Hände in den Taschen, pfeifend, rauchend, schwatzend hinterdrein.

* * *

Morgen früh um acht Uhr wird man den Sarg wieder hinaustragen. Sie weiß es ganz wohl, wenn auch Alle sich verschworen haben, ihr die Stunde zu verheimlichen. Und da überkommt sie plötzlich eine heiße, wahnsinnige Sehnsucht. Ihn noch einmal sehen, ihren Mann, ehe er fortgeht aus seinem Haus. Es ist ja garnicht möglich, daß er es nicht fühlen sollte, nicht wissen sollte, daß sie zum letzten Mal zu ihm gekommen ist, daß sie ihm noch leise, leise zugeflüstert hat: Gute Nacht. Und ein Zeichen will sie ihm mitgeben, an dem er erkennen muß, daß sie sein bleibt auch in der langen Trennungszeit. Aus einem Schrank kramt sie ein kleines Packet in Seidenpapier heraus, ein leichtes Ding, das bei der Berührung knistert und knittert. Sie steigt die Treppe hinunter, öffnet vorsichtig die Thür zum Gartenzimmer und schleicht hinein. Da liegt er, friedlich, wächsern, fremd, so ganz fremd. Weggewischt der liebe freundliche Zug um den Mund, das krause Haar fest an die Stirn geklebt, zwischen den Lippen schimmern blauweiß die schönen Zähne. Die guten fleißigen Hände liegen gelblich auf der weißen Decke, so starr angepreßt, daß rings um sie eine leichte Grube entstanden ist. Sie beugt sich über ihn, ganz dicht. Aber sie kann ihn nicht küssen, sie kann „das da" nicht berühren. Behutsam wickelt sie jetzt das Päckchen aus dem Seidenpapier. Ein grüngrauer verstaubter Reif wird sichtbar, sie nimmt ihn sorglich und breitet ihn über die kalten Hände. Ihr Brautkranz.

* * *

Nach dem Begräbniß, als unten alle Zimmer wieder weit offen standen, als Sonnenlicht und Frühlingswind den modrigen Hauch aus den Winkeln drängten, da erst brach sie zusammen. „Ich kann es nicht ertragen, ich will es nicht ertragen! So kann ich nicht weiterleben."

Und eines Abends traf sie der Vater, wie sie leise die Treppe herabgeschlichen kam, mit wirren Augen vorsichtig nach allen Seiten spähend, ein leichtes Tuch um die Schultern gezogen. Als sie scheu aus der Hausthür schlüpfen wollte, stand er neben ihr. „Um Gotteswillen, was hast Du vor, wo willst Du hin?" Sie sah zu ihm auf mit einem jammervollen Blick. „Fort," murmelte sie, wie im Schlaf, „was soll ich denn noch hier?" Mit angstvollen Schmeichelworten, mit Liebe und Strenge hielt er sie fest, brachte sie wieder in ihr Zimmer — gebrochen, still weinend ließ sie Alles mit sich geschehen.

Der alte Mann aber saß noch lange auf, unten in dem verlassenen Arbeitszimmer. Ihm war angst und schwer um's Herz. Was sollte daraus werden? Er konnte doch nicht für immer hier bleiben und über sein Kind wachen. Sein eigener Wirkungskreis verlangte nach ihm — er mußte heim. Bertha mit sich nehmen? Sie würde in dem häßlichen Fabrikdorf bei dem einsamen Alten sich nur noch unglücklicher fühlen, als hier. Nein, es mußte Etwas gefunden werden, das sie aus dieser dumpfen Verzweiflung heraushob. Eine Reise, Sicilien, Aegypten, oder irgend eine liebe junge Gesellschaft. Daß auch kein Kind da war! Ein Kind, eine Aufgabe, eine Zukunft! Wenn man Bertha vielleicht bestimmen könnte, eine kleine Waise an Kindesstatt zu sich zu nehmen. Aber freilich, das blieb doch immer nur ein künstlicher Ersatz. Für den geliebten Mann ein fremdes Kind. Er fühlte deutlich, daß er außer Stande war, hier zu helfen. Als er am nächsten Morgen behutsam von seinen Plänen und Vorschlägen zu sprechen anfing, sah ihm Bertha mit verständnißlosem Staunen in's Gesicht. „Trost? Ich will nicht getröstet sein."

* * *

Der junge Pfarrer, der am Grab so ergreifend gesprochen hatte, kam, den Hinterbliebenen seinen Besuch abzustatten. Sein Anblick brachte dem besorgten Vater einen leisen Hoffnungsschimmer. Ja, er sollte mit seiner Tochter sprechen, er sollte versuchen, sie ihrem dumpfen Hindämmern zu entreißen. Bertha war immer ein so frommes Kind gewesen. Zur Zeit ihrer Confirmation war ihre religiöse Schwärmerei sogar fast beunruhigend geworden. Noch heute sah er das blasse, verklärte Gesichtchen, mit dem sie bei der Einsegnung zu dem Geistlichen aufgeblickt hatte. Und auch später, noch als Frau, hatte sie sich den friedlichen Kinderglauben bewahrt. Der alte Herr geleitete den Herrn Pastor selbst hinauf und zog sich dann zurück.

Bleich, aber ganz gefaßt saß die junge Frau dem Pfarrer gegenüber. Sie, die sonst leicht unsicher und ängstlich war, führte mit ruhiger Ueber-

legenheit das Gespräch. Ein paar bewegte Dankesworte nur erinnerten an den traurigen Zweck des Besuchs, dann kamen freundlich-höfliche Fragen. „Wie groß war die Gemeinde? War das nicht die Pfarrwohnung, das hübsche graue Haus am Kirchplatz? Das ist Ihr Aeltester, nicht wahr, der braunlockige Kleine, der immer des Mittags mit seinem Tornisterchen durch unsere Straße kommt?“ Keine Möglichkeit zu einem priesterlichen Mahn- und Trostwort. Der Pfarrer erhob sich wieder. An der Thür nahm er Frau Berthas Hand sanft zwischen seine beiden weichen Hände: „Und nun werde ich Sie doch auch bald wieder in unserer lieben kleinen Kirche sehen?“ Da flog ein harter Zug um ihren Mund. „Früher — wie mir's noch gut ging — — da bin ich gern in die Kirche gegangen ...“ Und sie wandte sich hastig ab.

* * *

Nun waren schon zwei Wochen verstrichen. Der Vater war abgereist Er hatte noch eine lange Unterredung mit dem Doctor gehabt, ob man nicht doch Frau Bertha mit Gewalt aus diesem Jammer herausreißen müßte. „Sie geht zu Grunde, Herr Sanitätsrath, zu Grunde geht sie, wenn wir nicht irgend Etwas für sie thun, wenn nicht ein Wunder geschieht.“ „Ein Wunder —“ der alte Arzt lächelte wehmüthig, „Ihre Tochter ist vierundzwanzig Jahre alt. Schauen Sie mal da hinaus —“ er wies in den knospenden Garten — „Frühlingssonne! Die ist doch immer wieder das beste Wunder.“

Diese ruhige Zuversicht hatte den Alten ein wenig besänftigt, übrigens, beim besten Willen, er konnte seine Abreise nicht mehr hinausschieben! — Er machte den beiden Mädchen noch ein überreiches Geldgeschenk, nahm ihnen das feste Versprechen ab, daß sie über ihre Frau wachen würden, daß sie ihn von jedem beunruhigenden Vorkommniß sofort in Kenntniß setzen wollten, dann ging er.

Das Haus lag wie in stetem Schlummer. Die Mädchen flüsterten in der Küche, im ersten Stockwerk wanderte Frau Bertha in stiller Unrast von einem Zimmer in's andere. Abends in der Dämmerstunde machte sie täglich den weiten Weg zum Kirchhof. Wenn sie zurückkam, war sie sterbensmüde, sie suchte erschöpft ihr Bett auf und lag dann doch die halbe Nacht schlaflos in schwarzen Fiebergedanken.

Sie achtete nicht auf den Haushalt, nicht auf das Essen, nicht auf ihre Kleidung. Das Mädchen hatte ihr ein schwarzes Wollkleid herausgesucht und einen Crêpestreif eingeheftet; so war es ja sehr gut. Ganz überrascht blickte sie auf, als eines Tages die Schneiderin heraufkam, um sich zu erkundigen, „was gnädige Frau für Befehle wegen der Sommertoiletten habe.“ Es bedurfte erst des wiederholten Hinweises, daß ihr jetziges Kleid binnen Kurzem zu warm sein würde, ehe sie sich zu einer

Verhandlung über ein neues herbeiließ. Die Schneiderin brachte eifrig einen Packen Modeblätter zum Vorschein. „Es ist erst kürzlich eine Nummer mit Trauercostümen herausgekommen. Da finden gnädige Frau gewiß etwas Passendes. Dies zum Beispiel: Trauertoilette mit Crêpebesatz und Seitenschluß," das ist so recht was für eine schlanke Erscheinung."

Frau Bertha hatte sich über das Blatt gebeugt. Sie folgte dem durchstichelten Finger der Schneiderin, der mit liebevollem Eifer auf den schwarzen Figuren umhertippte. Aber plötzlich schob sie den ganzen Stoß mit einer heftigen Bewegung von sich. „Machen Sie's nur, wie Sie wollen — es wird schon recht sein."

Die Schneiderin packte ihre Zeitungen zusammen. „Ja, aber gnädige Frau müssen mir doch wenigstens sagen, ob ich . . ."

„Schon gut, schon gut. Machen Sie's nur."

Das Trauercostüm wurde abgeliefert, aber Frau Bertha ließ es in den Schrank hängen und trug weiter ihr altes Kleid.

* * *

Drunten in der Küche fing man an sich zu langweilen. Und eines Tages trat die Köchin mit entschlossenen Schritten in Frau Berthas stilles Zimmer. „Gnädige Frau, was soll denn eigentlich werden mit der großen Wäsche? Wenn wir noch vor Ostern waschen wollen, müssen wir Frau Schiebel nun Bescheid sagen. Ich hab' sie heut getroffen auf dem Markt — sie hat nur noch ein paar Tage frei vor dem Fest."

„Machen Sie's nur, wie Sie wollen." Das war jetzt Frau Berthas Antwort auf jede Frage, das war auch diesmal der Bescheid.

Frau Schiebel kam. Ein feuchter Seifenhauch durchstrich das Haus. Es gab am ersten Tage Mehlklöße, am zweiten Tage Kartoffelklöße, am dritten Tage Semmelklöße zum Mittagessen. Frau Bertha mußte mindestens zweimal klingeln, ehe eines der Mädchen mit dampfgeröthetem Gesicht, aufgeweichten Händen und vorwurfsvoller Miene erschien. Die schwere Arbeit in der Waschküche war den beiden gesunden jungen Frauenzimmern wie eine Erlösung nach dem faulen Leben der letzten Wochen.

Und Frau Schiebel hatte so viel zu erzählen! Was die ganze Nachbarschaft zu dem frühen Tode des lieben Herrn Günther gesagt hatte, wie viel der Kranz kostete, den Excellenz Bärwald geschickt hatte, — sie wußte das ganz genau von dem Barbier, bei dem sich der Diener rasiren ließ, — und von der merkwürdigen Ahnung, die Frau Schiebel gehabt hatte. „Als der Herr kurz vor Weihnachten das neue Dutzend Hemden kriegte, habe ich da nicht gleich gesagt: na, wenn er sie nur in Gesundheit verträgt! Erinnern Sie sich denn daran nicht mehr?" Die Mädchen glaubten sich dunkel zu erinnern, sie wußten wenigstens noch ganz genau, daß man damals über die neuen Hemden gesprochen hatte. Frau Schiebel hatte den Stoff nicht

„kernig“ genug gefunden. „Na also, und dann hab' ich noch dazu gesagt: wenn er sie nur in Gesundheit verträgt.“

Nach und nach kam man auch auf weniger düstere Gesprächsthemata. Man schwatzte, man lachte. Aber als die Köchin das Lied vom Edelweiß anstimmte, schloß das zartfühlende Hausmädchen doch die Thür nach dem Corridor.

* * *

Frau Bertha hörte das Wasserrauschen, das Fässerschieben und Holzschuhklappen bis hinauf in ihre Einsamkeit. Die Waschtage waren in ihrem früheren Leben immer von einiger Bedeutung für sie gewesen. Sie hatte dann mancherlei häusliche Arbeit selbst übernommen, damit die Mädchen möglichst früh in der Waschküche mithelfen konnten, sie war auch hie und da hinuntergegangen, um den Fortgang der Arbeit zu überwachen. Ob heute wohl die Mädchen Alles richtig besorgten, jetzt, wo sie sich unbeaufsichtigt wußten? Ach — was lag denn schon daran! Wenn nur erst wieder Ruhe im Hause war.

* * *

Es war gegen Abend. Frau Bertha saß unthätig in ihrem Zimmer, man hatte ihr noch keine Lampe gebracht, und sie blickte zerstreut hinaus in das fahle Dämmergrün. Allerlei beunruhigende Gedanken zogen ihr durch den Kopf. Sie hatte öfter erzählen hören, daß die Waschfrauen, wenn man nicht sehr gut Acht gab, dem Seifenwasser heimlich Chlor zusetzten, um sich Arbeit zu ersparen. Und wenn dann die Wäsche nicht auf's Peinlichste gespült wurde, wenn nur eine Spur von dem scharfen Zeug zurückblieb, so gab es unfehlbar Risse und Löcher. Es wäre wirklich schade um die schweren Damastgedecke . . .

* * *

Am dritten Nachmittag wurde die Wäsche auf dem großen Grasplatz hinter dem Hause zum Trocknen aufgehängt. Die drei fleißigen Frauenzimmer sahen mit Stolz auf ihr Werk. Kein Weinfleck in den Tischtüchern, die Kissenbezüge vorschriftsmäßig auf die linke Seite gekehrt, Alles schimmernd in bläulicher Weiße. Die schweren Körbe mit der nassen Wäsche ächzten, der Gartenkies knirschte unter den plumpen Schuhen, ein günstiger Wind bauschte die Leinwandtücher.

„Kinder,“ sagte Frau Schiebel, „nun aber auch gehörig festklammern. Und nicht zwei Stücke mit einer Klammer! Das kann die gnädige Frau nicht leiden. Und sie hat auch ganz Recht: wenn da irgend was nachläßt, dann schleifen gleich zwei Theile auf'm Boden rum.“

„Ach, die gnädige Frau kümmert sich doch nicht um unsere Wäsche," meinte die Köchin beinah wegwerfend.

„Sagen Sie das nicht — vorhin hab' ich sie oben am Fenster gesehen."

Die Köchin blickte hinauf. „Wahrhaftig! Da steht sie schon wieder. Hinter der Gardine."

„Aber die sieht doch nicht nach uns," warf das Hausmädchen ein. „Was Sie wohl denken."

„Na, wenn sie auch nicht gerade nach uns sieht, sehen thut sie uns," äußerte Frau Schiebel überlegen, und die Arbeit wurde fleißig fortgesetzt.

Am Fenster oben erschien in immer kürzeren Zwischenräumen die schlanke schwarzgekleidete Gestalt, und von einem Mal zum andern verweilte sie längere Zeit.

* * *

Das Buch, das sich Frau Bertha heute Nachmittag zum Lesen gewählt hatte, war offenbar nicht fesselnd. Sie nahm es jetzt zum fünften oder sechsten Mal von der Sophalehne auf, aber sie vermochte ihm kein dauerndes Interesse abzugewinnen. Vielleicht lag die Schuld, daß ihr der Zusammenhang der Geschehnisse so gar nicht klar werden wollte, auch ein wenig daran, daß sie den Band alle paar Seiten weit niedergelegt hatte, um aufzuschauen, umherzugehen, an das Fenster zu treten . . . Eine leis bohrende Beunruhigung steckte in ihr, ein nervöses Sie-wußte-nicht-was.

Jetzt blickte sie schon wieder auf. Irgend Etwas von außenher hatte sie gestört. Ihr war, als sei ein kühler Hauch an ihr vorbeigestrichen, ein grauer Schleier über das Zimmer gezogen. Richtig, das war's: der Sonnenstreif, der vorher auf dem Teppich gelegen hatte, war plötzlich verschwunden. Frau Bertha warf noch im Sitzen einen beunruhigten Blick hinaus. Was war denn das? Da staute sich ja eine graue schwere Wolkenwand vor der Sonne auf! Sollte es etwa Regen geben, gerade jetzt — jetzt, wo . . .? Sie erhob sich. Ganz sicher war das Wetter keinesfalls. Sie trat zum Fenster. Nein, ganz sicher gewiß nicht. Sie öffnete einen Flügel und lehnte sich ein Stückchen hinaus. Man konnte von hier aus nicht viel sehen; aber es machte wirklich beinah den Eindruck, als ob . . . Sie nahm ihr Tuch und ging in den Garten.

* * *

Frau Schiebel kam ihr mit einem überfluthenden Wortschwall entgegen. „Bald sind wir fertig, gnädige Frau, nur noch das Bunte aus dem Spülwasser und die Waschküche reinzumachen. Ich denke, wir lassen die Nacht über ruhig draußen. Die paar kleinen Wolken haben Nichts zu sagen, und dann geht ja auch ein ziemlicher Wind, der treibt sie wieder auseinander.

Dann könnte ich morgen noch zum Legen und Rollen kommen, und zum Freitag bestellen wir die Plättmarie."

Das Hausmädchen, das gerade hinter Frau Berthas Rücken mit Aufhängen beschäftigt war, sah ein wenig beunruhigt zur gnädigen Frau hinüber. Sie wußte nicht recht, ob sie mit ihrer Arbeit fortfahren sollte. Aber auf einen ermuthigenden Blick der Köchin hin bückte sie sich wieder zu ihrem Waschkorb hinunter, holte ein Stück nach dem andern heraus, schüttelte es auf und hing es über die Leine: Herrenhemden, Herrenkragen, Manschetten, Unterhosen, Herrennachthemden . . .

Frau Bertha sah mit sorgendem Ausdruck zum Himmel auf. „Meinen Sie wirklich, daß die Wolken da Nichts bringen können? Es ist so unangenehm, wenn die Sachen verregnen. Dann werden sie streifig, und man hat die ganze Spülerei noch einmal."

„Nein, gnädige Frau können sich ganz fest verlassen, bei dem Wind."

In der That, der Wind nahm von Minute zu Minute zu. Die nassen Wäschestücke klatschten laut zusammen, ein wohlthuender Geruch von Reinlichkeit und frischer Luft umwehte Frau Bertha. Der Zipfel eines Handtuchs wischte ihr kühl am Gesicht hin, das weiße Geflatter rings um sie her schien ihr so — so . . . sie konnte sich's nicht eingestehen — — so lustig.

Aber auf einmal kehrte sie sich um, und ihre Augen hefteten sich in jähem Erschrecken auf die Leine, an der das Hausmädchen beschäftigt war. „Frau Schiebel," rief sie erregt, „Frau Schiebel, was ist denn das?"

Vor diesem Moment hatte Frau Schiebel gebangt, seit die gnädige Frau aus dem Haus getreten war. Sie neigte ihr freundliches altes Gesicht zur Seite und strich sich verlegen über die nasse Schürze. „Dem armen gnädigen Herrn seine Wäsche — sie konnte doch nicht so liegen bleiben."

„Aber — aber . . ." Frau Bertha stockte und stotterte, „sehen Sie denn nicht, sehen Sie denn garnicht . . .??"

Nun blickte Frau Schiebel hinüber — Frau Günthers Erregung schien ihr auf einmal begreiflich. Ein unbehagliches Gruseln kroch ihr den Rücken herauf: da hinten war's nicht geheuer.

Der Wind, der in diesem Augenblick mit besonderem Ungestüm über den Trockenplatz wegfegte, trieb sein Spiel mit der aufgehängten Wäsche. Er hatte sich in die Hembärmel gesetzt und schlug sie schlenkernd auf und nieder, er wehte die Unterhosen tactmäßig hin und her. Es war, als seien Herrn Günthers Geisterbeine und Geisterarme in das hinterlassene Weißzeug gefahren und zappelten stumm verzweifelt und höben sich hilfeflehend zum Himmel empor. Frau Schiebel wurde es ganz kalt. „Wa — was sehen gnädige Frau denn?" stammelte sie todeserschrocken.

„Aber Ihr habt ja Alles *geblaut!*" brach es da von Frau Berthas Lippen, „all die Sachen vom Herrn geblaut! Und wie oft habe ich nun

schon gesagt, daß man Wäsche, die liegen muß, nicht blauen darf. Nein, wenn man nicht immer hinter Euch drein ist . . ."

Frau Schiebel hob einen tiefen Athemzug; halb angstbefreit, halb im Gedanken an die nun noch bevorstehende Arbeit.

* * *

Mit verdoppelter Kraftanstrengung wurde das Versehen noch vor Dunkelwerden gutgemacht.

Und ehe Frau Bertha am Abend ihr einsames Lager aufsuchte, zog sie noch einmal die Gardine vom Fenster zurück. Sternenhimmel, ganz klarer Sternenhimmel! Sie legte sich zur Ruhe mit einem Gefühl der Behaglichkeit, wie sie es seit langen Wochen nicht mehr gekannt hatte. „Morgen früh ist Alles gut trocken." Und dann sann sie weiter. „Man sollte doch noch ein bischen reinmachen vor Ostern. Die Gardinen sind lange nicht ausgeklopft — es hat ja Alles liegen bleiben müssen in der schrecklichen Zeit. Und auch die Polstermöbel. In dem grünen Spiegelsopha waren schon im vorigen Jahr die Motten, da muß man sehr acht geben, damit nicht . . ."

Die ruhigen, treuen, grauen Alltagssorgen stiegen wieder auf und hauchten Frieden in Frau Berthas zermürbte Seele. Und führten sie sanft in Schlaf. Aus Todesschauern und Herzensqual wieder in den ersten tiefen, traumlosen Schlaf. —





Illustrirte Bibliographie.

Die Kunst der Renaissance in Italien. Von Adolf Philippi. Leipzig, E. A. Seemann.

Als der erste Band dieser „Kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen" erschien, wurde in Broschüren und Zeitschriften — leider mit erbitterter persönlicher Fehde — noch der Kampf zwischen den Anhängern der alten und neuen Richtungen der Geschichtsschreibungen gestritten. Durch die geringe Sachlichkeit, mit der dieser Streit von der Jung-Rankianern gegen Lamprecht geführt wurde, hat er zur Läuterung der Gegensätze so gut wie Nichts beigetragen. Philippi hat sich nun mit frohem Wagemuth an die Seite Lamprechts gestellt und einen schönen Beweis dafür geliefert, was mit des Letzteren Methode auch auf diesem engern Gebiete der Geschichtsschreibung, der Kunstgeschichte, erreichbar ist. Dieser Umstand allein schon giebt diesem Werke eine Bedeutsamkeit vor der Durchschnittskunstlitteratur. Ueber die Absichten, die den Verfasser geleitet haben, lassen wir am besten ihm selbst das Wort: „Etwas weniger Bilderbeschreibung und Bilderkritik, als die Kunstgeschichten zu geben pflegen, dafür etwas mehr Geschichte, nicht sowohl Künstlerbiographie, die nicht durchaus zum Verständniß der Kunstwerke erforderlich ist, als vielmehr Geschichte der Zeit und ihrer Stimmungen, aus denen heraus die Kunstwerke geschaffen, unter denen sie zuerst genossen und beurtheilt worden sind. Diese Art von Geschichte müssen wir zu erkennen suchen, wenn wir die Kunstwerke verstehen wollen. Denn die meisten treten uns zuerst als geschichtlich bedingte Erscheinungen entgegen. Nur wenige wirken auf jeden Beschauer wie heute entstanden, weil sie vor seinen Augen den Charakter des Vergangenen verloren haben. Jene Art von Geschichte beruht ferner auf den Eigenthümlichkeiten eines Landes und seiner einzelnen Landschaften. Daraus gehen aber auch die Künstler hervor, und es bilden sich Schulen, und selbst die stärksten Persönlichkeiten unter den Künstlern machen sich nicht ganz frei von dem Zusammenhange mit der Scholle, auf der sie geboren wurden, von den Einflüssen der Gesellschaft, unter der sie aufgewachsen sind . . . es sind keineswegs Künstlerbiographien. Wichtiger als das äußere Leben, die sogenannte Biographie, ist die Charakteristik der Künstler als solcher, die mit auf dem Vergleichen beruht. Hierin ist mit Absicht weit gegangen und der Versuch gemacht worden, die Einzelnen so scharf wie möglich hinzustellen." Nur ein feiner historischer Geist konnte dieses Ziel in's Auge fassen, aus dem vielverschlungenen Gewebe des socialen Lebens der Masse die rothen Fäden zu entwirren, die auch das künstlerische Individuum im Anschauungskreise seiner Zeit und seines Volkes halten und auch wieder die Fäden aufzudecken, durch die das Individuum sein Volk, ja die Menschheit, in den Bann seines Geistes hineinzieht. Daß ein Mann wie Philippi, der so die Factoren zu erkennen bemüht ist, die das Entstehen eines Kunstwerks mit

Nothwendigkeit beeinflussen, nicht mit einem eigens construirten ästhetischen Ellenmaß an die Beurtheilung dieser geht, sondern mit behutsamer, liebevoller Würdigung seiner Eigen-



Madonna mit dem Lamme, von Sodoma.
Aus: Philippi, „Die Kunst der Renaissance in Italien."
Leipzig, E. A. Seemann.

art vor Allem seine Stellung in und seinen historischen Werth für die ganze Entwickelungsreihe bestimmt, ergiebt sich aus seiner ganzen Anschauungsweise, seiner historischen Denkart. — Und gerade dies wird den Zweck des Buches erfüllen helfen: „die Menge der

gebildeten Menschen ein Verhältniß zur bildenden Kunst gewinnen zu lassen", denn in jeder anderen Weise mag es bei der Verschiedenheit der individuellen Geschmacksrichtungen nur zu leicht zu einem Gegensatz zwischen Verfasser und Leser im Urtheil kommen, der Letzteren eher verwirrt als aufklärt und den vorurtheilsfreien Genuß zerstört. Dies ist hier glücklich vermieden, und es kommt noch dazu, daß die Gegenstände, die Kunstwerke, denjenigen, der sich ernstlich in sie vertieft, ja sie wissenschaftlich betrachtet, durch einen

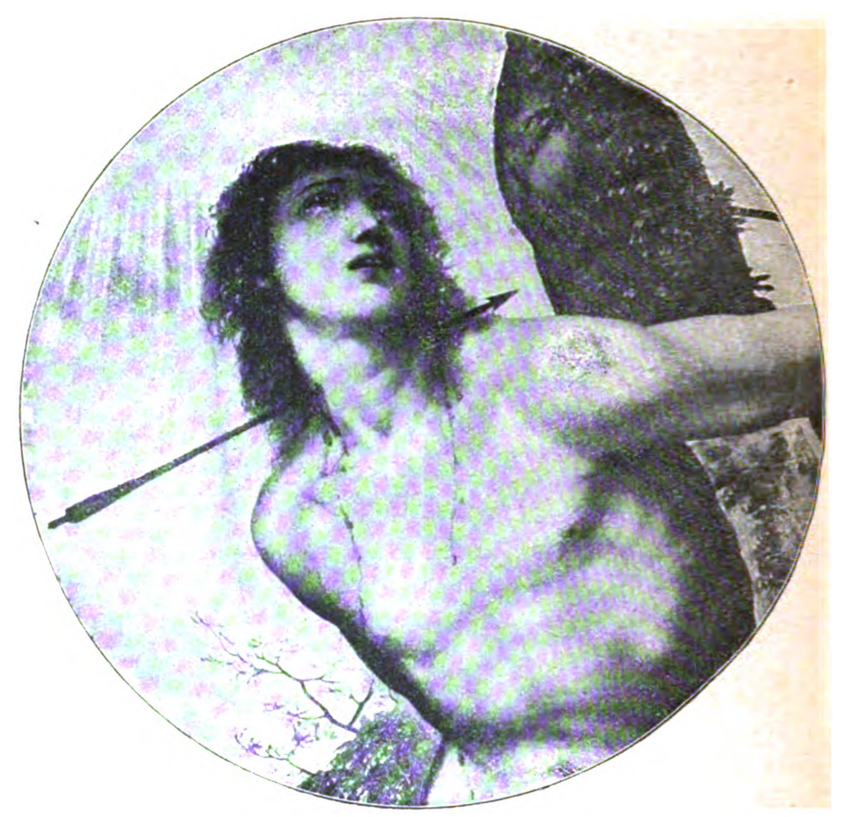


Lavinia, von Tizian. Berlin. Phot. Alb. Frisch.
Aus: Philippi, „Die Kunst der Renaissance in Italien."
Leipzig, E. A. Seemann.

Hauch ihres Geistes alle Schwerfälligkeit abstreifen lassen, ihn in gewissem Maße zum Künstler, zum Künstler des Wortes machen. Daher ist ein wissenschaftliches Werk wie dieses auch für den Laien mindestens so genußreich wie mancher Roman.

Die zahlreichen Abbildungen beweisen die Höhe unserer Vervielfältigungskunst im Allgemeinen und die bewährte Leistungskraft des Verlages Seemann im Besonderen. Daß die Hefte einzeln käuflich, ist im Interesse einer weiten Verbreitung sehr erfreulich.

H. J—n.



Heil. Sebastian, von Sodoma.
Aus: Philippi, „Die Kunst der Renaissance in Italien."
Leipzig, E. A. Seemann.

Philosophische Litteratur.

African Spir, ein Philosoph der Neuzeit. Von Humanus. Leipzig, Verlag von J. G. Findel. 1892. 22 S. 8⁰.

Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie von A. Spir. Dritte, revidirte und stellenweise umgeänderte Auflage. Erster Band: Die Norm des Denkens. Stuttgart, Paul Neffs Verlag. 416 S. 8⁰. Zweiter Band: Die Welt der Erfahrung. Ebenda. 322 S. 8⁰ und eine Tabelle.

Moralität und Religion. Dritte Auflage. **Recht und Unrecht.** Zweite Auflage. Von A. Spir. Ebenda. 285 S. 8⁰.

Philosophische Essays von A. Spir. Ebenda. 226 S. 8⁰.

Naturphilosophie von Dr. Friedrich Harms u. s. w., herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1895. 204 S. 8⁰.

Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 5: Jean Pauls Seelenlehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie von Dr. R. von Koeber. Die Psychologie Charles Bonnets. Eine Studie zur Geschichte der Psychologie von Dr. Max Offner. Mit Titel und Namenregister zur I. Sammlung (Heft 1—5). Leipzig, Verlag von Ambr. Abel (Arthur Meiner). 1893. Bis S. 728. 8⁰.

Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Von Dr. Alfred Nossig. Versuch einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1895. 84 S. 8⁰.

Giordano Brunos Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten (del' infinito universo e mondi) übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder. 1893. 210 S. 8⁰ und zwei Tafeln.

Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1893. 229 S. 8⁰.

Immanente Philosophie von Max Kauffmann. Erstes Buch. Analyse der Metaphysik. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1893. 130 S. 8⁰.

Durch Ueberhäufung des Referenten mit Arbeit gelangt die hier vorliegende Reihe philosophischer Werke später, als es ihm selber lieb ist, zur Besprechung. Auch jetzt läßt sich in unserem Rahmen keine eigentliche Kritik und nicht einmal eine hinreichende Beschreibung des Inhalts dieser Werke geben; wir müssen uns mit einer Andeutung der Interessen begnügen, die hier dieser und jener Leser bei näherer Beschäftigung befriedigt finden kann.

Der größte Theil dieser Reihe läßt sich als ein Ausdruck des heute ziemlich starken und verbreiteten Bestrebens auffassen, vernachlässigte Größen der Vergangenheit zu besseren Ehren zu bringen, sie zu „retten". Die vielleicht modernste der hier gegebenen Rettungen ist die Spirs. Man zählte diesen bisher in der Philosophiegeschichte kurz auf als verwandt mit Herbart und an Parmenides erinnernd. Von seinen seit 1807 herausgekommenen Schriften waren die reiferen noch ca. 7 Jahre vor seinem Tode als „Gesammelte Schriften" in vier Bänden zusammengefaßt worden. Sie werden uns jetzt in neuem Verlagsgewande wieder vorgeführt, begleitet von einer Lebensskizze, die allerdings selbst in dieser Kürze mehr bieten könnte. Wer den Philosophen kennen lernen will, ohne sich sofort in das Hauptwerk zu vertiefen, wird unter seinen Essays leicht eine passende Anknüpfung an gegenwärtige Interessen und zugleich an die immer wiederkehrenden Grundgedanken Spirs finden, beispielsweise in dem Essay „Von dem Unterschied zwischen der normalen und der empirischen Natur der Dinge".

Spirs Philosophie gehört zu den geschlossensten und einheitlichsten Systemen, die je durchgeführt worden sind. Sie geht aus von dem „Satz der Identität" in der Fassung, daß jeder Gegenstand in seinem eigenen Wesen mit sich selbst identisch ist. Nun enthält die Erfahrung keinen einzigen Gegenstand, der ein ihm wahrhaft eigenes Wesen besitzt und mit sich selbst vollkommen identisch ist. Folglich giebt uns die Erfahrung immer nur Abnormes, und die Norm oder das normale Wesen der Dinge liegt über die empirische Welt hinaus, als das Ideal, als Gott. So gehört Spir zu der am ausdrücklichsten von Platon eingeleiteten und am reichsten wohl in Deutschland fortgesetzten Reihe von Denkern, die als Idealisten allem „Empirismus" gegenüberstehen. Unter den weiteren Folgerungen aus jenem Grundgedanken, die eben Spirs Hauptwerk zusammensetzen, dürften die ausgedehnten kritischen Erörterungen über die Induction besonderes Interesse erwecken. — Die längere Abhandlung „Recht und Unrecht" mag uns schon durch ihre einleitende Frage nach dem, was die Philosophie für die socialen Wissenschaften leisten könne, heute noch anziehen. Die Aufgabe des Staates sei die Verwirklichung der Principien der Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Leben.

Spir, der selbst einiges französisch geschrieben, z. B. seine letzte Abhandlung „l'immortalité de l'âme," fand auch in Frankreich Sympathien. Eine Uebersetzung seinen Hauptwerks unter dem Titel „Pensée et réalité" von A. Pejon wurde nach einem Beschluß der Universität Lille herausgegeben (Paris, Alcan 1896). Die „Revue de Métaphysique et de Morale" brachte 1896 von Spir „Nouvelles esquisses de philosophie critique".

* * *

Von dem 1880 gestorbenen Professor der Philosophie zu Berlin, Friedrich Harms, giebt sein Schüler H. Wiese seit 1885 Nachlaßveröffentlichungen heraus. Im Allgemeinen dürften seine Werke, mit ihrer reichlichen Polemik gegen Schelling und Hegel und ihrer trotzdem bemerkenswerthen Verwandtschaft mit diesen und anderen idealistischen Denkern jener Zeit uns bereits ziemlich fern gerückt sein. Immerhin kann der jetzt neu erwachte Zug nach philosophischer Behandlung der naturwissenschaftlichen Grundbegriffe

das vorliegende Werk über „Naturphilosophie“ actuell und der heutige Bund zwischen Erkenntnißtheorie und empirischer Forschung auf einen Philosophen aufmerksam machen, dem sein Fach die Wissenschaft von den Grundbegriffen des Erkennens und demnach die Ergänzung aller Erfahrungswissenschaften war. Harms hatte diesen Standpunkt auch durch eine „Philosophische Einleitung in die Encyklopädie der Physik“ (nämlich in die von Karsten herausgegebene, Leipzig 1869) bethätigt; der Hauptinhalt dieser Einleitung ist in die jetzige Publication hinein verarbeitet. Hervorheben möchten wir schließlich die „dynamische“ Auffassung der Materie, die Bestimmungen des Organischen durch die drei Merkmale der Reizbarkeit, der Entwickelung aus einem inneren Princip und der Teleologie (ohne Unterscheidung zwischen „organisch“ und „Organismus“), sowie die guten Erörterungen über Classification und dergleichen, neben denen allerdings leider jedes Eingehen auf die evolutionistischen Fragen fehlt.

* * *

Die erste Sammlung von „Schriften“ der genannten Gesellschaft enthält drei hypnotistische, eine methodologische und eine historische Nummer, die uns vorliegende. R. v. Koeber, ein besonderer Verehrer der idealistischen Blüthezeit unserer Philosophie, und, wohl als solcher, seither Professor der Philosophie zu Tokio, führt uns den selbst als Dichter allmählich vernachlässigten Jean Paul in seinen Aeußerungen über das Traumleben und andere „dunkle“ Gebiete des Seelenlebens vor. Eine davon recht verschiedene Welt ist es, die M. Offner in seiner ebenfalls psychologiegeschichtlichen Studie ausbreitet. Bonnet (1720—1793) wurde bisher in der Geschichte der Philosophie kurz aufgeführt als einer der französischen „Sensualisten“, als Fortsetzer Condillacs, der jedoch von dem so Vielen gemeinsamen Vorbild Locke auch die Betonungen des Selbstständigen in der Seele gegenüber dem in übertreibender Nachfolge überschätzten Receptiven annahm und sich eine religiöse Grundlage wahrte — nicht ohne Einwirkung auf die Naturphilosophie in Deutschland. Die vorliegende Studie ist eine der nicht eben seltenen fleißigen Referatarbeiten; sie bemüht sich auch nach einer Aufdeckung der geschichtlichen Fäden, die von ihrem Gegenstand rückwärts und vorwärts laufen, und mag mithelfen an einem Erhöhen der Spannung, mit der wir einer Gesammtdarstellung der Psychologiegeschichte, zunächst also der Fortsetzung von Siebecks großem Werk entgegensehen.

* * *

Spinoza bedarf keiner „Rettungen“ mehr. Seit seiner Wiedererweckung in der Zeit Lessings hat nicht bald ein älterer Philosoph so wie er immer wieder zu Monographien über ihn Anregung gegeben, weit über das Wenige hinaus, das neben der steten Wiederholung beliebter Namen für zahlreiche andere Würdige verbleibt. Nossig, der sich schon vorher durch seine „Einführung in das Studium der socialen Hygiene“ anderweitig bekannt gemacht hatte, verbindet mit seiner philosophiegeschichtlichen Absicht eine systematische. Er sucht zunächst festzustellen, was nach Spinoza die bestimmende Ursache oder den höchsten Zweck des Philosophirens ausmache (nämlich das Streben nach beharrlicher Freude), und auf welchem Wege diese höchste Aufgabe der Philosophie zu erreichen sei. Darauf folgt eine Kritik dieser Lehre, die den Kern des Spinozismus bilden soll, nach ihrem praktischen Werth und ihrer Tragweite, ergänzt durch eine Erörterung „Der unvergängliche Theil der Lehre Spinozas“, worunter die Lehre von den klaren Vorstellungen und ihrer Macht über die Affecte sowie vom freien Menschen zu verstehen sei. Schließlich beweist er gerade aus Spinozas eigenem System, daß jener höchste Zweck in der That etwas Anderes, nämlich die Erkenntniß sei. — Das historisch Zutreffende dieser Darstellung werden die Spinozaforscher unter sich abzumachen haben; wir Anderen nehmen mit Interesse diesen speciellen Fall der wenigstens in Deutschland nie ruhenden Kritik des „Eudämonismus“ zur Kenntniß, dürfen aber wohl bedauern, daß der Verfasser über die großen Schwierigkeiten einer Vereinigung historischer und systematischer Forschungsabsichten trotz seiner übersichtlichen Klarheit nicht so Herr geworden ist, daß wir nun auch abgesehen von Spinoza wüßten, woran wir sind.

* * *

Bruno (1548—1600) bedarf weit mehr einer Litteratur als Spinoza. Nicht nur wegen seines Feuertodes und der sich daran knüpfenden Sühnfeier und Sühnmessen,

sondern auch besonders wegen seiner reformatorischen Bedeutung für Philosophie und selbst Naturwissenschaft. Die Anwendung des Begriffes „Renaissance“ auf die Geschichte dieser Wissenschaften stellt ihn in die erste Reihe der damaligen Geistesgrößen. Was an des Aristoteles Naturphilosophie nun nicht mehr zu halten war: die Endlichkeit der Welt, den scharfen Dualismus von Materie und Form u. s. w., das hat vor Allem Bruno aufgedeckt und durch Neues ersetzt, als der hauptsächliche philosophische Anwender der copernicanischen Theorie. Seit etwa 10 Jahren ist denn auch die wissenschaftliche Fach- und Dilettantenwelt, einschließlich der auf seine Suggestions- und seine mystischen Lehren hinweisenden Occultisten, mit dem Werk seiner Rettung beschäftigt. Es hat sogar ein katholischer Philosoph, Stölzle, durch Auffindung von Brunos Erläuterung der aristotelischen Physik (herausgegeben 1890) einen wesentlichen Beitrag zu dieser Litteratur geliefert. Eine neue Ausgabe seiner Schriften wird auf Kosten der italienischen Regierung veranstaltet.

Seit 1888, gerade dem Jahre, da der Theologe und Orientalist Lagarde seine Vielseitigkeit noch durch eine Ausgabe der italienischen Schriften Brunos bethätigte, tritt Kuhlenbeck in mannigfacher Weise für den „Märtyrer der neuen Weltanschauung“ ein, insbesondere durch Uebersetzungen. Die der „Dialoge“ hat reichlichen Anklang gefunden. Indessen wird einige Vorsicht immerhin nöthig sein. So wurde Kuhlenbeck schon getadelt, daß er die Worte im Titel: „del' infinito universo“ übersetzt: „vom Unendlichen, dem All“, statt: „vom unendlichen All“, da dieses doch das Hauptthema des Buches sei, und, wie wir hinzufügen, in Kuhlenbecks Uebersetzungstext häufig so angeführt wird. Auch der Wechsel zwischen „unendlich“ und „unbegrenzt“ in der Wiedergabe von infinito dürfte mindestens eine heikle Sache sein. Manche sprachliche Unschönheiten wären besser zu vermeiden. Ein reichlicher Commentar führt den Text ein und begleitet ihn, entspricht aber dem vielvermißten Ideal einer zuverlässigen Erläuterung weniger als dem Interesse an breiten Auslassungen.

* * *

An diese historischen Arbeiten haben wir noch zwei rein systematische anzuschließen. Die „Philosophie des Metaphorischen“ von Biese, dessen drei Bücher über die „Entwickelung des Naturgefühls“ ihn bereits ehrenvoll bekannt gemacht, hat ebenfalls eine freundliche Aufnahme gefunden. Anthropomorphismen, Symbolismen u. s. w. aufspüren ist heute eine dankbare Sache. Biese verfolgt das Bildliche oder „Metaphorische“ durch sein Walten in der kindlichen Phantasie, in der Sprache (die durch und durch metaphorisch sei), im Mythos, in der Religion, in der Kunst, in der Philosophie. Ueberall Wirkungen der menschlichen Einbildungskraft; auch alle kosmologische Metaphysik sei „durch und durch metaphorisch“, eine adäquate Erkenntniß der Dinge sei dem Menschen versagt, die Begriffe seien nichts Anderes als Tropen, und so weiter. — Ob der Verfasser wirklich überall das gefunden hat, was er suchte, und nicht vielmehr häufig an Stelle dessen, was er deuten wollte, ein aus seinem eigenen Geist genommenes Bild gesetzt hat? Diese Frage darf wohl dem Leser auf seinem interessanten Weg durch dieses Werk mitgegeben werden.

* * *

Seitdem die Reihe der philosophischen Journale um eine eigene „Zeitschrift für immanente Philosophie“ vermehrt ist, hat sich die unter diesem Namen gehende Strömung so weit entfaltet, daß Kauffmanns Buch keine vereinzelte Erscheinung mehr ist. Es handelt sich um eine (nach K. historisch durch die „Erkenntnißtheorie“ und speciell durch Descartes, Locke und namentlich Berkeley vorbereitete) Befreiung der Wirklichkeit von allen erkenntnißtheoretisch unberechtigten Ergänzungen, eben den metaphysischen Hypothesen. Ist dies geschehen, so werde erst — und zwar auf Grund der Beziehungen, in denen Wahrnehmungen und Vorstellungen unter einander stehen — ein verläßliches Material abstracter Begriffe und empirischer Gesetze und damit eine systematische Beschreibung der Welt, eine „Synthese des Realen“ möglich sein; welche Aufgabe dem zweiten Buch dieses Werks verbleibt. — Hatte uns das vorher angezeigte Werk auf das viele Bildliche aufmerksam gemacht, was noch in unserer Weltauffassung steckt, so kann zum Zweck einer „Reinigung“ unserer Begriffe die „immanente Philosophie“ ebenso wie der ihr verwandte „Empiriokriticismus“ (Avenarius' „Kritik der reinen Erfahrung“) als ein verdienstliches Durchgangsstadium begrüßt werden, zumal wenn hier überall das vorgesetzte Ideal einer „reinlichen Be-

schreibung des Gegebenen", also im Grunde das alte Ziel alles „Positivismus", auch wirklich ohne Vorurtheile mit Consequenz und mit Einbeziehung alles dessen, was und soweit es einer Beschreibung fähig ist, verfolgt wird.

Hans Schmidkunz.

Bibliographische Notizen.

Stumme des Himmels. Roman in vier Büchern von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staakmann.

Seit diesem zweibändigen Roman sind von Friedrich Spielhagen neuerdings einige kürzere, mehr novellistische epische Dichtungen erschienen, die aber an die Bedeutung der „Stummen des Himmels" keineswegs heranreichen. Jener Roman gehört nach unserem Dafürhalten zu den bedeutendsten litterarischen Productionen der neuesten Zeit. Vielleicht haben wir allerdings vorauszuschicken — was in der jetzigen Phase einer litterarischen Doppelströmung uns fast als Nothwendigkeit erscheint — daß wir zur Gemeinde Friedrich Spielhagens gehören; ja, daß gerade er uns als einer der erfolgreichsten Vorkämpfer jener Richtung gilt, in der am besten die Forderungen der Zeit mit den Offenbarungen des Zeitlosen zum Ausdruck gelangen. — Friedrich Spielhagen hat niemals aufgehört, mindestens so viel Idealist zu sein, als es des Menschthums Naturbedingung ist, und gleichzeitig wirken seine Dichtungen durch einen Verismus, der selbst den Allermodernsten zum Muster dienen könnte. Es darf natürlich hier der Platz nicht sein, Spielhagens litterarischer Bedeutung auch nur theilweise gerecht zu werden; aber weil wir leider auch außer Stande sind, hier eine seiner bedeutendsten Schöpfungen eingehender zu würdigen, erschienen uns die wenigen, allgemeingiltigen Bemerkungen geboten. Dem Buche „Stumme des Himmels" selbst wollen wir vor Allem recht aufmerksame Leser wünschen, dann sind wir sicher: Es wird zum neuen Lorbeerreis in der vollen Dichterkrone Friedrich Spielhagens! Nicht, daß der Dichter dieses Mal eine besondere Erfindungskraft bewiesen hätte — durchaus nicht; der Stoff ist nicht neu; wir lernen keine besonders originellen Menschen kennen, bewegen uns wie auf wohlbekanntem Boden, und Alles, was sich zuträgt, ist viel mehr als ein Mal schon dagewesen. So berührt uns eigentlich nur der Titel: „Stumme des Himmels" mit dem Reiz des Fremden, und die Vielbelesenen auch dieser nicht einmal; sie wissen, daß er einem Ausspruch Jean Pauls entstammt, und auf Jene hinweisen soll, denen gerade in den bewegtesten Stunden die Gabe leichtflüssiger Rede versagt ist, deren Herzen dann aber eine Sprache führen, die droben im Himmel wohl verstanden wird. Und hier ist's nun, wo die hohe künstlerische Bedeutung des Spielhagen'schen Buches einsetzt. — Daß ein verheiratheter Mann, dessen Frau und Kinder daheim geblieben, sich unterwegs in ein körperlich und geistig hoch interessantes Mädchen verliebt — wer wüßte Aehnliches nicht zu erzählen? Aber wie diese Liebe entsteht; wie sie sich der Beiden, trotz verzweifelten Wehrens immer gewaltsamer bemächtigt, wie sie beseeligend süß ist, diese Liebe, und dennoch auch so verzehrend bitter, das ist in einer schildernden Sprache berichtet, die nur die echten Dichter beherrschen und unter ihnen Friedrich Spielhagen besonders! Gewiß, unendlich häufig haben wir schon zu dem ergriffenen Auditorium derartiger Conflicte gehört; abgesehen davon aber, daß diese Thatsache der dichterischen Wirkung gegenüber ebenso indifferent ist, wie die Regelmäßigkeit der Vorgänge in der Natur in Bezug auf ihren Eindruck, ist's bei Spielhagen der besondere Reiz der Individualitäten, der uns auch in einem ganz besonderen Banne hält. — Zwischen jenen beiden Liebenden geschah, was bei ihrer Sittlichkeitsanschauung geschehen mußte — das Mädchen, Eleonore, reißt sich gewaltsam los von dem über Alles — nur über die Ehre nicht — geliebten Manne und glaubt, zwischen sich und ihn die Unnahbarkeit gethürmt zu haben. Was jetzt in den Seelen der Beiden vorgeht, das gewährt jenen Reiz der Individualität, von dem oben gesprochen wurde und ist einfach psychologisch meisterhaft! So meisterhaft, daß uns das Ende des Paares, „sie mußten Beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb!" wie eine letzte Consequenz erscheint. Sehr viel ist sonst noch in dem Buche zu loben. Die Sprache ist oft wunderherrlich; auch außer in den Figuren der Helden ist durch einzelne Züge eine Lebenswahrheit wie zum Handreichen erzielt. In der Episodik ist Spielhagen in diesem Buche besonders

glücklich gewesen. Aber daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen, soll nicht verschwiegen werden. Mancherlei hätten wir anders gewünscht. In dem „Sonntagskind" läßt Spielhagen den geistvollen Litterarhistoriker Professor Richter über ein Buch urtheilen: Der Roman habe ihm sehr gefallen! Ausführlich später — dieses Ausführliche enthält dann des Tadels viel. Auch wir wüßten bei größerer Ausführlichkeit Manches zu tadeln; in dem Résumé aber, das diese Zeilen nur sein können, fassen wir Alles, was wir zu sagen haben, in dem dringenden Rath zusammen: Man lese das Buch, es lohnt sich reichlich!

A. W.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

„Die vollkommene Lösung der Weltgerechtigkeit, die in einem Leben so unmöglich erscheint — ist sie nicht vielleicht erreichbar in der Ewigkeit?" Dieses Motto schickt der Verfasser seinem interessanten, eigenartigen Buche voran — das Ganze ist als der Traum eines Dichters gedacht, dem die Noth, der Gram, die Sehnsucht, die Liebe, der Ruhm, das Schicksal, der Tod im Schlafe erscheinen und denen er zuruft: „Führt mich durch die Finsterniß der Nächte zum nahen Morgenroth und durch die Thäler und Tiefen zu seinen lichtverklärten Höhen." Im ersten Theile, da Noth, Sorge, Gram und Sehnsucht seine Führer sind, sieht er in die Abgründe des Daseins, und was er erschaut, schildert er in kleinen novellistischen Skizzen, deren Stimmungsgehalt in dazwischengestreuten lyrischen Gedichten einen Widerhall findet. Der zweite Abschnitt „Buch des Kampfes" handelt von solchen, die im Kampfe des Lebens Sieger bleiben oder besiegt werden; der letzte Theil „Buch der Sterne" mit seinem religiös-philosophischen Inhalt wird gewiß bei vielen Lesern Widerspruch hervorrufen, aber auch die Widersacher werden an dem Inhalt lebhaftes Interesse nehmen.

Die äußere Ausstattung des Werkes, namentlich die Titelvignetten, welche mit Genehmigung des Verlages der „Sphinx" deren Illustrationsbeständen entnommen sind, verleiht ihm auch äußerlich ein künstlerisch-stimmungsvolles Gepräge.

mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 3—9. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bamberger, Ludwig, Wandlungen und Wanderungen in der Socialpolitik. Sonderabdruck aus der Wochenschrift „Die Nation." Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. 5. reich illustr. Auflage. Durchgesehen u. verbessert von K. Potonié und R. Hennig. Lief. 12—21. Berlin, Ferdinand Dümmler.

Biedermann, B. von, Schach dem König. Erzählung. Dresden, E. Piersons Verlag.

Bloy, Léon, Le Mendiant ingrat (Journal de l'Auteur). 1892—1895. Brüssel, Edmond Deman.

Boos, Heinrich, Geschichte der rheinischen Städtecultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. Lieferung 1. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, J. A. Stargardt.

Brandscheid, Friedrich, Iphigenia in Taurien, Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt. Nebst Anhängen. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking.

Chemiker-Zeitung, Oesterreichische, und Zeitschrift für Nahrungsmittel-Untersuchung, Hygiene und Waarenkunde. Officielles Organ des „Vereins Oesterreichischer Chemiker in Wien". I. Jahrgang Nummer 1. Wien.

China und Japan. Geschichte, Geographie, Ethnographie, Reisen, Linguistik, Kunst, Karten. Katalog 203 von Karl W. Hiersemann in Leipzig.

Correspondance internationale. I. c. 280 bis 319. 14. Jahrgang. Nr. 6. Mai 1898. L'Etranger. Paris.

Cozzi, Carlo, Secolo nuovo. Verona. Prem Stab. Tipo-Lit. Pozzati.

Denecke, Hans, Friedgart. Handlung in drei Aufzügen. Braunschweig, Benno Goeritz.

Diest, Gustav, von, Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Grossen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Elsborn, M., Eine aus der Gesellschaft. Roman. 2 Bände. Dresden, F. Pierson.

Ernst, Wilhelm. Eberhard, Gedichte. Berlin, Gropius'sche Buchhandlung.

Evangelium, Das. Auf Grund der Bibel neu herausgegeben von K. Fr. Lessing. Tübingen, K. F. Lessing.

Eysell-Kilburger, Clara, In Seeleneinsamkeit. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

— Tintentropfen. Zweihundert Aphorismen. Erfurt, Eduard Moos.

Flerowsky, N., Unter drei russischen Kaisern. Das politische System Nicolaus' I., Alexander II. und Alexander III. Erlebnisse, Studien und Beobachtungen. Berlin, Siegfried Cronbach.

Frank, A., Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen und rumänischen Conversation mit systematischen Vorarbeiten. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Freytag, Gustav. Gesammelte Werke. 2. Auflage in 22 Bänden. Bd. 20. Leipzig, S. Hirzel.

Friedrich, H., Fredegundis. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hannover, Heinr. Ahlfeld.

Führer durch Bremen und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. Mit Plan der Stadt. 11. Auflage. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag.

Garsen, Dr., Deutscher Dichterhain. Biographische Uebersichten. Leipzig, Adolf Lesimples Verlag.

Grosse, Oskar, Die Beseitigung des Thurn und Taxis'schen Postwesens in Deutschland durch Heinrich Stephan. Nach amtlichen Quellen. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Guarini, G. B., Tre Visioni di Gian Paolo Richter. Florenz, Ufficio della „Rassegna nazionale".

Hausschatz moderner Kunst. Heft 8, 9, 10. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Her, A., Sie liebten sich! Roman. Dresden, E. Pierson.

Hertzsch, Robert Hugo, „Heureka" oder endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes, woraus die Unsterblichkeit der Seele resultirt. Halle, Pfeffer'sche Buchhandlung.

Herzfeld, Marie, Die Skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen. Nebst anderen Essays. Berlin, Schuster & Loeffler.

Jahres-Bericht der Pensionsanstalt Deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.) für 1897. München.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lieferung 7. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen, mit Anderen herausgeg. von Paul Werckmeister. Lief. 6. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kaisenberg, Moritz von, Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'atour der Fürstin Lamballe, Prinzess von Savoyen-Carignan. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Baroness an Frau von Alvensleben, geb. Baronesse Loë, und nach dieser Tagebuch bearbeitet. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Das Trinkgeld in Italien, sprachlich, touristisch, volkswirthschaftlich. Leipzig, C. G. Naumann.

Kobell, Louise, von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfrg. 5/6. München, Jos. Albert.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 163. Berlin, Dr. R. Wrede.

Kröger, Timm, Schuld? — Novelle. Zweite umgearbeitete Auflage des „Schulmeisters von Handewitt". Kiel, Lipsius & Tischer.

Kinkler, Dr. Heinrich, Zum Gedächtniss an David Friedrich Strauss. Fünf kleine Aufsätze. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Kuczynski, Paul, Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Mit einem Portrait des Autors in Heliogravüre. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Künstler-Postkarten der Münchener Illustr. Wochenschrift „Jugend". I. Serie, 25 Blatt. München, G. Hirth.

Lacroix, Paul, Directorium, Consulat und Kaiserreich 1795—1815. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Anhang: „Napoleon in der Caricatur". Lieferung 2 bis 6. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Lackowitz, W., Der Opernführer. Textbuch der Textbücher. I. und II. Leipzig, Feodor Reinboth.

Larsen, Karl, Doctor Ip. Ein Roman. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe von E. Brausewetter. Mit einer Einleitung von Arne Garborg. Berlin, Schuster & Loeffler.

Liliencron, Detlev von, Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Mit 28 Buntdruckbildern und circa 100 Illustrationen. Lieferung 1 und 2. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.) Kgl. Hofbuchhandlung.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Herausgegeben von Nagl und Zeidler. Lieferung 10. Wien, Carl Fromme.

Michaelis, Curt, Um eine Königskrone. Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiel. Erlangen, Commissions-Verlag von Fr. Junge.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. V. Bd.: Kaiser Maximilian I. Von Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen und 142 authentischen Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Rogge, D., Bernhard, Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volksthümlich dargestellt. Lieferung 2, 3, 4, 5. Dresden-Blasewitz. Gustav Adolf-Verlag.

Schoener, Dr. R., Im glücklichen Campanien. Leipzig, C. G. Naumann.

Schulze, Johs., Kurzer Lehrgang der vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey.) Herausgegeben zum Unterricht für Damen. Hannover, C. Meyer.

Steiger, Edgar, Das Werden des neuen Dramas. I. Band: Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. II. Band: Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin, F. Fontane & Co.

Stilproben, Kunstgewerbliche. Ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunst-Stile mit Erläuterungen von Prof. Dr. Berling. Mit 240 Abbildungen auf 30 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann.

Tabellen, Synoptische, der Meister der neueren Kunst. XIII.—XIV. Jahrhundert. Herausgegeben von Prof. A. J. Wauters und Prof. Dr. D. Joseph in Brüssel. Berlin, Georg Siemens.

Trinius, August, Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach. Berlin, Fischer & Franke.

Tyndall, John., F. R. S., Die Gletscher der Alpen. Autorisirte deutsche Ausgabe mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Spectraltafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Universal-Bibliothek, Jüdische. No. 70. Der Gouverneur und andere Geschichten. Von Leon Rosenzweig. Prag, Jakob B. Brandeis.

Wagner, Dr. Rudolf, Romfahrt. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1897. Zürich, Zürcher & Furrer.

Warmburg, Dr. med. Georg, Die Seekrankheit. Praktische Winke für Passagiere. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. II. Jahrgang. 1898/99. Heft 2. (Mai 1898.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

August 1898.

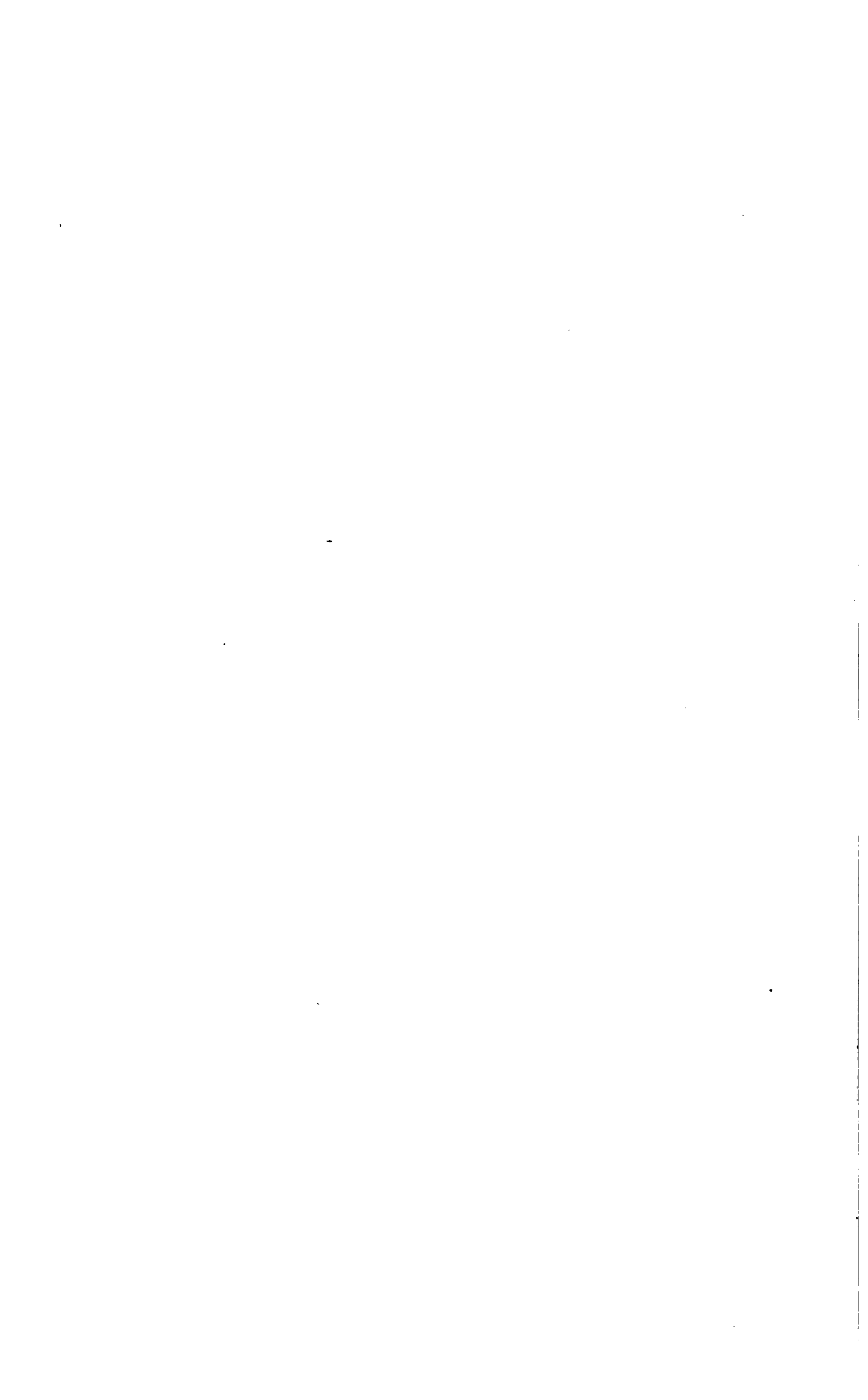
Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Arthur Schnitzler.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVI. Band. — August 1898. — [illegible]

(Mit einem Porträt in Radirung: Arthur Schnitzler.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Arthur Schnitzler

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

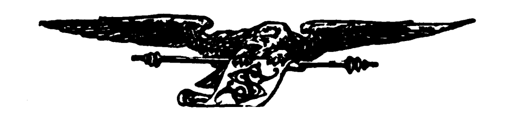
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXXVI. Band. — August 1898. — Heft 257.

(Mit einem Portrait in Radirung: Arthur Schnitzler.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

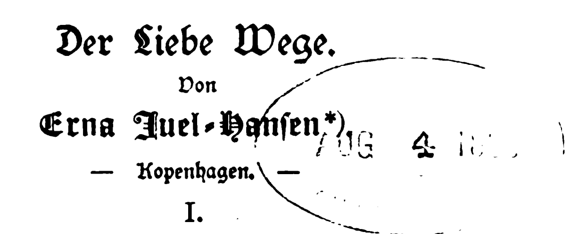


Der Liebe Wege.

Von

Erna Juel-Hansen*).

— Kopenhagen. —



I.

Es war im Archipelagus, und man befand sich auf der Heimreise. An dem weiten, dunklen Himmelsgewölbe hoch oben fangen die Sterne an zu funkeln. Ein großer, blanker Mond scheint frei im Raum zu schweben und badet Alles in seinem stillen Licht. Die Luft ist sanft, — der Wind fächelt vom Lande her Wärme. An der Steuerbord-Seite gewahrt man die dunkle Silhouette einer weichen, wellenförmigen Linie; das ist die Felsenküste Griechenlands. Am Backbord, am Vordersteven und am Spiegel des Schiffes tauchen steinerne Inseln aus dem Meere auf. Sie sind grau und schwarz, haben Zacken und Zinnen; hie und da auf einem Gipfel schimmert es weiß wie Schnee. Es ist, als schwämmen sie näher heran und entfernten sich wieder, als höben und senkten sie sich während der eiligen Fahrt des Schiffes hin über die phosphorgrünlichen, leicht sich wiegenden Wasser, die im Mondscheine zittern und glitzern.

Nach dem spät eingenommenen Mittagsmahl in der Kajüte trinkt die an Bord befindliche Gesellschaft im Rauchsalon auf Deck Kaffee.

Es sind ihrer vier: der Kapitän, ein junges Ehepaar und eine alleinstehende Dame. Sie sind zwei Monate auf dem Schiff zusammen gewesen und haben eine lange Reise gemacht, an den Küsten des Mittelländischen Meeres entlang und durch das Schwarze Meer.

Als der Kaffee eingeschenkt ist, als Cigarren und Cigaretten angezündet

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

sind und ein Jeder es sich bequem gemacht hat, sagt der junge Ehemann munter:

„Und jetzt bekommen wir Ihre Geschichte, Herr Kapitän. Sie sagten bei Tische, Sie könnten damit beweisen, daß die Liebe eines Mannes sich theilen und Zweien gelten und dabei doch der Einen treu sein könne.“

„Ja, erzählen Sie, bitte, Ihre Geschichte,“ fiel die junge Frau, eine niedliche kleine Blondine, ein, „aber Sie werden mich nie dahin bringen, zu glauben, daß es in der Liebe Etwas giebt, das theilen heißt. Da heißt es Nichts oder Alles.“

Sie saß, von ihres Gatten Arm umschlungen, da, schmiegte sich zärtlich an ihn, schnappte verstohlen mit den Lippen nach seinem Ohr und flüsterte: „Ich für meine Person möchte doch um Deinen ungetheilten Besitz bitten.“

Die alleinstehende Dame hörte das. Ueber ihr Antlitz glitt ein leises Lächeln, als habe auch sie Etwas zu sagen. Aber sie schwieg.

Der Kapitän erzählte:

„Ja, sehen Sie, ich habe einen Freund, er ist mir fast ein Bruder und ungefähr von gleichem Alter wie ich. Aber damals, als er sich verliebte, hatte er eben die Kadettenjacke angezogen und war nicht viel mehr als ein kleines Bürschchen von 16—17 Jahren. Es war in einem Privattanzcursus bei einer sehr feinen Familie. Kleine Mädchen hatten sie im Ueberfluß, aber es fehlte an Cavalieren. Und da wurden denn wir Kadetten, — so ein zehn, zwölf Stück — zu dieser Fahrt commandirt, und das gefiel uns ganz gut.

Wir fanden bald jeder unsere Flamme unter den jungen Damen. Ja, es waren wohl eigentlich nur Backfische, so zwischen vierzehn und sechzehn Jahren. Und der Tanz ging gar leicht durch den Saal des Conferenzraths dahin, sowohl diesen ersten als auch den nächsten Winter, und es wurde die Cour gemacht, und mehr als Einer von uns hatte es gewaltig heiß, so lange die Sache währte. Aber es war doch nur Scherz und Knabenstreiche, Strohfeuer, wissen Sie. Mit — nun wir können ihn ja Knud nennen, — mit Knud hingegen wurde es bitterer Ernst. Gleich am ersten Abend da suchte er sich seine Flamme aus, und an ihr hat er bis auf den heutigen Tag festgehalten, denn jetzt ist sie seine Frau, und sie sind glücklich mit einander, obwohl, — nun ja, das werden sie später hören.

Es war des Conferenzraths Tochter, Ellen. Sie hatten nur das eine Kind. Schön war sie eigentlich nicht, die Nase ragte ein bischen zu sehr in die Luft, und das Kinn war reichlich kurz, aber sie war, was wir Männer ‚süß‘ nennen. Fein und zart, ein wenig schwächlich in Folge des Heranwachsens, hieß es, aber rundlich und weich und appetitlich dabei, wenn ich mich so ausdrücken darf, ohne etwas Anzügliches damit zu meinen. Und dann hatte sie ein paar Augen! Sie zwinkerten ein wenig unter den blonden Brauen und den langen Wimpern, und wenn man da

hineinschaute, so war es, als sähe man in unseres lieben Herrgotts Sonne selber, so fröhlich und gut und von einer verschleierten, weichen Wärme, die einem Manne den Athem rauben konnte, und nun gar einem Kadetten!

Uns Anderen — denn ich war ja auch mit dabei — gingen die Augen für sie eigentlich erst auf, als es zu spät war. Aber ich fing einmal so einen Blick auf, der von ihr zu ihm hinüberflog, und ich muß gestehen, ich fand, daß Knud ein verteufelter Glückspilz sei. Das fand er denn auch selber, ich sah ja, wie er dunkelroth und gleich darauf wieder ganz blaß wurde. Es war Etwas an ihm, das gleichsam wuchs. Weiß Gott, ich glaube, er schüttelte damals den Knaben ab und fing an, ein Mann zu werden.

Nun, Alles hat ein Ende, auch die Tanzstunden. Wir zogen die Sache so sehr in die Länge, wie es nur anging, aber als die beiden Winter vergangen waren, erklärte uns der Tanzlehrer für ausgelernt, und dem mußten wir ja glauben.

Aber dann kamen Bälle und andere gesellige Vergnügungen. Aus den kleinen Mädchen waren inzwischen Damen geworden. Der Conferenzrath machte ein großes Haus, und Einige von uns, unter ihnen Knud, waren seine ständigen Gäste, sobald es sich um irgend eine Art von Geselligkeit handelte. Aber auch sonst verkehrten wir dort im Hause. Knud verlor in dieser Zeit seine Mutter; der Vater heirathete bald wieder, und von nun an war er mehr denn je beim Conferenzrath zu Hause. Seine Kameraden in der Kadettenschule waren deswegen ganz neidisch auf ihn. Es war ein vorzüglicher Tisch bei diesem wohlhabenden Manne, und in Folge dieses Verkehrs fiel gar mancherlei für Knud ab, er erhielt häufig Tagesurlaub, genoß allerlei Zerstreuungen und machte eine Menge Bekanntschaften mit hochgestellten Persönlichkeiten, die für einen angehenden Marineoffizier sehr nützlich sein konnten.

Es war, wie gesagt, ein sehr feines Haus, eines jener alten guten, mit grundfestem Wohlstand, mit gediegenem Damast und Silberzeug. Die Conferenzräthin war eine große Dame, aber sie verstand ihren Kram, sie konnte ein Diner anrichten, dessen sich ein Prinz nicht zu schämen brauchte, und die Honneurs dabei machen wie eine Herzogin. Ich glaube, ihre Dienstboten hatten eine strenge Schule durchzumachen. Aber sie gehorchten auf ihren leisesten Wink! Und dann waren da im Hause immer die schönsten Mädchen der ganzen Stadt, — und für Kadetten, die für gewöhnlich keine Schürze sehen, hat das ja auch seinen Charme.

Der Conferenzrath war ja Bureaukrat bis in die Fingerspitzen, selbstredend, und Weltmann dabei, — aber auch ein verteufelt gemüthlicher Wirth, der z. B. stets die Ueberröcke mit den Cigarren anfüllte, die wir nicht mehr zu rauchen vermochten. Das geschähe, um uns zu Stoikern auszubilden, sagte er verschmitzt.

Aber das Alles war es ja nicht, was Knud zog, das wußten wir sehr wohl, und die kleine Ellen — Gott segne ihre süßen Augen, die Alles

so gerade heraus sagten, — sie glühte um die Wette mit ihm. Und dann geht der Junge wahrhaftig eines Tages, zwei Jahre vor seinem Lieutenantsexamen, hin und freit um sie. Ja, verstehen Sie mich recht, nicht daß er ihr seine Liebe gestanden hätte, das ginge ja allenfalls noch an, — nein, er freit regelrecht bei dem Vater um sie: Sie können mir glauben, das gab eine Scene, denn hitzig war der Alte, und Knud wies er die Thür, daß es nur so eine Art hatte. Aber er ließ sich nicht verblüffen. Ich weiß wahrhaftig nicht, woher er den Muth nahm, aber er erklärte gerade heraus, er hätte Ellen lieb und sie ihn, und wenn er auch eisgrau werden sollte, bis er sie bekäme, — haben wollte er sie. Daß sie auf ihn warten würde, wie lange es auch sein möge, davon war er ebenso fest überzeugt, als daß er seinem Könige treu und in Ehren dienen wolle.

Ich glaube im Grunde, er imponirte dem Conferenzrath ein wenig. Es lag wohl etwas Festes, Sicheres über ihm, das den Alten fühlen ließ, in dem Knaben, der hier vor ihm stand, sei der Wille eines Mannes und der Ernst eines Mannes, jedenfalls in Bezug auf diesen Punkt. Kurz und gut, der Conferenzrath gab nach, insofern, als Knud die Erlaubniß erhielt, wiederzukommen, sobald er sein Lieutenantspatent in der Tasche habe. So lange aber, sagte der Alte, müsse er seine Tochter in Frieden lassen und deswegen: kein Pardon, kein Verkehr im Hause, außer in geselliger Veranlassung, kein Flüstern in den Ecken mit Ellen, keine Briefe, keine Stelldicheins, keine Faxen irgendwelcher Art, — auf das Ehrenwort des Herrn Kadetten?

Knud hatte von Natur ein langes Gesicht, ungleich länger aber wurde es bei dieser Douche. Natürlich gab er sein Wort, aber es zu halten, das wurde ihm freilich recht sauer.

Er war indessen übertrieben gewissenhaft in Bezug auf seine Ehre, — so auf Militärweise, und um sein Versprechen nach keiner Richtung hin zu brechen, war er von Stund an vielleicht ein wenig kühl gegen die Dame seines Herzens. Die anderen Damen sagten von ihm, er sei schwer zu erwärmen. Es mag sein, daß sie Recht hatten, wenigstens zu jener Zeit. In ihm aber brannte es trotzdem lichterloh, das wußte er selber, aber nur allein für Ellen, und das war ja „gebundene Wärme".

Zu Ellen sagte der Vater Nichts und verbot auch seiner Frau, ein Wort darüber fallen zu lassen.

Knud hätte ihr gar zu gern ein Wort in's Ohr geflüstert, in Bezug auf seine Werbung und die beiden Jahre Wartezeit, und die Lieutenantsepaulettes und das, was dann folgen würde. Aber auch darin hielt er sich durch sein Ehrenwort gebunden, und so schwieg er denn. Kurz und gut, es kam zu Mißverständnissen zwischen den Liebenden. Er hielt sich dem Hause fern, kaum daß er auf den Bällen, wo sie einander begegneten, einen Tanz mit ihr zu tanzen wagte, ja, er erzeigte ihr kaum mehr als die formelle Höflichkeit, die man einer Dame schuldet. Die kleine Ellen

mißverstand ihn und ließ das Köpfchen hängen. Die Damen, das wissen Sie ja auch, mögen gern einen sichtlichen Beweis haben, sie bedürfen der Wärme von Seiten dessen, den sie lieben, sowohl solche, die sie sehen, wie auch solche, die sie fühlen können. Wird er nach außen hin kalt, so glauben sie nicht an das innere Feuer, wenn ihm auch der Schweiß auf der Stirn steht, vor lauter Anstrengung, seinen Herzensbrand zu verbergen.

So erging es Ellen. Stark war sie niemals gewesen, und jetzt, in dem schwierigen Uebergangsalter vom Kind zur Jungfrau und von der Jungfrau zum Weibe, erkrankte sie. Man doctorte an den Lungen herum, das Leiden aber saß im Herzen. So reisten sie denn in jenem Winter mit ihr nach Davos, der Vater und auch die Mutter, — und das Haus des Conferenzraths wurde geschlossen.

Das war ein harter Winter für Knud und auch für uns Andere. Dies Haus war der Sammelpunkt unseres Kreises gewesen. Natürlich fiel anderswo hier und da ein wenig ab, Knud aber ging nirgends hin. Er müsse studiren, sagte er, und habe keine Zeit zu Allotria. Das ärgerte die Andern, und sie nedten ihn oft. Aber in diesem Punkt verstand Knud keinen Spaß.

Er wurde auch in Bezug auf sein Aeußeres ganz männlich. Der Bart wuchs und lockte sich kräftig um Mund und Kinn. Die Kameraden sagten, sie könnten ihn wachsen sehen, so wie der Mann im Märchen, der das Gras wachsen hörte. Sie waren neidisch, die Hallunken! Recht groß wurde er niemals, und das wurmte ihn, aber ein wenig schoß er doch in die Länge, er wurde breitschulterig, hatte einen gehörigen Brustkasten, der seine Uniform ohne eine Spur von Watte ausfüllte, und dabei schmale Hüften und schlanke Beine. Ein wenig blaß wurde er und mager, aber das kam von dem Studiren. Bange war er nicht, das muß man ihm lassen. An die Geschichte mit der Lunge glaube er keinen Augenblick. Daß sein Mädchen, eine Seemannsbraut, kränklich sein oder gar plötzlich sterben könne, — nein, das sollte ihm Niemand einbilden. Er kannte ja auch dies Sehnen und Entbehren und wußte an seinem eigenen Herzen, was Ellen fehlte. Nun, daß so ein zartes kleines Mädchen die Sache nicht hinnahm wie ein Mann, das war ja ganz selbstverständlich. Und dann hatte sie Nichts zu thun, die arme Kleine, während er seine Studien hatte und die Seefahrten und das Leben mit den Kameraden. Wenn er sie nur erst in den Armen hielt, dann würden wohl bald Rosen auf den rundlichen Wangen erstrahlen und das kranke Herz gesund an seinem eigenen schlagen. Die Kur wollte er schon im Handumdrehen durchführen!

Der Sommer kam, aber keine Ellen. Sie blieben zur Nachkur an den italienischen Seen. Es ginge ihr besser, hieß es, den Lungen fehle Nichts. Sie können sich vorstellen, wie stolz Knud war, als er das hörte. Aber sie sei zart und blutarm. Und Knud lachte, also auch darin hatte er Recht! Und dann klemmte er sich mit erneutem Eifer hinter seine Studien.

Im Grunde glaube ich, daß der Conferenzrath, dieser Schlauberger, hinter dieser ganzen Reisegeschichte steckte, und ich weiß, daß er, jedenfalls vor der Heimkehr, der Tochter einige leise Andeutungen über Knuds Bewerbung und das ihm abgenommene Versprechen gemacht hatte. Eins steht fest, als die Familie im Herbst heimkehrte, konnte keine Junirose frischer blühen als Ellen. Sie war förmlich schön geworden — ja, es war so eine Art innerer Schönheit, die selbst die Häßlichste, wenigstens in den Augen des Einen, schön machen kann.

Ein glücklicheres Menschenpaar als die Beiden, ich meine natürlich Knud und Ellen, glaube ich, gab es nicht. Denn das ist ja das Eigenthümliche bei der Liebe, daß sie das Herz nie zarter und feiner erfüllt als zu der Zeit, wo man einander lieb hat, ohne daß die Gefühle einen anderen Ausdruck als durch die Augen gefunden haben, ohne daß man etwas Anderes wagte, als einen scheuen Druck der Hand. Großer Gott, man hat ja kaum den Muth, einander zu berühren, aus lauter Wonne bangen Erwartens. Und dabei ist man einander zuweilen doch seelisch und gar oft auch körperlich viel näher als an dem Tage, wo man die Herzliebste in's Ehebett trägt und sie für alle Zeiten in Besitz nimmt.

Aber von Knud wollte ich ja erzählen! Lieutenant ward er und zwar mit Glanz. Und ein glücklicher Bräutigam wurde er — ebenfalls mit Glanz. Etwas Aehnliches wie das Fest, an dem die Verlobung erklärt wurde und wir Lieutenants alle — wir waren so ein sieben, acht Stück — unsere Ernennung erhalten hatten, hat wohl kein frisch gebackener Lieutenant weder vorher noch nachher erlebt. Du lieber Gott. Wie vergnügt wir waren! Es war, als wenn die Jugendfreude der ganzen Welt, auf einmal losgelassen, mit dem Champagner überfloß und dahinbrauste. Von Trunkenheit keine Spur, aber die Stimmung war eine gehobene, und zwar bei den Damen auch. Jeder von uns hatte die seine, und es waren alles reizende kleine Mädchen, der Conferenzrath hatte Geschmack! Und welch ein Ball! Man redet von Elfentanz als von etwas besonders Feinem, aber das muß ich doch sagen, so ein leichtbeiniger Marinelieutenant, der tanzt, wie sich's gehört, namentlich wenn so ein Hauch von Erotik ein frisch verlobtes Paar umschwebt — der, glaube ich, macht es besser als alle Elfen. Und dann hat er doch Blut in den Adern und ist geschaffen wie ein Mann, und die kleinen Mädchen, die wissen einen kräftigen Arm zu schätzen.

Eine Beschreibung steht ja niemals auf der Höhe mit dem Erlebten selber, aber ein herrlicher Abend war es, das steht fest. Und Knud und Ellen, ja, die waren freilich ein wenig still. Aber es giebt eine Art Stille, gegen die der lauteste Jubel zwischen Himmel und Erde matt klingt. Und diese Stille war ihnen eigen, mochten sie nun plaudern, tanzen oder lachen. Und als wir endlich gingen, es war bereits heller, lichter Morgen, da sah ich, wie sie ihn aus dem Saal hinausbegleitete und ihm einen Kuß gab, offenbar den ersten. Das machte ihn ganz verwirrt und so wunderlich

weich. Er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und küßte sie noch einmal auf die Augen, die Stirn, die Wangen und den Mund. Ihm selber traten Thränen in die Augen, er schämte sich dessen aber nicht, denn es waren Thränen der Glückseligkeit.

Für einen Mann, namentlich für einen, der von Natur ein wenig hart ist, bei dem die weichen Gefühle ganz im Innern verborgen liegen, wo schwer an sie heranzukommen ist, für einen solchen Mann hat es etwas wunderbar Rührsames, ja geradezu Thränenauspressendes, möcht' ich sagen, wenn so ein kleines Mädchen, das man mehr liebt als alles Andere in der Welt, sich ihm mit Haut und Haar hingiebt. So wenigstens war es mit Knud.

Er sagte kein Wort. Es blieb ihm auch keine Zeit dazu, denn die Mutter kam heraus, um ihr Lamm zu hüten, aber als er nach Hause ging, gerührt und bis in's Innerste erschüttert über all dies Liebesglück, das ihm beschieden war, da schwur er bei sich selber, daß er seinen Schatz behüten und ehren und lieben und ihm bis zum letzten Athemzuge die Treue bewahren wolle.

Es vergingen ein paar Jahre mit Trennungsschmerzen und Wiedersehensfreuden. Er war auf der Fahrt, bald hier, bald dort. Er hatte viel Glück und wurde oft auscommandirt, mehr als wir Andere. Das war wohl das Verdienst des Schwiegerpapas. Man kann ja höheren Orts viel erreichen, wenn man die Sache richtig anfaßt. Aber Seemann war er, und noch dazu ein tüchtiger, das mußte selbst der Neid ihm lassen. Ich will Ihnen sagen, zum Seemann wird man geboren, ebenso wie zum Künstler, und man liebt seinen Stand wie die Anderen ihre Kunst, wenn man ihn auch ab und zu mal verwünscht. Und Knud hatte einen Wahlspruch, der lautete: „Der Mensch ist nicht geschaffen, auf festem Lande zu leben."

Allmählich fing man an, von der Hochzeit zu reden. Die Lieutenantsgage reichte nun freilich nicht weit, aber der Schwiegervater hatte Moneten, und für die Tochter war ihm kein Opfer zu groß. Der Alte that einen tüchtigen Griff in seinen Geldbeutel.

Das Capital wurde auf Ellen übertragen, und von den Zinsen plus Gage konnten die Jungen mehr als anständig leben. Und nun war die Freude groß.

Da aber machte ihnen das Schicksal einen dicken Strich durch die Rechnung. Auf irgend eine Weise führt dieser hämische Gesell die Menschenkinder ja stets an der Nase herum.

Ellen wurde krank. Das heißt, sie ging umher und that, als fehle ihr Nichts. Wenn Knud irgend Etwas nicht ausstehen konnte, so war es „Piepserei".

Und dies war Piepserei. Was fehlte ihr denn nur? Alles und Nichts. Sie konnte oft zwei, drei Wochen hintereinander gesund sein, und dann auf einmal lag sie da wie eine geknickte Lilie mit Schmerzen und

Ohnmachten und andern Gebrechen, so daß sie oft glaubten, sie stürbe ihnen unter den Händen.

Das Ganze war nun freilich nicht so gefährlich. Mit dem Unterleib sei Etwas nicht so ganz in der Ordnung, sagte der Arzt, eine Kleinigkeit, die schon zu kuriren wäre, aber eine ziemlich langweilige Geschichte, es könnten ein paar Jahre drüber hingehen. An Heirathen wäre nicht zu denken, ehe Fräulein Ellen ganz gesund sei. So lautete die Parole.

Das war ein Donnerschlag für den armen Knud. Zuerst war er rasend, so recht wild vor Wuth. So nahe am Ziel zu sein — sie hatten schon eine Wohnung gemiethet — und dann betrogen zu werden. Der Hausarzt sei ein Schaf, ein Rindvieh, eine Schlafmütze.

„Fragt doch einen Anderen!“ donnerte er los. „Von diesen Idioten sind ja noch niemals Zwei derselben Meinung gewesen! Die verstehen ja doch Nichts!“

Aber es half ihm Alles Nichts, weder sein Rasen noch sein Bitten. Der Conferenzrath schlug auf den Tisch und behielt auch das letzte Wort. Er war sogar kurz davor, daß er Knud zur Thür hinauswarf.

Die Schwiegermama that etwas Anderes.

Die war nämlich nicht von gestern. Als Knud wiederkam, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn an Ellens Bett. Da lag sie, weiß und still, mit geschlossenen Augen und welkem Mund, fast als sei sie todt. Dieser Anblick ging Knud durch Mark und Bein: Die Schwiegermama hatte große Mühe, den starken Burschen zu beruhigen, es war, als solle er den Verstand verlieren.

Als Ellen den Geliebten sah, huschte freilich ein rother Schimmer über ihre Wangen, und ihre Augen erhielten wieder Glanz. Aber die Hand, die sie ihm reichte, war so matt und der Druck so schwach. Da konnte Knud sich nicht mehr halten, er fiel neben dem Bett auf die Kniee, barg das Haupt in den Kissen und brach, zum ersten Mal in seinem Leben, in krampfhaftes Schluchzen aus. Aber diese Thränen waren keine Thränen der Glückseligkeit. Und dann schlich die Schwiegermama hinaus und — ja, das hab' ich ihr stets gut genommen — schloß die Thür hinter sich, blieb aber davor stehen.

Was Knud und Ellen in der halben Stunde mit einander geredet haben, geht Niemanden etwas an. Aber als er wieder herauskam, war er ruhig, sein Beschluß war gefaßt, und Ellen hatte ihre Zustimmung dazu gegeben.

Er wollte diese beiden Prüfungsjahre fern der Heimat zubringen. Daheim zu bleiben und Ellen nur anzusehen, das ging über seine Kräfte, das fühlte er. Und auf den Kriegsschiffen hatte er bereits mehr Commandos gehabt, als ihm zukam. So ging er denn auf ein Kauffahrteischiff. Ein Glückspilz war er wie immer, der Schwiegervater that das seine dazu, und so wurde er denn Führer eines der Schiffe, die diese Mittelmeerfahrten

machen. Kopenhagen ist nur eine Anlaufstelle, wir kommen jeden dritten, vierten Monat dahin, ja, oft fahren wir auch vorüber. Aber das paßte Knud ja gerade.

Als er Abschied nahm, war Ellen außer Bett und einigermaßen wohl. Aber das war ja nur eine Galgenfrist — das wußten sie Beide. Ganz im Gegensatz zu allen Anderen, die fern von der Geliebten weilen sollen, bat er nur um Eins: daß ihm Ellen nicht zu oft schreiben möge, am besten sei es, wenn der Briefwechsel ganz unterbliebe. Dafür wolle er sich jedes Mal, wenn das Schiff Kopenhagen anlief, und sei es auch nur auf eine Stunde, nach seinem kleinen Schatz umsehen.

Und dann reiste er und führte sein Schiff mehrmals hin und her. Und Alles ging ganz glatt. Ellen war in Behandlung, sie erholte sich langsam aber sicher, das erfuhr er, und das konnte er selber sehen, wenn er nach Hause kam.

Im Herbst war er hinausgefahren, und der Winter war strenge. Selbst im Süden hatten sie böses Wetter mit Kälte und Stürmen. Er hatte genug zu thun, obwohl sonst der Dienst des Kapitäns auf diesen Schiffen ein bequemer ist, wie Sie ja selber gesehen haben. Knud gehörte aber zu den Menschen, die nicht müßig gehen können, die immer irgend Etwas vorhaben müssen. Er las und studirte Französisch und Mathematik, und so verstrich ihm die Zeit leidlich schnell. Natürlich sehnte er sich und entbehrte und litt an Unruhe und Angst, bereute auch wohl hin und wieder, daß er sich die Briefe seiner Braut verbeten hatte. Aber er besaß eine Fähigkeit, die nicht zu unterschätzen ist: Er konnte, wenn er wollte, Alles abstreifen, was ihm Qual verursachte. Damit will ich aber nicht gesagt haben, daß der Gedanke an Ellen und seine Liebe zu ihr ihn auch nur einen Augenblick verlassen hätte.

Dann kam der Frühling, und mit ihm kamen die Passagiere, und nun wurde es munter an Bord. Häufig waren es Künstler irgend welcher Art, zuweilen auch Damen, und Knud war ja ein Cavalier und galant von Hause aus. Mit der Zeit kam es, daß sein Schiff von den Reisenden als etwas besonders Feines, Angenehmes gesucht ward. Ja, es kam wohl vor, daß eine Mutter ihm ihre Tochter während der langen Reise anvertraute. Er hatte dieses ruhige, gesetzte Wesen, das die Frauen sicher macht, und dann war er verlobt, das wußten sie Alle, auch sah er weit älter aus, als er war.

So verging ein Jahr, und auch das zweite war fast halb verstrichen.

Und dann auf der ersten Frühlingsreise von Antwerpen, am 15. März, als Knud gegen Abend mit den Papieren aus dem Comptoir an Bord kam — das Schiff sollte noch während der Nacht in See gehen — meldete der erste Steuermann mit einem eigenthümlichen Grimm, daß in der Kajüte Passagiere seien, die mit nach Athen reisen wollten. Eine junge, schöne Frau, offenbar eine Griechin, ein Kind und eine Amme, und dann ein

Fräulein oder eine Jungfer, das wisse er nicht so genau, sie sei gewaltig schnippisch und spreche nur französisch.

Knud nahm die ganze Sache sehr leicht. Er mußte die Nacht auf der Commandobrücke sein, zuerst aus dem Dock heraus, was, wie Sie sich wohl erinnern, seine Schwierigkeiten hat, und dann zum Fluß hinaus. Vor dem Lunch am nächsten Tage sah er die fremde Dame nicht.

Schön war sie! Das mußte man ihr lassen. Aber schön ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn das sind so viele Frauenzimmer aus der Gegend, wo sie zu Hause war, — sie haben es jede so auf ihre Manier. Sie aber — ja, sie hatte das Alles auf einmal. Sie war üppig und gesund und ganz jung — kaum achtzehn Jahre alt — und schön wie eine Madonna. Der Ausdruck ist abgedroschen, aber für sie paßt er auf's Haar. Denn obwohl sie schon ein paar Jahre verheirathet war und ein Töchterchen von fünfzehn Monaten hatte, — ja, lachen Sie nur — aber in den großen, nußbraunen Augen lag etwas so jungfräulich Süßes, etwas so Muttergottesunbewußtes, Wehmüthiges und Sanftes, daß Einem ganz wunderlich um's Herz wurde. Und doch brannte in ihrem innersten Innern ein eigenartiges Feuer, das mit einem Schlage kam und ging. „Ich habe einmal von so ein paar Augen gelesen," sagte Knud, als er sie beschrieb, „ich glaube, es war in einem Gedicht, und da hieß es, das Feuer des Blickes war so heiß, daß es braune Schatten auf die Wangen brannte, durch den seidenen Schleier der Wimpern hindurch."

Sehen Sie, das Alles dachte er bei sich, während sie dasaßen und das Lunch verzehrten und miteinander schwatzten und lachten. Denn sie war munter, die Kleine, und Knud gefiel ihr gleich von Anfang an. Er sprach gut französisch, und sie meinte, es sei selten, daß man einen Kauffahrteikapitän treffe, der das könne.

Da brüstete sich Knud denn ja ein wenig mit seinem Marineoffiziers-Patent, und ich glaube, das that sein Theil dazu, daß sie eine höhere Meinung von ihm bekam, als es im Grunde gut war. Denn sie ward ein gefährlicher Passagier für Knuds Herzensruhe, und die ihre ging auch wohl dabei flöten — wenigstens doch für eine Weile.

Es war ja auch wirklich keine Kleinigkeit für ihn, auf so ein Wesen als einzigen Kameraden, als Gast und Gesellschaft während fast eines ganzen Monats angewiesen zu sein.

Und selbst wenn ihm das Herz von Liebe zu einer Anderen erfüllt war, so war sein ganzer Sinn doch voll Sehnen und Entbehren — freilich auch nach einer Anderen.

Anfänglich war es ja nur „Flirt" und Courmacherei. Sie spielten „gute Freunde". Sie werden es auch bemerkt haben, es kommt so leicht an Bord, daß man vertraulich miteinander wird, ist man doch auf einander angewiesen. Der beste Beweis dafür ist, daß ich hier sitze und Ihnen die Geschichte meines Freundes erzähle.

Und dann kam ja noch dazu, daß sie Nichts konnte, daß sie so unwissend und unbelesen war, wie ein Kind von vier Jahren. Von irgend Etwas mußten sie doch den lieben langen Tag reden. Und so redeten sie denn von der Liebe und von Allem, was dazu gehört.

Sie hatte gar viel auf dem Herzen, als die Sache erst angeschnitten war. Sie war offen und natürlich wie ein ganz kleines Mädchen und erzählte munter drauf los, von ihrer frühesten Jugend, ihren Träumen, ihrem Sehnen.

Und das Sonderbare war, daß sie, selbst wenn sie einmal so recht ausgelassen wurde, doch stets diesen wehmüthigen Zug um Mund und Augen behielt, der Knud vom ersten Augenblick an zu ihr hingezogen hatte.

Sie erzählte unter Anderem, daß sie für einen Offizier geschwärmt habe, als sie kaum zwölf Jahre zählte, und zwar hatte sie ihn nur vom Fenster aus vorübergehen sehen. Ach, er war so schön, hatte einen so hellen Teint, und sein Haar war fast wie Silber, und er war auch ein Däne und Adjutant des Königs. Und dann streifte Knud ein Blick, so ein sammetweicher, der eine ganze Menge sagte und ihn ganz heiß machte. Aber, plauderte sie weiter, den konnte sie nicht bekommen, denn er hatte sich schon verheirathet, ehe sie erwachsen war. Nicht mit einer Dänin, nein, mit einer Griechin. Und die, die haßte sie noch heutigen Tages! Ihn übrigens auch! Der Beschreibung nach konnte Knud sich denken, wer es war. Er kannte den Mann. Er lachte und fragte nach dem Grund ihres Hasses. „Ja," begann sie von Neuem, „eines Tages, es war, ehe er sich verheirathet hatte, war sie mit ihrer Mutter auf der Straße gegangen. Und da begegnete sie ihm. Er strich hart an ihr vorüber und schaute sie mit einem bewundernden Blick an, der ihr durch's Herz ging und eine Gluth, einen Brand in ihr entfachte, wie sie ihn nie zuvor empfunden hatte. Und ehe sie sich's versah, hatte sie ihm ganz leise zugeflüstert: „Ich liebe Dich!"

Aber er, — ach er! Sie ballte die kleinen Hände wie rasend und fletschte die Zähne wie ein richtiges kleines Raubthier. Ja, er zuckte nur die Achseln und lächelte ganz höhnisch, indem er ihr zuflüsterte: „Du bist noch viel zu jung, Kleine!"

Und dann folgte ein Sturm von leidenschaftlichen Worten. Sie belegte ihn mit den schlimmsten Schimpfnamen, die sie wußte, auf Französisch wie auf Griechisch. Sie war unwiderstehlich in ihrem zügellosen Zorn, der sie so entzückend kleidete, daß Knud lachen mußte, so daß es in ihm gluckste, — und schließlich lachte sie auch.

Ein paar Jahre später war sie erwachsen, und dann verheirathete sie sich, und das war eine ungleich bessere Partie. Sie warf den Kopf in den Nacken, und ihre Augen blitzten vor Stolz und Schadenfreude. Einer der reichsten Männer in Athen, ein belgischer Ingenieur, — sie hatte eben seine Eltern in Brüssel besucht — und während sie in ihrer eigenen Equipage fuhr, ein Haus in Athen und eine Villa in Falero besaß, mußte die Frau

des Offiziers zu Fuß gehen und deren Wohnung, — hu! ein elendes kleines Haus sollte es sein, das nicht in der Hermesstraße, sondern in einer ganz entlegenen Gegend lag, die sie nicht einmal dem Namen nach kannte.

Und dann fragte Knud: „Ja, aber der Mann, der zu all dieser Herrlichkeit gehört?“

Und da war's, als erlösche plötzlich das Licht in diesem lieblichen Antlitz. Es wurde so wunderlich leer. Die Gestalt erschlaffte, sank zusammen unter den Falten des seidenen Mantels, der sie ganz einhüllte. Sie antwortete ein wenig tonlos und mit einem Seufzer:

„Ja, er ist sehr gut, — aber, ach, Monsieur, so alt!“

Und bei diesen letzten Worten zog sie die runden Schultern ganz bis an die Ohren mit einer völlig hoffnungslosen Miene.

Und dann fragte Knud tastend:

„Und gar kein Freund als Tröster?“

Sie zuckte ein klein wenig zusammen, und fast sah es aus, als wolle sie böse werden. Dann aber wandte sie doch gleich den Blick frei und offen dem seinen zu und antwortete abermals mit einem Achselzucken und einem melancholischen Lächeln, das deutlich von ihrem Herzweh erzählte und von all ihrem jungen Sehnen, das ganz nutzlos verloren ging:

„Nein, — noch nicht!“

Dies Lächeln ging Knud zu Herzen, ihm war's ganz weich zu Sinn. Er fand, daß es ein Jammer um sie sei. Und es überkam ihn eine Anwandlung, eine jener starken, die zuweilen in dem Sinne des Mannes geboren werden, — sie so ohne Weiteres in seine Arme zu schließen, sie an sich zu pressen und derjenige zu sein, der ihr Alles das gab, wonach ihre Jugend und ihr Sehnen verlangten.

Aber dies Mal besann er sich doch. Woher das eigentlich kam, ist nicht gut zu wissen, vielleicht doch nur, weil sie nicht allein waren. Sie saßen auf Deck, und dort sind überall Augen. Er begnügte sich damit, ihre Hand zu ergreifen und einen Kuß darauf zu pressen. Und wenn der auch ein wenig heiß brannte, so blieb es doch dabei. Große Thränen traten ihr in die Augen, und sie flüsterte in weichem Ton, er sei ein guter Mensch, er verstehe sie so gut.

Und dann ging Jeder in seine Kajüte.

Aber seit jenem Tage zog er aus seiner Kajüte fort, die hinter dem Salon neben der ihren lag, und schlug sein Nachtlager unter irgend einem Vorwand, was für einer es war, hab' ich vergessen, im Kartenraum auf Deck auf. Er merkte, daß die Nachbarschaft gefährlich war und heiße Träume erzeugte. Denn es war ihm ganz klar, daß er Ellen liebte, selbst wenn er sich auch hin und wieder von seinem Verlangen zu der schönen jungen Frau hingezogen fühlte, die dort ganz in seiner Nähe schlief.

Einem redlichen Manne, der seine Braut auf die rechte Weise liebt, geschieht ja nur selten etwas Schlimmes, es sei denn, daß die Gelegenheit

kommt und die Thüre ein klein wenig öffnet, gerade so viel, daß das Schicksal hineinschlüpfen kann.

Und hier kam die Gelegenheit in Gestalt eines Sturmes.

Es war an einem der letzten Tage der Reise. Die Fahrt war bisher nur das reine Vergnügen gewesen. Kaum ein wenig Wind, warme, sonnige Tage, Mondschein des Nachts, ungefähr so wie heute Abend. Aber das Fahrwasser hier in der Gegend ist tückisch. Und ganz plötzlich, sie befanden sich im griechischen Archipelagus, stieg ein Unwetter auf, der Wind schlug um, es fing an zu stürmen, so daß es nur seine Art hatte, und die Wellen thürmten sich haushoch auf. Als die Nacht kam, sah es böse aus. Zwischen allen diesen verfluchten Inseln befinden sich zahllose Riffe und Untiefen, vor denen man sich in Acht nehmen muß, und Knud stand auf der Commandobrücke und hatte genug damit zu thun, sein Schiff in diesem gefährlichen Fahrwasser zu lenken.

Die kleine Frau hatte sich auf den Rath des Kapitäns, der merkte, daß sich das Wetter veränderte, schon früh am Abend zur Ruhe begeben. Uebrigens herrschte auch zwischen ihnen keine Windstille mit wolkenlosem Himmel mehr. Es herrschte eine Spannung zwischen ihnen. Er hatte endlich gemerkt, daß ernste Gefahr im Anzuge war und sich mit aller Gewalt aufgerafft. Denn er fühlte, was auf dem Spiel stand. Es war kein bloßer Flirt mehr, so ein kleiner „Schiffsschwarm“, wie wir es zu nennen pflegen. Und nicht allein, daß seine Sinne sich empörten, das hatte er schon früher durchgemacht, — mein Gott, er war ja kein Tugendmuster. Aber seit seiner Verlobung mit Ellen hatte er sich doch einigermaßen tapfer gehalten.

Nein, jetzt war etwas Anderes im Spiel, etwas Neckisches, wunderlich Verkehrtes. Und obwohl Ellen sein Herz ganz, ungetheilt besaß, das wußte er ja, so dachte er jetzt nicht mehr ausschließlich an sie, wenn er glühte und brannte, als sei der Teufel los. Und obwohl er wußte, daß Ellen sich sehnte und aus Fleisch und Blut war, wie er selber, so empfand er doch kein solches Mitleid mit ihr wie mit der schönen jungen Frau, die einen alten Mann hatte. Er sehnte sich nach Ellen wie ein Gatte nach seiner Frau und empfand doch eine Lust, ein Bedürfniß, das Verlangen der Anderen zu stillen, das auch das seine geworden war und das beinahe stärker geworden war als er selber.

Sie ließ das Köpfchen hängen, war so still geworden. Es war, als flehe sie ihn unablässig an, obwohl sie sich kalt stellte und sich von ihm zurückzog. Er wagte kaum mehr, ihr in die Augen zu schauen, denn das, was er da drinnen erblickte, gab eine so glühende Antwort, trotz ihrer scheinbaren Kälte, daß sein eigenes Feuer nur um so mehr aufflammte.

In dieser Nacht hatte er nun freilich genug auf Händen. Er war nun ein paar Stunden in seine Koje gegangen und wurde schon um Mitternacht wieder geweckt. Da wehte ein heftiger Sturm, und um ihn her

war Alles pechschwarz. Aber auf seiner Commandobrücke war er ganz ruhig, that seine Pflicht, rauchte seine Cigarre und dachte keinen Augenblick an etwas Anderes, als den Weg zu finden und sein Schiff sicher in den Hafen zu führen.

Da aber kommt plötzlich einer von der Mannschaft, zupft ihn am Rock — es war der Gehilfe des Steward — und sagt Etwas zu ihm, was er nicht versteht.

„Zum Teufel, Schlingel, was murmelst Du da? Was giebt's denn? — Scheer Dich zum Kuckuck!" brüllte Knud ärgerlich. Der Knabe verschwand, so wie er gekommen war.

Nach einer Weile aber erschien der erste Steuermann — der sollte jetzt die Wache antreten — und sagte zu Knud, als der Sturm sich einen Augenblick verpustete:

„Ja, entschuldigen Sie, Herr Kapitän, ich glaub', es steht ganz schlimm mit der kleinen Madame da unten. Die Amme und die Jungfer heulen, als wären sie besessen, und schreien durcheinander, ich sollt' Ihnen Etwas sagen, — so was von „Smöhr" und „Pöhr". Ich kam grad' aus der Kajüte und sah durch die offene Thür. Und da unten auf dem Sopha im Salon, da liegt sie, — was für ein Anblick! Herr Kapitän müssen die Frauenzimmer wohl mal zur Raison bringen."

„Gut, übernehmen Sie die Wache. Der Kurs ist Nord, halb Ost. Ich komme gleich wieder," brummte Knud unwirsch und ging hinab.

Auf der Kajütentreppe drang ihm schon wirrer Lärm entgegen, und als er hinunter kam, erblickte er eine hübsche Bescheerung. Die Amme war seekrank in der Kajüte, das Kind lag und schrie aus vollem Halse um die Wette mit der Jungfer, die aufheulte, sobald das Schiff hinabtauchte und eine Welle darüber hinweg ging. Sie saß halbnackend auf einem Stuhl und hielt sich krampfhaft fest, während sie mit den Beinen strampelte, fortwährend vomirte und um Hilfe für Madame rief: „elle se meurt de peur!" das war's, was der Steuermann gehört hatte.

Die Einzige, die still war, das war die junge Griechin. Halb lag sie, halb saß sie auf dem Sopha. Aber es war keine Ruhe, die in ihren bleichen starren Zügen zu lesen war, — nein, es war Todesangst, ein Entsetzen, das Alles aufgegeben hatte.

Es war ja nicht die geringste Gefahr vorhanden, und es hat etwas außerordentlich Komisches für einen Seemann, die Angst der Landratten um ihr liebes Leben zu sehen, sobald es nur ein klein wenig stürmt, oder die See etwas höher geht als gewöhnlich. Aber es ist auch ärgerlich und kann einen Mann wüthend machen. Und Knud wurde wirklich wüthend. Er schalt das heulende Frauenzimmer aus, half ihr in die Kajüte, commandirte sie in's Bett und fluchte und schwur, daß er sie, wenn sie noch einen Ton von sich gäbe, über Bord werfen würde.

Dann nahm er der Amme das Kind fort, beruhigte es und wiegte es auf seinen Armen in Schlaf. Als er annehmen konnte, daß die Jungfer im Bett sei, ging er hinein, legte das Kind in den Arm der Amme, gab kurzen Bescheid, die „Becken" zu benutzen, kam wieder heraus, schloß die Thür hinter sich und ging dann zu ihr hinein.

Sie saß noch genau so wie vorhin, und bei dem flackernden Schein der Lampe — das Schiff schlenkerte arg — konnte er, als das Licht auf ihr Gesicht fiel, sehen, daß das Entsetzen sich in eine Art Resignation aufgelöst hatte. Als er sich über sie beugte und ihr Vernunft zureden wollte, richtete sie sich auf. Und dann fühlte er plötzlich zwei Arme um seinen Hals, fühlte sich gegen einen wogenden Busen gepreßt, der Mantel glitt zur Seite, und darunter war nur das feine Linnen eines Nachtkleides, und mit einer Stimme, zärtlich, zitternd von wahrhaft erhabener Leidenschaft, flüsterte sie:

„Monsieur," — seinen dänischen Namen konnte sie nicht aussprechen — „ich fürchte mich nicht mehr, denn wir sterben ja gemeinsam, und ich will in Deinen Armen sterben."

„Ja, mein Fräulein, meine gnädige Frau, welch' eine Antwort hat ein Mann darauf? Notabene, wenn er selber schon mehr als halbwegs von der, die so Etwas sagt, erobert ist? Es kam so natürlich, so ganz selbstverständlich, daß er sie in die Arme schloß, sie in ihre Kajüte trug und bei ihr blieb.

Und da war es ja aus verschiedenen Gründen gut, daß der Sturm abnahm, so daß der Steuermann die schwierige Fahrt leiten konnte, obwohl es gegen Knuds Pflicht verstieß, ihm das allein zu überlassen."

Hier hielt der Kapitän inne, schenkte sich erst eine Tasse Kaffee und dann einen Liqueur ein, den er in einem Zuge austrank.

Dann begann er abermals zu dem jungen Ehemann gewandt:

„Sie wenigstens werden es wissen, daß die Freuden eines Rausches, namentlich wenn man für gewöhnlich eine einigermaßen nüchterne Natur ist, eine Kehrseite haben, — und das ist der nächste Morgen.

In diesem Falle kam nun freilich der Betreffende leichter darüber hinweg, als man hätte glauben sollen. Erstens hatte die Reise gerade am Abend des nächsten Tages ein Ende. Zweitens war die kleine Frau, wenn es ihr auch an Kenntnissen und Erfahrungen gebrach, durchaus nicht ohne Weltklugheit. Und dann steckt trotz der Gluth ihres Herzens und ihrer Sinne, weit mehr Vernunft, ja, geradezu mehr kalter Verstand in dem kleinen Finger so einer Südländerin als in der ganzen Person einer unserer nordischen Damen. Die Südländerin denkt erotisch, wenn ich mich des abgedroschenen Ausdrucks bedienen darf, fest im Tact mit dem Manne, keine Spur von Feierlichkeit, von Sentimentalität ist an ihr zu entdecken. Das war auch bei ihr der Fall.

Knud hatte sich darauf vorbereitet, eine ausführliche Erklärung über seine Verhältnisse und Verpflichtungen in der Heimat, über seine „wahre“ Liebe zu geben. Das hätte er sich sparen können. Den halben Tag schlief sie, und als sie kurz vor dem Lunch auf Deck erschien, war sie munter wie eine Lerche, fröhlich, ja beinahe ausgelassen wie ein Delphin. Er erhielt verliebte Blicke, die er auch wohl erwiderte. Aber sie waren keinen Augenblick allein. Alle hatten heute zu thun. In der Kajüte sollten die Koffer gepackt werden, und auf Deck machte man das Schiff klar. Das Allerwichtigste aber war, daß Madame Toilette machen mußte, denn noch vor dem Diner würde man in Piräus sein. Dann kam der Gatte mit der Equipage, und wenn sie in Athen einfuhr, wollte sie schön sein wie eine Prinzeß, das verstand sich von selber.

Das Alles machte Knud das Herz leicht. Er hatte arge Gewissensbisse gehabt, hatte Reue und Kummer empfunden ob seiner Untreue gegen Ellen, das können Sie sich wohl denken. Aber dies half. Das Ganze war also nicht so gefährlich, irgend welcher Schaden war nicht angerichtet.

Und dann kam endlich der Augenblick des Abschiedes, — sie näherten sich dem Hafen, und nun kam die Jungfer, die ihn bat, sich zu Madame hinab zu bemühen, Madame wollte Monsieur Lebewohl sagen. Sie blieb ganz discret draußen, vielleicht hatte sie auch den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen.

Der Salon war leer. Er hörte die Amme in der Kajüte, die an der entgegengesetzten Seite von der ihren lag, um das Kind bemüht.

Und dann kam *sie*, strahlend schön in einer luftigen Brüsseler Toilette aus helllila Seide mit Unmengen von weißen Federn. Sie legte die Hände leicht auf die Schultern und spitzte den Mund, während ihre Augen feurig und doch mit fröhlicher Schelmerei strahlten. Dann flüsterte sie ganz leise mit einer kleinen Anspielung auf das, was sie ihm von dem Offizier erzählt hatte: „Ich liebe Dich!“ — und, die Lippen auf seinen Mund gepreßt, fügte sie hinzu: „Du kommst heute zum Diner zu mir in mein Haus, und morgen auch, und jedes Mal, wenn das Schiff im Hafen von Piräus liegt, sehen wir uns, nicht wahr, Du schöner Mann!“

Und dann ertönten Schritte draußen vor der Thür. Es war die Jungfer, die zurückkam.

„Nicht wahr, Monsieur, ich bin schön genug, um meinen Gatten zu empfangen?“ sie reichte ihm die Hand, sagte ihm mit der Miene einer großen Dame Lebewohl und dankte ihm für alle seine Mühe, dann ging sie in die Kajüte, wo die Amme das Kind in den frischen Staat kleidete.

Knud war ganz verwirrt, er sagte kein Wort und spielte wohl eine etwas schafige Rolle, namentlich als der Mann an Bord kam.

Dieser war ein nicht mehr junger, corpulenter Belgier, im Uebrigen aber ein Gentleman. Schrecklich verliebt in seine Frau war er, auf eine demüthige, rührende Weise, die Knud ein wenig genirte, und ganz vergafft

in das Kind. Madame gestattete ihm, mit einer etwas träjen Anmuth und mit gleichgiltiger Miene, sie auf beide Wangen zu küssen, als er aber mehr wagen wollte, wurde sie ungnädig, wandte ihm den Rücken zu und sagte laut und in zornigem Ton: „Pfui, warte doch damit, bis wir nach Hause kommen, — Du bist nicht recht gescheidt!“ Da ließ er den Kopf hängen und sah ganz unglücklich aus. Armer, alter Junge, dachte Knud bei sich. Ein wenig verlegen wurde er, als ihm der Mann die Hand drückte und ihm herzlich für seine Freundlichkeit auf der Reise gegen seine Gattin und sein Kind dankte, namentlich, als er ihn bat, heute bei ihnen zu diniren. Das grenzte ja an das Tragikomische, und Knud wurde ganz roth, sie hingegen ließ sich nicht davon anfechten. Ein wenig verlegen dankte er für die Einladung, die er jedoch ablehnen müsse, — er könne unmöglich das Schiff gleich am allerersten Tage verlassen.

„Natürlich können Sie das, und Sie haben es mir ja auch versprochen,“ bat sie und wurde ganz bleich vor Zorn; ihre Aujen blitzten, und er gewahrte Enttäuschung und Schmerz in ihrer dunklen Tiefe und sah die wehmüthige Gluth, die er so gut kannte, und der er nicht widerstehen konnte, — wenigstens jetzt nicht mehr.

Und so sagte denn Knud Ja und hielt seinen Einzug in der Equipage des Belgiers auf dem Ehrenplatz neben Madame, dem Manne und der Amme mit dem Kinde gegenüber.

Zwei Tage lag das Schiff im Hafen von Piräus, von seinem Kapitän aber sah es in dieser Zeit nur wenig, denn der schwelgte in der eleganten Villa des Ingenieurs in Falero in Allem, was Reichthum, Eleganz und eine wunderschöne zuvorkommende Wirthin zu bieten vermag.

Und ich will's nur gestehen, daß diese Schiffe auf dem Rückwege aus dem Schwarzen Meer ebenfalls in Piräus anlaufen, — das sieht König Georg gern — und Knud war kein Held, sondern ging an Land und begab sich nach Falero.

Aber jetzt kommt das Beste. Denn Sie dürfen nicht glauben, daß sein Herz gebrochen war. Nein, das gehörte trotz alledem Ellen ganz und gar. Während der ersten Tage der Heimreise kam ihm freilich das Schiff sehr leer vor. Er langweilte sich, fühlte sich vereinsamt, erblickte von Zeit zu Zeit im Geiste eine entzückende Gestalt mit weichen, üppigen Formen, die er in seinen Armen gehalten hatte.

Aber das Alles kam wie ein Schauern, ein Nachwehen nach dem Sturm der Leidenschaft, der sich ganz zur Ruhe legte, je näher er der Heimat und Ellen kam. Und als er endlich in Antwerpen einen Brief erhielt, daß sie jetzt gesund sei, daß die Hochzeit jeden Tag stattfinden könne, und daß Alles bereit sei, ja, da war jeder andere Gedanke, als daß Ellen seine Braut sei und die Einzige auf Erden, die er die seine nennen wolle, aus seinem Sinn wie weggeblasen.

„Ja, das ist auch wohl noch ein großes Heldenstück," murmelte der junge Ehemann lachend.

„Aber Ellen, was sagte denn die?" unterbrach ihn seine junge Frau strenge. „Hat sie ihn wirklich geheirathet?"

„Freilich hat sie ihn geheirathet, und sie wurde eine glückliche Frau und ist es auch jetzt noch," antwortete der Kapitän und fügte dann mit einem unsicheren Lächeln hinzu: „Liebe gnädige Frau, Sie müssen mit Ihrem Urtheil noch ein wenig zurückhalten. Denn, — die Geschichte ist damit nicht aus. Ja, auf die Hochzeit folgte natürlich eitel Glück und Freude. Knuds Reisezeit war ja freilich noch nicht abgelaufen, aber es gelang ihm, einen Kameraden zu finden, der ihn vertrat, und ein halbes Jahr lang trieb er sich an Land umher, mit Ellen und mit Liebe und mit Küssen und Liebkosungen bei Tag und bei Nacht. Und es läßt sich nicht leugnen, das ist eine glückliche Zeit, vielleicht die allerglücklichste im ganzen Leben. Allmählich aber gerieth Knuds Blut in Unruhe, in ihm regte sich die alte Lust nach dem Wasser, er mußte wieder die Planken eines Schiffes unter den Füßen fühlen.

Dies müßige Leben an Land ward ihm unerträglich. Das Schlimme bei der Sache war nun aber, daß in der Marine gar keine Verwendung für ihn war. Da waren eine Menge Andere, die vor ihm auscommandirt werden mußten. Und dieser Zustand konnte noch Jahre währen. Und auch dann hatte er nur Aussicht zu einem Commando auf einem Kanonenboot oder so einer alten Schute. Das ist ja ganz lehrreich, falls man an die Möglichkeit eines Krieges glaubt, aber Knud war erst in zweiter Linie Militär. Hauptsächlich kam es ihm darauf an, Seemann zu sein, wenn auch nur, um auf dem Wasser zu leben.

Er wurde schließlich ganz melancholisch, und in Folge dessen fing auch Ellen an, Grillen zu fangen. Er wurde verdrießlich und mürrisch, ganz gegen seine Gewohnheit, und darunter mußte sie natürlich leiden. Endlich machte er kurzen Proceß und erzählte Ellen, was ihm fehlte. Er wolle und müsse hinaus auf's Wasser, falls es nicht anders ginge, wolle er wieder die Führung eines Kauffahrteischiffes übernehmen, fort müsse er, sonst würde er verrückt.

Und Ellen, meine Gnädige, die ist in jeder Hinsicht eine verständige kleine Frau.

Sie weinte nicht, lamentirte auch nicht, sondern sagte nur still und freundlich: „Reise nur, Du lieber Mann, Du kommst ja wieder und dann — ach, Knud, welch' eine Freude!"

Und das versichere ich Sie, nie ist eine Frau inniger von ihrem Mann umarmt worden als sie nach diesen Worten.

Am liebsten hätte er sie mitgenommen, und dann wäre ja Alles gut gegangen, aber sie war nicht seefest, konnte sich gar nicht daran gewöhnen, und die Stärkste war sie ja überhaupt nicht.

Er brachte die Sache in Ordnung. Leicht wurde es ihm nicht gemacht. Die Schwiegereltern schlugen die Hände zusammen und schrieen Ach und Weh. Aber er blieb fest.

Und das Schicksal fügte es, daß er wieder diese Route bekam.

Knud hatte ja inzwischen die schöne Frau aus Athen beinahe ganz vergessen. Wenn ihm einmal eine Erinnerung daran kam, so war es in Gestalt seines Gewissens, das ihn hin und wieder wohl mal zwickte.

Wie gesagt, er hatte vergessen. Als er sich aber zum ersten Mal dem Hafen von Piräus näherte — ja, es ist nicht so ganz leicht, Damen verständlich zu machen, wie es um einen Mann steht, der seine Frau liebt, der nur wenige Monate vermählt war, und dann so an vier, fünf Wochen auf Deck umherspaziert und vor sich eine Zeit hat, die mindestens ebenso lang ist, ehe er sie wiedersieht.

Als er sich also dem Hafen von Piräus näherte, erwachte sein Gedächtniß oder, weiß der Kuckuk, was es war, und er fing an, darüber nachzusinnen, wie die Begegnung, die möglicher Weise zwischen ihm und der schönen Griechin stattfinden würde, wohl ablaufen könne. Natürlich wollte er Ellen treu bleiben. Jetzt war er ja ihr Gatte. Von seiner Seite war das Ganze vergessen und sollte ein Ende haben. Aber sie, die schöne Frau, falls sie nun nicht so kurz von Gedächtniß war und wartete oder gar kam?

Es lief ihm kalt den Rücken hinab bei dem Gedanken, aber in seinen Adern brannte das Blut, und das Herz pochte heftig. Und wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu verscheuchen, so kehrte er doch immer, gleichsam aus Trotz, wieder und machte ihn schließlich ganz verrückt, so daß er wünschte, er könne diesmal an Piräus vorüberfahren.

Aber da giebt's kein Vorüberfahren wie an anderen Häfen. Man muß Piräus bei der Ausfahrt und bei der Rückfahrt anlaufen.

Ich bin kein großer Lateiner und fürchte, verkehrt zu citiren, aber es giebt ein lateinisches Sprichwort von der Natur und von der Hexe, die wiederkommt. Zu ihm kam nun eine ganz bezaubernde kleine Hexe wieder und wieder, so oft er sie auch aus dem Sinn vertrieb.

Und denken Sie nur, sie kam, weiß Gott, in höchsteigener Person an Bord, als das Schiff erst ein paar Stunden im Hafen lag. Freilich, — allein kam sie nicht. Sie war sehr darauf bedacht, den äußeren Schein zu wahren. Sie brachte die Amme und das Kind mit. Ein Gewerbe an Bord hatte sie auch. Zwischen der Fracht befanden sich verschiedene Kisten und Kasten aus Brüssel und Antwerpen mit allerlei Staat für sie. Und dann: „Unser liebenswürdiger Wirth und Kapitän vom Frühling her sollte doch sehen, wie groß die Kleine geworden ist — die Mutter hat er wohl ganz vergessen?“ sagte sie, und legte den Kopf, auf dem das koketteste kleine Hütchen von der Welt saß, ein wenig auf die Seite. Das Madonnenlächeln umspielte ihren Mund, der tiefe Blick sagte, daß sie noch an Alles

denke, als sei es erst gestern geschehen. Und dann fühlte er, daß die kleinen, behandschuhten Hände, die sie ihm reichte, in den seinen bebten. Ja, da war er geliefert.

Er hätte sie fast zerdrückt, ehe er sie wieder freigab. Zu sagen wagte er Nichts, denn sie waren unten in der Kajüte, die Amme stand dabei, und der Steward ging aus und ein, um Alles zu serviren, was zu einem kleinen apéritif gehörte.

Und dann, fuhr sie fort, zu plaudern, solle sie von ihrem Gatten grüßen, er bedauere sehr, daß er dies Mal nicht den Wirth machen könne. „Er ist in den Bergen, ach, und hat schrecklich viel zu thun mit der Anlage einer neuen Eisenbahn, er muß Brücken und Tunnel bauen," erklärte sie. „Er kommt nur jeden dritten, vierten Tag nach Hause, wenn Sie unser Haus beehren wollen, müssen Sie deswegen mit mir fürlieb nehmen, — mit mir ganz allein!" Das letzte Wort enthielt einen für andere Ohren unmerkbaren Nachdruck, Knud aber klang es so verheißend, daß ihm ganz schwindlig wurde, und wenn er im selben Augenblick hätte sterben sollen, er mußte ihren Blick mit einem solchen beantworten, der ihr sein Kommen verhieß.

Und präcise zur Dinerzeit, die der Sitte des Landes gemäß in die späte Abendstunde fällt, stellte Knud sich ein.

In der Zwischenzeit, die seinem Besuch voraufging, stattete ihm ja freilich sein Gewissen wieder eine Visite ab, er empfand bittere Reue und fühlte ja, daß es Unrecht gegen seine kleine Frau sein würde, falls Etwas passiren sollte, was er ihr nicht erzählen konnte, wenn er nach Hause kam. Und dann redete er sich selber ein, daß er stark sein wolle und der Versuchung nicht unterliegen. Fortbleiben konnte er natürlich nicht, da er versprochen hatte, zu kommen, aber er wollte nur hingehen, um ihr zu sagen, daß er verheirathet sei, seine Frau von Herzen liebe und seiner Pflicht eingedenk sein wolle. Deswegen könnten sie ja sehr wohl „Freunde" sein, könnten mit einander verkehren und Freude an dem Umgang haben, weiter könne er jedoch nicht gehen.

Das Haus lag in der allerfeinsten Straße der Stadt. Es war bereits spät im Jahr, und sie waren von ihrer Villa wieder nach Athen gezogen. Von außen war das Gebäude in altgriechischem Stil gehalten. Drinnen herrschte eine wunderliche Mischung von antikem und modernem Luxus und Raffinement — Alles zeugte vom feinsten Geschmack — von dem Geschmack des Ingenieurs, notabene — namentlich war das Boudoir, in das er geführt wurde, die schönste Fassung für den Edelstein des Hauses.

Sie hatte zu Ehren ihres Gastes „Toilette gemacht", wie sie sagte. Und als sie ihm entgegentrat, wurde er fast geblendet von ihrer Schönheit. Schön war sie ja freilich immer, aber so wie jetzt hatte er sie noch nie gesehen, hatte er noch nie eine Frau gesehen. Sie trug ein Kleid aus weichem Seidenstoff in wechselnder Farbe, bald schimmerte es roth, bald

bräunlich, bald carmoisin; es saß wie angegossen, ganz glatt wie eine Haut war es über die schwellende Pracht der Formen gezogen, vom Halskragen, der bis an das feine rosenrothe Oval der Ohren reichte, bis an den winzig-kleinen Fuß. Es sah aus, als habe sie Nichts weiter an, als nur dies Kleid. Sie trug auch keinen Schmuck. Es war eine tadellose Toilette. Und doch, woher es kommt, weiß ich nicht, aber so ein Kleid, das Alles verbirgt und doch verräth, was man nicht sieht, ist weit verlockender, aufregender, als eine noch so kokett arrangirte Nacktheit.

Knud sog alle die Schönheit ein wenig aus der Entfernung ein, aber es war wunderlich, er wurde nur noch durstiger und sehnte sich danach, den Becher dicht an den Mund zu setzen.

Das ging nun nicht sogleich. Sie begrüßten einander sehr förmlich, denn die Jungfer trat mit der Madame ein und trug allerlei Firlefanzereien, einen Fächer und verschiedene Schachteln und Flaschen und Gott weiß, was sonst noch. Sie legte Alles auf einen kleinen Tisch neben dem Sopha, offenbar der gewöhnliche Platz der Hausfrau. Aber noch ehe die Jungfer verschwunden war, trat eine jener kleinen Zufälligkeiten ein, die fast aussehen, als hätten sie eine tiefere Bedeutung. Mit seinem Taschentuch riß Knud ein silbernes Cigarettenetui mit Monogramm aus der Tasche, das er von Ellen erhalten hatte. Und damit war sein Gewissen erwacht und flüsterte ihm zu: „Sei ein Mann, mach', daß Du fortkommst, ehe es zu spät ist.“

Aber jetzt waren sie allein, und ihr Blick lud ihn ein, sich neben sie auf das kleine Sopha zu setzen, wo nur sehr wenig Platz war. Sie legte den Finger auf den Mund und sagte fast ohne Laut: „Wir müssen flüstern, und wenn der Diener hereinkommt, — er klopft allemal an, — so stehst Du mitten im Zimmer, steif wie ein Pfahl,“ und dann lachte sie, ach, ein Lachen so weich und verliebt, und im selben Augenblick schmiegte sie sich wie ein junges Kätzchen an seine Brust.

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Jetzt gilt's, sagte er, und glaubte, daß er den Arm nur sanft um ihre Schulter lege, während er sie in Wirklichkeit so heftig an sich preßte, daß es fast weh that. Und dann begann er zu stottern, ihr zu sagen, daß er Etwas auf dem Herzen habe, was heraus müsse und das, — aber die Worte klebten ihm auf der Zunge fest. Er begann von Neuem, blieb abermals stecken, denn es war ganz klar, sie hörte gar nicht, was er sagte. Sie war ganz davon in Anspruch genommen, ihre kleinen, weißen Finger in seinen Bart und wieder herauszuwickeln.

Endlich aber merkte sie wohl, daß ihn Etwas bedrückte. Sie warf den Kopf in den Nacken, sah ihn von Kopf bis zu Fuß an und flüsterte schelmisch: „Wie bange Du bist! Ich sage Dir ja, es kommt Niemand hier herein, ohne anzuklopfen. Ich warte auf einen Kuß, und ich habe mich danach gesehnt, — ach, wie ich mich gesehnt habe, mein Freund,“ und

abermals fühlte er, wie sie zitterte, dies Mal aber war es ihre ganze Person.

Aber jetzt sollte es heraus! Und dann rief er ihr, nach Athem ringend, allerhand unzusammenhängendes Zeug zu, — daß auch er, — daß er Pflichten habe, — daß sie gute Freunde sein wollten, — daß er verheirathet sei.

Die Sprache verstand sie nicht, und die Wirkung war dem entsprechend. Außerdem war er auch bereits ganz hingerissen. Die Worte erklangen so hart an ihren Lippen, daß sie fast zu Küssen wurden. Und dann kam ja dazu, daß sie nicht ganz dieselbe Frau war wie das letzte Mal. Zu allen den anderen Reizen hatte sich eine dämonische Macht gesellt, als sei sie ganz bewandert in der Kunst, zu bezaubern, als sei sie sich ihrer Macht völlig bewußt.

Sie beantwortete seine Tiraden mit einem Lächeln, einem klugen, berauschend süßen:

„Liebster, verheirathet bin ich ja auch, — was macht denn das?“

Einer solchen Logik gegenüber fühlte Knud sich dumm und klein, vermochte er Nichts zu erwidern. Im selben Augenblick aber riß sie die Augen auf, zog sich ein wenig zurück, — Knud aber hielt fest, leidenschaftlicher denn zuvor, — und dann sagte sie, es kam ganz hastig heraus, und ihre Augen blitzten:

„Deine Frau —? Wo ist sie? Ist sie hier mit Dir?“

„Ei bewahre, sie ist in Kopenhagen,“ antwortete Knud schnell.

„Wo ist das?“

„Weit, weit fort, — hoch oben im Norden, aber —“

„Ah!“ Sie athmete erleichtert auf, ließ sich wieder in seine Arme sinken, sah ihn an wie vorher, von oben bis unten, mit halbgeschlossenen Augen, in denen es sehnsuchtsvoll aufflammte.

Und dann begegneten sich ihre Lippen in einem glühenden Kuß.

Im selben Augenblick aber klopfte der Diener an die Thür und meldete, daß servirt sei. Knud stand an dem Fleck, wo er stehen sollte. Fröhlich gingen sie zu Tische. Er blieb die Nacht und noch mehrere der folgenden Nächte dort.

Einen Monat später kam er wieder, und auf den zwei, drei nächsten Reisen traf es sich stets so, daß das Schiff irgend Etwas mitbrachte, was er dem Kleinen in Athen übermitteln oder was sie von Bord holen mußte. Und so lange es währte, lebte Knud zwischen griechischer Glückseligkeit, Reue und Gewissensbissen und seiner wahren Liebe zu Ellen, die für ihn, das versichere ich Sie, die Einzige war und blieb, die sein Herz besaß, die ja freilich von all dem Anderen keine Ahnung hatte.

Es ward ihm ja nicht schwer, seine gestohlene Freude zu verbergen. Er war kein großer Held der Feder, schrieb selten nach Hause und ließ sich nie auf Einzelheiten ein. Der Familie des belgischen Ingenieurs in Athen

erwähnte er nie. Und daheim, in Ellens Nähe war er gemüthlich und heiter und schrecklich verliebt. Ellen stellte ihn den Männern ihrer Freundinnen stets als Beispiel dar, und in ihren Augen war und blieb er das Muster eines guten, liebevollen Ehegatten.

Auf der vierten Reise geschah dann das Wunderbare, daß dies Mal Nichts für die griechische Dame in Antwerpen an Bord gebracht wurde, nicht die kleinste Schachtel, das winzigste Päckchen, nein, nicht das Allergeringste. Und als er nach Piräus kam, verging der ganze erste Tag, ohne daß er von ihr hörte oder ein Brief von ihr anlangte.

Es war ganz zu Anfang des Frühlings. Als er aber gegen Abend vor das Haus in Athen kam, war dasselbe bereits verschlossen.

„Die gnädige Frau wohnen schon in Falero," sagte der Portier.

Natürlich begab er sich am nächsten Tage spornstreichs dorthin. Ja, Madame war zu Hause, und er wurde in ihr Boudoir geführt, das er so gut kannte, und das neben dem Schlafzimmer lag. Dort saß eine Dame unter einem Baldachin, auf dem Altan, oder vielmehr, sie lag in einem üppigen Halbnégligé auf einer Korbchaiselongue. Aber sie war es nicht, — oder war sie es doch? Er traute kaum seinen Sinnen. Kein Ausruf, kein Aufspringen wie sonst. Nein, sie blieb ganz ruhig und gleichgiltig liegen, reichte ihm kaum die Hand, als er, sich verneigend, guten Tag sagte. Es sah fast aus, als kenne sie ihn nicht, sondern begrüße einen Fremden.

„Guten Tag, Monsieur, wie liebenswürdig von Ihnen, mich hier aufzusuchen," sagte sie kalt und nonchalant und zeigte auf einen Stuhl, der zu ihren Füßen, fast am entgegengesetzten Ende des Altans stand.

Und als er sie, ein wenig verlegen, aber mit gewohnter Ungenirtheit auf die Wange küssen wollte, fächelte sie ihn fort, ungefähr, wie man ein zudringliches Insect verscheucht.

Dann schellte sie, ließ die Jungfer, die sofort erschien, Sorbet und Cigaretten bringen, bot ihm Naschwerk an, fragte nach dem Verlauf seiner Reise, wann er wieder weiter müsse, und dergleichen gleichgiltige Dinge mehr. Und zu seinem Staunen sah er, wie sie der Jungfer einen Wink ertheilte, im Zimmer zu bleiben.

Die Erfrischungen wurden auch auffallend schnell wieder fortgetragen, und die Jungfer schickte sich an, Alles für die Dinertoilette von Madame vorzubereiten. Sie wurde immer wortkarger, zerstreuter, gleichsam ungeduldig, warf auch von Zeit zu Zeit einen spähenden Blick über den Garten hinweg auf die Landstraße.

So blieb ihm denn schließlich Nichts weiter übrig, als Abschied zu nehmen. Derselbe war sehr kurz. Sie forderte ihn nicht auf, wiederzukommen. Sie war nach jeder Richtung hin ganz unzugänglich, das fühlte Knud, und so zog er denn ab. Ja, den Ausdruck brauchte er in Gedanken von sich selber, als er sich auf dem Wege zur Thür hinaus vergebens den

Kopf zerbrach, was das Alles zu bedeuten habe. Er war böse enttäuscht, wüthend auf sie, auf sich selber, mit der ganzen Welt zerfallen.

Aber glücklicherweise kam das Schicksal, das ihn so oft betrogen hatte, diesmal doch seinem Verstand zu Hilfe.

Die Villa lag in einem von einer weinumrankten Mauer umgebenen Garten. In der Mauer befand sich eine Pforte. Als er nun hinaustrat, begegnete er wahrhaftig einem alten Bekannten. Es war ein dänischer Offizier, der bereits mehrere Jahre als Adjutant des Königs im griechischen Heer Dienste that. Er war sonnengebräunt, aber von heller Hautfarbe, mit blondem, fast silberschimmerndem Haar, ein schöner, stattlicher Mann, wenn auch ein wenig älter als Knud.

Sie begrüßten einander höflich, sprachen von Wind und Wetter und erkundigten sich dann gegenseitig nach ihren Frauen. Der Offizier war mit einer Griechin verheirathet, und Knud pflegte sie zu besuchen, wenn er nach Athen kam.

Und dann entstand eine etwas peinliche Pause, namentlich für Knud. Und dann griffen sie an die Mützen, schlugen die Absätze militärisch zusammen, Beide leicht erröthend.

Und Knud ging hinaus, während der Andere hineinging.

Knud war außer sich vor Wuth, nannte sie mit vielen häßlichen Namen, fluchte und schwur, daß von allen falschen Frauen die griechischen die falschesten seien u. s. w.

Allmählich aber legte die Hitze sich, ja, das Blut floß wieder ruhiger, und er verwand die Enttäuschung. Und dann, eines Tages, ertappte er sich darauf, daß er, wenn auch ein wenig bitter, über die ganze Sache lachte und einen Witz machte: „Sie sammelt wohl Dänen!" dachte er.

Sonderbar aber war es, daß er gerade auf dieser Heimreise mehr denn je unter Gewissensbissen zu leiden hatte. Vielleicht kam es nur daher, daß die griechischen Erinnerungen jetzt ein wenig herbe schmeckten — so genau weiß ich es nicht. Eins aber steht fest, er kehrte so verliebt wie noch nie zu seiner Frau zurück. Während seiner Abwesenheit hatte sie ihm obendrein einen Sohn geboren, und darüber war er so gerührt und glücklich, daß er kurz davor war, ihr Alles zu erzählen und sie um Verzeihung zu bitten. So barbarisch war er denn, gottlob, aber doch nicht.

„Was sagen Sie?" rief die junge Frau ganz empört aus. „Er beichtete nicht, bekannte selbst jetzt seine Sünden nicht?"

„Nein, nicht jetzt gleich," entgegnete der Kapitän, „das kam erst später, als einige Jahre verstrichen waren. Und das verursachte viel Kummer und Thränen und auch ein wenig Verdruß. Aber, wie gesagt, Ellen ist eine vernünftige kleine Frau, und sie hat ihm vergeben, — wenn auch auf Accord.

„Das ist mehr, als ich gethan hätte," meinte die junge Frau erregt. „Dieser Knud gefällt mir nicht, er ist ein unmoralischer Mensch."

„Vielleicht," erwiderte der Kapitän seufzend, „aber ich möchte zu seiner Entschuldigung doch bemerken, daß die Moral der Frauen und der Männer in diesem Punkt nicht ganz dieselbe ist. Knud liebt seine Frau trotzdem, jedenfalls am meisten —"

„Nein, das ist denn doch zu arg," unterbrach die junge Frau ihn, förmlich bebend vor Erregung. „Wagen Sie es wirklich, von Liebe zu ihr zu reden, im selben Athemzug, wo —"

„Freilich will ich das! Und ich sage es nochmals, er liebt sie, und sie ist seine Lust, sein Schatz noch heut und diesen Tag. Das Andere, mein Gott, gnädige Frau, Sie sind doch nicht von gestern. Es war ja nicht recht, aber — ein wenig von der Natur des Mannes sollten Sie doch auch kennen. Fragen Sie nur Ihren Gatten. Was sagen denn Sie dazu?" fragte er und wandte sich nach dem jungen Ehemanne um.

Aber der hatte sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

Die alleinstehende Dame hatte bisher Nichts gesagt. Sie saß da, übergossen von dem goldenen Licht des Mondes, das durch das Kajütenfenster fiel. Der Kopf war gesenkt, sie zupfte an einer Schleife ihres Kleides. Es sah aus, als sei sie in Gedanken versunken, als habe sie keinen Theil genommen an der Unterhaltung der Anderen.

Plötzlich aber blickte sie auf und sagte, es klang fast, als spräche sie zu sich selber:

„Es ist gewiß immer schwer, ein unparteiisches Urtheil über dergleichen zu fällen. Daß Knud seiner Frau untreu war und ihr mit seiner Untreue Unrecht zufügte, das ist, man mag es drehen und wenden, wie man will, ganz unbestreitbar. Daß sie ihm aber trotzdem verzeihen konnte, erscheint mir sehr begreiflich. Hat die Liebe erst recht Wurzel geschlagen, kämpft sie ja nur für ihr eigenes Leben, wenn sie verzeiht. Und dann kommt natürlich sehr viel darauf an, was jeder Einzelne unter der Art und dem Werth seiner Liebe versteht. Ueber den Werth von Knuds Liebe zu Ellen könnte man vielleicht verschiedener Ansicht sein."

„Nein, das möcht' ich mir denn doch verbitten," unterbrach der Kapitän sie munter, „darüber darf nicht disputirt werden. Knuds Liebe zu seiner Frau ist echt, dafür stehe ich ein, und wenn sie mit ihm zufrieden ist, haben Andere Nichts zu sagen. Aber mir ist der Hals ganz trocken geworden von all dem Reden, wollen wir nicht Etwas trinken? Wie denken Sie darüber?" fragte er den jungen Mann, der wieder hereingekommen war.

„Ich spendire Champagner!" schlug dieser vor. „Es ist wirklich gemüthlich hier."

„Was befehlen die Damen?" fragte der Kapitän galant.

„Ich glaube Selterserwasser," fiel die junge Frau ein, „aber recht kalt —"

„Ach was!" unterbrach ihr Mann sie. „Nein, Sie, gnädiges Fräulein, halten doch mit mir, nicht wahr?"

„Mit Beiden!“ erwiderte die alleinstehende Dame munter und lachte. „Zuerst Champagner, und dann spendirt der Herr Kapitän Krachmandeln und Traubenrosinen, das gehört an Bord mit dazu.“

„Ja, da haben Sie Recht!“ sagte der Kapitän, drückte auf die elektrische Klingel und ertheilte dem Stewart seine Befehle.

Das Kaffeegeschirr wurde abgeräumt, der Champagner kam und wurde eingeschenkt, das Confect ward angeboten, Cigarren und Cigaretten wurden wieder angezündet.

Die Unterhaltung ging lustig von statten, sie waren Alle in Stimmung gekommen. Die warme Nacht des Südens war so schön, Aller Gemüther wurden heiter. Selbst die alleinstehende Dame, die sonst ein wenig schweigsam war, mischte ihre weiche, sonore Stimme, ihr klares Lachen in den vergnügten Chor.

Hier hatten Alle sie gern, namentlich aber doch die Herren. Die Damen fanden sie im Allgemeinen „sinnlich“ und kokett. Die Männer verstanden sie besser. Sie wußten aus Instinct, daß sie keusch war und nur einem Einzigen gegenüber warm. Vielleicht fügte dieser oder Jener, der ein wenig skeptisch veranlagt war, hinzu: Einem zur Zeit. Aber das war nicht der Fall.

An Bord wurde sie Fräulein genannt, aber auf der Reise, wenn sie an Land waren, wurde sie regelmäßig „gnädige Frau“ angeredet, und das war sie gewissermaßen auch.

Es war spät geworden, bis die letzte Flasche Champagner geleert war. Der Kapitän wurde fortgerufen — und blieb fort. Das junge Ehepaar brach auch auf und begab sich zur Ruhe. Nur die alleinstehende Dame blieb noch sitzen.

Es war ganz still an Bord. Man hörte nur das Plätschern des Wassers, die dumpfen, rüttelnden Schläge der Schraube und plötzlich das zitternde Klingen des Silberglockenklangs der Patentlogleine.

In unbestimmten, weichen Bildern glitten die Eindrücke des Abends ihr durch den Sinn. Sie entsann sich der Unterhaltung bei Tische über die Dauer der Liebe, über Untreue in Gedanken und Untreue in der That, über die vielen wunderlichen Wege der Liebe, und wie dies Alles zu der Geschichte des Kapitäns geführt und ihr fast die eigene auf die Lippen gebracht hatte. Die ihre würde ihren Abschluß gefunden haben oder von Neuem beginnen, wenn diese Nacht vergangen war, wenn das Schiff morgen in den Hafen glitt.

Morgen kam die Antwort auf ihren Brief, den sie auf dieser Reise geschrieben mit so viel geheimer Angst, und den sie voll Zittern und Beben vor dem Ausfall fortgesandt hatte.

Er war wohl ein wenig feierlich geworden, ein wenig schwerfällig in der Form, nicht ganz so, wie er hatte werden sollen.

Und ach, sie hatte ja ihr ganzes Herze erschlossen, jeden Winkel in ihrem Sinn, selbst den allerdunkelsten, blosgelegt, ob er sie da nicht verstand? Ach ja — ja!

Sie erhob sich, ging hinaus, trat an die Reeling und schaute über das mondglitzernde Meer hinaus.

Und ganz allmählich reihte sich in ihren Gedanken das aneinander, was sie geschrieben, beinahe Satz für Satz und doch in einen anderen Ton getaucht, in einen lichteren, zuverlässigeren als vielleicht in dem Brief, den sie abgesandt hatte.

Ein Brief.

Du fragst, weshalb ich gereist bin. Ob Du das nicht selber weißt?

Ich hatte das Gefühl, als fingen wir an, ein wenig müde zu werden, alle Beide, als fingen wir an zu spüren, daß wir in jenes strömungslose Fahrwasser hineinglitten, in dem so häufig die Liebe Schiffbruch leidet.

Da ergriff ich denn mit beiden Händen das Anerbieten „meiner Blätter" — Du weißt ja, während der sauren Gurkenzeit auf Reisen zu gehen und ihnen Correspondenzen aus Brüssel, aus Charleroi und aus dem Orient über Alles das zu senden, was ich sehen würde.

Ich glaubte, so eine kleine Zerstreuung auf drei, vier Monate könnte uns vielleicht besser als noch so viele Worte darüber aufklären, ob wir im Begriff seien, zu gleiten, oder ob wir fest stünden.

Ich mußte mich, wie Du Dich entsinnen wirst, schnell entscheiden, und noch schneller trat ich meine Reise an. Es blieb uns kaum Zeit zum Abschiednehmen, geschweige denn zu langen Erklärungen, und dann befand ich mich schon an Bord.

Eins ist sicher: um mich her sah es schwarz aus. Ich befand mich sicher im Gleiten, und Dich zog ich wohl mit mir. Aber das hatte seine ganz eigenen Gründe, und ich will, daß Du die kennen sollst, ehe wir von etwas Anderem reden.

Und deswegen mußt Du mir den Gefallen thun und Dich durch all dies Geschreibsel hindurcharbeiten. Ich habe, wie Du sehen wirst, versucht, alle die kleinen Glieder der Kette zu sammeln, die uns dahinbrachten, einander anzugehören, und darin ist ein Theil meines Lebens enthalten, das Du kaum ganz kennst, wenn es auch beständig an das Deine geknüpft gewesen ist. Weshalb ich Dir bisher Nichts davon gesagt habe, wirst Du wohl eingesehen haben, ehe Du bis an's Ende gelangt sein wirst.

Was Dir von dem Folgenden noch erinnerlich ist, kannst Du ja überschlagen. Etwas aber wird Dir neu sein, u. A. das, was mir hier auf dem Schiffe begegnet ist. — — — — — — — — — —

So lange ich Dich gekannt habe, sind wir Freunde gewesen, — das ist lange her, wohl zehn, zwölf Jahre, denn wir befreundeten uns gleich miteinander. Das war damals, als Du Dich verheirathetest. Deine Frau

und ich waren entfernt mit einander verwandt, und außerdem waren wir von unserer frühesten Jugend an Freundinnen. Ich ging mit in den Kauf wie eine Art Hausinventarium, natürlich nicht im ersten Jahr. So lange ließen wir, ich und die anderen Freunde und Freundinnen, Euch mit Eurem jungen Glück allein, wir kamen nur hie und da zu „Besuch", als Gäste, mit denen man Umstände machen mußte.

Allmählich aber, als die erste Gluth sich gelegt hatte, es war ja Gottlob noch warm genug zwischen Euch, bedurftet Ihr wohl einer kleinen Verstärkung von Außen her. Und da kamen denn die Freunde in Euer tägliches Leben hinein, und unter ihnen befand auch ich mich.

Und das waren gute Tage!

Unser kleiner Kreis, der engste, wir waren wohl ein zehn Stück, hatte sich miteinander eingelebt, wir standen einander vielleicht mehr oder weniger nahe, hatten aber das Wichtigste gemein: die Geistesverwandtschaft und Sympathie. Wir „dachten" höchst verschieden, gelangten oft zu ganz entgegengesetzten Resultaten, aber der Grund, auf den wir bauten, war derselbe, die weitgehendste, geistige Freiheit und ein ehrliches Streben nach Wahrheit.

Eins trennte mich ein wenig von Euch Anderen. Ihr wart Alle verheirathet, nur ich nicht. Vielleicht war das einer von den Gründen, weshalb ich von ihnen Allen Dir und Deiner Frau am nächsten stand. Ich war Herrin meiner Zeit, war frei, freier wenigstens als eine verheirathete Frau. Freilich hatte auch ich einen Hausstand zu führen, aber es war derjenige meines alten Vaters, und wir Beide waren ja allein.

Es war stets lebhaft bei Euch, stets kam irgend Etwas von Interesse zur Sprache, oft war es etwas Specielles, gewöhnlich aber doch etwas allen Verständliches. Du warst nicht sehr beredt, aber was Du sagtest war kurz und in der Regel treffend. Auch ich hatte die Gewohnheit, hauptsächlich zuzuhören, konnte oft aber meine Meinung auch äußern, wenn ich meinte, daß es Etwas sei, worauf ich mich verstand.

Wir waren nicht bange, einander zu widersprechen. Oft setzte es harte Worte, ohne Ansehn der Person oder des Geschlechts. Wir standen Alle auf gleichem Fuß und mußten mit guter Miene die Wunden und Schrammen hinnehmen, die im Laufe der Schlacht abfielen, sonst wurde derjenige, der beleidigt war, nur ausgelacht. Complimente kannten wir garnicht. Umsomehr wirkte die einfache Anerkennung, das warm geäußerte Lob über eine gute oder witzige Antwort oder sonst irgend Etwas.

Der Zurückhaltendste in dieser Hinsicht warst Du.

Deswegen entsinne ich mich, als sei es gestern gewesen, wie Du einmal zu mir sagtest:

„Sie schweigen so famos über das, worauf Sie sich nicht verstehen. Diese Gewohnheit ist bei Frauen äußerst selten."

„Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg, und um meine Freude zu verbergen, antwortete ich leichthin:

„Ach, das geschieht aus lauter Dummheit.“

„Nein,“ sagtest Du so bestimmt, als sei es wirklich Deine Meinung, „es hat wohl seinen Grund darin, daß Sie klug sind.“

Daß ich das nicht war, wußte ich am besten selber, aber daß Du mich freundlich beurtheiltest, machte mich stolz, und ich genoß einen Moment einen eitlen Triumph.

Am engsten schloß ich mich an Euch an, als Deine Frau zu kränkeln begann. Sie sollte Mutter sein. Und schon damals zeigten sich die ersten Spuren der Geisteskrankheit bei ihr. Ich hatte sie lieb gehabt, so lange ich denken konnte. Sie war ein paar Jahre jünger als ich, und von klein an so schön und liebreizend, so herzensgut und munter von Natur, freilich aber mit einem Hang zur Melancholie. Ein verzärteltes Kind, das von Allen auf den Händen getragen wurde, und daran hatte auch ich mein gut Theil, ich schwärmte förmlich für sie. Sie wurde daheim, wie überall, vergöttert, zu allen den anderen Vorzügen besaß sie noch die Gabe, liebenswürdig zu sein, Aller Herzen zu gewinnen, wohin sie kam. Sie hatte bisher buchstäblich auf Rosen getanzt.

Mit den Leiden und Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, die bei ihr eine besonders lästige Form annahmen, lernte sie zum ersten Mal ein wenig von den Lasten des Lebens kennen, und das knickte gleich ihren Muth. Es trug wohl sein Theil dazu bei, daß Geisteskrankheit in ihrer Familie herrschte. Und sie, die sonst für Alle ein Lächeln, ein freundliches Wort hatte, die nicht Nein sagen konnte, wenn man sie um Etwas bat, die licht war wie der Tag und reich an allen besten Eigenschaften des Herzens und des Gemüths, verwandelte sich unter dem Einfluß der Krankheit in eine reizbare, mißgelaunte, unliebenswürdige Egoistin. Und das Alles um eines Kindes willen, das, kaum zur Welt gekommen, auch schon wieder starb.

Vielleicht hatten wir Beide, Du und ich, ein wenig Schuld daran, indem wir sie verkehrt behandelten. Wir verhätschelten sie um die Wette. Aber der Arzt schüttelte ja nur den Kopf und sagte, man müsse sich ihr fügen. Wäre das Kind am Leben geblieben, so hätte sie vielleicht genesen können. Nun war die Hoffnung wohl damals schon erloschen, obwohl Niemand von uns es ahnte, am allerwenigsten Du.

Aber während der ganzen schweren Zeit, während der zwei, drei Jahre, daß sich die Krankheit langsam entwickelte, lernte ich erst recht erkennen, was Du werth warst. Deine geduldige, nie ermüdende Zärtlichkeit ihr gegenüber, Deine nachsichtige Güte gegen alle ihre Launen und krankhaften Einfälle zeigten mir, wie reich, wie groß Deine Liebe zu ihr war.

Du befandest Dich in einer ewigen, sich steigernden Angst, ich sah es wohl, wenn Du selber die Augen auch schlossest, Du wolltest glauben und hoffen, und Du wolltest nicht aufhören, dies arme Geschöpf zu lieben, das kaum mehr ein Mensch war.

Mich duldete sie um sich. Ich war lange die Einzige, die sie beruhigen konnte. Ich weiß, Du warst mir dankbar, aber Du warst gewissermaßen eifersüchtig auf mich, weil sie oft meine Gesellschaft der Deinen vorzog.

Aber nicht nur ihr gegenüber sah ich Dich so, wie Du warst. Und Du darfst nicht vergessen, daß ich damals noch nicht in Dich verliebt war, sondern Dich mit ruhigen kritischen Augen, als den Mann meiner Freundin betrachtete.

Ich kam fast täglich zu Euch, und zwar zu allen Zeiten, wachte zuweilen des Nachts, um Dir Ruhe zu verschaffen, und erhielt dadurch einen Einblick hinter die Coulissen. Und niemals fand ich etwas Anderes, als Liebenswerthes bei Dir. Du, der Du Dir beinahe etwas zu gute thatest auf Deine Gleichgiltigkeit gegen Menschen im Allgemeinen, und der Du oft anstießest, weil Du der Welt Deine überlegene Kälte zu unverschleiert zeigtest, warst auf vernünftige Weise gut gegen Alle, die bedürftig waren. Du warst milde in Deinem Urtheil über Andere, suchtest stets Verständniß zu erlangen. Du warst Deiner Freunde Freund in Wort und That. Niemals kam eine Lüge über Deine Lippen, nicht einmal eine gesellige. Du haßtest Heuchelei bei uns Andern, und bei Dir war auch keine Spur davon zu finden. Unbestechlich rechtschaffen, mit einem kleinen Hang zur Rechthaberei, und Dein kluger, scharfsinniger Kopf bekam in der Regel auch Recht, wenn es Dir wirklich darauf ankam. Aber Du warst auch stets bereit, Dein Unrecht anzuerkennen und ehrliche Abbitte zu leisten, nicht nur in gewöhnlichem Sinne, nein, Du hattest sowohl den Willen, als auch die Fähigkeit, Dich in den Gedankengang und das Gefühlsleben Anderer hineinzuversetzen, und Du warst elastisch genug, um ihnen von ihrem Standpunkt aus Recht zu geben. Niemals habe ich einen Zug bei Dir gesehen, der kleinlich war. Du warst stolz von Gemüth, wie fein von Herzen und Gedanken.

Eins setzte mich in Erstaunen, als ich es entdeckte, Du, der Du einen so eisernen Fleiß bei der Arbeit entwickeltest, der Du so tüchtig und energisch in Deinem Fach warst, von Allen als der geniale Führer und Entdecker innerhalb Deiner Wissenschaft anerkannt, Du warst von Natur eigentlich träge, fast ein wenig faul, mochtest es in Deinem Hause am liebsten so bequem wie nur möglich haben. Nun, es wäre böswillige Verleumdung zu sagen, daß Du in jener Zeit dieser Deiner Neigung die Zügel hättest schießen lassen. Niemand in Deinem Hause fand damals Ruhe, aber wie schlimm es auch unter den schwierigen Verhältnissen hergehen mochte, so kamst Du doch nur sehr selten mit einem Vorwurf, und niemals verlorst Du die Herrschaft über Dich selber.

Auch aus dieser Zeit entsinne ich mich eines jener Worte, die aus Deinem Munde doppelt gewichtig wurden, weil Du nur so selten Deinen Gefühlen Ausdruck verliehest.

Du sagtest: „Ja, Sie — Sie gehen immer so still einher, und man glaubt, Sie seien ganz in Ihre eigenen Gedanken versunken. Und dann

erfährt man doch oft durch irgend eine liebreiche Handlung, durch ein gutes Wort zur rechten Zeit oder einen mitfühlenden Blick, daß Sie stets nur an Andere denken."

Und dann kam die Katastrophe in Euerem Hause, aber gerade damals mußte ich Euch im Stich lassen. Merkwürdiger Weise traf uns der harte Schlag Beide auf einmal. Vater erkrankte und starb. Und Du wurdest gleichzeitig Wittwer insofern, als sie, die Dir Alles war, von Dir fort mußte, um, voraussichtlich auf Lebenszeit, in einem Irrenhause untergebracht zu werden.

Entsinnst Du Dich noch unserer Begegnung nach jenen schrecklichen Tagen? Du kamst zu mir, die ich allein in der erdrückenden stillen Leere dasaß, wie sie nur der Tod hinterläßt. Ich öffnete Dir selber die Thür. Wir sagten einander leise und ruhig Guten Tag, als sei Nichts geschehen. Als Du dann aber in's Zimmer kamst — ja, da schlangest Du die Arme um mich, als seiest Du mein Bruder, und an Deiner Brust weinte ich die ersten Thränen, die mein Herz erleichterten. Du strichest mir über's Haar, Du nahmst meinen Kopf zwischen beide Hände und ließest mich ausweinen.

Und dann sprachen wir miteinander, wie nur zwei gute Freunde mit einander reden können. Du hattest meinen guten, alten Vater, der von Gemüth so jugendlich, so klug, so geistig frei bis zum letzten Athemzuge war, auch lieb gehabt.

Und von ihr, die Du verloren, sprachest Du beinahe wie von einer Todten. Von Deiner Liebe zu ihr, von all' dem reichen Liebesglück, das Ihr gehabt; all' das Lichte in Eurem Leben riefest Du zurück, doch nicht zum Trost.

Nein, mit Bitterkeit im Herzen, voller Verzweiflung über den ewigen Jammer des Lebens. Du erschlossest Dein Herz ganz, ließest mich, wohl eigentlich gegen Deinen Willen, sehen, wie der hoffnungslose Schmerz es zerwühlte.

Ach, wie ich mit Dir litt! Mein eigener Kummer erschien mir plötzlich so klein. Was war der auf alle Fälle gegen den Deinen? Ehe Du zu mir kamst, hatte ich gemeint, der Tod sei das Schlimmste, weil er ohne Hoffnung ist. Jetzt aber verstand ich, daß, obwohl Dir diejenige, die Du liebtest, am Leben erhalten war, Dein Schmerz weit schwerer zu ertragen sein mußte, gerade weil Dir der eigene Ausweg des Lebens, die Hoffnung, geblieben war — wo es doch keine Hoffnung gab.

Und seit jenem Tage gewahrte ich bei Dir keinen Schmerz, der ihr galt, ohne ihn zu theilen, sah ich bei Dir kein Leiden um ihretwillen, ohne daß es auch mich durchbebte. Ich lebte ganz in Dir und in Deinem Unglück, vergaß fast meinen eigenen Kummer, und dadurch, glaube ich, wurde, wenn auch mir selbst ganz unbewußt, meine Liebe — ein echtes Schmerzenskind, empfangen.

Schon damals liebte ich Dich so sehr, daß ich gar oft allen Ernstes wünschte, mein gesundes Gehirn hingeben zu können, um ihr krankes dafür zu nehmen. Hätte ich damit Dein Glück erkaufen können, so wäre mir kein Opfer zu groß gewesen. Was bedeutete es Dir, ob ich aus dem Leben glitt, wenn Du nur sie hattest!

Du und sie, das darfst Du nicht vergessen, Ihr wart in meinem Bewußtsein eng mit einander verknüpft. So lange Ihr Eins wart, liebte ich Euch Beide fast wie eine Person. Als sie aber von Dir genommen wurde — ja, da war da ja nur Einer mehr. Und dieser Eine war ein Mann und mein guter Freund.

Daß das möglicher Weise eine Gefahr für meinen Herzensfrieden zur Folge haben könne, das fiel mir nicht im Traum ein — wenigstens jetzt noch nicht.

Aber dann sagtest Du einmal bei einem Disput in unserem kleinen Kreis, eines Abends bei mir, wenn junge Männer und Frauen freundschaftlich mit einander verkehrten, so läge stets Erotik in der Luft — eine Erotik freilich, die von der allerfeinsten Art sein könne, die gleich leichten Sommerfäden durch die Luft flattert, den Worten Glanz, den Augen Wärme verleiht, ohne gerade ein Begehren zu erwecken. „Aber," fügtest Du hinzu, „wo die Freundschaft aufhört und wo die Liebe anfängt, das ist schwer zu sagen. Die Grenzlinie ist so unendlich fein, fast nicht zu entdecken — vielleicht giebt es auch nicht einmal eine solche."

Dies Thema ward lebhaft debattirt und stieß bei dem weiblichen Theil der Gesellschaft auf lebhaften Widerspruch. Ihr Männer aber waret Euch einig, und Du sagtest, wenn die Frauen nicht zugeben wollten, daß es sich so verhalte, so geschähe das nur, weil sie ein so merkwürdiges Talent besäßen, sich zu stellen, als merkten sie Nichts von den Gefühlen, die unverständige Leute sie gelehrt hätten, als unrein zu betrachten.

Ich sagte Nichts oder doch so gut wie Nichts, obwohl namentlich Du in mich drangest und meine Meinung wissen wolltest.

Aber es gab mir viel zu denken.

Stand es so zwischen uns? War es die Freundschafts-Erotik, die mich in Deiner Nähe fröhlich stimmte, obwohl der Kummer über den Verlust noch an meinem Herzen nagte und Dein Unglück mir keinen Augenblick aus den Gedanken kam?

War es diese Erotik, die bewirkte, daß all mein Sinnen darauf ausging, nach schwachen Kräften mein Theil zu Deiner Befriedigung beizutragen, gleichviel ob ich dadurch gewann oder verlor? War sie und nur sie allein es, die verursachte, daß das unbedeutendste Zeichen von Dir, ein Lächeln, ein Nicken, ein freundliches Wort, das nur für eine kleine, Dir erzeugte Aufmerksamkeit dankte, meinen Sinn mit einem Gefühl des Wohlseins erfüllte, mit einer zarten, stillen Herzensfreude, die sich nicht beschreiben läßt?

So mußte es wohl sein. Ich wußte ja, daß Dein Herz an einer Wunde blutete, die unheilbar war. Ich glaubte, Dein ganzer Sinn sei da draußen, wo sie in ihrer Zelle saß, und das Leid, das Du in der Stille und so beherrscht trugst, sah ich in Deinen bleichen Zügen ausgeprägt, die so schmal wurden, und in der Schwermuth Deiner Augen.

Und ich selber? Ja, ich übertrug wohl, wenn auch unbewußt, die Worte der anderen Frauen in die Praxis, schloß die Augen, that, als merke ich Nichts, und hatte zu meiner Entschuldigung wohl nur die ewig giltigen, weiblich-tiefen Worte, die Goethe Gretchen in den Mund gelegt hat:

„Und Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut, ach, war so lieb."

Wir waren zu jener Zeit viel zusammen.

Unser Kreis versammelte sich jetzt, wie vor der Krankheit Deiner Frau, auch wieder bei Dir.

Sehr häufig waren wir auch allein, daheim bei mir. Nach meines Vaters Tode kam seine Schwester zu mir, die prächtige, alte Tante! Sie und ich vereinigten unseren Hausstand. Ich wollte, wie zu Vaters Lebzeiten, frei und unabhängig sein, bei mir sehen, wen ich wollte. Sie war eine vorzügliche sauve-garde, vernünftig und gut, still und bescheiden, doch gehörte sie nicht zu denen, die sich übersehen ließen.

Sie hatte ihre eigene Ansicht über Vielerlei und konnte dieselbe geltend machen. Sie war sehr religiös, übrigens aber tolerant. Und dann liebte sie mich fast wie eine Mutter.

Du und alle die Anderen kamen nach wie vor zu mir. Und Du kamst oft. In der Regel des Mittags auf dem Heimwege von Deinen Vorlesungen in der Universität, dann saßest Du da und besprachest alles Mögliche, was für Dich oder für mich Interesse haben konnte, mit mir. Ich wunderte mich oft, daß Du das mochtest. Du standest so himmelhoch über mir in Bezug auf Klugheit und Kenntnisse, Du warst ein Denker, eine begabte Natur, und jetzt nach Deiner letzten großen Abhandlung fast ein berühmter Mann. Und ich war Nichts als ein ganz junges Mädchen, zwischen 26 und 27 Jahren.

Du lachtest ja oft über mich, wenn ich mit meiner Frauenlogik kam, oder nur mit dem Herzen dachte, wie Du es nanntest. Aber ganz dumm war ich nicht, und Vater hatte mich in manchen Dingen klug gemacht, die sonst an jungen Mädchen spurlos vorübergehen. Du weißt, er war Philosoph, hatte Naturwissenschaft und Physiologie studirt, ein recht buntes Leben geführt und war durch und durch Menschenkenner. Oft, glaube ich, vergaß er wirklich, daß ich nur eine Tochter war, und sprach mit mir, als sei ich sein Sohn.

Einige wenige Bedingungen besaß ich also, um keine allzu langweilige Gesellschaft für Dich zu sein, — und diese wenigen mehrten sich allmählich, denn ich lernte viel von Dir.

Eins konntest Du nicht an mir leiden, — meine Unthätigkeit. Die quälte mich selber auch. So lange Vater lebte, war ich sein Secretär, sein Abschreiber, sein Correcturleser. Ein wenig von dem war in dem ersten halben Jahr nach seinem Tode noch für mich zu thun, ein unverlegtes Werk lag von seiner Hand vollendet da. Als das aber besorgt war, legte ich die Hände in den Schooß. Tante besorgte den Hausstand, das wollte sie so. Sie ist so tüchtig und sparsam, weit mehr, als ich. Ich überließ es ihr gern, namentlich, da es sehr nöthig war. Wir hatten, wie Du ja weißt, nur beschränkte Mittel, — Du übernahmst die Regelung meiner Verhältnisse nach Vaters Tode. Wir hielten kein Mädchen, folglich hatte ich Etwas im Hause zu thun; aber das war nicht genug. Und wenn ich natürlich meine Zeit auch so gut ausfüllte, wie ich konnte, indem ich las und dies oder jenes Fach, namentlich Deins, studirte, so hatte ich doch im Grunde das Gefühl, daß ich faulenzte.

Einmal, als ich über die Leere in meinem wie in so vieler anderer Frauen Leben klagte, nahmst Du mich ganz gehörig vor, sagtest mir gerade heraus, fast ein wenig hart, das sei meine eigene Schuld, Niemand, der arbeiten könne, dürfe müßig gehen; die Arbeit sei die Bedingung des Lebens und des Lebens Lohn, es sei eine Schande, nur zu genießen, Nichts zu leisten.

„Außerdem haben Sie es aus rein praktischen Gründen sehr nöthig,“ fuhrst Du fort, „es steht sehr schlecht mit einigen Ihrer Actien. Ich habe mit Ihrem Rechtsanwalt gesprochen, es ist ihm nicht möglich, sie zu verkaufen, und eine Dividende geben sie nicht. Das sind so und so viele hundert Kronen weniger für Ihre Kasse am Schluß des Jahres, — haben Sie die Güte und verdienen Sie sich die selber.“

„Ja, aber womit nur?“ fragte ich ein wenig kleinmüthig. Du sprachst so strenge, und ich fühlte mich schuldig.

„Ach, für einen Menschen, der arbeiten will, findet sich stets ein Platz. Sie müssen doch Fähigkeiten nach irgend einer Richtung hin haben, — und Kenntnisse? Wie steht es damit? Lassen Sie mich einmal hören, was Sie können.“

Du sprachst sehr entschieden und bestimmt und fingst an, mich die Kreuz und die Quer zu examiniren.

„Ja, es ist zerstreutes, unpraktisches Wissen wie bei den meisten Frauen. Sie können gerade nicht viel. Aber Sie haben einen guten Kopf, das ist auf alle Fälle Etwas. Denken Sie nun einmal nach, wozu Sie wohl Lust hätten, ich will mir die Sache auch einmal durch den Kopf gehen lassen. Es ist Ihrer unwürdig, so unbeschäftigt hier zu sitzen, wie Sie es thun.“

Und dann gingst Du. Kaum warst Du fort, als ein wahrer Sturm von Gemüthsbewegung über mich dahinsauste. Ich brach in ein lautes Schluchzen aus, das kein Ende nehmen wollte.

Jetzt, — jetzt, in diesem Augenblick wurde es mir klar, daß ich liebte, daß ich Dich liebte, aber auch, daß meine Liebe hoffnungslos war. Und wohl schon damals muß ich eine Ahnung davon gehabt haben, was für eine Art Liebe es war, die in mir unter Angst und Schmerzen zur Welt geboren wurde. Eine Liebe, die ihr Opfer nicht frei giebt, die unauslöschlich ist, die das Herz, von dem sie allein herrschend Besitz ergriffen hat, zu Allem führen kann, zum Guten wie zum Bösen, zur Entehrung, zur Schande, die ein Segen oder ein Fluch des Lebens werden kann, und die, es mag nun kommen, wie es will, fast ausnahmslos weit mehr Schmerzen und Leiden, denn Glück für das Wesen im Gefolge hat, in das sie ihre Klauen geschlagen hat, u. A. weil sie selten oder niemals den Betreffenden gerade in der rechten Stelle trifft, und deswegen in gewissem Sinne stets mehr oder weniger eine „unglückliche Liebe" wird.

Und was hatte in mir diese Erleuchtung hervorgerufen? Ach, natürlich nur ein paar unbedeutende Kleinigkeiten. Nichts weiter, als daß Du, während Du mit mir sprachst, ausschließlich „der Freund" warst, daß Deine Worte kalt, beinahe hart klangen, daß Du an diesem Tage jede Spur von Stimmungserotik abgestreift hattest und mit mir sprachst wie ein Mann zum Manne. Der Schmerz, den ich darüber empfand, die Kluft, die, wie es mir schien, zwischen uns trat, die klärte mich über meine Gefühle auf, — weiter Nichts.

Das Schluchzen hörte auf, mein Gemüth beruhigte sich wieder, dafür sorgten ja — wie das in der Regel so zu gehen pflegt — die ganz alltäglichen Verhältnisse durch den Zwang, den sie auf mich ausübten, und die Vernunft redete auch ein Wort mit hinein. Aber das Wunderliche war, daß gleichsam eine Verschiebung in mir vor sich ging. Der Scharfblick darüber, was für ein Gefühl in mir lebte, — eine Entdeckung, die mich Anfangs fast mit Entsetzen erfüllt hatte, — verdunkelte sich jetzt. Es ist, als würde ein Vorhang vor den Theil unseres Wesens gezogen, der so tief in dem Schacht des Gemüths liegt, daß er sich gewöhnlich dem vollen Bewußtsein entzieht und nur hin und wieder wie ein Funke aufleuchtet.

Das, was ich nun sah und fühlte, erschien mir mehr alltäglicher Art, und ich tröstete mich damit, daß es nicht schlimmer war, als wie es so vielen Anderen begegnete. Ich liebte einen Mann, das mußte ja ein Mal im Leben kommen. Daß Du es zufälligerweise wurdest, der Du verheirathet warst, und dessen Herz Deiner Frau gehörte, die wohl krank war, die aber lebte und noch viele Jahre leben konnte, das war hart, mußte aber ertragen werden.

Und so träumte ich mich in eine Mondscheinphantasie von Liebe und von stillem Entsagen hinein, nie wollte ich Dir durch Wort oder Blick verrathen, was ich empfand, nur wie bisher Dein Leben mit Zärtlichkeit umgeben, das meine thun, so weit es in meiner Kraft lag, damit Du im Kleinen wie im Großen zufrieden wärest, ich wollte in des Wortes aller-

tiefster, allerinnigster, reinster Bedeutung Deine gute Freundin sein bis an meinen Tod. Wenn auch Etwas hiervon nur ein Traum war, so war doch auch Wirklichkeit darin enthalten. Denn wenn auch eine Liebe wie die meine zu einer Lawine werden kann, die sich rücksichtslos ihren Weg bahnt, so ist doch in ihr Etwas von dem Ursprung der Lawine enthalten, die zarte Weiße der Schneeflocke.

Es währte nicht lange, bis Du wiederkamst, und schon in der Thür sagtest Du in Deiner ruhigen, aber energischen Weise:

„Jetzt hab' ich Etwas für Sie gefunden, kommen Sie her und setzen Sie sich zu mir, da sollen Sie hören."

Und als wir Platz genommen hatten, Du in einer Sophaecke, Deinem gewöhnlichen Platz, wenn Du bei mir warst, ich Dir gegenüber auf einem kleinen, niedrigen Stuhl, da sagtest Du ohne weitere Vorbereitung:

„Sie sollen Journalist werden."

„Ach, wie erstaunt ich war, und wie ich lachte! Ich konnte garnicht wieder aufhören. Ich glaubte, es sei Scherz, Du wolltest mich nur necken.

Aber das war nicht der Fall, denn Du fuhrst fort: „Ja, lachen Sie nur, das *sollen* Sie wirklich. Wenn nicht aus anderen Gründen, so doch, weil ich mein Wort gegeben habe, und ich will nicht im Stich gelassen werden." Es lag ein Ernst, wenn auch ein milder, in Deinem Ton.

„Aber wie in aller Welt sind Sie nur darauf gekommen?" fragte ich, nachdem ich nun auch ernsthaft geworden war.

„Ich habe mich redlich angestrengt, um ausfindig zu machen, was sich wohl für Sie eignen könne. *Sie* thaten ja Nichts," fuhrst Du mit vorwurfsvollem Blick fort. — Aber so schlimm war es nicht, denn heute lag Etwas von der glücklichen Stimmung in der Luft, die uns Beide umgab. „Da sah ich denn ganz zufällig bei einem unserer gemeinsamen Freunde einen Brief, den Sie geschrieben hatten, eine Art causerie, — werden Sie nur nicht roth. Es war ganz unschuldig, und eine Indiscretion war nicht beabsichtigt. Und da kam mir denn plötzlich der Gedanke, daß Sie vielleicht lernen könnten zu schreiben, wenn man Ihnen nur ein wenig half. So Etwas kommt ja nun aber selten allein. Denn ein paar Tage später traf ich einen Provinzredacteur, der wollte mich interviewen, und mit dem sprach ich über die Sache. Jetzt ist sie klipp und klar. Er sucht gemeinsam mit einem Dutzend Collegen einen Correspondenten in Kopenhagen und hat Sie auf meine Empfehlung hin angenommen. Sie sollen nur einen Probeartikel schreiben."

„Ich! — Aber das ist ja ganz unmöglich, bester Freund! Woher soll ich den Stoff nehmen, — und schreiben!" rief ich ganz entsetzt aus.

Aber da half keine Widerrede. Du machtest kurzen Proceß mit mir, setztest mich gleich an die Arbeit. Du warst der Starke, ich mußte mich Deinem Willen fügen.

„Bitte schön! Nun denken Sie einmal nach. Sie stehen ja doch mitten im Leben. Was hat sich denn diese Woche in Kopenhagen zugetragen? Setzen Sie sich hin und schreiben Sie. Morgen Abend komme ich wieder, und dann ist der Artikel fertig.“

Und fertig wurde er natürlich.

„Ach ja, — ganz ohne Talent ist er ja nicht,“ sagtest Du. „Aber unbeholfen! Jetzt sollen Sie einmal sehen, —“ und dann setztest Du Dich hin und corrigirtest.

So wurde ich Journalist. Mit ganz geringem Talent, das weiß der Himmel. Aber Du warst geduldig, und ich, das darf ich wohl sagen, hatte den besten Willen. Ein klein wenig von der Kunst eignete ich mir allmählich an, ich konnte einen ganz gewandten Artikel schreiben. Auch Kenntnisse erwarb ich mir. Ein Journalist muß so viel wie möglich wissen und kennen, sagtest Du zu mir, und Du stelltest mir Deine Bibliothek zur Verfügung, lehrtest mich, schnell und sicher das erforderliche Wissen zu erwerben. In Dir konnte ich am leichtesten aufschlagen; Du schienst mir Alles zu wissen. Wenn es bei einem Artikel hie und da haperte, — ich ward allmählich auch Mitarbeiter an den hauptstädtischen Blättern, — dann saßen wir des Nachmittags oft lange bei Dir in Deinem Zimmer zusammen und arbeiteten. Das heißt, Du arbeitetest mit mir, bis mir Alles klar war, und ich nach Hause gehen und schreiben konnte.

Aus jener Zeit entsinne ich mich eines der stolzesten, glücklichsten Momente meines Lebens.

Es war eines Tages, als ich so bei Dir saß, und wir mit einander redeten, während ich Dies und Jenes niederschrieb. Da legtest Du plötzlich die Hand auf meine Schulter, ganz kameradschaftlich, und sagtest mit einem Anflug von Freude, einer ganz intellectuellen Freude in Deiner Stimme und in Deinem Ausdruck: „Ja, wir können zusammen arbeiten!“ Ich faßte diesen Gedanken mit Verständniß auf und führte ihn auf meine Weise weiter mit weiblicher Intuition zum Trost für mein Herz, dem es doch — das wurde mir immer klarer — sehr schwer wurde, zu entsagen.

Damals, glaube ich, ahntest Du noch nicht, was ich für Dich fühlte. Oder wenn Du einen Schimmer davon hattest, hieltest Du es für das, was es bei Dir war, — für das, was in unserm Kreis zum Stichwort geworden war: Freundschafts- oder Stimmungserotik, und dachtest nicht weiter darüber nach.

Meine neue Arbeit nahm meine Zeit mehr und mehr in Anspruch. Ich war viel außer Hause, um Stoff zu sammeln, besuchte Reichstagssitzungen, Generalversammlungen, öffentliche und private Geselligkeit, mußte viele Menschen sehen und sprechen, und — nicht zu vergessen — häufig in's Theater gehen. Es war oft recht lästig, und auf die Dauer wird es unausstehlich, Alles mit dem Gedanken anzusehen und zu hören, daß man die Kritik wach halten muß, weil man daheim Alles aufschreiben soll.

Aber obwohl die Kritik nicht meine starke Seite ist, lernte ich allmählich „sehen“ und „hören“ und eignete mir ein einigermaßen sicheres Urtheil an. Zuweilen griff ich natürlich ganz fehl, oft aber traf ich doch den Nagel auf den Kopf, — wenigstens sagtest Du das. Und dann war ich zufrieden.

Und ich wurde ganz wohlhabend dadurch. Die durch die Actien erlittene Einbuße war längst gedeckt. Tante und ich machten jetzt ordentlich Haus und lebten sehr behaglich.

So lange meine Arbeit mich Dir näher brachte, so lange ich mit Fug und Recht Beschlag auf Dich legen, Dich gleichsam in Alles hineinziehen konnte, was ich unternahm, so lange war ich ganz beruhigt. Es genügte mir, Dich zu sehen, Dich für mich allein zu haben, wenn auch nur jede Woche ein paar Mal auf eine halbe Stunde.

Wir sahen uns außerdem regelmäßig im Freundeskreis und auch außerhalb desselben. Du gehörtest zu den Gesuchten, und wir kamen oft zusammen, gingen mit einander zu und von Gesellschaften. Lange bildete ich mir ein, daß es leicht sei, Deine Freundin zu sein und Nichts weiter.

Allmählich aber beherrschte ich meine Arbeit vollständig und mußte mein Gehirn zermartern, um einen Vorwand zu finden, der nicht gar zu durchsichtig war, unter dem ich Deinen Beistand suchen konnte. Da ward die Sache schwieriger.

Mich überkam eine Unruhe, ein ganz unwiderstehliches Sehnen, Verlangen nach Dir. Ich mußte Dich sehen, Dich nur sehen. Kamst Du einen Tag, wo ich Dich erwartete, nicht zu mir, oder hatte ich nicht den Muth, zu Dir hineinzugehen, — so blieb ich draußen.

Wie unzählige Male habe ich nicht in dem tiefen Schatten vor Deinem Hause gestanden und Dich an Deinem Arbeitstisch sitzen sehen, ja, das heißt, ich wußte, daß Du da saßest, aber ich sah Dich nicht. Alles, was ich hin und wieder gewahrte, wenn Du den Kopf erhobst, war Dein braunes Haar, das vom Schein der Lampe beleuchtet wurde. Und ich segnete Deine Angewohnheit, die mir zu gute kam, niemals das Rouleau herabzulassen. Einmal — ich Närrin glaubte, es sei Sympathie, — erhobst Du Dich plötzlich, tratest an's Fenster, standest da und schautest hinaus, zuerst aufwärts, dann auf die Straße hinab, als suchten Deine Augen Jemand. Ich zitterte am ganzen Leibe, und in meinem thörichten Herzen klang es wie ein Jubelschrei, daß Du mich suchtest!

Uebrigens brachte ich niemals eine sonderliche Ausbeute von diesen Pilgerfahrten heim. Nein, ich fühlte mich leer und beschämt und nahm mir stets ernstlich vor, daß dies das allerletzte Mal sein sollte. Häufig war es auch dunkel bei Dir, und dann mußte ich unverrichteter Sache umkehren. Mit den länger werdenden Tagen schwand diese kläzliche Freude.

Jetzt kann ich über mich selber lachen, und kann von Herzen lachen. Damals lachte ich auch, aber wie bitter, wie krankhaft klang nicht mein Lachen!

(Schluß folgt.)



Arthur Schnitzler.

Von

Hans Benzmann.

— Berlin. —

Wenn wir vom „jungen Deutschland" reden, denken wir an die Stürmer und Dränger, die bereits vor mehr als zehn Jahren die Revolution in der Litteratur verkündeten und durchführten, an Kraftgenies wie Karl Bleibtreu, Michael Georg Conrad, Conradi und Max Kretzer. Wir denken an den bereits wieder überwundenen Naturalismus, an die sociale Poesie der achtziger Jahre, an Hinterhausromane und Arme-Leute-Lyrik. Bei uns in Deutschland hat sich seit jenen denkwürdigen Jahren eine reiche und vielseitige Entwickelung vollzogen. Die heutige deutsche Kunst ist aristokratischer wie je, eine Kunst der Persönlichkeitsoffenbarung und der individuellen Formen, eine Poesie der Seele und der schönen tiefsinnigen Phantasie. In Oesterreich war es und ist es anders. Man kann eigentlich erst seit kürzester Zeit von einem „jungen Oesterreich" reden. Diese Kunst zeigt aber eine ganz andere Physiognomie, als die deutsche. Abgesehen von der theatralischen, hat eine litterarische Entwickelung in Oesterreich nie stattgefunden. Litterarische Revolutionen, große Bestrebungen hat es hier nie gegeben. Grillparzer, einer der wenigen autochthonen, universal empfindenden Dichter, die Oesterreich hervorgebracht hat, ein Genie ersten Ranges, kein Epigone, blieb späteren Generationen — bleibt anscheinend auch der heutigen — ein Fremdling! Er konnte ein Bahnbrecher sein (er kann es noch werden)! Die österreichische Kunst übernahm das Große vom Auslande, und dann und wann verarbeitete sie es in volksthümlicher Weise selbstständig. Selbstständiges schuf sie im Kleinen sehr Vieles. Selten verleugnete sie den eigenartigen sich abseits entwickelnden Volkscharakter, und vielfach brachte sie das unter einer eigenthümlichen

Politik verbitterte Wesen des Oesterreichers und die leichtlebig-melancholische Art des Volkes, namentlich des Wiener Volkes, zum Ausdruck. So ist es auch heute. — Das junge Oesterreich ist auf einmal da! Einige selbstständige, nicht gerade sehr bedeutende Talente beginnen seit Kurzem zu wirken, ein jeder von ihnen nach seiner Weise und jeder doch ganz und gar ein Typus des österreichischen Künstlers. Es ist bezeichnend für diese junge Dichterschaar, wie sie im Gegensatz zu den norddeutschen Revolutionären sich zur alten Kunst stellt. Die jungen Oesterreicher kritisiren das Alte überhaupt nicht. Sie beachten das Ueberlieferte nicht, aber sie achten es. Hermann Bahr, der gewiß verdienstvolle Kritiker und sehr oft scharfsinnige Interpret der österreichischen Moderne, stellt hierzu ein drastisches Beispiel auf. Er sagt in seinen „Studien zur Kritik der Moderne"*): „Man frage einen der jungen Berliner nach Spielhagen oder Heyse — besser würde man den Henker gleich nach seinem Opfer fragen. Man frage einen der jungen Wiener nach der Eschenbach oder Saar — und der herzlichsten Verehrung, der innigsten Liebe, der zärtlichsten Treue ist kein Maß." Die junge österreichische Kunst hat die Schule des Naturalismus nicht durchgemacht. Diesen zarten Dichterseelen widerstand es, sich in das Aeußerliche zu vertiefen. Sie hatten eine ängstliche Scheu vor der Wahrheit. Sie wagten dem brutalen Zeitgeist nicht entgegen zu treten. Sie zogen sich in sich selbst zurück und erfaßten den Zeitgeist im Kleinen, den Geist ihrer Umgebung. Sie schildern ihre kleinen Erlebnisse, sie leben in Träumen und Anekdoten, in Stimmungen und Episoden. Sie lieben das Ungebundene, das Augenblickliche, die feinen Genüsse des Lebens und die zarten Regungen der Seele. Man verspürt in ihren Schriften keine Ergriffenheit, man erkennt fast nirgends eine Weltanschauung, ein Streben nach Concentration und Universalität des Empfindens, man vermißt das volksthümliche Element in ihren Liedern: Schlichtheit und Einfachheit der Formen. Bunte Stimmungen, Bilder, Phantasieen, Scenen, leichtgeschürzte Verse fliehen an uns vorüber. Eine geistreiche, feine sinnreiche Kunst, eine Poesie der modernen Seele, nicht des Gemüthes, eine Poesie für den Wiener Salon, nicht für das österreichische Volk. Gesund ist diese Poesie, weil sie der Augenblick und das Leben fesselt. Uns muthet sie oft krankhaft an, weil ihr Kraft und Leidenschaft fehlen, weil ihre Formen oft allzu weich oder allzu reich an üppigen Worten, an schillernden Bildern und überfeinen Nüancirungen sind. Sie erscheint uns als eine decadente Poesie, weil sie allzu sehr dem Bewußtsein ihrer Schöpfer entsprungen ist. Der fruchtbare Boden, auf dem sie gedeiht, ist die Ueberbildung, die Uebercultur. Diese Dichter, die mehr Künstler als Dichter sind, lieben das Leben, dessen sie überdrüssig sind, und sie lieben es stets auf's Neue, weil sie hoffnungsarm sind, weil sie das Herannahen eines neuen starken Geistes nicht verspüren, eines Geistes, der

*) Band I, 1894. Verlag von Rütten und Loening, Frankfurt a. M.

das Leben wieder natürlicher gestalten möchte. Sehr viel Aehnlichkeit hat diese „wienerische“ Kunst mit der französischen. Allein diese Aehnlichkeit beruht auf einer eigenartigen Verwandtschaft der künstlerischen Temperamente und auf Gleichartigkeit der Culturen, weniger auf Nachahmung und Beeinflussung. Hermann Bahr charakterisirt in der oben erwähnten Schrift sehr feinsinnig die Stellung der österreichischen Modernen zur „Moderne“ überhaupt. Er sagt — allerdings etwas pathetisch —: „Sie wollen österreichisch sein, aber österreichisch von 1890. Das ist der dunkle weite Drang, der sie über das Herkommen treibt und doch auch wieder vor den französischen, skandinavischen, russischen Mustern warnt, welche das jüngste Deutschland äfft. Sie können sich an der neuen Kunst von heute nicht genügen, weil sie nicht österreichisch ist; und sie können sich an der österreichischen Kunst nicht genügen, weil sie nicht von heute ist. Sie wollen das Eine und das Andere nicht missen. Sie wollen Beides. Sie wollen die österreichische Farbe und den Geruch des Tages.“

Ein Typus des hier geschilderten österreichischen Künstlers ist der Wiener Dramatiker und Novellist Arthur Schnitzler. Er ist wohl der begabteste und glücklichste Dramatiker des jungen Oesterreich. Seit den erfolgreichen Aufführungen seines Dramas „Liebelei“ an den besten europäischen Bühnen gehört er zu den internationalen Berühmtheiten.

Arthur Schnitzler ist am 15. Mai 1862 in Wien geboren. Sein Vater, Professor der Laryngologie, war ein bekannter und beliebter Arzt. Er starb vor fünf Jahren. Der junge Schnitzler studirte Medicin in Wien, war darauf eine Zeit lang am Krankenhaus in Wien und später an der Poliklinik thätig. Seit etwa acht Jahren lebt er als praktischer Arzt in Wien. Schnitzler hat von frühester Jugend an geschrieben. In die Oeffentlichkeit ist er erst spät getreten. Die ersten Novelletten, Gedichte, Dialoge veröffentlichte er 1886 und 89 in der damals in Wien erscheinenden und von einem gewissen Paul Goldmann geleiteten Halbmonatsschrift „An der schönen blauen Donau“. Dieser Paul Goldmann war übrigens der Erste, der die Begabungen des sogenannten „jungen Wiens“ erkannte. In der genannten Zeitschrift erschienen auch die ersten Verse von Hugo von Hoffmannsthal (Loris), dem begabtesten und eigenartigsten der Wiener Lyriker. Schon bevor Hermann Bahr nach Wien kam, der fälschlicher Weise hier und dort als Entdecker jener Talente genannt wird, hatten diese Dichter den Ruf und das Ansehen der jungen Wiener Bewegung begründet. — Seitdem hat Schnitzler mehrere größere Schauspiele: „Das Märchen“, „Liebelei“, „Freiwild“, die Scenenfolge „Anatol“ und die Novellenbücher „Sterben“ und „Die Frau des Weisen“ geschrieben*).

---

*) Sämmtliche Werke sind im Verlage von S. Fischer erschienen. „Anatol“, „Liebelei“ und „Sterben“ erschienen bereits in zweiter Auflage. Die Novellensammlung „Die Frau des Weisen“ wurde soeben (Mai 1898) herausgegeben.

Der Dichter schrieb mir Einiges über die Aufnahme der Stücke. „Das Märchen" wurde von Blumenthal für das Lessingtheater angenommen, ist aber bisher hier nicht aufgeführt worden. In Wien, wo es am Deutschen Volkstheater gegeben wurde, fiel es ganz ab. Sonst ist es nirgends aufgeführt worden. Das Stück „Liebelei" erlebte eine erste Aufführung am Wiener Burgtheater im October 1895. Während in Wien die Beliebtheit dieses Schauspieles allmählich wuchs, hatte es in Berlin und Breslau von Anfang an einen starken Erfolg. Das Stück ist übrigens, übersetzt, viel an ausländischen Bühnen gespielt worden. Neuerdings spielte Adele Sandrock vom Wiener Burgtheater als Gast am Berliner Goethe-Theater die Christine in der „Liebelei". Das Schauspiel „Freiwild" hatte eine erste Aufführung am Berliner „Deutschen Theater" im November 1896. Der Erfolg, der anfangs stark war, hielt nicht an. In Breslau war er verhältnißmäßig stärker. In Wien kam das Stück erst im Februar 1898 am Carltheater zur ersten Aufführung. Nach wenigen Vorstellungen verschwand es hier, nachdem namentlich die antisemitischen Blätter gegen die angebliche Tendenz desselben gehetzt hatten. Aus dem „Anatol" sind einige Scenen mit wechselndem Erfolg hier und dort, neuerdings auch in Berlin am Goethe-Theater (Adele Sandrock gab die Tänzerin im „Abschiedssouper") aufgeführt worden.

Im Herbste 1898 kommt ein neues, dreiactiges Schauspiel „Das Vermächtniß" in Berlin und Wien zur Aufführung. Augenblicklich arbeitet der Dichter ebenfalls an einem dramatischen Werke, über das er aber vorher Nichts verrathen möchte.

Dichter, die einen starken Erfolg gehabt haben, kommen leicht in die Gefahr, überschätzt zu werden. Selbstverständlich ist nicht Alles, was Schnitzler geschaffen hat, gleichwerthig. Als Höhepunkte seines Schaffens möchte ich einige Scenen aus dem „Anatol", die „Liebelei" und die Novelle „Sterben" bezeichnen. Am gerechtesten wurde Schnitzler bisher noch immer von Hermann Bahr beurtheilt. Dieser Kritiker weist vor Allem auf die Einseitigkeit des Dichters hin. Ich citire das vortreffliche Urtheil Bahrs*): „Schnitzler hat wenig. Er muß sparen. So will er es denn mit der zärtlichsten Sorge, mit erfinderischer Mühe, mit geduldigem Geize schleifen, bis das Geringe durch seine unermüdlichen Künste Adel und Würde verdient. Was er bringt, ist nichtig. Aber wie er es bringt, darf gelten. Die großen Züge der Zeit, Leidenschaften, Stürme, Erschütterungen der Menschen, die ungestüme Pracht der Welt an Farben und an Klängen ist ihm versagt. Er weiß immer nur einen einzigen Menschen, ja nur ein einziges Gefühl zu gestalten. Aber dieser Gestalt giebt er Vollkommenheit, Vollendung. So ist er recht der artiste nach dem Herzen des „Parnasses", jener Franzosen, welche, um den Werth an Gehalt nicht bekümmert, nur in der Fassung

*) In der erwähnten Schrift.

Pflicht und Verdienst der Kunst erkennen und als eitel verachten, was nicht seltene Nuance, malendes Adjectiv, gesuchte Metapher ist." Vollwerthig ist jedes Wort dieser Kritik — bis auf den letzten Satz. Bahr kannte damals nur „Anatol" und „Märchen" und einige Jugendwerke („Alkandis Lied" und „Reichthum"). Seitdem wir die „Liebelei" und die einzigsüße, wundervolle Mädchengestalt Christine, eine dichterische Schöpfung ersten Ranges, kennen, seitdem wir den überaus fein und tief empfindenden Psychologen aus der Meisternovelle „Sterben" kennen, erscheint uns das, was Bahr im letzten Satze sagt, als ein nicht mehr gerechtes Urtheil. Ueberschwänglicher, aber umfassender beurtheilt der Berliner Kritiker der „Neuen Deutschen Rundschau" Alfred Kerr den Dichter. Er sagt: „Alles fluthet durcheinander: Innigkeit und Eleganz, Weichheit und Ironie, Weltstädtisches und Abseitiges, Lyrik und Feuilletonismus, Lebensraffinement und volksmäßige Schlichtheit, Oesterreicherthum und Halbfranzösisches, Schmerz und Spiel, Lächeln und Sterben. Ein junger Meister, ein glücklicher Götterfreund, ordnet mit weicher, leiser, spielend vollbringender Hand die Bestandtheile. Das ist die unvergleichliche Welt Arthur Schnitzlers." Von den Worten des ersten Satzes dieser Kritik möchte ich namentlich die beiden ersten unterstreichen, dann vor Allem: Feuilletonismus. Es ist wahr, die Grazie, mit welcher dieser Dichter erzählt, plaudert und schildert, ist das Eigenartige, das Charakteristische, das Ursprünglichste an seinem Wesen. Aber diese leichte, das heißt feine und echte Kunst wirft oft einen dunklen Schatten. Der haftet ihr ebenso natürlich an. Schwer ist es für einen Dichter mit so eigenartiger, aber einseitiger Begabung, sich von feuilletonistischen Oberflächlichkeiten und Banalitäten frei zu halten. Schnitzler liebt dann und wann die geistreiche Phrase und die conventionelle Pose. Schon die Stoffe, die er wählt, sind gefährlich nach dieser Richtung hin. Schnitzler vermeidet nicht die Abgründe. Er überkleidet sie oft mit Rosen, ebenso oft aber auch steigt er behende in die tiefsten Tiefen der Seele hinab (vgl. „Sterben"). Aber es sind gerade die Seichtheiten, die todten Stellen, über die er mit einer conventionellen Redensart, mit einer effectvollen Geste hinwegsetzt. Das stimmt den Leser kühl. Sehr oft verdirbt Schnitzler durch eine derartige feuilletonistische Wendung die feinste Stimmung. Namentlich im „Anatol" und in den kleineren Novellen finden sich solche Nichtigkeiten.

Schnitzlers enges Stoffgebiet ist die Welt des Wiener Lebemannes und der Wiener Grisette. Diese beiden Typen zeigen in Wien ganz eigenartige Physiognomieen oder vielmehr ein vielfältiges und verschiedenartiges Wesen. Schnitzler hat sie alle für die Kunst entdeckt, er schildert sie alle meisterhaft. Die Größe dieses Dichters spricht aus der vollendeten Menschendarstellung. Bahr hat sehr richtig beobachtet. Nur mit wenigen befaßt sich Schnitzler, aber was er anfaßt, das gewinnt Leben, das lebt und bleibt lebendig, steht immer wieder neu vor uns, so oft uns auch der Dichter dasselbe, ein wenig anders gefaßt und gewendet, zeigt. Und so zieht diese leichtlebige Welt an

uns vorüber, so bildet sie stets den Hintergrund zu den ernsteren, zu den fester gezeichneten Charakteren. Die elegante Wiener Gesellschaft, mondaine Damen, Offiziere, Studenten und Lebemänner mit ihren „Liebeleien", Schauspielerinnen und „süße Mädln" der Vorstadt, aber auch Circusdamen, Cocotten und Dirnen, das ist die begrenzte, „leichtsinnig-melancholische Welt" dieses Dichters.

Diese schildert er uns namentlich in der Scenenreihe „Anatol". Das Werk enthält wohl mit das Früheste, was Schnitzler geschaffen hat. In diesen kleinen Scenen zeigt er eine frühe Meisterschaft in der Beherrschung des Dialogs, der dramatischen Technik überhaupt. Wir dürfen diese sieben Scenen nicht als etwas Organisches auffassen. Dieser Künstler hat eine Vorliebe für abgeschlossene, runde Compositionen, die in ihrem kleinen, zierlichen Rahmen genau alles das schildern, was der Dichter schildern wollte, nicht mehr und nicht weniger. So konnte Schnitzler schon früh vollendete Kunstwerke im Kleinen, meisterhafte Miniaturwerke schaffen. Nachträglich hat dann der Dichter eine Reihe solcher Perlen auf eine Schnur gezogen. So entstand „Anatol". Die Seele des Buches ist der bekannte „leichtsinnige Melancholiker": Anatol. Wir erfahren nicht, wie er sonst heißt und in welcher Lebensstellung er sich befindet. Er ist für uns nur der Liebhaber. Die zweite männliche Person, die in den meisten dieser Scenen vorkommt, ist Max, der Freund. Ebenfalls eine typische Figur Schnitzlers, die auch in späteren Dramen immer wiederkehrt. Max ist der verständige, maßvolle, ja kaltherzige, aber immer freundschaftliche Pylades, Anatol der weichherzige, energielose, schwächliche, phantastische Orest. Jener repräsentirt das Leben, die reale Welt; dieser die feinfühlige, moderne müde Seele, ein Leben in Träumen und Illusionen, in Sehnsucht und Melancholie, in aufrichtigen, augenblicklichen Gefühlsekstasen und in Selbstbetrug und Posen. Beide sind Repräsentanten einer gewissen Sphäre der heutigen Cultur, Repräsentanten der Uebercultur, der Decadence, des Scepticismus, und schärfer bezeichnet, des Marasmus innerhalb unserer Zeit. Die sieben Scenen sind sieben Liebeserlebnisse Anatols. Wir sehen ihn langsam seine Illusionen zerpflücken. Er analysirt mit grausamer Lust seine Empfindungen. In Allem sieht er die Lüge; er möchte der Wahrheit ins Gesicht sehen, aber er fürchtet sich vor ihr. Er möchte sein Mädchen eindringlich fragen, ob sie ihn wirklich liebe, ob er der einzigste, der erste sei, den sie liebe; er versucht dies einmal, sogar auf hypnotischem Wege; aber vor der entscheidenden Frage weicht er immer wieder zurück (vgl. die Scene „Die Frage an das Schicksal"). Aber dieser Anatol ist eine wunderbare Mischung aus den verschiedenartigsten Elementen. Ein andermal ist er blasirt, cynisch, gemein, dann zeigt er die brutale Seite seines Egoismus. Er knüpft Liebesverhältnisse mit verheiratheten Frauen an (vgl. die Scene „Weihnachtseinkäufe") und mit unverdorbenen Mädchen. Diese letzteren hat Anatol auf der Vorstadt entdeckt. Sie sind die bekannten „süßen Mädln". In dieser Liebe findet er noch ein

letztes blasses Glück. In der Darstellung dieses Verhältnisses entdecken wir die liebenswürdigsten Züge des Dichters. Mit wunderbarer Innigkeit weiß er uns diese schlichten Mädchen des Volkes, Modistinnen oder Verkäuferinnen, zu schildern. Anatol liebt sie mit der ganzen Zärtlichkeit seiner sehnsüchtigen Seele, und sie lieben ihn mit ihrer ganzen Natürlichkeit. Er schwärmt von ihrem kleinen Zimmer draußen auf der Vorstadt mit den gemalten Wänden, mit den paar alten schlechten, verblaßten Kupferstichen, mit den Blumentöpfen am Fenster und mit der Aussicht auf die im Dunkel versinkenden Däher und Rauchfänge. Doch hören wir Anatol selber! So schildert er sein Glück einer verheiratheten Freundin:

Gabriele: — — sie wartet wohl schon auf Sie?

Anatol: Gewiß!

Gabriele: Sie wartet!? — Sagen Sie . . . wie empfängt sie Sie denn?

Anatol: Ach — wie man eben empfängt.

Gabriele: Sie hört Ihre Schritte auf der Treppe . . . nicht wahr?

Anatol: Ja . . . zuweilen.

Gabriele: Und steht bei der Thür?

Anatol: Ja!

Gabriele: Und fällt Ihnen um den Hals — und küßt Sie — und sagt . . . Was sagt sie denn? . . .

Anatol: Was man eben in solchen Fällen sagt . . .

Gabriele: Nun — zum Beispiel?

Anatol: Ich weiß kein Beispiel!

Gabriele: Was sagte sie gestern?

Anatol: Ach — nichts Besonderes . . . das klingt so einfältig, wenn man nicht den Ton der Stimme dazu hört!

Gabriele: Ich will ihn mir schon dazu denken. Nun — was sagte sie?

Anatol: „. . . Ich bin so froh, daß ich Dich wieder hab'!“

Gabriele: „Ich bin so froh“ — wie?!

Anatol: „Daß ich Dich wieder hab'!“ . . .

Gabriele: Das ist eigentlich hübsch — sehr hübsch! —

Anatol: Ja . . . es ist herzlich und wahr!

Gabriele: Und sie ist . . . immer allein? — Ihr könnt Euch so ungestört sehen!? —

Anatol: Nun ja — sie lebt so für sich — sie steht ganz allein — keinen Vater, keine Mutter . . . nicht einmal eine Tante!

Gabriele: Und Sie . . . . sind Ihr Alles?

Anatol: . . . Möglich . . . Heute . . . (Schweigen).

Dieses „süße Mädl“, eine Lieblingsgestalt des Dichters, kehrt ebenso wie die beiden männlichen Charaktere, der Liebhaber und der Freund, und die verheirathete Frau in den Werken Schnitzlers immer wieder. Am

tiefsten erscheint uns dieser Typus in der Christine der „Liebelei". Die Ehebruchsliebe bildet das stete Thema in der Novellensammlung: „Die Frau des Weisen."

Uebrigens wird man bei Schnitzler nirgends ein lüsternes Wort finden, nirgends streift er auch nur mit einer Andeutung das Gemeine. Auch verhüllt er das Schamlose nicht, damit wir es desto deutlicher erkennen. Er hat eine kindliche, naive Freude am bunten Liebesspiel, und in der Darstellung zeigt er eine Zartheit, eine Vornehmheit, die beinahe Keuschheit ist. Seine Helden empfinden die Sünde nicht als Sünde, sie grübeln nicht über die Nichtigkeit des Lebens nach, sondern nur über das Wesen ihrer augenblicklichen Liebe, über die Melancholie der Stunde. So gehen ihnen wohl alle Illusionen verloren, aber sie haben immer wieder neue vorräthig. Das ist das Wesen der Lebewelt Schnitzlers, dieser wienerischen Decadence. Sie weiß Nichts von Decadence, sie lebt mit Grazie und Anmuth, und der Dichter beweint sie nicht, er belächelt sie, und er formt aus diesem feinen Thon Figuren, die von ihrer Zerbrechlichkeit Nichts wissen, die wie Schäfer und Schäferinnen sich lieben, und wie Kinder in Märchen und Illusionen leben . . .

Als ein Anderer erscheint uns der Dichter in dem dreiactigen Schauspiel: „Das Märchen." Ich weiß nicht, ob der Dichter dieses Stück früher, als die Anatolscenen schrieb. Jedenfalls ist es nur eine Talentprobe. Es ist ein Thesenstück, in welchem das Leben selbst die Wahrheit einer Idee beweisen soll. Schnitzler scheint mir, als er dieses Stück schrieb, noch zu wenig Künstler gewesen zu sein, um schwere Ideen logisch entwickeln und figürlich consequent gestalten zu können. Sein Talent weist ihn meines Erachtens überhaupt in das Reich des Thatsächlichen, nicht in das des Doctrinären. Er muß dem Leben folgen, er darf es nicht leiten. Ideen verleiten ihn leicht dazu, Charaktere zu entwickeln, die seinem Wesen fremd sind. In solchen Fällen wird ihn seine Psychologie oft im Stiche lassen. Immer ist er Künstler genug, so daß uns auch in diesem Falle nicht Alles construirt erscheint, aber man merkt überall die Mühe, die der Dichter hatte. Der Dialog schleppt im „Märchen", und die Menschen bewegen sich wie Schemen. Schnitzler darf überhaupt nicht viele Menschen auf die Bühne bringen. Sie wissen wirklich nicht, was sie auf der Bühne sollen, diese ganzen Familien, diese Gruppen und Parteien. Der einzig gelungene Charakter im „Märchen" ist die Liebende, die Schauspielerin Fanny Theren. Das Thema hatte der Dichter in einer der Anatolscenen schon berührt. Hier im „Märchen" ward es nicht Leben, es blieb graue Theorie. Der Träger der Idee ist der Künstler Fedor Denner. Dieser will das „Märchen von den Gefallenen" beseitigen. Aber an sich selbst muß er erfahren, daß wir trotz aller Ehrlichkeit unserer Ueberzeugung und unseres Wollens über die dunklen Punkte im Leben der Geliebten nicht hinwegkommen. Es ist wahr, der Gesellschaftsmensch ist ein Feigling und

ein Halber, und der moderne, seinen Worten nach vorurtheilslose Mann zeigt sich in seinen Handlungen oft als ein Schwächling. Aber Fedor Denner ist kein Schwächling. Sein Auftreten in den ersten Acten überzeugt uns von der Lauterkeit seiner Gesinnung und von der Festigkeit seines Charakters. Auch wird die Leidenschaft, das tiefe und reine Empfinden Fannys für den Geliebten von dem Dichter mit so überzeugender Kraft geschildert, daß es mir unerklärlich ist, wie späterhin ein zuerst fest und sicher auftretender Mann, ein ganzer Mann, dieses unendlich liebenswürdige Weib im Stiche lassen kann! Die Zeichnung des männlichen Hauptcharakters scheint mir demnach in diesem Stücke mißlungen zu sein. Die übrigen Schwächen des Stückes, die todten Gruppirungen und das Schleppen des Dialogs erwähnte ich schon.

Als ein vollendeter Dramatiker erscheint Schnitzler in dem dreiactigen Schauspiel: „Liebelei". Das Stück hat ihn zum berühmten Mann gemacht. Er, der bisher nur in den Wiener Litteraturcafés Ansehen und Ehre genoß, wurde auf einmal ein Liebling des Volkes — und mit Recht. In diesem Stück erscheinen neben den Wienern echte deutsche Volkstypen. Aus dem „Anatol" ist das Stück in erster Linie hervorgewachsen. Als Hauptcharaktere treten wieder der Liebhaber und der Freund auf. Der Freund ist hier aber ebenfalls Liebhaber, jedoch, im Gegensatz zu dem empfindenden, von seinem Gewissen geplagten, der genießende, sorglose, wenn auch nicht herzlose, aber scrupellose. Die Beiden heißen hier Fritz Lobheimer und Theodor Kaiser. Der Dichter bezeichnet sie im Personenverzeichniß als „junge Leute". Ihnen gegenüber stehen zwei Mädchen: Christine Weiring und Mizzi Schlager. Erstere ist die Tochter des Hans Weiring, der Violinspieler am Josephstädter Theater ist. Mizzi bezeichnet der Dichter als „Modistin". Sie ist das schneidige, fesche Wiener Mädl, das „Verhältniß" comme il faut. Sie liebt ihren Theodor nach ihrer Art, sie amüsirt sich mit ihm, sie geht mit ihm durch Dick und Dünn. Aber wenn er sie verlassen wird, wird sie vielleicht einen Tag untröstlich sein, dann wird sie sich fassen und sich nach einem Anderen umsehen. Christine ist eine der wunderlieblichsten Mädchengestalten, die die moderne deutsche Poesie geschaffen hat. Sie ist das deutsche Mädchen. Nicht mit Unrecht hat man sie neben Halbes Annchen gestellt. Mit dieser Gestalt hat sich der Dichter die Liebe seines Volkes erobert. Christine ist das naiv liebende Mädchen mit der reinen, ungetrübten jungen Seele. Ihre erste Liebe wird ihr, muß ihr zum Verhängniß werden. Sie weiß ja Nichts von der Welt, sie nimmt Alles so ernst. Aus zarten Keimen wächst in ihrem Herzen die Liebe zu einer wunderbaren herrlichen Blume. Alfred Kerr schildert sie mit Begeisterung in dem oben erwähnten Aufsatz: „Sie ist mehr als ein süßes Mädl. Diese blasse Violinspielerstochter, die noch nicht geliebt hat und eine tiefe, unüberwindbar tiefe Neigung zu einem leichtsinnig-schwermüthigen Menschen — Fritz — faßt, der ihr in den Weg

kommt — sie leuchtet in so wunderbarer Schlichtheit, daß sie die Geltung einer Einzelpersönlichkeit abstreift und zu einem wohlvertrauten, halbumdämmerten, holden Urbild wird, wie es unsere Träume in Volksgestalten an glücklichen Abenden sehen. Diese lautlos hingegebene Gestalt, die innig und zurückhaltend, glücklos und selig und in der leisesten Regung Mädchen ist: sie stammt aus dem Gefild, auf dem die herbere Schönheit früher und liebster Goethe'scher Mädchen wuchs. Wen soll man neben ihr heut nennen? Fontanes Lene. Die weiblichen Erscheinungen moderner Dichter sind, gegen Christine gehalten, fast Alle reflectirt und mittelbar." Diese Gestalt fanden wir schon hier und dort im „Anatol" angedeutet.

Die Handlung ist eine sehr einfache. Fritz Lobheimer hat ein Liebesverhältniß mit einer verheiratheten Frau. Während dessen lernt er Christine durch ihre Jugendfreundin Mizzi Schlager kennen. Immer mehr bezaubert ihn das frische innige Wesen des Mädchens. Aus einer „Liebelei" wird eine echte tiefe Liebe. Er erkennt allmählich, daß ihm nun das wahre Glück erblühen wird — da plötzlich bricht das Verhängniß herein. Der betrogene Ehemann hat von dem Ehebruch erfahren. Fritz wird im Duell erschossen. Als Christine erfährt, daß der Geliebte für eine Andere in den Tod gegangen ist, daß er schon begraben ist, ohne daß sie davon erfuhr, stürzt sie sich in's Wasser. Diese Fabel ist nicht neu; aber die Behandlung des alten Herganges ist eine gänzlich neue. Sie zeigt den Dichter als modernen Künstler, der alles Theatralische vermeidet und der gerade in seiner vornehmen schlichten Darstellungskunst ungemein lebenswahr wirkt. Wir erfahren von dem Duell nur, daß es stattfinden wird, und dann, daß es stattgefunden hat. Auch daß die ehebrecherische Gattin nicht selbst in irgend einer Scene auftritt, daß sie vollständig hinter der Bühne bleibt, ist ein Zug wirksamster Einfachheit. Scene an Scene zieht stimmungstief, in sich vollendet, an uns vorüber. Hier finden wir nicht eine todte Stelle. Der Dialog ist geradezu meisterhaft in seinem Tempo, in seiner steten Spannung. Hier redet nicht der Dichter zu uns, hier will er keine Ideen, Wahrheiten verkünden und beweisen, kurz, hier vernehmen wir nicht pathetische oder sinnreiche Worte, hier spricht das Leben, hier sprechen lebendige Menschen zu uns. Wie fein ist der Vater der Christine gezeichnet, eine prachtvolle Volksgestalt, ein Wiener, ein Musiker, ein lebenserfahrener, sein Kind innig liebender Greis. Wundervoll sind die letzten Scenen. Der alte Weiring hat von dem Ausgange des Duells erfahren, und nun will er die Kunde seiner Tochter in zartester Weise mittheilen. Er beginnt damit, indem er ihr Verhältniß zu dem „jungen Herrn" als ein vorübergehendes darstellt. Die Scene wird zu einer Offenbarung der liebenden Mädchenseele. Aber allmählich ahnt Christine etwas Dunkles, das man ihr verbirgt. Da erscheinen Theodor und Mizzi. Theodor ist schwarz gekleidet. Und nun erfährt sie Alles. Mit höchster Kunst hat der Dichter den Ausbruch des tiefsten Schmerzes geschildert. Als Christine dann noch erfährt, daß

Fritz für eine Andere gefallen sei, da durchrasen alle Schmerzen der Eifersucht, der Enttäuschung, der Verzweiflung ihre geängstigte und gepeinigte Seele. Sie fragt in wirren Sätzen dies und jenes, sie schreit ihre Qual heraus; Wahnsinn und Klarheit und der Drang, nun auch das Bitterste durchzukosten, streiten um ihre Seele. In höchster Verzweiflung stürzt sie hinaus. Meines Erachtens ist diese Schlußscene nur ein wenig zu lang, zu abgerundet. Ich schließe mich aber nicht jenen Kritikern an, die da meinen, Christine erwäge zuletzt das Unrecht, das ihr der Geliebte gethan habe, allzuviel, sie reflectire. Schnitzler kennt die Natur des Mädchens und des Weibes besser als seine Kritiker. Hier hat nicht nur eine Gefühlsexplosion, sondern auch eine Wesensveränderung stattgefunden. In einem Moment ist in diesem Mädchen das Weib erwacht, dessen Würde verletzt ist. In solchen Momenten höchster Anspannung aller Empfindungen bekämpfen sich Wahnsinn und der Drang, Alles, auch das Letzte zu erfahren, in unserer Seele. Das Stück ist in jeder Beziehung ein vollendetes Kunstwerk.

Das Drama „Freiwild" ist wie „Das Märchen" ein Thesenstück. Es behandelt den „Ehrbegriff" und die „Duellfrage". Ein österreichischer Offizier wird von einem Civilisten geohrfeigt, weil er eine Schauspielerin, die dieser liebt, beleidigt hat. Natürlich fordert der Oberlieutenant den Maler. Dieser verweigert das Duell, er erklärt, daß er einen Buben gezüchtigt habe. Der Offizier muß, falls er keine Genugthuung erhält, den Dienst quittiren. In seiner Verzweiflung schießt er den Gegner auf offener Straße nieder. Abgesehen davon, daß durch das Ueberwiegen des Ideellen dieses Schauspiel an künstlerischem Werthe niedriger steht als die „Liebelei", zeigt sich Schnitzler auch in diesem Stücke als hochbegabter Künstler, als vollendeter Dramatiker. Wir merken fast gar Nichts von einer Construction. Prächtige lebendige Menschen sind es, die wir vor uns sehen. In den ersten Scenen wird uns das lustige Leben, das Treiben einer kleinen Theatergesellschaft und der Verkehr derselben mit Offizieren und Dandys geschildert. Das sind alles Figuren, wie sie das Leben eckig und glatt geschnitzt hat. Noch hören wir das lustige Geplauder zwischen den Buschkaden, an der Theaterthür, — da plötzlich gerathen die beiden Männer aneinander, die grelle Lohe des Hasses und der Leidenschaft flammt auf, und nun concentrirt sich die Handlung: Aus dem Getändel, aus dem lustigen Treiben wächst eine Tragödie empor, ein Schicksal, das nicht mehr zu bannen ist. Wie ein Dämon verfolgt die angethane Schmach den Offizier. Athemlos folgen wir den Ereignissen, bis die Katastrophe eintritt. Seltsam, daß dieser feste Charakter, Rönning, der Gegner des Offiziers, keinen Ausweg fand. Er hatte beschlossen, mit der Geliebten den Ort zu verlassen, da hört er, daß der Gegner ihm auflauere. Sein Trotz erwacht, er will nicht feige sein — dieser Entschluß entspricht einigermaßen diesem starken Charakter — er bleibt und läuft dem Feinde vor die Pistole.

Hier ist es dem Dichter besser wie in dem „Märchen" gelungen, einen tiefen und starken und trotz seiner inneren Festigkeit und Harmonie brüchigen und nicht ganz consequenten Charakter, kurz einen außerordentlichen und doch sehr menschlichen Menschen zu schildern. Der Dialog zwischen Rönning und einem seiner Freunde über das Duell sagt uns nichts Neues; aber gerade das Alte, das hier gesagt wird, entspricht dem Wesen der Charaktere und der Situation, sodaß selbst hier von einer Tendenz des Dichters Nichts zu merken ist. Wundervoll ist die Liebesscene zwischen dem Maler und der jungen Schauspielerin gelungen, — bei der Herbheit dieser beiden Charaktere eine gewiß schwierige Scene. Der Dichter hat dieses psychologische und dramatische Problem durch die Einfachheit und Natürlichkeit seiner Kunst gelöst. Die natürliche Hilfe der Geschehnisse nahm er in Anspruch, und der große Moment führte die Liebenden, die sich bisher Nichts gestanden hatten, wie selbstverständlich zu einander.

Schnitzler hat bisher außer diesen Dramen mehrere Novellen geschrieben. Die Novelle „Sterben" ist von den bisher erschienenen die bedeutendste: Sie ist ein Meisterstück der Seelenschilderungskunst, ein stilistisches Kunstwerk ersten Ranges. Auch in allen seinen Novellen wirkt Schnitzler so unübertrefflich natürlich durch die Schlichtheit seiner Art, zu erzählen, zu entwickeln und zu enträthseln. Es sind seelische Erlebnisse, die er erzählt, keine äußeren Geschehnisse. Alle seine Novellen sind melancholische Liebesgeschichten. Es ist ja Alles so natürlich im Leben, es giebt keine Sünde, keine Räthsel, keine Probleme, es giebt nur einen Lebensdrang und eine Liebe: wir fühlen ihr Dasein täglich, was sollen wir darum deuten und zweifeln: wir leben und genießen — es giebt keinen Ehebruch, es giebt nur die Liebe. Doch: ein Problem giebt es: das Sterben! Das ist das furchtbare Schrecknis, das einzige Problem! Das ist die unbegreifliche Unnatürlichkeit, die Menschen von Menschen trennt, Liebe von Liebe. Wir empfinden es allmählich, wie derjenige, den der Tod erfaßt hat, wie der Sterbende mehr und mehr aus unserer Empfindungswelt entweicht. Das liegt an uns: Aus unserer Liebe wird Mitleid, und das Mitleid erkaltet, und stärker und immer stärker erwacht in uns wieder der Drang, zu leben und mit allem Lebendigen mitzuempfinden. Und das liegt an dem Sterbenden, an seiner wachsenden Menschenfeindseligkeit, an seinem Egoismus: er möchte das Liebste mitnehmen, er möchte es tödten . . . Diese Psychologie eines Sterbenden und des Lebenden am Krankenbette giebt uns Schnitzler in seiner Novelle: „Sterben". Felix sagt der Geliebten, daß er sterben müsse — an der Schwindsucht. Da schwört sie ihm, mit ihm zu sterben; er aber, noch halb gesund, verzichtet auf dieses Opfer; aber je näher er den Tod kommen sieht, desto öfter erinnert er sie an ihren Schwur. Und je kränker er wird, desto nachdenklicher wird Marie, und sie sehnt sich schließlich mit aller Inbrunst wieder in's frische, volle, blühende Leben . . . Als er plötzlich stirbt, flieht sie aus dem Sterbezimmer . . .

Das ist die schlichte Entwickelung. Aber welche Seelenkämpfe erleben wir! Allerdings hat sich bei dieser psychischen Diagnose Schnitzler, der Dichter, bei Schnitzler, dem Arzte, Raths erholt; dennoch handelt es sich nicht allein um die Schilderung eines interessanten „Falles", sondern, ähnlich wie in der Novelle des genialen Polen Dąbrowski: „Der Tod", um eine Seelenanalyse, um eine Zerfaserung des inneren Menschen. Nur daß sich hier alles Empfinden um ein geliebtes Wesen concentrirt, während dort in der Erzählung des Polen sich die flüchtigen, gejagten Gedanken über alle Erkenntnisse verbreiten und Alles niederreißen, was göttlich und was menschlich ist. Es fehlen in der Novelle Schnitzlers nicht die großen erschütternden Momente. Zu dämonischen Wahnsinnsvorstellungen werden oft die Gedanken des Kranken. Liebe und Haß kämpfen fortwährend in ihm. Nachts erwacht er oft, und einmal, als er die Geliebte in ihrer ganzen Jugendschönheit neben sich liegen sieht, greift seine Hand nach ihrer Kehle, und er möchte sie morden . . . Gerade derartige Scenen gelingen dem Dichter, wie auch sein zweites Novellenbuch beweist, vortrefflich. Aber ein unübertrefflicher Meister ist Schnitzler in der Schilderung innigster und aufopfernder Frauenliebe. Diese Marie ähnelt in vieler Beziehung der Christine. Unbeschreibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit ziert diese naiv-klugen, sentimental-frischen Geschöpfe. Wenn der Dichter sie schildert und als Hintergrund Wien, die Gassen, den Ring, den Frühling und Sommer, dann geht ihm das Herz auf, dann giebt er sein Eigenstes, sein Bestes. So sind denn auch die Liebesscenen am Anfang dieser Novelle duftige, zarte Gedichte in Prosa voll Stimmung und Zärtlichkeit. Und wie fein ist dieser Mädchencharakter entwickelt, wie ist mit feinster Kunst die reinste Natur hier geschildert worden! Diese herzliche Liebe zu dem Sterbenden und diese träumerische, dann mächtig wachsende Sehnsucht in das Leben! Wie ein voller mächtiger Accord klingt das Leben in die Gruft des Sterbenden hinein. Wir stehen voll Erschütterung endlich vor dem Todtenbette und lauschen doch, heimlich entzückt, den Harmonieen des Lebens. So ist es im Leben, und so sind thatsächlich unsere Empfindungen. Und die optimistische Weltanschauung, die hier verkündet wird, ist das Große an diesem Buche.

Alles, was uns Schnitzler bisher gab, das giebt er uns noch einmal gleichsam in einem neuen und wiederum so wundervoll einfachen Gefäße in seinem zweiten Novellenbuche: „Die Frau des Weisen". Lächelnd treten sie uns wieder entgegen: der leichtlebig-melancholische Liebhaber, das süße Mädl und die liebenswürdige und keiner Sünde sich bewußte ehebrecherische Frau. Fast jede Novelle ist ein Capitel vom Tode. Und fast jede Novelle schließt mit einem heiteren Accorde aus dem ewigen Liede des Lebens. Schade, daß die schwächste dieser Novellen am Anfang steht und der Sammlung den Namen giebt. Die Novelle „Die Frau des Weisen" beginnt mit einer wundervollen lyrischen Stimmung . . . „Alles ist still und unbewegt. Nur die weißen Wolken treiben langsam; aber der Wind streicht so hoch über Wellen und Wipfel hin, daß das Meer und die Bäume

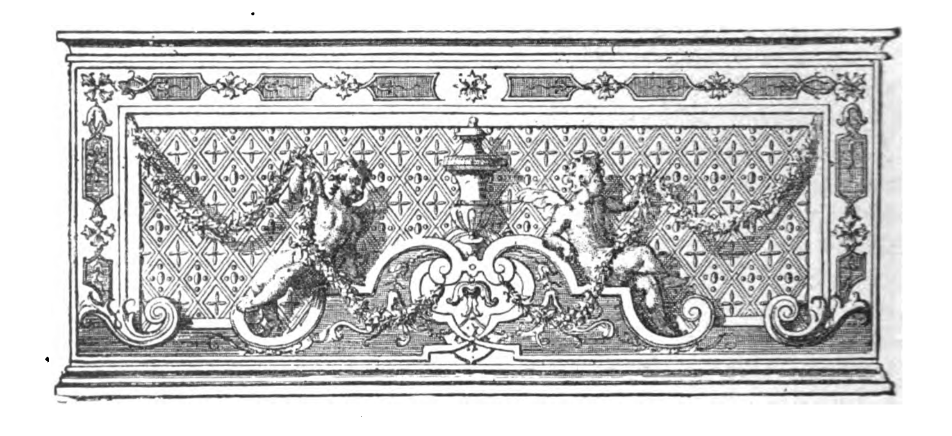
nicht rauschen. Hier ist tiefe Einsamkeit, denn man fühlt sie immer; auch wenn man unter den vielen Leuten ist, im Hotel, auf der Promenade. Die Curcapelle spielt meist melancholische schwedische und dänische Lieder, aber auch ihre lustigen Stücke klingen müd und gedämpft. Wenn die Musikanten fertig sind, steigen sie schweigend über die Stufen aus dem Kiosk herab und verschwinden mit ihren Instrumenten langsam und traurig in den Alleen." Das ist ein unsagbar feines süßmelancholisches Gedicht! Und mit ebenso feinen seelischen Accorden setzt dann die Liebesepisode ein; sehr schade, daß der Schluß mit seiner feuilletonistischen zerfahrenen und unwahren Pointe alle Kunst vernichtet und alle Tiefe wieder aufhebt. Die Novelle hat der Dichter nicht in sich reifen lassen. Wir werden aber vollkommen entschädigt durch die Meisternovellen „Ein Abschied", „Der Ehrentag", „Blumen", „Die Todten schweigen". Die psychologische Novelle: „Ein Abschied" behandelt wieder das Thema von der Ehebruchsliebe. Er erwartet sie, sie kommt nicht; sie kommt immer noch nicht, er glaubt, sie sei krank; seine Furcht wird Gewißheit, er sieht sie in seiner Phantasie auf dem Sterbebette liegen; er eilt nach ihrem Hause, er ist zu feig, hinaufzueilen, er fragt die Diener und hört, daß sie wirklich krank sei. Und nun folgen entsetzliche Tage. Er darf nicht zu ihr, er darf sich und sie nicht verrathen — und schließlich eilt er doch in wahnsinniger Angst nach oben zu ihr, und da ist sie schon todt. An dem Todtenbett kniet der Gatte. Dieser sieht nicht, wer neben ihm steht — er ergreift nur die Hand des Fremden und dankt für die Theilnahme. Der Andere wird sich nun seiner Feigheit bewußt. Wie ein Dieb schleicht er leise davon; denn ihm war, als dürfe er nicht trauern wie die Anderen, als hätte ihn seine todte Geliebte davongejagt, weil er sie verleugnet. — Man muß das lesen. Die Stimmung und die außerordentlich schön gelungene Steigerung derselben, die seelischen Kämpfe lassen sich mit ein paar Worten nicht im Entferntesten wiedergeben. Diese Kunstwerke sind zu fein und zart, sie können kaum disponirt werden. „Die Blumen" hätte unser norddeutscher Meister Theodor Storm geschrieben haben können. Es ist ein Seelengemälde voll tieftrauriger, echt-lyrischer Stimmung. „Ein Ehrentag" erzählt uns die traurige Lebensgeschichte eines kleinen Schauspielers. Dem Dichter ist hier einmal die Zeichnung eines Charakters, der seinem Wesen bisher fremd war, vollkommen gelungen. Die Novelle eröffnet uns neue Aussichten. „Die Todten schweigen" ist wiederum ein Meisterstück der Seelenschilderungskunst. Diese unheimliche Nachtscene — das ehebrecherische Weib an der Leiche des Geliebten, den ein Sturz vom Wagen bei gemeinsamer nächtlicher Fahrt getödtet hat — verräth wahrhafte dichterische Kraft und Phantasie. Hier erinnert mich Schnitzler an die großen russischen Meister. Mit diesen hat er auch die Natürlichkeit im Darstellen gemein. Wie bei diesen entwickeln sich auch bei ihm aus dem Kleinsten, dem Alltäglichsten die großen Tragöden des Lebens. Diese Kunst lernten wir schon bei der Betrachtung der Schauspiele „Liebelei"

und „Freiwild“ bewundern. In den Novellen werden uns nach dieser Richtung hin neue Perspectiven eröffnet.

Schnitzler ist der Dichter seiner Zeit und seiner Umgebung. Er wurzelt nicht in der Vergangenheit, er greift nicht mit mächtigem Fühlen in die Zukunft hinein. „Es fehlen die heimlichen Fragen der Menschen, die Qualen der Bildung, die tausend Zweifel um den Sinn der Schöpfung. Das Wilhelm-Meisterliche, die sittliche Erziehung, der Rath in den Aengsten und Nöthen der Seele ist dieser neuen Kunst verloren. Das Weltliche, Vergängliche hält sie vom Ewigen weg,“ sagt Bahr einmal in seinem Aufsatz: „Das junge Oesterreich“ (l. c.). Dieses Wort gilt auch für das Schaffen Schnitzlers. Charakteristisch ist auch für ihn wie für alle österreichischen Dichter eine gewisse Einseitigkeit. Sein Gebiet aber beherrscht er vollkommen. Gerade an dieser Einseitigkeit erkennt man das natürliche künstlerische Talent. Als ein solches zeigt sich Schnitzler in seinen sämmtlichen Dichtungen. Seine besondere Natürlichkeit ist das Bewunderungswürdige, Originelle an ihm. Frühzeitig wußte er sich eine seinem Wesen entsprechende Technik anzueignen. Ich wies auf die Gefahren nachdrücklich hin, in die ihn seine allzu behende Virtuosität bisweilen bringen kann.

Schnitzler weiß seinen Weg. Er wird niemals ernstlich von ihm abirren. Die fremden Gebiete, die er als reifer Künstler bisweilen streift, liegen seinem Wege nahe. Er zieht das Fremde an sich heran, vielleicht allmählich immer mehr. So wächst er und bleibt dennoch immer der Gleiche: der feine und klare Künstlergeist und der leichtlebig-melancholische Wiener Dichter.





Madame Geoffrins Reise nach Polen*).

(1766—1767.)

Von

Pierre de Ségur**).

— Paris. —

I.

Im Monat Mai des Jahres 1766 beherrschte ein und dasselbe Ereigniß die Salons der litterarischen, vielleicht auch der politischen Kreise, erregte alle Gemüther und veranlaßte tausend Erörterungen. Nicht allein in Paris und Versailles drehte sich Alles um diese Frage; Wien und Petersburg, Europas größte Hauptstädte, waren in derselben Erregung. Die Kaiserin Maria Theresia und Katharina II., die „Semiramis des Nordens", bemühten sich ernstlich um die Ehre eines kurzen Besuches einer einfachen Pariser Bürgerin, der Wittwe des Spiegelhändlers Geoffrin, Tochter des verstorbenen Rodet — Kammerdiener der Dauphine — und Adoptivmutter Stanislaus August Poniatowskis, des jungen Königs von Polen, den sie in seinem fernen Königreich begrüßen wollte.

Man sieht, das kleine, unbedeutende Mädchen, das 1714 in seinem flachen Häubchen wie eine feine graziöse Siamesin, schön wie ein Engel, regelmäßig zur Kirche ging, hat in einem halben Jahrhundert Carrière ge-

---

*) Marquis d'Estampes, der durch Erbschaft in den Besitz der Papiere der Marquise von Ferté-Imbault, Tochter der Madame Geoffrin, gelangt ist, hat mir gütigst gestattet aus dieser reichen, kostbaren Sammlung zu schöpfen. Diesem glücklichen Umstande verdanke ich den größten Theil der unveröffentlichten Documente und Berichte, die ich bei der Veröffentlichung dieser Erzählung gebraucht habe. Diese Reise nach Polen bildet den Anfang eines großen Werkes, das in nächster Zeit erscheinen wird. D. V.

**) Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von R. Speyer-Berlin.

macht. Hier beim Gottesdienst hatte sie unbeabsichtigt die Aufmerksamkeit eines einfachen, guten Mannes auf sich gezogen, sein Herz gewonnen und ihm „die schönsten Fesseln der Welt" angelegt. Auf ehrliche Weise war er durch seinen Handel mit Spiegelglas reich geworden, hatte dann seiner Gattin ein Heim eingerichtet, worin er sie nur aus der Entfernung wie eine Gottheit anbetete, und starb zur geeigneten Zeit, genau so discret, wie er gelebt hatte, ihr fast sein ganzes Vermögen hinterlassend und damit die Mittel, die herrlichen Gaben, die sie von der Natur empfangen hatte, voll zur Geltung zu bringen.

Es ist weder meine Aufgabe, historisch-treue Berichte über einen Salon abzugeben, der — so schreibt Sainte-Beuve — von „historischer Bedeutung" gewesen ist, noch beabsichtige ich, eine jener bereits so oft wiederholten Beschreibungen der berühmten Mittwoch-Diners zu machen, die den Männern der Wissenschaft gewidmet waren und an die sich späterhin die Diners am Montag anreihten, zu denen besonders Künstler herangezogen wurden. Auf diese Diners folgten jene regelmäßigen Soupers, bei denen die Leute aus den besten Kreisen der Gesellschaft: Gesandte und Herzoge, Franzosen und Fremde, die mit der geistigen Bedeutung den Glanz hoher Geburt verbanden, einander trafen. Im Kreise dieser glänzenden, zusammengewürfelten Gesellschaft, in einem Salon, in dem Fontenelle, Marivaux, Marmontel, d'Alembert, Van Loo, Vernet, Boucher, Galiani, Chastelleux, der Fürst von Ligne, die Herzogin de la Vallière, die Marquise von Duras, die entzückende Gräfin von Egmont, „die Crême de la Crême", einander begegneten, bewegt sich Madame Geoffrin, diese Parvenue, die nach ihrer eigenen Aussage gar keine — nicht einmal eine elementare — Erziehung genossen, die kaum eine oberflächliche Kenntniß von Kunst und Wissenschaften besitzt, die nicht orthographisch richtig schreiben kann, mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit, fühlt sich auf jedem Gebiet zu Hause, jeder Aufgabe gewachsen, provocirt, belebt, dirigirt und bewacht die Unterhaltungen und hält sie durch ein Wort, eine Geberde in richtigen Grenzen. Es scheint, als hätte nie Jemand in demselben Maße wie Madame Geoffrin die den Frauen eigene Gabe besessen, sich auf natürliche Weise und ohne Anstrengung den herrschenden geistigen Begriffen anzupassen, ohne jemals die Grenzen des durchaus Nothwendigen zu überschreiten.

„Ich bin," sagte sie eines Tages zu Fontenelle, „wie ein kleiner, runder Baum, der seine Zweige nach allen Seiten ausbreitet. Ich kümmere mich um Alles; ich weiß Etwas von Allem." Das ist zweifellos richtig; aber ihr größtes Talent besteht darin, nie über Etwas zu sprechen, was sie nicht gut kennt, und im Uebrigen die Anderen sprechen zu lassen, indem sie Jedem das Gebiet anweist, das ihm am besten zusagt, und so verdient sie das Lob Saint-Pierres, der überall sonst langweilig, bei ihr aber geistsprühend war: „Madame, ich bin nur ein Instrument, auf dem Sie so gut zu spielen verstehen."

Durch diese geschickte Kunst und eine ungewöhnliche Strenge, mit der sie unaufhörlich die Leute schulmeistert, die sie einmal „bethört" hat, beherrscht Madame Geoffrin nach 25 Jahren beharrlicher Anstrengungen einen Kreis von großen Geistern, und so kommt es, daß zu der Zeit, da wir unsere Geschichte aufnehmen, das Haus in der Rue St.-Honoré nach dem Ausspruch Walpoles „ein kleines, auf Strafen und Belohnungen aufgebautes Kaiserreich geworden ist".

Ihr Aeußeres war der vollendete Spiegel ihrer Seele. Ihre schwindende Jugend verursachte ihr keinen Kummer, niemals hätte sie sie durch irgend ein künstliches Mittel zu erhalten versucht, und als sie die Spuren ihrer früheren Schönheit schwinden sah, „richtete sie sich, ohne zu feilschen, auf das kommende Alter ein". Für die Beschreibung ihrer Toilette genügen diese beiden Ausdrücke: „gesuchteste Einfachheit und tadellose Sauberkeit". Sie trug stets ein Kleid von dunkler Farbe und einfachem Schnitt, Aermel und Kragen mit dem feinsten glatten Leinen besetzt, ihre silbergrauen Haare mit einem Häubchen bedeckt, das sie unter dem Kinn zugebunden hatte, und war, wie La Harpe sagt, mit ihrer aufrechten, geraden Haltung, ihrem leichten und edlen Gang „die einnehmendste Gestalt, die man sehen konnte". Und ebenso wie ihre Toilette war auch ihr Benehmen ihrem Alter durchaus angemessen. Ihre Liebhabereien und ihre Jahre hielten immer gleichen Schritt, „wie zwei gut angeschirrte Pferde".

Jäh wie ein Gewitter an einem schönen Herbstabend brach plötzlich in dieses geregelte, friedliche, glückliche und geachtete Leben eine heftige Erschütterung herein. Die vernünftigste Frau ihrer Zeit, die fünfzig Jahre daran gearbeitet hatte, jedes übermäßige Gefühl aus ihrem Herzen zu bannen, die mit ihrem Abscheu vor Allem, was nach Prunk und Prahlerei aussah, wie Thomas sagt, „den Hobel an alles Schnitzwerk in ihrer Wohnung setzte," von der man boshaft sagte, daß sie, um sich ihr Gleichgewicht zu bewahren, Nichts leidenschaftlich liebte, nicht einmal die Tugend, — diese Frau wurde durch eine seltsame Ironie plötzlich von einem Freudentaumel und Hochmuthsschwindel erfaßt, als sie die Ernennung ihres alten Schützlings Stanislaus August von Poniatowski zum König von Polen erfuhr.

* * *

Um den Ursprung dieser unvorhergesehenen Krisis kennen zu lernen, müssen wir für einen Augenblick bis auf den Zeitpunkt zurückgreifen, da einer der ersten Aristokraten Polens, der Graf Poniatowski, Gemahl der Prinzessin Constanze Czartoryska, Groß-Schatzmeister des Reiches und General der Artillerie, im Jahre 1741 nach Paris kam, um dort eine Saison zu verleben, wo er allseitig mit der größten Sympathie und Ehrerbietung empfangen wurde. Er wurde ein besonders häufiger Gast des Grafen von Torcy, bei dem auch Madame Geoffrin viel verkehrte. Hier begegnete sie

dem edlen Polen und „fühlte sich", wie ihre Tochter, Frau von Ferté-Imbault berichtet, „lebhaft zu ihm hingezogen, was für ihn durchaus schmeichelhaft war. Durch sie wurden ihm alle Salons geöffnet, sie bewies ihm so viel Freundschaft, daß Herr von Poniatowski sie scherzend seine Frau nannte und ihr seine Kinder zu schicken versprach, die ihr wie ihrer eigenen Mutter vertrauen sollten. Und er hat sie ihr wirklich alle geschickt" . . .

Von fünf Kindern, über die er in diesem Sinne verfügte, war sein vierter Sohn, Stanislaus August, der begabteste und hervorragendste, derjenige, der den Anordnungen seines Vaters am treuesten folgte. Geistreich, gebildet, elegant und schön, war er, wie Graf Golowkin sagt, „der Mann, der sich in Europa durch seine guten Manieren, seine Höflichkeit, seinen guten Geschmack am meisten auszeichnete". Er kam im Jahre 1753 nach Paris, und seine erste Sorge nach seiner Ankunft war die, an die Thüre der alten Freundin seines Vaters zu klopfen und an ihr Wohlwollen zu appelliren, denn sie sollte seine ersten Schritte in der französischen Gesellschaft lenken.

Stanislaus August war damals 21 Jahre alt. Er hatte kurz vorher seine Mutter verloren. Seine Jugend, seine Vorliebe für Vergnügungen setzten ihn tausend Gefahren aus, und dessen war er sich wohl bewußt. Madame Geoffrin übernahm ohne Zögern die ihr zugedachte Rolle und erfaßte sie mit allem Ernst. „Er nannte sie Mutter und mich seine Schwester," sagt Madame de la Ferté-Imbault, und brachte er ihr kindliche Neigung entgegen, so war sie ihm eine wahre, zärtliche, aufmerksame und aufopfernde, allerdings etwas despotische und ihrer Gewohnheit nach oft zürnende Mutter. Sie mischte sich in jede seiner Angelegenheiten und bewachte ängstlich alle seine Schritte. „Ich sah ihn oft," erzählt Grimm, „Verzeihung erbitten und erhalten für das, was die gestrenge Mutter ‚querköpfiges Betragen' nannte; am folgenden Tage neuer Grund zum Böswerden und neue Bitte um Verzeihung. Ein allgemein verbreitetes Märchen berichtet, wie der junge Graf nach, ich weiß nicht, welch' galantem, unüberlegtem Streich sich plötzlich gezwungen gesehen habe, eine Ehrenschuld einzugehen, und wie man, als er sie nicht einlösen konnte, im Begriff war, ihn in die Bastille zu stecken, bis Madame Geoffrin, der er sein Vergehen beichtete, die Schuld bezahlte und ihn so aus der Affaire zog. Ruhière hält diese Geschichte für wahr, während Frau von Ferté-Imbault, die zweifellos durch ihre nahen Beziehungen besser unterrichtet sein müßte, in ihren Angaben weniger bestimmt ist. „Meine Mutter hat Derartiges nie mit mir besprechen wollen. Aber da sie sehr discret ist und Dienste dieser Art vielfach geleistet hat, möchte ich fast glauben, daß die Geschichte wahr ist."

Der Aufenthalt Stanislaus August Poniatowskis in Paris dauerte nur 5 Monate. Durch seine Familie nach Polen zurückberufen, ist er, wie allgemein bekannt, mit 25 Jahren zum Gesandten in Petersburg ernannt worden, hat der Großfürstin Katharina dort eine ebenso heftige wie flüchtige

Neigung eingeflößt, und als diese wenige Jahre später Kaiserin von Rußland wurde, hat sie ihren früheren Geliebten auf den polnischen Thron gesetzt, dessen letzter Vertreter er sein sollte. Noch auffallender, als dieser „Roman eines Königthums", wie Frau von Ferté-Imbault ihn nennt, ist es, daß Madame Geoffrins „Adoptivsohn" trotz so vieler Abenteuer und trotz dieses wunderbaren Glückes Derjenigen in seinem Herzen ein so treues Andenken bewahrt hat, die während einer so kurzen Zeit seiner Jugend so günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt hat. In der stürmischen Zeit während seiner Verbindung mit Katharina und später, im Lauf der politischen Kämpfe, die seiner Ernennung in Warschau vorangingen, hörte er nie auf, mit ihr zu correspondiren und sie über alle seine Sorgen und Hoffnungen zu unterrichten; und drei Tage nach seiner Thronbesteigung, am 9. September 1764, benutzt er seine erste Mußestunde dazu, um ihr persönlich dieses außergewöhnliche Ereigniß mitzutheilen und ihr die Versicherung zu geben, daß seine hohe Stellung Nichts an seiner herzlichen Zuneigung zu ihr ändern würde.

Ueber diese sonderbare Art, seinen Regierungsantritt zu verkünden, giebt es mehrere Versionen, von denen keine einzige authentisch ist.

„Mama, Ihr Sohn ist König," lautete der Text, den Sainte-Beuve für richtig angenommen. Der Baron von Gleichen giebt eine andere Variation: „Meine liebe Mama, zürnen Sie mir nicht, ich regiere." Die vortreffliche Veröffentlichung der Correspondenz des Königs von Polen mit Madame Geoffrin durch den Grafen von Mouy bringt die einfacheren und darum ebenso rührenden, eigenen Ausdrücke, deren Stanislaus August sich bedient haben soll: „Meine liebe Mama, seit vorgestern nenne ich Sie, scheint mir, noch weit lieber bei diesem Namen. Es giebt in den Annalen unserer Geschichte kein einziges Beispiel einer ebenso ruhigen und so vollkommen übereinstimmenden Wahl." Nachdem er ihr einen Bericht über den Verlauf der Wahl gegeben, fügt er hinzu, Fürst Primas hätte beim Vorüberfahren den Damen aus den höchsten Kreisen des Königreiches „die Höflichkeit" erwiesen, sie zu fragen, auf wen ihre Wahl fallen würde. „Warum waren Sie nicht dort," rief er in seiner liebenswürdigen Weise aus; Sie hätten Ihren Sohn ernannt." Wenige Tage später überbot er sich noch in seinen zärtlichen Ausdrücken und schrieb: „Der Titel, Ihr geliebter Sohn zu sein, schmeichelt meiner Eitelkeit ebenso sehr wie alle anderen, die ich trage."

Wenn auch der Held dieses Abenteuers allem Anschein nach seine Ruhe bewahrt und dem Rausche widerstanden hat, den der Erfolg so oft mit sich bringt, so ist das leider bei derjenigen, an die er diese soeben citirten Zeilen gerichtet hat, nicht der Fall. In der Zeit, die der Ernennung Stanislaus Augusts folgt, ist Madame Geoffrin buchstäblich außer sich. Die Königswürde, die ihm, den sie wie ihren Sohn liebt, zuerkannt wurde, verdreht ihr vollends den Kopf, erregt sie fieberhaft. Weder ihr Alter, noch ihre Vernunft, auf die sie so stolz ist, noch die Furcht vor der Lächer-

lichkeit, Nichts vermag ihr stürmisches Entzücken zu mildern. Das alte bürgerliche Blut in den Adern dieser Parvenue, die dem Kreise der Dienerschaft eines Palais entstammt, Wittwe eines zurückgezogen lebenden Händlers, läßt sich kindlich von den Strahlen einer Krone blenden, deren Glanz auch auf ihre Stirne zurückzustrahlen und sie mit einem Glorienschein zu umgeben scheint. „Bei dem Gedanken daran, daß mein lieber Sohn, den ich so jung gekannt und so oft gescholten habe, König ist und mich noch ebenso liebt wie damals, da er Nichts als mein Sohn war, schwindelt mir, klopft mir freudig das Herz.“

Das ist der erste Schrei, der ihr entfährt, und nun geht es eine Zeit lang immer crescendo. Unter dieser maßvollen, sicheren Feder, die stets einen gediegenen, guten Geschmack bewies, gedeiht die Blume der Uebertreibung zur großen wuchernden Pflanze. Bald ersinnt sie phantastische Träume für den jungen König, in denen sie selbst eine Rolle zu spielen hat er wird „Heinrich IV.“ und sie sein Minister „Sully“ sein, seine Pracht wird der des „Königs Salomon“ gleichen, und sie, die neue „Königin von Saba“, wird ihn in seinem Ruhme bewundern. Zuweilen bewegt sie sich in Zärtlichkeitsäußerungen, deren Lyrik sich bis zur Emphase steigert und an's Komische grenzt: „Mein lieber Sohn, mein lieber König, mein lieber Stanislaus August, meine Dreieinigkeit, ich umarme Dich anbetend . . . Mein Herz strömt Dir zu, und mein Körper hat Lust, ihm zu folgen. Ich glaube wirklich, ich würde vor Freude sterben, wenn ich Dich, meinen Sohn, meinen König, umarmen könnte. Wer ist die Auserlesene, die so zu sprechen vermag! Ich allein!“

Diese so hochgehende Exaltation hat für das Andenken an Madame Geoffrin sehr verhängnißvolle Folgen gehabt. Bei gewissen Persönlichkeiten sind Zweifel über die Natur des Gefühls, das diese Frau von über sechzig Jahren für einen jungen Fürsten von kaum dreiunddreißig Jahren hegte, rege geworden, und man glaubte ein Pendant zu der berühmten Leidenschaft zu finden, mit der die blinde siebzigjährige Madame du Deffand Horace Walpole, den Gegenstand ihrer Liebe, unbekümmert um die öffentliche Lächerlichkeit und um seine Zurückweisungen, verfolgte.

Die aufmerksame Lectüre der Briefe von Madame Geoffrin an Stanislaus August giebt zu dieser Voraussetzung keine Veranlassung, und man muß, wenn man aus Liebe zur Wahrheit das Pikante des Berichtes zu opfern bereit ist, anerkennen, daß, abgesehen von einem Anflug von zu entschuldigendem und vorübergehendem Stolz, niemals ein anderes Gefühl, als das der opferfähigsten, selbstlosesten und mütterlichsten Freundschaft für ihren Adoptivsohn in ihrem Herzen Raum gefunden hat. Nein, Madame Geoffrin war keine Madame du Deffand. Die achtbare und ruhige Bürgerin war gealtert, ohne die Verirrungen, ohne die feurigen Capricen der verwegenen Marquise kennen gelernt zu haben, und ein Herz, das bis zum Abend seines Lebens rein geblieben ist, wird nicht mit einem Schlage aus

der bis dahin fleckenlosen Tugend zur Verderbtheit übergehen, und wäre es nur zur geistigen, platonischen. „In meinem Alter wird man nicht mehr verrückt, wenn man es niemals gewesen ist," schrieb sie eines Tages. Und später, nach ihrer Rückkehr von der berühmten polnischen Reise, beglückwünscht sie sich selbst zu dem Vorrecht des Alters, das ihr ihren Plan zu verwirklichen gestattet, ohne die geringste böswillige Deutung dafür zuzulassen; „denn," sagt sie, „in meiner Jugend, selbst am Abend meiner Jugend, hätte ich ihn nicht ausführen können; das hätte auffallend, zum mindesten romantisch erscheinen können." Sie dachte nicht daran, die „liebe Mama" Stanislaus Augusts, daß da, wo selbst die Mißtrauischsten ihrer Zeit keinen Argwohn gehegt hatten, die noch strengere Nachwelt Etwas auszusetzen haben könnte und hundert Jahre nach ihrem Tode noch die verborgenen Winkel ihres alten Herzens durchforschen würde, um ihre Unschuld zu beweisen.

III.

Alles dieses: das lebhafte Hin- und Herreden, diese Escorten, diese Vorbereitungen aller Art gaben Madame Geoffrins Reise das Aussehen eines fürstlichen Umzuges; und ihre Abreise erfolgt, wie Herr von Mouy ganz richtig bemerkt, mit einer Feierlichkeit, die die Augen ganz Europas auf sich lenkt. Mittwoch, den 20. Mai 1766 machte sie sich in ihrem großen Reisewagen, an dem man ein Jahr lang gearbeitet hatte, auf den Weg. Sie hatte nur ihre beiden Kammerjungfern zur Begleitung, denn der Graf von Loyko, „der seine Bequemlichkeit über Alles liebte", fuhr nebenbei in seiner eigenen Carosse. Uebrigens erwähnt Madame Geoffrin diesen Diplomaten in ihren Briefen nur sehr selten, und allem Anschein nach hat seine Gesellschaft wenig zur Behaglichkeit der Reise beigetragen. Auch die Naturschönheiten konnten sie über die Länge des Weges nicht hinwegbringen. Für diesen Reiz hat sie kein Verständniß, und ihre Correspondenz läßt nicht darauf schließen, daß diese Stock-Pariserin, die nie etwas Anderes als ihre Vaterstadt und deren Weichbild gesehen hat, auch nur einmal während der drei Wochen, die sie durch die schönsten Gegenden Europas kutschirte, auf den Gedanken gekommen wäre, von ihrem Wagenfenster aus die Natur zu bewundern. Was sie beschäftigt und interessirt, ist der Anblick der Menschen, und ihr lebhafter, neugieriger Geist findet reichliche Nahrung in der Beobachtung der Sitten und Gebräuche, sowie in dem Studium der Gesichtszüge und Charaktereigenschaften der Bewohner der verschiedensten Gegenden. Sie bemüht sich also, wie gesagt, „ihre geistige Vorrathskammer mit Reflexionen und Vergleichen für den Rest ihres Lebens anzufüllen". Wenn sie nichts Anderes zu thun hat, belauscht sie die Unterhaltung ihrer Kammerfrauen, „die sie gebeten hat, völlig ungenirt unter einander zu plaudern," und die Dinge sagen, die sie oft „sehr ergötzen". Sie hat auch mehrere Bücher mitgenommen, doch das ist unnützes Gepäck, „denn abgesehen vom Postbuch", öffnet sie kein einziges auf ihrer

ganzen Reise. Es genügen, bei ihrer Beschaffenheit, derartige Vergnügungen vollkommen, um sie bei frischer und guter Laune zu erhalten — auch gesundheitlich erträgt sie Alles ausgezeichnet.

„Während der ganzen Reise," schreibt sie an ihren Freund Bautin, „hatte ich jene bekannt frische Farbe, obgleich ich mir weder einen kleinen Spitz getrunken, noch Chansonnettenlieder gesungen habe." Nach einem viertägigen Aufenthalt in Durlach beim Markgrafen und der Markgräfin, welche ihr alle Ehren erwiesen, die ihr kleiner Hof bieten konnte, wo so köstlich und auf französische Art servirt wurde, wo sie ihren ersten kleinen Erfolg errang, mit dem sie äußerst zufrieden war, machte sie sich auf den Weg nach Wien. Endlich, Sonnabend, den 7. Juni trifft sie hier ein, und dort beginnt im wahren Sinne des Wortes der Triumphzug ihres Lebens.

Die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft hatte sich vorher hier verbreitet, der erste Minister, Herr von Kaunitz, hatte an alle Postanstalten des Reiches die Weisung ertheilt, ihn über die Route dieser erhabenen Reisenden genau zu informiren.

Schon am Tage ihrer Ankunft — die Thüre ihres Empfangszimmers ist noch kaum geöffnet — füllen sich ihre Räume mit Pagen und huldigenden Boten, die sie um Nachrichten ersuchen und ihr Einladungen zu Diners übermitteln. Die Botschafter der fremden Höfe erscheinen um 11 Uhr Morgens, um ihre Aufwartung zu machen und mit ihnen eine Menge Herren, deren sie sich von Paris her kaum entsinnt. Der Fürst Galitzin bittet sie, ihr Hotel zu verlassen und bei ihm zu wohnen, sie lehnt dankend ab, und als sie auf ihrer Weigerung beharrt, schickt er ihr Alles, was ihr irgend fehlen könnte, stellt ihr seinen Wagen zur Verfügung und läßt ihr jeden Morgen Kaffee „à la crême" bringen. Kurz, sie ist die Königin des Tages und schwelgt in diesem Genuß. „Ihr daheim, die Ihr Euch so oft über mich lustig macht," schrieb sie heiter, „Ihr müßtet sehen, was man hier für ein Wesen aus mir macht!"

Von soviel Ehre umgeben, vergißt sie weder ihre Freunde, noch selbst ihre Familie. In einem Brief, den sie einen Tag nach ihrer Ankunft in Wien an ihre Tochter richtet, schildert sie mit vertraulicher Lebhaftigkeit das Bild ihrer letzten Reisetage und ihre Eindrücke bei ihrer Ankunft.

„Wien, den 8. Juni 1766.

Nach achtzehntägigem Marsch bin ich hier gestern Abend gelandet. Nächsten Mittwoch sind es drei Wochen, daß ich aus Paris fort bin, und so sehe ich, kann man, den viertägigen Aufenthalt abgerechnet*), die Reise von Paris bis Wien in vierzehn Tagen zurücklegen.

„Ich bin außerordentlich wohl hier angelangt, ebenso meine Leute, mit denen ich durchaus zufrieden bin. Wenn Geduld und Sanftmuth Ge-

*) In Durlach.

wohnheitstugenden sind, so kann Freund Burigny*) überzeugt sein, bei meiner Rückkehr, wenigstens einen Monat lang, sehr gut behandelt zu werden. Denn als ich von Paris abreiste, habe ich den festen Entschluß gefaßt, geduldig die Unbequemlichkeiten der Reise zu ertragen und meine Leute gut zu behandeln, damit auch sie mich gut behandeln. Ihr sollt sehen, ob ich mir selber Wort gehalten habe. Ich stehe jeden Tag um 4 Uhr auf, gehe leise an die Thüre von Marianne und Nanette, klopfe an und rufe mit flötender Stimme: „Sind die schönen, jungen Damen schon munter? Haben sie gut geschlafen?" Sowie sie mir geantwortet haben, bitte ich sie sehr höflich, sich herüber zu bemühen um die schönen Herren aufzuwecken. Diese schönen Herren sind Nanteuil und Pechard. Letzterer gleicht Sancho Pansa wie ein Tropfen Wasser dem andern. Sowie man mir meldet, daß die schönen Herren den Wagen haben schmieren lassen, und daß die schönen Damen bereit sind, sage ich: „Das ist schön," steige in den Wagen, und fort geht es. Bei Tisch kümmere ich mich nur darum, daß die schönen Herren und schönen Damen ihre Lieblingsgerichte zu essen bekommen, und dann setzen wir uns wieder in den Wagen. Abends mache ich es ebenso, und so sind wir Alle wohl auf und mit einander äußerst zufrieden.

In Wien traf ich den Boten des Königs von Polen, einen höflichen, liebenswürdigen Herrn, der sich Kapitän nennen läßt und Möbel, Service und Küchengeräthe, kurz Alles, was dazu gehört, mit sich führt, um mir die Reise durchaus angenehm zu gestalten. Bis Donnerstag den 12. bleibe ich hier und werde am 20. oder 21. in Warschau eintreffen. Ich erhielt durch diesen Herrn einen Brief des Königs, der das rührendste und zärtlichste ist, was man sich vorstellen kann. Ich theile die Ungeduld des Wiedersehens, die er mir verräth, vollauf.

Du verdienst es wohl, ebenso gut wie meine schönen Damen behandelt zu werden. Ich sage Dir also aus vollem Herzen, (Du siehst, Dir gebe ich weit mehr als ihnen) ich sage Dir also, daß ich bis zu diesem Augenblick meine Reise nicht zu bereuen habe. Du wirst vor meiner Ankunft in Warschau keine Nachricht mehr von mir erhalten. Einen Deiner Briefe, der vom 25. datirt war, habe ich in demselben Moment empfangen, da Du nach Mury abreisen wolltest. Ich habe Dir von Straßburg und Mannheim aus geschrieben; sei überzeugt, daß mir für häufigere Berichte keine Zeit blieb.

Uebermittle der Herzogin von la Vallière meine aufrichtigsten und herzlichsten Grüße und sage ihr, daß ich jeden Sonntag Abend bei dem Gedanken, fern von ihr sein zu müssen, geseufzt habe. Ein kleiner Theil dieses Seufzers gebührt allerdings ihren Linsen; ich gestehe das leichten Herzens,

*) Lévesque de Burigny, Mitglied der Académie des Inscriptions, innig befreundet mit Madame Geoffrin, den sie sehr liebte und mit dem sie unaufhörlich zankte.

denn ich weiß, diese kleine Vorliebe für gute Speisen wird das Mißfallen der Herzogin nicht erregen.

Wie sehr langweilig es für Dich sein muß, überall von meiner Reise sprechen zu hören, kann ich mir lebhaft vorstellen. Aber hoffentlich wird dieses Gesprächsthema bald aufhören, — meine Rückkehr wird das veranlassen.

Obgleich die mütterliche Zärtlichkeit, welche Madame Geoffrins Briefe an ihren Adoptivsohn stets enthielten, diesem Schreiben fehlt, athmet es doch eine frohe Laune und aufrichtige Freude, die sich während der ersten Monate ihrer Reise nicht leugnen lassen. Diese Befriedigung findet in einem Brief, den sie wenige Tage danach an Gentil-Bernard richtet, in einer gewissermaßen schwülstigen Selstgefälligkeit, die man mit Recht belächelt, erhöhten Ausdruck. Zu ihrer Entschuldigung müssen wir aber sagen, daß die Größten ihrer Zeit: Grimm, Diderot und Voltaire, kurzum der ganze philosophische Stamm dieser Richtung huldigte und trotz der Freiheit seiner Ideen eine Bewunderung und Neigung für die gekrönten Häupter hegte, die ihn bei dem geringsten Zeichen von Sympathie „vor Liebe vergehen ließ". Madame Geoffrin darf nicht strenger beurtheilt werden, als alle diese großen Geister. Ich erwähne hier die wesentlichsten Stellen ihres Briefes.

„10. Juni 1766. Ich lebe in Wien genau so, als wäre ich in Paris. Mein Zimmer ist nie leer, und ich hätte einen ganzen Monat hindurch jeden Abend eine andere Einladung, — falls ich hierbleiben würde. Herr von Kaunitz, der erste Minister, hat mich mit Aufmerksamkeiten überhäuft; ich dinire heute bei ihm, auf seinem Landgut. Gestern führte man mich auf eine sehr schöne und öffentliche Promenade. Der Kaiser fuhr mit den Erzherzoginnen im offenen Wagen an mir vorüber. Er sah mich sehr freundlich an und drehte sich, als er vorübergefahren war, wieder nach mir um. Man rief: „Da ist der Kaiser." Er stieg schnell aus seiner Kalesche, trat an meinen Wagen heran und sagte zu mir, daß er nicht unterlassen wolle, die Ehre meiner Bekanntschaft zu machen.

Stotternd fragte ich ihn, wie ich nur zu der Ehre käme, von ihm gekannt zu werden; er hat mir darauf so schmeichelhafte Dinge gesagt, daß ich sie garnicht zu wiederholen wage. Ich war noch niemals so dumm wie in dem Augenblick, als die Ueberraschung, einen Kaiser an meinem Wagen stehen zu sehen, aus dem auszusteigen er mir nicht gestatten wollte, mich verstummen machte.

Die Kaiserin-Königin hat mir durch den Fürsten von Kaunitz sagen lassen, sie wünsche mich zu sehen. Ich sollte am folgenden Tage auf ihr Landgut kommen, um ihr vorgestellt zu werden. Die Liebenswürdigkeiten und Aufmerksamkeiten, die man mir hier zu Theil werden ließ, kann man sich kaum vorstellen. Die Damen sind besonders liebenswürdig. Einen ähnlichen Stolz wie bei den Oesterreichern habe ich noch nicht kennen gelernt, ebenso wenig die Etiquette, von der so viel die Rede ist.

Adio. Trotz dieser glänzenden Erfolge wäre ich sehr froh, Dich an meinem Kaminfeuer wiedersehen zu können."

Die Vorstellung bei der Kaiserin fand wirklich am folgenden Tage in Schönbrunn statt, wo Maria Theresia sich mit allen ihren Kindern aufhielt. Die damals zwölfjährige Erzherzogin Marie Antoinette frappirte Madame Geoffrin besonders, die sie „schön wie ein Engel" fand, und der, wie man sich erzählt, mit halblauter Stimme die Worte entschlüpften: „Die kleine Erzherzogin ist entzückend, die möchte ich wohl entführen". „Entführen Sie sie, entführen Sie sie," antwortete lächelnd die Kaiserin und empfahl Madame Geoffrin darauf, nach Frankreich zu schreiben, sie hätte diese Kleine gesehen und fände sie sehr schön. Diese Erinnerung war zweifellos nicht ohne Einfluß auf das Wohlwollen, das „die kleine Erzherzogin" als Königin von Frankreich späterhin Madame Geoffrin entgegenbrachte. Lange Jahre nach dieser Scene begegnete ihr einst im Louvre Marie Antoinette, in Begleitung der Gräfin von Provence, sie schritt mit dem liebenswürdigsten Lächeln auf Madame Geoffrin zu und sagte: „Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen meine Schwägerin vorstelle."

Es ist wohl erklärlich, wenn Madame Geoffrin in dieser ruhmreichen Zeit, da sie ihre Tage im Kreise von Souveränen verlebte und einen Kaiser an ihrem Wagenschlag stehen sah, sich zehn Jahre jünger dünkte. Trotz alledem mußte sie sich von den Reizen des Wiener Aufenthaltes trennen.

„Endlich morgen," schrieb sie am 12. Juni an ihre Tochter, „hoffe ich Wien verlassen zu können. Ich scheide nicht ohne Trauer von hier und glaube mich in der Erinnerung an die Behandlung, die ich hier genossen, in einem Traum befangen. Der Hof und die Stadt haben mich mit Liebenswürdigkeiten überhäuft. Ich habe den Kaiser und die Kaiserin-Königin, die Erzherzöge und Erzherzoginnen mit derselben Ungezwungenheit bei mir gesehen, mit der ich Personen, die mir die Ehre ihres Besuches erweisen, sonst bei mir empfange. Die ganze kaiserliche Familie, Jeder besonders, hat mir die schmeichelhaftesten Dinge von der Welt gesagt; ich habe ihnen Allen die Hand geküßt. Fürst von Kaunitz, der erste und mächtigste Minister, hat mich mit Liebenswürdigkeiten überhäuft. Ich habe sein Haus fast garnicht verlassen, und seine Häuslichkeit ist die angenehmste und eleganteste, die man sich vorstellen kann. Er hat eine verwittwete Schwester, die in der reizendsten Weise die Honneurs des Hauses macht.

„Ich fühle mich vollkommen wohl und führe das bewegteste Leben. Alle Tage große, vorzügliche Diners. Alle Nachmittage Besuche bei den reizendsten Frauen, von denen ich mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen werde. Alle Abende verlebe ich bei dem Fürsten von Kaunitz, bei dem die beste und größte Gesellschaft sich stets ein Rendez-vous giebt und Jeder sich wie zu Hause fühlt. Du siehst, meine liebe Marquise, welche Ehre Deine Mutter zu genießen würdig gefunden wird."

Der Fürst von Kaunitz, dessen Name so häufig in den soeben gelesenen Briefen wiederholt wird, und der ohne Zweifel einer der besten Minister gewesen ist, den die österreichische Monarchie im letzten Jahrhundert gehabt hat, scheint eine durchaus originelle Persönlichkeit gewesen zu sein, die ihre „Aufmerksamkeiten", deren Madame Geoffrin sich rühmt, nicht an alle Menschen verschwendete. Baron von Gleichen, der innig mit ihm befreundet war, schildert ihn „groß, gut gewachsen, gesucht in seiner äußeren Erscheinung, lächerlich in seiner fünfeckigen Perrücke", ernst und steif in der Haltung, stark erfüllt von der eigenen Würde und im Allgemeinen wenig Umstände mit seinen Gästen machend, welches auch immer ihr Rang sei. „Nach beendeter Mahlzeit brachte man ihm einen Spiegel und ein vollständig zahnärztliches Werkzeug, und nun macht er sich ohne Umstände daran, vor der ganzen Gesellschaft eine gründliche Reinigung seines Mundes vorzunehmen. Daran gewöhnt, sich um elf Uhr Abends zurückzuziehen, ließ er sich darin weder durch einen Erzherzog noch durch einen Kaiser stören, und selbst wenn dieser noch beim Billardspiel war, machte er ihm eine Verbeugung und ließ ihn stehen. Als ein Gesandter, der zum ersten Mal bei ihm diniren sollte, noch nicht zugegen war, als der Fürst eintrat, setzte er sich, ohne eine Minute zu warten, an den Tisch und ließ serviren. Am folgenden Tage wurde allerdings ein Diner für einen unpünklichen Balletmeister später angerichtet, doch ist das wohl Madame Geoffrin, die so stolz auf die gute Behandlung war, nie zu Ohren gekommen; das hätte sie leicht verletzen können. So aber ist ihre unschuldige Freude, sich vom Minister ebenso rücksichtsvoll behandelt zu sehen, als wäre sie die „Prinzessin von Trapezunt", durch Nichts getrübt worden.

IV.

Ueber die Abreise aus Wien und die Reiseroute von hier bis Warschau bleibt nur wenig zu berichten, da die Briefe der Madame Geoffrin hierüber nicht viel Details bringen. Capitän Bachone, den Stanislaus August seiner alten Freundin als Führer entgegengeschickt hatte, um ihr nach jeder Richtung hin behilflich zu sein, ihr Logis zu besorgen, „zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen, überall, wo es nöthig war," seine Dienste anzubieten, that mit sicherem Blick Alles, was in seinen Kräften stand, um ihr die Schwierigkeiten des Weges zu ebnen. Aber trotz dieses ernstlichen Bemühens scheint ihm seine Aufgabe nicht ganz geglückt zu sein. In einem Brief, der einige Jahre nach ihrer Rückreise geschrieben ist, zählt Madame Geoffrin mit einem gewissen Stolz alle die Hindernisse auf, die sie auf ihrem Wege nach Warschau zu überwinden hatte: „die nicht vorhandenen Wege, die Nachtlager in Ställen, aus denen erst das Vieh herausgetrieben werden mußte, das ungenießbare Brot, das abscheuliche Wasser" und andere Unbequemlichkeiten, die eine weniger verwegene Reisende sicherlich zurückgeschreckt hätten. Sie aber ließ sich dadurch nicht stören. Sobald sie auf einen schlechten Weg ge-

langte, sagte sie sich, „daß Andere vor ihr dieselben Wege benutzt hätten“, und dieser Gedanke genügte, um ihr Muth einzuflößen. „Und dann vor Allem hatte ich ein Ziel, und in dem Gedanken ertrug ich Alles leichter, ich empfand nur immer die augenblickliche Unbequemlichkeit, und auch sie nur wenig störend.“

Diese Reise durch zum Theil noch barbarische Gegenden dauerte zehn Tage lang. Am 13. Juni war Madame Geoffrin aus Wien gereist, erreichte aber erst am 22. Abends das ersehnte, mit so vielen Entbehrungen erreichte Land, das Ziel so großer Hoffnungen. Die ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Warschau waren für sie eine helle Freude, ein nicht enden wollendes Entzücken. In solchen Ausdrücken schildert sie am Tage nach ihrer Ankunft ihrer Tochter den Empfang des Königs von Polen und die Stellung, die sie bei Hofe einnimmt.

„Warschau, 24. Juni 1766.

Am 22. Juni gegen fünf Uhr Abends bin ich hier angekommen. Am 21. bin ich gerade einen Monat aus Paris fort und habe in dieser Zeit viel gesehen und viel erlebt. Ich habe die Reise gesundheitlich ausgezeichnet überstanden. Luftveränderung und das verschiedenartige Trinkwasser haben mir Nichts ausgemacht, ich bin in Warschau angekommen, als hätte ich eben erst meinen Fauteuil verlassen. In Wien war ich sehr glücklich und habe mich sehr gut amüsirt, hier aber bin ich im Himmel.

Der König hat mich mit Ausdrücken der Freude und Dankbarkeit begrüßt, die ich nicht wiederzugeben vermag. Das, was meiner Eitelkeit schmeichelt, bleibe unerwähnt, ich denke nur an das, was meinem Herzen an Liebe geboten wurde, — und da blieb von Seiten des Königs allerdings Nichts zu wünschen übrig.

Der König ist entzückend! Seine ganze Umgebung vergöttert ihn. Meine Wohnung ist wunderbar schön und sehr bequem, sie liegt auf demselben Flur wie die Gemächer des Königs. Ich habe ein glänzendes Gefolge, alte und junge Herren, das ganze Haus des Königs steht mir zur Verfügung. Auch die Damen sind äußerst liebenswürdig zu mir.

Was fehlt mir also? Allons, saute Marquise! Ich hoffe, meine liebe Marquise, Du nimmst an meinem schönen Erfolg den vollsten Antheil. Obgleich ich mich um fünf Uhr Morgens erhebe, bin ich nicht einen Augenblick mir allein überlassen; zu einer sympathischen, intimen Correspondenz bleibt mir daher leider keine Zeit. Deshalb bitte ich Dich, allen meinen Freunden meine Berichte zu übermitteln und ihnen die Versicherung zu geben — so verhält es sich wirklich — daß ich mich ihnen stets nahe fühle.

Doch, liebste Marquise, laß mich darüber schweigen. Hier steht unglücklicherweise fast Jedermann so früh auf wie ich, und um 8 Uhr Morgens birgt mein Zimmer schon einen Kreis von Besuchern.

Einige Tage später kommt sie noch einmal auf dasselbe Thema zurück und entwirft ein lebhaftes Bild von ihrem Empfang im Schlosse.

Wenn man in Paris von meiner Reise viel gesprochen hat, so kannst Du doch überzeugt sein, in Wien hat man noch mehr davon gesprochen! Alle Damen sagten mir, sie hätten wer weiß was darum gegeben, wenn sie den Moment meiner Ankunft hätten miterleben können. Sie wären sehr zufrieden gewesen.

Als ich den König, alle Würde vergessend, ausrufen hörte: „Da ist Mama," und er mich mit seinen Armen umfing, klopfte mein Herz so stürmisch, zitterten meine Beine so heftig, daß ich umgefallen wäre, wenn der König mich nicht gehalten hätte. Du wirst glauben, ich bin närrisch geworden, aber nein, das ist nicht der Fall, ich empfinde nur jedes Gefühl sehr lebhaft; aber an meinem Plan ändert das Nichts. Trotz der bereits gemachten Versuche, mich hier länger zurückzuhalten, verlasse ich Warschau am 1. September und werde am 15. October in Paris eintreffen."

Während der nächsten Wochen folgten Madame Geoffrins Briefe an ihre Tochter mit einer, bei ihr ungewöhnlichen Regelmäßigkeit aufeinander. Man erräth beim Lesen, daß sie aufrichtig glücklich ist, daß sie sich darin gefällt, ihre Freude nach außen hin zu erkennen zu geben und vielleicht auch, daß sie durch die Berichte ihrer Erfolge die Hartnäckigkeit rechtfertigen will, mit der sie an dem Entschluß festgehalten hat, die Huldigung dieses so fernen, liebenswürdigen Königs aufzusuchen. Hier sind noch zwei Briefe, in denen der Ton sorgloser Heiterkeit ihre volle, glückliche Zufriedenheit beweist. —

Warschau, 30. Juni.

Da bekomme ich neulich eine Bittschrift von einem Sträfling, die mich 9 Francs Porto gekostet hat. Er unterzeichnet: „Louis Leopold Casimir Cäsar von Barheine, gebürtig aus Détain in Lothringen. Die Galeeren des Königs zu Brest." Gieb bei mir den Auftrag, daß man mir nur die Briefe meiner Freunde nachsendet, große Sendungen aber zurückbehält. Nicht genug, daß ich Briefe, die ich empfange, bezahlen muß, ich muß auch bis zur französischen Grenze die Briefe bezahlen, die ich selbst schreibe. Ich beklage mich nicht, wenn Briefe, die mir Freude machen, mich Etwas kosten, aber 9 Francs für das Schreiben eines Galeerensklaven, das ist etwas bitter! —

. . . Meine Eitelkeit und mein Herz finden hier nach jeder Richtung hin vollste Befriedigung. Da meine Bescheidenheit mir von meinen, auf allen Gebieten weitgehenden Erfolgen zu berichten verbietet, werde ich mir, wie in Ritterromanen, einen Schildträger nehmen, der sie verkünden soll. Vor meiner Abreise nach Paris hat man mir vor den Onkeln des Königs Angst machen wollen; ich werde von ihren Aufmerksamkeiten, Liebenswürdigkeiten, ja selbst von ihren Freundschaftsbeweisen fast erdrückt; sie haben das unbedingteste Vertrauen zu mir, in allen, selbst den interessantesten Dingen. Ich fühle mich hier so vollkommen wohl, als daheim mit meinen liebsten Freunden am Kamin. Und es giebt hier vornehme Herren und Männer

von großem Geist. Da ist unter Anderem der Palatin von Rußland, der Onkel des Königs und Vater der Prinzessin Lubomirska, den Du in Paris gesehen hast, ein bedeutender Mann, der einen Hofstaat hält wie ein Herrscher und große Reichthümer besitzt. Er hat einen reizenden Sohn, den man Prinz Adam nennt, geistvoll und anmuthig wie ein Engel. Ich scherze den ganzen Tag mit ihm, schelte ihn aber auch oft aus.

Am 1. September werde ich mich von diesem Zauberpalast losreißen. Adieu, schöne Marquise, nach deren schönen Augen ich vor Sehnsucht vergehe."

„8. Juli. Das ist unstreitig richtig. Reisen ist sehr gesund. Ich bin der lebende Beweis dafür! Ich fühle mich vollkommen frisch und höre von den Herren und Damen Complimente über meinen Teint, als wäre ich 15 Jahre alt. Ich lebe genau so wie in Paris. Stehe jeden Tag um 5 Uhr auf, trinke meine zwei Becher heißen Wassers, nehme meinen Kaffee, schreibe, wenn ich allein bin — was selten vorkommt — frisire mich in Gesellschaft, dinire täglich mit dem Könige, bei ihm oder bei einem der Herren mit ihm. Nachmittags mache ich Besuche, gehe in's Theater, kehre um 10 Uhr nach Hause zurück, trinke mein heißes Wasser und lege mich zu Bett. Am nächsten Morgen fange ich dieselbe Geschichte wieder von vorne an. Bei all diesen Diners esse ich so wenig, daß ich oft gezwungen bin, ein drittes Glas heißen Wassers zu trinken, nur um meinen Hunger zu stillen. Diesem strengen Grundsatz allein verdanke ich meine Gesundheit; ihm werde ich bis an mein Lebensende treu bleiben."

V.

Die schmeichelhafte „Beachtung", deren Madame Geoffrin sich in ihren Briefen rühmt, die geradezu unerhörten Ehrenbezeigungen, die diesem „kleinen Sonderling" — so nennt sie sich selbst — von den Herrschern der beiden von ihr besuchten Königreiche zu Theil werden, verfehlten ihren Eindruck auf die öffentliche Meinung nicht, und unter den Habitués des Salons der Rue St. Honoré waren Einige, die, verblendet durch diese glänzenden Erfolge, die übertriebensten Consequenzen daraus zogen. Nicht zufrieden, in ihr eine ergebene und muthige Freundin zu bewundern, die trotz ihres Alters und der Beschwerden des Weges „bis an's Ende der Welt geht, um die innige Freundschaft eines großen Königs zu genießen", sehen sie in ihr eine Art Apostel der Civilisation und Toleranz, einen Boten, der, ich weiß nicht, mit welch' außerordentlicher Mission im Dienste der Menschheit betraut ist. Monnartel zeichnet sich besonders durch Exaltation aus, und in einem Briefe, den er im Laufe des Monats Juli nach Warschau richtet, zieht er in seltsamen, schwülstigen Ausdrücken die unwahrscheinlichsten Schlüsse; sie wird den, vom Abbé von St. Pierre gehegten Plan über den universellen Frieden verwirklichen; die von ihr bekehrten und gewonnenen Souveräne werden von nun an nur noch an das Glück der Völker denken,

deren Wohlthäter sie sein werden, und die Tugend wird allein das goldene Zeitalter beherrschen. Eine so exaltirte Sprache konnte nicht umhin, derjenigen, an die sie gerichtet war, ein Lächeln zu entlocken, und die Antwort, die Madame Geoffrin diesem Dithyrambus zu Theil werden ließ, sieht ein wenig nach Persiflage aus.

„Nein, mein lieber Nachbar*)," so schrieb sie ihm, nicht ein Wort davon. Von alledem, was Sie da denken, wird Nichts passiren. Alles wird genau so bleiben, wie ich es gefunden habe . . . Meine Erfahrungen und Beobachtungen haben mich gelehrt, daß die Menschen stets dieselben waren, sind und bleiben werden. Alles, was den Stempel der Eigenart trägt, erregt sie zuerst oder gefällt ihnen für wenige Augenblicke. Das bloße Wort Freundschaft wird den Wunsch, ihr zu begegnen, in uns stets rege halten, auch dann, wenn wir selbst sie nicht zu empfinden vermögen." Dann erwähnt sie bescheiden ihre „kleinen, vorübergehenden Erfolge", die sie zum größten Theil als „Merkwürdigkeiten" bezeichnet, und giebt schließlich ihrem Nachbar den Rath, er solle dafür sorgen, daß seine poetische und philosophische Phantasie, die ihn Träume für Wirklichkeit ansehen läßt, bei ihm nicht die Oberhand gewinne.

Der Autor der „Contes moraux", war übrigens nicht der Einzige, der große Hoffnungen auf diese Beziehungen der Philosophen-Freundin setzte; Voltaire glaubte sich zweimal während ihres Warschauer Aufenthalts, im Namen der Menschheit an sie wenden zu müssen, damit sie einen großen König zur Stütze der Tugend anrege, um dadurch den schrecklichen Aberglauben auszurotten. Das erste Mal handelte es sich um die Angelegenheit der Siroen, für welche Voltaire Stanislaus Augusts Unterschrift verlangte. Madame Geoffrin erledigte sich dieses Auftrages mit Vergnügen und fügte sogar den „Heller der Wittwe" zur Gabe der königlichen Magnificenz hinzu. Der Philosoph aber war unersättlich, und kaum war diese Bitte bewilligt, so schrieb er schon von Neuem an Madame Geoffrin, um die Fürsprache des Königs von Polen zu Gunsten des Chevaliers de la Barres anzuflehen, den das Tribunal von Abbeville zum Flammentod verurtheilt hatte. Dieser zweite Brief hatte nicht denselben Erfolg wie der erste. Madame Geoffrin erklärte ihn für „flach und gewöhnlich" und machte keine Anstrengungen, den übrigens zweifelhaften Einfluß zu Gunsten von Voltaires Protégé anzuregen. „Sobald er Etwas im Kopf hat," so äußerte sie sich einst, entrüstet über den Patriarchen von Ferney, „geräth er ganz außer sich."

Glücklicher Weise sind nicht alle Briefe, die Madame Geoffrin aus Paris empfängt, von dem philanthropischen Wunsche beseelt, „ihren Einfluß an den nordischen Höfen" auszunutzen; die Mehrzahl ihrer Freunde begnügt sich damit, ihr mit rührender Aufrichtigkeit die Treue ihres Ge-

*) Monmartel wohnte neben Madame Geoffrin.

denkens und die Freude über ihre Erfolge auszudrücken. So z. B. der gute Abbé de Breteuil, Kanzler des Herzogs von Orleans, der sich zu diesem guten Gedanken beglückwünschen kann, denn er erhält zur Belohnung eine reizende Antwort, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Der Abbé von Breteuil war berüchtigt wegen seiner schlechten Handschrift: „Er zeichnet Kreise und behauptet Buchstaben zu machen, er schreibt so, wie Andere auswischen," sagt Grimm. Madame Geoffrins Variationen über dieses Thema sind folgende:

„Als ich das Gekritzel meines lieben Nachbars erblickte, — das ärgste Gekritzel, das mir je zu Gesicht gekommen ist, — sagte ich: man sieht freilich, er hat sich Mühe gegeben, um in seiner Art etwas Vollendetes zu schaffen. Mir war dieses Meisterwerk vorher angekündigt, mit dem Commentar, daß Sie, um sich selbst zu übertreffen, sich eine neue Feder dazu schneiden ließen. Ach, so viel Mühe hätten Sie sich wirklich nicht zu geben brauchen, die erste, beste Pfote, die Ihnen in die Ihrige gefallen, wäre gerade das gewesen, was Sie gebraucht hätten.

Um diesem schönen Schriftstück den ganzen, wohlverdienten Ruhm angedeihen zu lassen, habe ich es auf einem Tisch ausgebreitet und gerufen: „Hierher, Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Freiherren und Freifrauen, das ganze Volk herbei! Es gilt Hieroglyphen zu entziffern und zehn Dukaten dabei zu verdienen. Der ganze Hofstaat ist zusammengelaufen, — aber die Dukaten sind mir geblieben! Meine einzige Rettung waren nun die Zauberer, deren giebt es in diesem Jahrhundert aber so wenige, daß sie herbeizuholen, unnütze Zeitverschwendung gewesen wäre. Ich wandte mich ganz einfach an mein Herz, an dieses so hellseherische Herz, das eine so feine Empfindung für Alles hat, was es rühren könnte; es hat sofort errathen, was ihm leicht zu entziffern ist, — dem Auge aber unleserlich bleibt.

Es hat mir die Versicherung gegeben, daß diese Krähenfüße mir den Beweis sehr zarter, freundschaftlicher Empfindungen meines lieben Nachbars übermitteln. Ich habe den liebevollen Erklärer dieser Geheimschrift beauftragt, Ihnen zu antworten, daß ich diese Gefühle ebenso aufrichtig erwidere."

Dieses geistreiche Briefchen hatte in Paris großen Erfolg. Copieen circulirten überall, und um mit Grimm zu sprechen: man konnte sich nicht gut in der Gesellschaft sehen lassen, ohne es gelesen zu haben. Der Brief, den Madame Geoffrin einige Tage später an ihren besten Freund, Alembert, dem sie am leichtesten ihr Herz ausschüttet, richtet, ist ganz anders geartet. Der Ton ist einfach und ernst, fast vertraulich; es sieht fast aus, als hörten wir hier eine ganz neue Bemerkung, auf die wir bisher gar nicht vorbereitet waren. „Ich bin mit der Persönlichkeit, die ich aufgesucht habe," sagte sie in Bezug auf Stanislaus August, „durchaus zufrieden. Sein Sinn ist ehrlich und aufrichtig, er hat die besten Absichten, und fleißig und arbeitsam, hegt er nur den einen Wunsch, sein Volk glücklich zu machen; gelingen

wird es ihm nicht — und auch er selbst wird es nie sein .... Es ist eine schreckliche Stellung, König von Polen zu sein! Ich wage es ihm gar nicht zu sagen, wie sehr beklagenswerth ich ihn finde ... Seit ich mein Heim verlassen habe, ist es mir klar geworden, daß ich Gott danken kann, als Französin und Privatmensch geboren zu sein." Dies ist die Sprache der Vernunft, und dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber steht diese enttäuschte Philosophie nicht im crassen Gegensatz zur vorjährigen Lyrik? Und sind wir nicht anscheinend recht weit von Heinrich IV. und Sully und von der Königin von Saba entfernt?

Das liegt daran: Etwas hat in Madame Geoffrins Seele seit diesem und dem vorhergehenden Brief eine Wandlung erlitten. Der Zauber, der sie berauschte, ist plötzlich entschwunden, und die Wirklichkeit hat mit rauher Hand die ehrgeizigen Träume dieser, zu einem Könige verirrten Bürgerin zerstört. Auch ohne große prophetische Gaben zu besitzen, hätte man voraussagen können, daß die Sachen keine andere Wendung nehmen konnten, und daß unvermeidliche Enttäuschungen früher oder später auf alle diese schönen Hoffnungen folgen mußten. Was aber die directen Ursachen dieser Wandlung und die Umstände, die sie veranlaßt haben, anbetrifft, so können wir uns nur auf Argwohn oder Vermuthungen beschränken. Madame Geoffrin selbst hat darüber nie gesprochen. Abgesehen davon, daß es nicht zu ihren Gewohnheiten gehörte, die Leute über Dinge zu unterhalten, die sie angingen, hatte sie hier ein gewisses Interesse daran, die getäuschten Hoffnungen einer gegen den Wunsch und Willen ihrer nächsten und besten Freunde geplanten und unternommenen Reise zu verheimlichen. Die Oeffentlichkeit zur Vertrauten wählen, hieße den Krittlern Recht geben und dem Spott die Wege ebnen. Aus einigen Aeußerungen in dem Briefwechsel des Königs mit Madame Geoffrin kann man ersehen, daß sie den Einfluß, den seine alten Onkel auf Stanislaus August ausübten, beargwöhnte, dieselben Fürsten Czartoryski, deren Freundschaft sie sich unlängst noch gerühmt hatte, daß sie mit ihrem gewohnten Eifer einen Schlachtplan gegen sie machte, und daß der König sich gezwungen sah, sie fühlen zu lassen, daß auch die Autoriät einer Adoptivmutter ihre Grenzen habe, und daß das Königreich von Polen sich nicht ebenso leicht regieren ließe, wie der Salon in der Rue St. Honoré.

Thatsache ist, daß es gegen die Mitte des Monats Juli zwischen ihnen unangenehme Scenen, sogar ziemlich heftige „Gewitter" gab. Die Dinge standen so, daß Madame Geoffrin eines Tages erklärte, „sie wäre bereits zu lange an seinem Hofe gewesen," sie wolle nach Paris zurückkehren. Nur der wirklich rührenden Güte Stanislaus Augusts ist es zu danken, daß eine Aussöhnung herbeigeführt wurde, und die Flucht, welche die bösesten Folgen hätte nach sich ziehen können, unterblieb.

„Es genügt, daß Sie mich für den Schuldigen halten, um daran zu glauben," hatte er früher einmal bei einem kleinen Streit an „seine liebe Mama" geschrieben, die keine sehr schöne Rolle dabei gespielt hat. Bei

dieser neuen Veranlassung befleißigte er sich in dem Briefe dieses rührenden Grundsatzes und besänftigte durch seine Nachgiebigkeit die Empfindlichkeit einer Neigung, von der er wußte, daß sie ebenso aufrichtig wie zuweilen despotisch war. Von einer überstürzten Abreise war nicht mehr die Rede, und die inständigen Bitten des Königs bestimmten seine alte Freundin sogar, ihre ursprünglich auf den 1. September festgesetzte Abreise noch hinauszuschieben. Die Aussöhnung war also eine vollständige. Aber, wie das oft in solchem Falle geht, die bereits vernarbte Wunde brannte noch lange Zeit, und mehrere Monate später bewiesen gewisse bittere Ausdrücke, die ihrer Feder entschlüpften, daß die Erinnerung an die bösen Stunden bei Beiden noch sehr rege war. „Meine Gefühle,“ schreibt Madame Geoffrin, „sind von all dem Verdruß unbeeinflußt geblieben. Dennoch habe ich Alles gesehen, Alles gewußt, Alles mitempfunden.“ Und späterhin spricht sie „von dem großen Unterschied, den sie zwischen seinen Briefen und seinen Handlungen gefunden hat!“ „Ich weiß, daß Du mich trotz Alledem liebst,“ entgegnete der König in demselben Ton, „aber ich leide oft und grausam durch Dich!“

Diese Anspielungen auf ihren Streit finden sich nur in den zwischen den Betheiligten gewechselten Briefen. Nach außen hin aber verlautet darüber Nichts. In der Correspondenz, die sie mit ihrer Familie und ihren Pariser Freunden unterhält, wird nicht allein kein Wort darüber erwähnt, sondern sie bemüht sich sogar, von ihrem Aufenthalt mit Begeisterung zu sprechen. Es ist für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, an ihrem Ton trotzdem leicht erkennbar, daß eine tiefgehende Krisis ihre innersten Gefühle aufgerüttelt, und daß eine illusionsfreie Auffassung bald der trügerischen Verblendung des ersten Zusammenseins Platz gemacht hat. Die ungerechte, aber menschliche Folge davon war, daß Madame de la Ferté-Imbault die Erste war, welche die Rückwirkung dieser neuen mütterlichen Laune zu ertragen hatte. Von diesem Augenblicke an schrieb Madame Geoffrin fast gar nicht mehr an ihre Tochter, oder wenn sie ihr schrieb, waren es trockene, lakonische, zuweilen sogar sauer-süße Briefchen. Das beweist das folgende Schreiben deutlich; hierin macht sie sehr mit Unrecht die arme Marquise für das Aufsehen verantwortlich, das diese polnische Reise in Paris erregt hat.

„Warschau, den 7. August 1766.

Ich war eigentlich entschlossen, Dir gar nicht mehr zu schreiben, schönste Marquise, denn ich halte Dich im Geheimen für die Veranlassung des mir so verhaßten Geredes. Als ich Deinen Brief aber noch einmal durchlas, habe ich ihn so aufrichtig und liebenswürdig gefunden, daß ich mir recht unfreundlich vorkam. Um mich ein wenig für Deine Indiscretion zu rächen, habe ich Deine Zeilen dem Könige vorgelesen.

Mein Herz blutet bei dem Gedanken an den immer mehr herannahenden Moment der Abreise; nur noch drei Wochen habe ich hier zu

verbringen; die vergehen rasch. Ich werde mit Sehnsucht des Königs gedenken; nur der Gedanke an das, was mich in Paris erwartet, vermag mich gegen die Trennung einigermaßen unempfindlich zu machen.

Deine lieben, nach Deiner Rückkehr aus Méry an mich gerichteten Zeilen habe ich erhalten. Sie sind wie alle, die ich seit Deiner Rückkehr empfangen habe, voller Liebenswürdigkeit, voller Anerkennung und selbst voller Zärtlichkeit."

Es ist jedenfalls sehr Unrecht, Madame de la Ferté=Imbault für das Gerede verantwortlich machen zu wollen, das diese berühmte Reise hervorgerufen hat, und um den wahren Schuldigen zn entdecken, hätte Madame Geoffrin sich nur der enthusiastischen Erzählungen erinnern sollen, die in gewissen aus Warschau datirten Briefen die Neugierde der Pariser erregten. Vermittelst dieser von Hand zu Hand gehenden, in allen litterarischen Kreisen gelesenen Correspondenz hatte die Oeffentlichkeit die Handlungen der Freundin Stanislaus Augusts an den fernen Ufern der Seine mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. In den Memoiren heißt es: Man spricht überall nur von den Festlichkeiten, die Madame Geoffrin zu Ehren gegeben werden, und Grimm bestätigt, daß sie während des ganzen Sommers das Gesprächsthema sämmtlicher Salons gebildet hätten. Im September verbreitete sich das Gerücht, Madame Geoffrin schicke sich an, nachdem sie am polnischen Hofe genügend Erfolge zu verzeichnen gehabt, einer Einladung der Zarin nach Petersburg Folge zu leisten. Die Nachricht war falsch, aber ein Körnchen Wahrheit lag ihr zu Grunde.

Die große Katharina, die eher aus politischen Gründen, als aus Neigung die Freundschaft derer suchte, von denen sie sich einen Einfluß auf die öffentliche Meinung versprach, war deshalb zu Madame Geoffrin in Beziehung getreten. Anmerkungen Madame de la Fertó Imbaults zeigen uns den Anfang dieser ziemlich alten Beziehungen. Madame Geoffrin — so berichtet sie uns — war in ihrer Jugend sehr befreundet mit dem Fürsten Cantémir, dem russischen Gesandten in Frankreich, einem bedeutenden Manne. Durch ihn machte sie die Bekanntschaft der Mutter der Kaiserin, Prinzeß von Anhalt, „die eine große Zuneigung für sie hegte, und die das Interesse ihrer Tochter, der damaligen Großfürstin von Rußland, zu deren Gunsten anregte." Zwischen ihr und Madame Geoffrin entspann sich bald ein sehr lebhafter und eigenartiger Briefwechsel, der sich nach Katharinas Thronbesteigung etwas abschwächte, niemals aber ganz aufhörte. Madame Geoffrin war von der Herrscherin die Erlaubniß ertheilt worden, sich über alle Dinge mit vollem Freimuth zu äußern. Ihrem Charakter entsprechend, den wir so genau kennen, kann man sich wohl denken, daß sie Gebrauch davon machte. Baron von Gleichen, der einen Theil der heute abhanden gekommenen Correspondenz gelesen hat, giebt ein crasses Beispiel davon. Als Katharina nach dem tragischen Ableben Peters III. das Manifest erließ, welches die Umstände des mysteriösen Verschwindens ihres Gatten erklären sollte,

wagte Madame Geoffrin der Kaiserin den schlechten Eindruck zu berichten, den dieser Rechtfertigungsversuch auf die öffentliche Meinung in Frankreich gemacht hatte: „Ach, Madame," antwortete Katharina, ohne sich im Geringsten beleidigt zu fühlen, „dieses Manifest war nicht für das Ausland bestimmt: es ist für ein Volk gemacht, dem man sagen muß, was es zu glauben hat." Und ihre Correspondenz verblieb in der alten Weise, als ob Nichts vorgefallen wäre.

Es wäre also nicht wunderbar, wenn die Zarin, die Madame Geoffrin in den benachbarten Grenzen ihres Königreiches wußte, den Wunsch hegte, sie in ihrer Hauptstadt zu begrüßen. Einige Stellen in Stanislaus Augusts Briefen spielen lebhaft auf diese Einladung an. Aber sei es, daß Madame Geoffrin eine Winterreise in diese Eisregionen fürchtete, sei es, daß sie, belehrt durch die Erfahrung, die sie soeben gemacht, zu der Erkenntniß gekommen war, daß Hofatmosphäre ihrem Temperament wenig zuträglich sei, — sie lehnte jedenfalls dieses schmeichelhafte Anerbieten ab und entschloß sich, denselben Weg zurückzunehmen, den sie auf dem Heimweg erwählt hatte.

Ueber den Moment ihrer Abreise wissen wir wenig Genaues. Die Trennung scheint, wenn auch nicht so zärtlich wie der Empfang, so doch sehr würdig und liebevoll gewesen zu sein. Der König wünschte, daß sie, nach der damals an den Höfen herrschenden Sitte, bei der Trennung ein Geschenk, ein Bild, oder werthvolles Porzellan von ihm annähme. Da sie im Voraus von dieser Absicht unterrichtet war, widersetzte sie sich in sehr einfacher und respectvoller Weise und hütete sich wohl, in ihre Ablehnung „eine Art von Hochmuth, die eine große Ungezogenheit gewesen wäre", hineinzulegen, indem sie ihn daran erinnerte, „daß der Besuch, den sie Seiner Majestät gemacht hätte, nicht gewöhnlicher Art gewesen wäre, und daß das Gefühl, welches sie nach Warschau geführt hätte, nicht durch Geschenke befriedigt werden könne." Jedenfalls nahm sie die Freigebigkeit des Königs für ihre Leute an, die, wie sie sagt, bereitwillig die Mühen und Beschwerden ihrer Reise getheilt hatten, und für die der Beweis der königlichen Güte unendlich schmeichelhaft sein müsse. Stanislaus August hatte ihr, dessen ungeachtet, sein Miniaturbild in einer werthvollen Diamantfassung geschickt; sie sandte ihm die Steine zurück und behielt nur das Bild. Am 13. September verließ sie Warschau, wo sie fast drei Monate lang geweilt hatte. Von diesem Aufenthalt nahm sie für ihren „Gedächtnißspeicher" einige interessante Erinnerungen mit fort; aber dafür hatte sie mehr als eine schöne Illusion eingebüßt; es ist kaum anzunehmen, daß sie sich zu dieser Reise beglückwünschen konnte.

Madame Geoffrin hielt sich noch kurze Zeit in Wien auf, wo sie die Kaiserin wiedersah und nähere Bekanntschaft mit dem Kaiser machte, den sie auf der Hinreise nur flüchtig hatte begrüßen können. Von hier reiste sie Anfangs October ab und erreichte am 28. desselben Monats ihren heimatlichen Herd. Ihre erste Nacht verlebte sie in Sillerie, von wo

aus sie ihrer Tochter ihre Ankunft anzeigte. Die letzten Zeilen dieses Briefchens beweisen, daß die Freude über ihre Rückkehr und ihr liebes Heim stellenweise von einem melancholischen Schatten beeinträchtigt wird. „Ich habe hier ein herzliches Schreiben von meiner lieben Gräfin Egmont vorgefunden. Das Gefühl ersetzt wohl den Geist, der Geist aber nicht das Gefühl. Deshalb liebe ich gute Menschen, die freundschaftlicher Gesinnungen fähig sind, weit mehr, als die großen Geister, die da Freundschaft besingen, ohne sie zu empfinden. Ich hoffe, daß ich in Paris meine Freunde so wiederfinde, wie ich sie verlassen habe. Wenn sie sich freuen, mich zu sehen, theile ich dieses Vergnügen aufrichtig. Ich habe soviel Dinge und Menschen gesehen, daß ich Gelegenheit hatte, mich in Nachsicht zu üben. Aber es wäre eine Ungerechtigkeit in diesem Augenblick Dir gegenüber davon Gebrauch machen zu wollen, bei Dir bedarf es nur der strengsten Rechtlichkeit, um Dich durchaus liebenswürdig zu finden.„

Madame Geoffrins Vertrauen zu der alten Neigung ihrer Getreuen sollte nicht getäuscht werden. Der Empfang, der ihr in Paris zu Theil wurde, ließ sie rasch all den Verdruß vergessen, den die Reise an den polnischen Hof ihr verursacht hatte, und wenn sie, zurückgekehrt in ihr Heim, die Kluft, die sie von dem Freund an den äußersten Grenzen Europas trennte größer geworden fand, so entschädigte sie sich dafür durch innigere und herzlichere Beziehungen zu den Zurückgebliebenen. Das war das Resultat ihrer Reise. Nur wer das Leben nicht kennt, dürfte hiervon überrascht sein.





Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiet der Moral.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

II.*)

Welches ist die Bestimmung des Menschen auf der Erde? Genuß oder Thätigsein?

Wer nicht gedankenlos in den Tag hineinlebt, hat sich gewiß schon oft die Frage vorgelegt: „Wozu bist Du auf der Erde, welches ist der Zweck Deines irdischen Daseins, wozu sollst Du die Dir verliehenen Kräfte gebrauchen?"

Die Moralphilosophen haben sich bei der Beantwortung dieser Fragen in zwei Parteien geschieden. Die Einen halten sich vorzugsweise an den sinnlichen oder materiellen Bestandtheil des Menschen, man bezeichnet sie daher als Sensualisten oder Materialisten. Andere fassen mehr das geistige oder ideale Wesen des Menschen in's Auge — sie heißen Idealisten.

Die Ersteren zerfallen wieder in drei Gruppen. Die eine davon erklärt für die Bestimmung des Menschen den Genuß der Lust und die Abwehr der Unlust; ihr ist der einzige Antrieb des Menschen zum Handeln das „Lustgefühl". Man nennt sie daher (von dem griechischen Worte ἡδονή, welches so viel wie Lust oder Vergnügen bedeutet) Hedonisten. Eine zweite Gruppe setzt an die Stelle der Lust das „Glück" oder die „Glückseligkeit". Es sind dies die Eudämonisten, so genannt von dem griechischen Worte εὐδαίμονια, Glück oder Glückseligkeit. Eine dritte Gruppe endlich stellt den Nutzen oder die Wohlfahrt in den Vordergrund; sie hat darum (nach dem lateinischen Worte utilitas) den Namen Utilitarier erhalten.

Beiläufig bemerkt, sind diese drei Richtungen vorwiegend an drei moderne Culturvölker vertheilt. Der leicht erregbare, leidenschaftliche Franzose neigt zum Hedonismus. Ein französischer Philosoph des vorigen Jahrhunderts

*) Siehe den ersten Artikel im Septemberheft vorigen Jahres.

schrieb ein Buch unter dem Titel, L'art de jouir (die Kunst, zu genießen oder sich zu vergnügen) — in dieser Kunst bestand ihm die ganze Moral.

Neuerdings macht sich in Frankreich gegen diese sensualistische Richtung (die auch noch in der ersten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts daselbst in Comtes „positiver Philosophie" anklang) ein idealistischer Gegenschlag bemerkbar, als dessen Hauptvertreter Jules Simon gilt.

Der praktische Engländer richtet sein Hauptabsehen auf den Nutzen, auf das wirthschaftliche und ökonomische Wohlbefinden, sei es des Einzelnen, sei es der Gesammtheit. Das in diesem Sinne im vorigen Jahrhundert von Jeremias Bentham aufgestellte System, der sogenannte Utilitarismus, hat in England, zumal in der von John Stuart Mill ihm gegebenen etwas gemilderten Fassung, noch immer zahlreiche Anhänger.

Dem Deutschen, der weder die Leidenschaftlichkeit des Franzosen, noch aber auch die kühle Nüchternheit des Engländers besitzt, galt während des vorigen Jahrhunderts ein Zustand gemüthlichen Behagens, gleich weit entfernt von starken sinnlichen Begierden, wie von überfliegendem Idealismus, als die wünschenswertheste Lage und als die höchste Bestimmung des Menschen. Man nannte sie „Glück oder Glückseligkeit". Der poetische Herold dieser Glückseligkeitstheorie war Wieland, der in seinem Roman „Musarion" seine Heldin, als Vertreterin dieser eudämonistischen Lebensphilosophie, sagen läßt:

„Die kalte Weisheit Platos lockt mich nicht,
So wenig wie des Lüstlings Augenweide,
Mein Element ist heit're, sanfte Freude,
Und Alles zeigt sich mir im rosenfarb'nen Licht."

In solchen und ähnlichen Ausdrücken preist sie dann

„— die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewähret,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehret."

Gegenwärtig ist auch in Deutschland die „Lust" ein weitverbreitetes Stichwort geworden, nicht in ganz so grober Gestalt wie in dem Frankreich des vorigen Jahrhunderts, aber auch nicht in ganz so harmloser, wie sie bei Vater Gleim in seinem (damals wohl oft gesungenen) Gesellschaftsliede erscheint, wo es heißt:

„Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt,
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.
Denn Tugend und Freude
Sind innig verwandt,
Es einigt sie Beide
Ein himmlisches Band."

Gewöhnlich denkt man bei dem Worte „Lust" mehr an sinnliche, als an geistige Genüsse, an die Befriedigung der unteren oder Naturtriebe, wohl gar an jene Worte Fausts:

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nd Leidenschaften stillen!"

Allerdings giebt es auch feinere und edlere Gefühlsregungen, die unter dem Begriffe „Lust" befaßt werden, so in den bekannten beiden Opernarien „Ha, welche Lust, Soldat zu sein" und „Welche Lust gewährt das Reisen". Indeß ist doch auch hier der äußere Reiz das Vorwiegende. Eine „lustige" Gesellschaft mag ganz harmlos sein, auch für einige Zeit eine gewisse Befriedigung gewähren, aber auf die Dauer wird sie schwerlich dem genügen, der nach höherer Geistesnahrung verlangt. Noch weniger kann das Gefühl der Lust oder die Abwehr von Unlust als etwas den ganzen Menschen Ausfüllendes, dessen ganze Bestimmung auf der Erde Ausmachendes gedacht werden. Das Lustgefühl, eben weil es hauptsächlich auf äußeren Reizen beruht, ist, gleich diesen selbst, ein vorübergehendes, nach einer gewissen Zeit wechselndes, wohl gar in sein Gegentheil umschlagendes. Um sich auf seiner Höhe zu erhalten, bedarf es immer neuer Anreizung („So tauml' ich von Begierde zum Genuß, Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde," sagt Faust von sich), oder es übersättigt sich und wird zum Ueberdruß, vielleicht gar zum Ekel an denselben Genüssen, denen es erst so leidenschaftlich nachjagte. Das giebt dann im Einzelfalle einen sogenannten „Katzenjammer", länger fortgesetzt erzeugt es jene Klasse von „Blasirten", die zwar mit ihrer Blasirtheit gern kokettiren, aber im Grunde doch unglückliche Menschen sind. Sie haben an Nichts mehr Gefallen, suchen nach immer neuen oder von ihnen noch nicht durchkosteten Genüssen, finden keine oder doch keine solchen, die ihren abgestumpften Sinn zu reizen vermöchten, und verfallen zuletzt dem „Pessimismus" oder der Verzweiflung an sich und der Welt. Diese Erfahrung machte schon im Alterthum eine ganze Philosophenschule (die der Cyrenaiker), welche auch das Glück des Menschen im Genusse von Lust suchte, und zwar einer immerfort wechselnden Lust (ἡδονὴ ἐν κινήσει). Sie sahen ihre Hoffnungen auf eine solche Lust im Leben getäuscht, und so verfielen Einige von ihnen dermaßen in Mißmuth und Verbitterung, daß sie sich selbst tödteten.

Der Vater des modernen Pessimismus, Schopenhauer, hat es so weit nicht getrieben. Zwar hat auch er die „Lust" für den eigentlichen und einzigen Werthmesser des menschlichen Lebens erklärt, zwar hat auch er behauptet, „es gebe auf der Erde mehr Unlust als Lust, und dieses Mißverhältniß werde immer größer", zwar hat auch er aus diesem Grunde es für das allein Richtige ausgegeben, „den Willen zum Leben zu verneinen." Allein er hat sich wohl gehütet, diesen seinen theoretischen Mahnungen praktische Folge in seiner eigenen Person zu geben. Vielmehr hat er ein ganz behagliches Leben mit gutem Essen und Trinken bis an sein Ende geführt und ist eines natürlichen Todes gestorben.

Nun sagen wohl die Hedonisten, das Gefühl oder die Vorstellung von Lust sei das einzig wirksame Motiv menschlichen Handelns. Jeder Mensch handle nur nach einer solchen Vorstellung, und ohne eine solche finde überhaupt kein Handeln statt. Das mag für gewisse untergeordnete Handlungen

zutreffen, insonderheit für die Befriedigung der Naturtriebe, die meist, (obwohl auch nicht immer) von einem Lustgefühl begleitet ist, es gilt aber entschieden nicht für die höheren Richtungen menschlicher Thätigkeit. Der Dichter und der Künstler schaffen aus einem inneren Triebe (est Deus in nobis, agitante calescimus illo, d. h. ein inneres, göttliches Feuer macht uns erglühen), nicht wegen der „Lust", die sich jener von einer Aufführung seines Dramas, dieser von einer Ausstellung seines Bildes verspricht. Wer nur durch eine solche Lustvorstellung zum Dichten oder Malen angereizt wird, ist kein echter, gottbegnadeter Dichter oder Künstler. Ein Staatsmann wie Bismarck hat sicherlich bei seinem großen und gefahrvollen Unternehmen der Einigung Deutschlands mit Blut und Eisen nicht an den Ruhm, den es ihm einbringen, an die Auszeichnungen, die er dafür erhalten werde, gedacht. Wollte man die hohe Befriedigung, die der Dichter und der Künstler während des Arbeitens an seinem Kunstwerk, („Das Machen war doch gar so schön," sagt Goethe) oder der Staatsmann bei'm Gelingen seines Wagnisses empfindet, in eine Linie stellen mit der Lust an einem üppigen Gastmahl oder an einem galanten Abenteuer, so würde man entweder mit Worten spielen, oder die höchsten Regungen der Menschennatur durch ihre Gleichstellung mit um so viel niedrigeren entweihen.

Bei den Worten „Glück", „Glückseligkeit" denkt man nicht so sehr wie bei dem Worte „Lust" an einen blos sinnlichen Genuß; vielmehr befaßt man unter diesen Worten auch edlere Freuden. So, wenn man von dem Glück des Familienlebens und einer behaglichen Häuslichkeit, von dem Glück, treue Freunde zu haben, u. s. w. spricht.

Was dagegen der Vorstellung von Glück beinahe noch mehr als der von Lust anhaftet, ist der Begriff einer gewissen Passivität oder Thatenlosigkeit. Man spricht von „Glücksfällen", man sagt: „Jemand habe Glück"; man begreift unter „Glücksgütern" keineswegs blos das durch Fleiß Erworbene, sondern eben so oft, ja öfter, das, was Jemandem ohne sein Verdienst zugefallen ist; „Glücksspiele" sind solche, bei denen der Zufall Alles, die Thätigkeit oder Geschicklichkeit des Spielers so gut wie Nichts thut; das nicht sehr ehrenvolle Wort „Glücksjäger" gebraucht man von einem Menschen, der sein Glück auf irgend eine Weise (zum Beispiel durch eine reiche Heirath oder durch Erbschleicherei) zu machen sucht.

Von zwei Männern, die, ein jeder in seiner Weise, gleich groß waren, werden zwei denkwürdige Aeußerungen mit Bezug auf das Glück berichtet. Bismarck hat auf die Frage, wie oft in seinem Leben er glücklich gewesen sei, geantwortet: „Nicht 24 Stunden im Ganzen," und etwas Aehnliches hätte Goethe gesagt. Wäre dies wahr, so dürfte es seinen Grund darin haben, daß Männer von so gewaltiger Strebens- und Schaffenskraft jenes müßige Behagen nicht kennen, in welchem kleinere Geister oft ihr ganzes Glück suchen. Auch hier findet dagegen um so gewisser das Wort des Aristoteles Anwendung, „die Eudämonie sei die Begleiterin der Thätigkeit",

nur daß hier der rechte Ausdruck für Eudämonie nicht sowohl „Glück", als vielmehr „Befriedigung" sein möchte.

Was den „Nutzen" betrifft, so weist dieses Wort allerdings einigermaßen mehr, als die Worte „Lust" und „Glück", auf eine Thätigkeit hin, durch welche eine Sache „nutzbar" gemacht wird. Allein das Wesen des Utilitarismus geht doch auch darauf hin, daß ein Nutzen erreicht werde, gleichviel auf welche Weise dies geschieht, ob durch ein Aufgebot von Kraft oder nur durch eine glückliche „Benutzung" einer sich darbietenden Gelegenheit.

So viel ist gewiß, das alle die drei von den Sensualisten bevorzugten Motive des Handelns, Lust, Glück, Nutzen, keinen rechten Antrieb zum Handeln, zur Activität, eher einen solchen zum passiven Genusse in sich enthalten.

Wenden wir uns von den sensualistischen Moralsystemen zu den entgegengesetzten idealistischen, so finden wir zunächst eine Anzahl einzelner Ideen oder Gefühle als Zielpunkte für das menschliche Handeln und für die Bestimmung des Menschen auf der Erde angeführt, z. B. Mitleid, Wohlwollen, Liebe, Gerechtigkeit, Billigkeit, Vollkommenheit u. s. w. Abgesehen davon, daß diese Gefühle und Ideen theils in ihrer Auslegung und in ihrer Anwendung zu unbestimmt sind, theils aber auch zu sehr nur das Verhältniß des einen Einzelnen zu einem anderen betreffen, um als Maßstäbe und Regeln für alle Fälle des Lebens zu dienen, so können sie die alleinigen Motive menschlichen Handelns schon darum nicht sein, weil sie nur in einzelnen Lagen, nur bei einzelnen Anläßen überhaupt in Frage kommen. Was soll Jemand, in dessen Umgebung es keine Nothleidenden giebt, mit seinem Gefühl des Mitleids anfangen, oder Jemand, der, ganz isolirt lebend, wenig oder keine Beziehungen zu anderen Menschen hat, mit Gerechtigkeit und Billigkeit? Kann Jemand sein ganzes Leben nur mit Acten der Wohlthätigkeit ausfüllen, ohne irgend eine andere Beschäftigung oder Berufsthätigkeit zu haben? Und wo bleiben die Tugenden des Patriotismus, der werkthätigen und thatkräftigen Hingebung an die Interessen eines Gemeinwesens u. s. w.?

Auf einen ganz neuen, höheren und freieren Standpunkt suchte die Moral der große Philosoph von Königsberg, Kant, zu erheben. Er glaubte sein ganzes Zeitalter in Selbst- und Genußsucht, Weichlichkeit und Charakterlosigkeit, Unwahrhaftigkeit und Heuchelei versunken zu sehen, und er beschloß, mit allen diesen Gebrechen auf einmal reinen Tisch zu machen. Er begann damit, alle Zwecke und Beweggründe des Handelns, die nur irgend einen materiellen oder sinnlichen Beigeschmack hätten, wie Lust, Glück, Nutzen, auf das Strengste zu verbannen. Er that sodann dasselbe mit solchen Gefühlen, welche zwar anscheinend etwas Ideales haben, wie Wohlwollen, Mitleid u. a., aber oft nur Ausflüsse entweder der Eitelkeit oder einer blos pathologischen Erregung sind, ferner mit solchen, die einer augenblicklichen Aufwallung ent-

springen, aber leicht verfliegen, wie gewisse enthusiastische und schwärmerische Regungen.

Nachdem er solchergestalt alle bisher für ausreichend gehaltenen Motive verworfen hatte, erklärte er für den allein zulässigen Beweggrund des Handelns den unbedingten Gehorsam gegen das im Menschen wohnende Sittengesetz oder Pflichtgebot. Wegen der unbedingten Autorität, die er diesem Pflichtgebot zuschrieb, nannte er dasselbe den „kategorischen Imperativ".

Die Wirkungen dieses schonungslosen Autodafé, welches Kant an Alledem vollzog, was so lange in der Wissenschaft und im Leben als selbstverständlich und unanfechtbar gegolten hatte, (wie z. B. die Glückseligkeitslehre) waren ganz überraschend. Der „kategorische Imperativ" traf wie ein greller Weckruf das schlummernde Gewissen der Zeitgenossen*). Viele von diesen wurden sich jetzt erst ihrer nächsten Pflichten (als Gatten und Familienväter, als Beamte, als Erzieher u. s. w.) recht bewußt und fühlten Reue darüber, daß sie diese Pflichten so lange versäumt oder verletzt hatten.

Die bisher als oberste Lebensregel gefeierte Glückseligkeitslehre verlor ihr Ansehen und kam beinahe in Verruf. Kurz, es fand eine förmliche Revolution in den sittlichen Anschauungen und vielfach auch thatsächlich in den Sitten statt. Fichte, später Kants größter Schüler und Apostel, spricht

*) Schiller hat in seinem Aufsatz „über Anmuth und Würde" sowohl die Veranlassung zu Kants überstrenger Moral als auch deren Wirkungen sehr gut in folgenden Worten charakterisirt: „In der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsteren und mönchischen Askese die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heiteren und freien Geiste unter allen die empörendste sein muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Principien einen starken Anlaß dazu gegeben. Es scheint ihn dabei eine Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist. So wie er nämlich die Moral seiner Zeit im Systeme und in der Ausübung vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitalter zum Kopfkissen untergelegt hatte: auf der anderen Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengesetze Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch-löblicher Zwecke, worin besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist (Illuminaten) sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen . . . Erschütterung forderte die Kur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung, und je höher der Abstieg war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Dracon seiner Zeit, weil sie ihm eines Solon wohl noch nicht werth und empfänglich schien. Er stellte das Moralgesetz in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig danach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen."

von einer „unbegreiflichen Revolution", welche die Kant'sche Moral in seiner ganzen Denkungsart hervorgebracht habe.

Diese Revolution blieb sogar nicht auf das Gebiet der Moral beschränkt, sondern erstreckte sich darüber hinaus auf das Gebiet der Politik.

Auch im staatlichen Leben war der Begriff der Pflicht lange so gut wie verschwunden oder doch sehr verdunkelt gewesen. Ein großer Theil der Fürsten hatten ebenso ihre Pflichten gegen das Reich, wie gegen ihre Unterthanen verletzt. Im Beamtenthum war eine egoistische Sucht, sich zu bereichern, ein despotisches Benehmen gegen die Untergebenen und eine gewissenlose Liebedienerei nach oben eingerissen. In den Kreisen des Volkes war der Gemeingeist erstorben und an dessen Stelle eine stumpfe Gleichgiltigkeit gegen die Interessen und die Schicksale des Vaterlandes getreten.

Zuerst hatte hier Friedrich II. Wandel geschaffen, indem er sich selbst als ersten Diener des Staates bekannte und von seinen Beamten die gleiche Hingebung an die öffentlichen Interessen verlangte. Aber es war doch von hohem Werthe, daß diese Praxis des großen Königs gewissermaßen auch die wissenschaftliche Weihe empfing durch einen Philosophen von der Autorität Kants. Aus seiner Schule gingen direct oder indirect die Männer hervor, welche zuerst eine sittliche, damit aber auch eine politische Wiedergeburt des preußischen Volkes vorbereiteten, die Fichte und Arndt, die Stein und Schön u. A. m.

Mit Hilfe des Kant'schen „kategorischen Imperativs" entstand ein ganz neues Geschlecht, welches an die Stelle der Selbst- und Genußsucht sittlichen Ernst und Opfermuth setzte.

Dieser staunenswerthe Erfolg der Kant'schen Sittenreform war um so merkwürdiger, als die von Kant aufgestellte Lehre, wissenschaftlich betrachtet, an einem bedenklichen Mangel leidet. Sie sagt wohl, was der Mensch unterlassen, aber eigentlich nicht, was er thun soll. Sie verneint und ächtet alle die landläufigen Antriebe des Handelns, aber sie zeigt keinen, den man mit voller Zuversicht an deren Stelle setzen könnte.

Zwar bei den einzelnen Pflichten, die wir oben nannten, (der Eltern, der Beamten u. s. w.) konnte man sich etwas Bestimmtes denken, denn sie beziehen sich auf Verhältnisse innerhalb der Sinnenwelt und besagen, wie der Mensch sich in diesen verhalten soll. Allein der Begriff „Pflicht" in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit, wie Kant ihn aufstellt, enthält eigentlich nur eine Verneinung, das Gebot der Enthaltung von gewissen Handlungen, nicht aber eine Anweisung, wie gehandelt werden soll. Auch wo er die Anwendung seines Moralprincips an einzelnen Beispielen zeigt*), sind es mehr Warnungen vor sittlichen und socialen Gebrechen (wie Servilität der Niederen gegen Höhere, Selbstüberhebung und Härte dieser gegen jene, Unwahrhaftigkeit u. dergl.), als Anweisungen zum positiven Handeln.

---

*) In den „Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre" 1797.

Schon zu Kants Zeit ward dieser Mangel seines Systems bemerkt. Schiller (in seiner oben mitgetheilten Charakteristik der Kant'schen Philosophie) sprach aus, daß dieselbe in ihrer unerbittlichen Härte gegen alles Sinnliche beinahe zu einer „finsteren und mönchischen Askese" zu führen scheine, wenn auch Kant selbst es so nicht gemeint habe. Kants eigener Schüler Fichte gestand zu, daß die logische Consequenz der Kant'schen Lehre zum Nichthandeln führe, und derselbe Vorwurf ist ihr neuerdings von Schopenhauer gemacht worden. Glücklicherweise ward Kant darin sich selbst inconsequent. Seine praktische Maxime oder Regel des Handelns, welche lautet: „Handle so, daß, wenn alle Menschen so handelten, es gut stehen würde um das Ganze," zeigt, daß er den Menschen nicht zu einer trappistischen Abgeschlossenheit und Thatenlosigkeit verurtheilen, vielmehr ihn als ein Gesellschaftswesen (im Sinne des Aristotelischen Ζῶον πολιτικόν) betrachtet wissen wollte*). Allein das erlösende Wort, welches zum positiven Handeln im Gebiete der Sinnenwelt, nicht blos zur Verleugnung alles Sinnlichen, aufgefordert hätte, blieb unausgesprochen.

Unsere vergleichende Betrachtung der verschiedenen Moralsysteme liefert uns somit nur ein verneinendes Ergebniß. Unmöglich kann ein bloßes Lustgefühl oder der Genuß eines behaglichen Glücks oder auch das Bewußtsein einer gesicherten ökonomischen Wohlfahrt die ganze Bestimmung des Menschen, den vollbefriedigenden Inhalt eines ganzen langen Erdenlebens ausmachen. Aber ebenso wenig kann diese Bestimmung des Menschen auf der Erde darin bestehen, daß er nur jeden an die Erdenwelt erinnernden Zweck und Beweggrund seines Handelns streng von sich weise, höchstens für seine Selbst- und Arterhaltung sorge, damit die Menschheit nicht aussterbe.

Gewiß darf die Bestimmung des Menschen und das Bestreben, dieselbe zu erfüllen, nicht innerhalb der Sphäre der Naturtriebe und der an diese gebundenen Lebensgenüsse beschlossen bleiben, wie dies in der Hauptsache die Sensualisten wollen. Ebenso gewiß aber ist, daß ein so schroffer Absprung aus dieser Sphäre über alle Grenzen der Sinnenwelt hinaus, wie Kant ihn verlangt, unmöglich das Rechte sein kann. Kant selbst hat einmal das zutreffende Bild gebraucht: „Der Vogel könnte sich wohl einbilden, er würde im luftleeren Raume leichter fliegen; allein er würde vielmehr dann, ohne tragendes Gegengewicht, zur Erde herabfallen." Geradeso müßte es dem Menschen ergehen, wenn ihm für seine Thätigkeit jede materielle Unterlage entginge, denn eine andere giebt es für ihn nicht, so lange er auf der Erde wandelt und ein Sinneswesen ist.

*) Eine noch viel größere Inconsequenz beging Kant durch Aufstellung folgender Sätze in seiner „Tugendlehre": „Es sei Pflicht, und zwar erste Pflicht des Menschen gegen sich selbst als animalisches Wesen, dem Antriebe der Natur zu folgen, welche 1. die Selbsterhaltung, 2. die Arterhaltung, 3. die Erhaltung seines Vermögens zum zweckmäßigen Gebrauch seiner Kräfte zum angenehmen, aber doch nur thierischen Lebensgenuß." Das hieß dann freilich, das Materielle, was Kant erst zur Vorderthür hinausgewiesen, zur Hinterthür wieder hereinbringen.

Wenn somit weder der Sensualismus, noch aber auch das inhaltleere (wie Kant selbst sagt, blos „formale“) Kant'sche Pflichtgebot uns einen Schlüssel zur Lösung der Frage nach der Bestimmung des Menschen geben, so müssen wir wohl anderwärts einen solchen suchen. Vielleicht gelingt dies am besten, wenn wir ganz einfach uns vergegenwärtigen, was der Mensch ist und wie er sich uns darstellt. Der Mensch ist zunächst ein Naturwesen. Gleich der Pflanze und dem Thiere ist er thätig für seine Selbst- und Arterhaltung. Aber damit ist sein Wesen nicht erschöpft, seine Thätigkeit nicht beschlossen. Und wodurch unterscheidet er sich von den anderen Naturwesen, wodurch erhebt er sich über sie alle? Durch seine culturschaffende oder, sagen wir kürzer, schaffende Thätigkeit. Denn, wo Etwas geschaffen wird, da entsteht Cultur, und wo sich Cultur findet, da ist eine schaffende Thätigkeit wirksam gewesen, eine solche, die etwas Neues, noch nicht Vorhandenes aus gegebenen Elementen hervorbringt. Alle anderen Naturwesen bewegen sich in dem fest abgegrenzten Kreise der Selbst- und Arterhaltung. Auch die künstlichsten Verrichtungen einzelner Thierarten, wie die Zellen der Bienen, die Bauten der Biber und Aehnliches, sind doch nur gleichförmige Wiederholungen desselben Modells, sind heute gerade so beschaffen wie vor Hunderten und Tausenden von Jahren. Die einzelnen Gattungen und Arten bleiben dieselben von Geschlecht zu Geschlecht, mögen auch in der Bildung der einzelnen Individuen oder in einzelnen, durch Vererbung, Anpassung, Zuchtwahl erzeugten Nebenarten gewisse Aenderungen sichtbar sein. Nur der Mensch schafft wirklich Neues, und die Gattung Mensch wird, so weit die Civilisation reicht, in Sitte, Sprache, Wissenschaft, Kunst, wie in den zahllosen Werken materieller, wirthschaftlicher Production, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja theilweise schon von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine andere. Die Natur steht still, die Menschheit schreitet fort. Wohin die culturschaffende Hand des Menschen noch nicht gedrungen, da ist die Natur im Großen und Ganzen noch dieselbe, die sie vor Jahrhunderten war; erst durch diese hat sie eine neue, veredelte Gestalt angenommen, sind ihre geheimen Kräfte erschlossen, sind die in ihr verborgenen Fruchtkeime entfaltet worden.

Sollte nicht vielleicht eben diese culturschaffende Thätigkeit, die den Menschen über alle anderen Naturwesen so weit erhebt, die ihn zum Bildner einer höheren Welt über der bloßen Natur stempelt, das sein, was seine Bestimmung auf der Erde ausmacht? Sollte nicht der Trieb einer solchen schaffenden Thätigkeit auch jeden einzelnen Menschen, der ihn hat, zur Erfüllung seiner irdischen Bestimmung ebenso befähigen wie anfeuern?

Ein solcher Trieb, als oberstes Moralprincip gedacht, entspricht allen an ihn zu stellenden Anforderungen. Er erhebt den Menschen über die Sphäre des bloßen Naturtriebes, sowie über den thatenlosen Genuß von Lust, Glück und Wohlfahrt, ohne doch zwischen seiner höheren Natur und der Erde, auf der er wandelt, die Brücken abzubrechen, wie dies der Ueber-Idealismus Kants thut. Er enthält einen kräftigen Sporn zum positiven

Handeln, den wir in der Kant'schen Moral vermissen mußten. Ein bloßer „Begriff", wie es der kategorische Imperativ Kants war, führt zu einer activen Thätigkeit ebenso wenig, wie ein bloßes „Gefühl" (der Lust u. s. w.), worauf die Sensualisten sich berufen. Nur ein wirklicher Trieb erzeugt unfehlbar eine Thätigkeit, und zwar eine andauernde und stetige. Schon den Pflanzen schreiben wir einen „Trieb" zu und nehmen an, daß vermöge dieses Triebes sie sich entwickeln, wachsen, blühen, sich reproduciren. Beim Thiere äußert sich der gleiche Trieb der Entwickelung schon stärker in der willkürlichen Ortsänderung und in einer mannigfaltigeren Bethätigung der verschiedenen Erhaltungsfunctionen. Im Menschen aber ist er höherer Art, nicht blos auf eine Selbst- und Arterhaltung, sondern auf eine Selbst- und Artveredelung gerichtet.

Man könnte die Frage aufwerfen: „Giebt es wirklich in allen Menschen einen solchen Trieb schaffender Thätigkeit?" Der Sensualist könnte höhnend fragen, ob denn wohl, wie in jedem Menschen ein „Lustgefühl" sich finde, so auch in jedem ein Trieb culturschaffender Thätigkeit, ob auch in dem Pescheräh, dem Botokuden, ja selbst in so manchen in Stumpfheit versunkenen Elementen unserer europäischen Bevölkerung? Darauf ist zu erwidern, daß, wie der Pflanzenkeim unter Umständen unentwickelt bleiben, verkümmern, ja absterben kann, so auch der Culturtrieb im Menschen nicht überall in gleicher Weise zur Entfaltung gelangt. Allein die Thatsache, daß von Uralters her ganze Völkerschaften eine mehr oder minder bedeutende, wenn auch verschiedenartig gestaltete Cultur geschaffen und gepflegt haben, legt Zeugniß dafür ab, daß in dem Menschen ein Trieb culturschaffender Thätigkeit lebendig ist. Woher käme er sonst bei ganzen Völkerschaften?

Gegen den Culturtrieb als oberstes Princip menschlicher Thätigkeit sind mancherlei Ein- und Vorwürfe erhoben worden. Ein katholischer Moralphilosoph hat gegen das Princip culturschaffender Thätigkeit den Einwand gemacht, dasselbe lenke die Aufmerksamkeit und das Interesse des Menschen zu sehr auf irdische Gegenstände und Zwecke hin und dadurch von der Richtung auf den Himmel ab. Allein sollte wohl das Eine das Andere ausschließen? „Bete und arbeite!" heißt es mit Recht. Sollte wohl die Gottheit so viele und reiche Antriebe culturschaffender Thätigkeit in den Menschen nur darum gelegt haben, damit der Mensch sie ungenützt verkümmern lasse, also das von Gott ihm verliehene Pfund vergrabe? Sollte der Mensch seine Bestimmung auf der Erde besser erfüllen, wenn er in müßiger Thätigkeit nur etwa das Leben eines buddhistischen Säulenheiligen oder eines christlichen Eremiten führte, als wenn er die von Gott ihm verliehenen Kräfte und Anlagen entwickelt und sie gebraucht zu seiner und seiner Art Veredelung und zur Bereicherung der göttlichen Schöpfung, der Natur, mit Werken der Cultur, der Kunst, der Wissenschaft, wenn er sich mit Seinesgleichen verbindet zu friedlichem Verkehr und zu gemeinsamer nützlicher Arbeit?

Von einer anderen Seite her hat der englische Culturhistoriker Buckle der Cultur zwar eine große Bedeutung für Entwicklung und Befruchtung aller geistigen Gaben zugeschrieben, dagegen ihren Werth als sittliche Macht herabgesetzt, indem er behauptet, sie habe zur Vervollkommnung der Moral wenig oder nichts beigetragen, die Moral sei stehen geblieben, während die Wissenschaft fortgeschritten sei, jene sei noch nahezu dieselbe, wie vor tausend und mehr Jahren. Auch das ist unrichtig. Es mag zugegeben werden, daß gewisse Begriffe von Gut und Böse, Recht und Unrecht in früheren und späteren Zeiten und bei verschiedenen Völkern nahezu dieselben gewesen und geblieben sind, daß Diebstahl, Raub, Mord und dgl. nicht erst durch den Fortschritt der Cultur zu Verbrechen gestempelt worden sind, obgleich denn doch ein Geschlecht von Menschenfressern, ja auch ein Geschlecht von Raubrittern von den heutigen Culturmenschen sich wesentlich unterscheidet. Allein, wenn wir den ganzen Kreis der in einer Zeit herrschenden sittlichen Anschauungen, gleichsam die ganze sittliche Atmosphäre einer Zeit in Betracht ziehen, so bilden denn doch Erscheinungen wie die Beseitigung der Sklaverei und der Leibeigenschaft, das Seltenerwerden der Kriege, insbesondere der Eroberungs- und Cabinetskriege, sammt der Vermenschlichung der Kriegführung, die ungleich größere Sicherheit sowohl des friedlichen Verkehrs der Einzelnen, als des gegenseitigen Verkehrs der Völker, und noch vieles Andere, was man mit Recht als Wirkung der sogenannten Humanität bezeichnet, zweifellose Errungenschaften der allgemeinen Cultur von hohem sittlichen Werthe.

Der französische Philosoph J. J. Rousseau hat bekanntlich der ganzen Civilisation in Bausch und Bogen das Urtheil gesprochen und die Menschen ermahnt, „zur Natur zurückzukehren" (wie Voltaire spottete, gleich den Thieren auf allen Vieren zu gehen). Er hatte dabei seine Zeit und sein Land, Frankreich und hauptsächlich Paris, im Auge, wo allerdings die sog. Civilisation allerlei theils taube, theils giftige Blüthen trieb. Wie alles Menschliche, so ist auch die Cultur Irrthümern und Irrwegen, Ver- und Ueberbildungen ausgesetzt.

Man kann darüber streiten, ob die Bevölkerung eines von der Cultur wenig beleckten Landstrichs mit ihren einfachen Sitten und ihren geringen Bedürfnissen nicht glücklicher sei, als die einer hochcivilisirten Großstadt mit ihrem Luxus, ihren vielen Versuchungen zu sittlichen Ausschreitungen, ihrer Nervosität u. dgl. Es möchte uns wohl bange machen, wenn wir sehen, wie die ungeheuren Anstrengungen eines der entwickeltsten materiellen Culturzweige, der Großindustrie, neben einer immer steigenden wirthschaftlichen Production doch auch so viel sociales Elend erzeugen. Selbst das schon könnte uns die Freude an den Fortschritten der Cultur einigermaßen trüben, daß — neben den großen und unvergänglichen Schöpfungen derselben auf dem idealen Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Humanität — doch auch ein gewaltiges Aufgebot von Kraft auf die Befriedigung rein materieller Bedürfnisse, des Essens, Trinkens, der Bequemlichkeit und Annehm-

lichkeit, verwendet wird und daß auf diesen Gebieten ein athemloser Wettlauf stattfindet, der in socialer und in sittlicher Hinsicht manches Besorgliche hat. Indessen ist auch hier zu bedenken, daß Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt, daß zur Cultur sich oft Aftercultur gesellt, daß es die Aufgabe einer vernünftigen Cultur ist, solcher Ausartungen sich zu entledigen oder zu erwehren, und daß gerade an dieser Aufgabe mehrfach und schon nicht ohne Erfolg gearbeitet wird.

Für uns fragt es sich nur: ob in dem Triebe culturschaffender Thätigkeit selbst, diesen an sich betrachtet und abgesehen von dem davon gemachten Gebrauch oder Mißbrauch, ein sittliches, d. h. den menschlichen Willen sittlich läuterndes und kräftigendes Moment enthalten sei oder nicht. Und diese Frage glauben wir bejahen zu können. Die sittlich läuternde Kraft des Culturtriebes erblicken wir zunächst darin, daß derselbe die Naturtriebe zügelt und regelt, ihre Ausartungen in Begierden und Leidenschaften hindert und sie in der Beschränkung erhält, die ihnen als dienenden Werkzeugen zur Erfüllung der Culturaufgaben des Menschen angewiesen ist.

Im Kampf mit den Begierden und Leidenschaften hat das Thätigkeitsprincip vor dem „Kant'schen Pflichtgebot" zweierlei voraus. Einmal verbietet es nicht, wie jenes, alle materiellen Regungen, was, weil es gegen die Natur ist, leicht gegen die ganze Lehre als eine naturwidrige einnimmt, sondern es schränkt sie nur auf ihr rechtes Maß ein. Für's Zweite ist es etwas ganz Anderes, ob Jemand seinen Neigungen und Leidenschaften entsagen soll zu Gunsten eines bloßen abstracten Begriffes (so daß er wohl fragen könnte: „Warum soll ich entsagen, wem kommt diese meine Entsagung zu gute, was wird damit bezweckt und erreicht?"), oder ob ihm gesagt werden kann: „Diese Beschränkung der niederen Triebe ist nothwendig, damit dieselben nicht dem höheren, culturschaffenden Triebe Kräfte entführen, damit sie nicht den Menschen herabsetzen und entwürdigen.

Der Philosoph Spinoza hat einmal gesagt: „ein Affect werde wirksam nur durch einen anderen Affect bekämpft". Versteht man unter dem Worte „Affect" jede stärkere Erregung des menschlichen Wesens, so daß es ebensowohl auf die niedere Leidenschaft wie auf die Aeußerungen des Schaffenstriebes Anwendung leidet, so enthält der Spinoza'sche Spruch die unzweifelhafte Wahrheit, daß jene niederen Regungen leichter durch die thatkräftige Anspannung eines höheren Triebes im Menschen niedergehalten werden, als durch ein bloßes, wenn auch noch so hochtönendes Wort, dergleichen das Wort „kategorischer Imperativ" ist.

Die Bethätigung des Schaffenstriebes selbst, die meist mit Anstrengungen, körperlichen wie geistigen, verbunden ist, bringt eine wirksame Ablenkung und Ableitung von der übermäßigen Befriedigung der Naturtriebe hervor, während das bloße (gleichsam nur theoretische) Verbot einer solchen den, an den

es ergeht, in einer ungelösten Spannung gegenüber diesen Naturtrieben erhält*).

Schon der bloße Thätigkeitssinn übt eine günstige Wirkung auf die Willensrichtung des Menschen aus. Man kann das bereits bei dem kleinen Kinde beobachten. Wenn dieses begehrlich und eigenwillig ist, so wird es in der Regel (jedenfalls eher, als durch bloße Ermahnungen) dadurch in eine andere Richtung gebracht, daß man ihm Veranlassung zu irgend einer Thätigkeit giebt, insbesondere wenn mit dieser Thätigkeit eine Dienst- oder Hilfeleistung für Vater oder Mutter verbunden ist. Lehrer des Handfertigkeitsunterrichts, wie er neuerdings in Aufnahme gekommen, wissen zu rühmen, daß dabei viel leichter die Disciplin aufrecht zu erhalten sei, als beim theoretischen Unterricht, weil die Schüler dort immer mit ganzer Seele bei ihren praktischen Arbeiten sind und diese mit wahrem inneren Interesse, nicht blos auf Befehl des Lehrers betreiben.

Gehen wir über auf das Gebiet der eigentlichen culturschaffenden Thätigkeit, wenn auch nur in ihrer niedrigsten, rein mechanischen Gestalt, so werden wir finden, daß ein fleißiger Arbeiter auch fast immer ein guter Familienvater und Haushalter ist, daß er nicht leicht Trunkenbold und Kneipenbesucher wird, während der zur Arbeit unlustige nur allzuoft einem solchen Hange verfällt, wodurch er weiter und weiter seinen Pflichten als Gatte und Vater entfremdet und zu einem lebendigen Belege des alten Sprichworts gemacht wird: „Müßiggang aller Laster Anfang.“

Je mehr sodann ein Arbeiter neben dem äußeren Zwecke seiner Arbeit (dem Broterwerb) auch innerlich an der Arbeit selbst Freude haben kann, desto sicherer wird in der Regel der Culturtrieb in ihm über die Naturtriebe und ihre Versuchungen triumphiren. In noch höherem Maße wird dies der Fall sein, wo es sich um eine ihrer ganzen Art nach von dem blos sinnlichen Gebiete weiter abstehende, eine mehr geistige oder ideale Beschäftigung handelt, wie die des Künstlers, Dichters, Gelehrten, oder die des Staatsmannes und Politikers. Wenn in diesen Sphären menschlicher Berufsthätigkeit Einzelne dennoch dem Einfluß niederer Triebe unterlagen und dadurch mehr oder weniger auf Abwege in ihrer Lebensführung geriethen, so bekundet dies nur, daß der culturschaffende Trieb in ihnen nicht stark oder nicht echt genug war, um sie vor solchen Rückfällen in die niederen Regionen des Genußlebens zu schützen. Dann war aber auch fast immer die Folge davon eine Verbildung oder ein Nachlassen jenes Schaffenstriebes

*) Ein Bild dieser den Menschen peinigenden Spannung geben jene Verse Schillers in seiner „Freigeisterei der Leidenschaft“, wo es heißt:

> „Nein, länger, wahrlich werd' ich ihn nicht kämpfen,
> Den Riesenkampf der Pflicht!
> Kannst Du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
> So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht!“

selbst. Beispiele solcher Art sind auf dem politischen Gebiete ein Hardenberg und ein Gentz, auf dem dichterischen ein Christian Günther, ein Grabbe, ein Marlowe u. A.

Ganz zweckmäßiger Weise hat man daher auch in neuerer Zeit den Thätigkeitstrieb als einen wichtigen Factor zur Besserung verwahrloster Knaben seitens der Pädagogik, zur Besserung erwachsener Verbrecher seitens der Strafrechtspflege herangezogen, und die damit erzielten Erfolge haben zur Fortsetzung und Erweiterung derartiger Versuche ermuthigt. Auch hier hat sich in zum Theil überraschender Weise der sittlich läuternde Einfluß der Arbeit gegenüber selbst schon älteren Verbildungen des Willens gezeigt. So erzählt ein Beobachter derartiger Besserungsanstalten*), wie Insassen eines Zuchthauses, die zu Arbeiten außerhalb desselben verwendet wurden, solche Arbeiten mit großem Eifer verrichteten und nicht an Flucht dachten, auch wenn ihnen der Gedanke einer solchen durch die Art dieser Verwendung nahe gelegt war.

Etwas Aehnliches, nur noch Frappanteres, kam in einer thüringischen Stadt vor. Dort wurden die Zuchthäusler mit Feldarbeiten beschäftigt; die Aufsicht über eine ganze Zahl solcher führte ein einziger bewaffneter Wärter. Da geschah es, daß diesen Wärter, vielleicht in Folge großer Sonnenhitze, ein Schwindel befiel, so daß er ohnmächtig wurde. Die Züchtlinge, statt die ihnen gebotene Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen, nahmen den Wärter auf, trugen ihn säuberlich heimwärts und kehrten dann ruhig in ihr Gefängniß zurück. Spielhagen erzählt in seinem Roman „Hammer und Amboß" eine ähnliche Geschichte, die, ob erfunden oder dem Leben entnommen, jedenfalls eine große psychologische Wahrheit enthält.

Eine Stadt nahe der See wird von einer heftigen Sturmfluth bedroht. Die sie schützenden Dämme sind nicht stark genug, um derselben zu widerstehen. Es fehlt an Händen, um sie rasch noch zu verstärken. Da greift der Director eines nahegelegenen Zuchthauses zu einem gewagten Mittel. Er ruft seine Züchtlinge zusammen, sagt ihnen, um was es sich handle, und führt sie dann zur Arbeit. Sie arbeiten mit dem Aufgebot aller Kräfte den ganzen Tag lang, bis der Bruch der Dämme verhütet, die Gefahr von der Stadt abgelenkt ist. Und dann lassen sie sich ruhig wieder in ihre Zellen einschließen. Die Arbeit, in diesem Falle noch wirkungsvoller durch ihren gemeinnützigen Zweck, hatte veredelnd auf die rohen Gemüther gewirkt.

Aber nicht blos in der Zügelung der Naturtriebe bewährt sich die sittliche Kraft des Triebes culturschaffender Thätigkeit, sondern innerhalb des Bereichs dieser Thätigkeit selbst, und auf jeder einzelnen Stufe derselben zeigt sich eine gleiche Wirkung, wenn nur der Trieb selbst kräftig genug ist. So,

---

*) Valentin in der Schrift „Das Verbrecherthum im preußischen Staate nebst Vorschlägen zu seiner Bekämpfung."

um nur ein paar Beispiele anzuführen, wird auf der Stufe der Erwerbsthätigkeit der von einem wirklichen Triebe schaffender Thätigkeit Beseelte weder in selbstsüchtige Knauserei, noch in genußsüchtige Verschwendung verfallen, vielmehr die Ergebnisse seiner Erwerbsthätigkeit wieder als Mittel fruchtbarer weiterer Culturarbeit verwenden, wird auch von eben diesem Standpunkte seine Arbeiter nicht als bloße Werkzeuge der Selbstbereicherung, sondern als wirkliche Mitarbeiter an einem gemeinsamen Culturwerke behandeln. Der Beamte wird nicht als „Streber" nur nach einem höheren Range geizen, sondern seines Amtes um des Amtes und um der Dienste willen, die er dadurch dem Staat und der Gesellschaft leistet, walten. Der Gelehrte wird nicht in falschem Ehrgeiz sich in einen engsten Kreis kleinlicher und einseitiger Forschung ein- und abschließen, vielmehr immer Fühlung zu behalten suchen mit dem allgemeinen Strome der Wissenschaft und auch des draußen fluthenden Lebens. Der Künstler wird nicht auf bloßen „Effect" und dessen äußere Vortheile ausgehen, sondern der ächten Schönheit und Wahrheit treu bleiben. Der Politiker wird nicht sein persönliches Interesse über das der Partei, noch auch das dieser über das des Vaterlandes stellen, sondern umgekehrt, der Staatsmann wird sich in noch höherem Grade verpflichtet fühlen, ohne falsche Rücksicht auf einzelne Parteien oder Personen oder auch einzelne Standesinteressen, lediglich das in's Auge zu fassen, was nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung dem Ganzen frommt.

In den moralphilosophischen Werken pflegt ein besonderer Abschnitt die Begriffe „Pflichten, Tugenden, Güter" zu erläutern. Sehen wir, wie diese Begriffe sich vom Standpunkte des Thätigkeitstriebes aus gestalten!

Der Begriff „Pflicht" bezeichnet ein zweiseitiges Verhältniß; er setzt einen Verpflichteten und einen Verpflichtenden voraus. Der Verpflichtete ist hier offenbar der Mensch als Naturwesen, der Verpflichtende der Mensch als Culturwesen. Jener, der Niedere, ist verpflichtet, sich Diesem, dem Höheren, zu unterwerfen, seine Naturtriebe in dessen Dienst zu stellen, sie nicht in Widerspruch zu dessen Culturzwecken treten zu lassen.

Unsere deutsche Sprache hat für diese Zweiheit des menschlichen Wesens ein bezeichnendes Wort von doppelter Bedeutung — das Wort „Selbst". Wir sprechen von „Selbstsucht, Selbstliebe, Selbstgefälligkeit" und meinen damit das niedere Selbst, aber auch von „Selbstthätigkeit, Selbstvertrauen, Selbsthilfe, Selbstverantwortung" und denken dabei an das höhere Selbst, endlich von Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung und Selbstlosigkeit, wo das niedere Selbst sich dem höheren unterordnet oder von diesem zur Unterordnung gezwungen wird. Aristoteles hat von diesem doppelten Selbst folgende sehr zutreffende Erklärung gegeben:

„Die Einen," sagt er, „nehmen die Selbstliebe von der schimpflichen Seite und nennen den selbstsüchtig, der sich selbst mehr als Andern an Geld, Ehre, sinnlicher Lust zutheilt. Ein solcher geht seinen Begierden und

Leidenschaften nach, dem Unvernünftigen in seinem Wesen. Wenn dagegen Jemand sich bemüht, immer recht zu handeln, sich selbst das Schöne zuzueignen, so wird Niemand einen Solchen selbstsüchtig nennen. Denn er dient dem vornehmsten Theil seines Selbst. Derjenige liebt sich am meisten, welcher den vornehmsten Theil seines Selbst liebt und ihm dient."

Ein geschichtliches Beispiel mag das Gesagte noch mehr erläutern. Der nachmalige Große Kurfürst von Brandenburg ward als Jüngling an dem etwas leichtfertigen Hofe des Statthalters von Holland im Haag erzogen. Als man ihn nun bei einem üppigen Feste zu Ausschweifungen verleiten wollte, verließ er mitten in der Nacht den Hof, warf sich auf's Pferd und ritt zu dem Prinzen Heinrich in's Feldlager. Diesem erklärte er seinen auffälligen Schritt mit den Worten: „Ich bin es mir selbst, meinen Eltern und meinem Lande schuldig," worauf der Prinz sagte: „Vetter, Ihr habt das gethan, Ihr werdet mehr thun! Wer sich selbst besiegen kann, ist zu großen Unternehmungen fähig." Hier haben wir das doppelte Selbst in unmittelbarer Gegenüberstellung. Wenn der künftige Träger eines Kurhutes von „sich selbst" in unmittelbarer Verbindung mit seinen Eltern und seinem Lande spricht, so denkt er offenbar an seine Pflicht als künftiger Regent dieses Landes, dem er es schuldig sei, sich, sein besseres Selbst, den entnervenden sinnlichen Verführungen zu entziehen. Und wenn Prinz Heinrich seinen fürstlichen Vetter beglückwünscht, weil er sein „Selbst" bezwungen habe, so meint er mit diesem „Selbst" das einer derartigen Verführung zugängliche niedere Selbst. Die Frucht jenes Sieges seines höheren über sein niederes Selbst erntete der Erbe der preußisch-brandenburgischen Macht, als er (wie eine zeitgemäße Schrift von ihm rühmt), „den Thron in der vollen Frische unentweihter Jugend bestieg", was ihn dann befähigte, das Wort des Prinzen Heinrich wahr zu machen und „mehr" zu thun, das heißt: Großes zu leisten für sein Volk und seinen Staat.

Der Mensch thut also seine „Pflicht", wenn er allezeit nur seinem besseren oder höheren Selbst folgt, d. h. wenn er mit Hilfe seines Triebes schaffender Thätigkeit die niederen Triebe zügelt, sie nicht in Begierden und Leidenschaften ausarten läßt. Er erfüllt damit eine Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen Eltern und Erzieher, welche ihn durch Kräftigung seines Wollens und Bildung seines Charakters zu dieser Pflichterfüllung geschickt gemacht haben und nun den Lohn ihrer treuen Mühewaltung ernten, gegen die Gemeinschaft, der er angehört und deren Culturzwecke er durch seine Thätigkeit fördert, endlich gegen den Schöpfer, indem er die von diesem ihm vorgezeichnete Bestimmung als Mensch nach besten Kräften erfüllt.

Für eine Moral, welche die Bestimmung des Menschen nur in der Befriedigung des Lustgefühls, dem Genuß von Glück oder in der Freude an irgend einem Nutzen erblickt, hat das Wort „Pflicht" so gut wie keine Bedeutung, denn zu Alledem braucht ein Mensch nicht „verpflichtet" zu werden. Der Kant'sche Pflichtbegriff kann, wenn er überhaupt einen Inhalt

haben soll, nur den haben, daß der Mensch nach den Eingebungen seines höheren Selbst handle, das heißt seine Bestimmung nicht in der bloßen Befriedigung seiner Naturtriebe, auch nicht blos im Genuß, selbst nicht einem geistig veredelten sinnlichen, sondern vor Allem in einer schaffenden Thätigkeit finde, was übrigens einen solchen Genuß keineswegs ausschließt.

Die Worte „Tugend" und „tugendhaft" (insbesondere das letztere) werden oft vorzugsweise gleichbedeutend mit Entsagung, Enthaltsamkeit, also im negativen Sinne gebraucht. Auch die Tugenden des Mitleids, des Wohlwollens, der Gerechtigkeit haben vorwiegend einen solchen Charakter, denn es handelt sich da in der Regel um ein persönliches Opfer. Man spricht zwar auch von einer Tugend des Patriotismus und der Vaterlandsliebe. Im Ganzen aber fehlt unserm Begriffe der „Tugend" einigermaßen jener Beisatz von thatkräftigem Handeln, von Energie, welcher die ἀρετή der Griechen und die virtus der Römer charakterisirte.

Unter dem Begriffe Gut versteht man das, dessen Besitz und Genuß eine Befriedigung gewährt. Man nennt ein reines Gewissen ein Gut. Der Dichter belehrt uns, daß „das Leben nicht der Güter Höchstes sei". Hat hier der Begriff „Gut" einen vorwiegend idealen Charakter, so bedeutet er im gewöhnlichen Leben meist etwas Materielles. Man spricht von „Geld und Gut"; der Patriot giebt „Gut und Blut" für's Vaterland hin; ein Stück Grund und Boden bildet „ein Gut", sei dieses nun ein Bauern- oder Rittergut.

Die materiellen Güter als unwerth des menschlichen Strebens zu verachten, wie es wohl eine überidealistische Moral thut, ist falsch, denn der Mensch kann diese Güter nicht entbehren; viele derselben, wie die Nahrungsmittel, sind ihm zur Selbsterhaltung nothwendig. Auch das ist falsch, dieselben als gleichgiltig zu betrachten, wie die Stoiker thaten, denn sie dienen zur Erhaltung und Ausbildung unseres körperlichen Organismus, und je vollkommener dieser ist, desto leichter gehen die Verrichtungen unserer schaffenden Thätigkeit von Statten. Eine gesunde Nahrung ist ein Gut, eine leckere, aber die Verdauung schwächende ist ein Uebel! Eine anregende Geselligkeit, die uns Erholung von der Arbeit und Stärkung zu neuer gewährt, ist ein Gut, eine solche, die nur zu schwelgerischen Genüssen, müßiger Zeitvergeudung, vielleicht noch Schlimmerem, hohem Spiel oder sinnlichen Ausschweifungen verleitet, ist vom Uebel, u. s. w.

In der Herstellung und Erhaltung des richtigen Ebenmaßes und Gleichgewichts zwischen der schaffenden Thätigkeit und dem Genuß äußerer Güter besteht die wahre Lebensphilosophie oder Lebenskunst, denn, so wenig der Genuß allein zum obersten Princip der Moral und zum ausschließlichen oder vorherrschenden Bestreben des Menschen gemacht werden darf, ebenso wenig wäre es recht, denselben gänzlich verbannen oder auch nur über Gebühr beschränken zu wollen. Der Anblick einer schönen Gegend, das Reisen durch eine Reihe solcher, die Freude beim Wiedererwachen der Natur

im Frühling, eine heitere Gesellschaft, eine unterhaltende Lectüre oder Theatervorstellung, eine kunstreiche Musik, ein fröhliches Mahl — das Alles sind Genüsse, welche unseren höheren Bestrebungen keinen Eintrag thun, im Gegentheil solche durch den natürlichen Reiz der Abwechselung fördern.

Wahre, dauernde Befriedigung wird jedoch dem von einem lebendigen Triebe schaffender Thätigkeit erfüllten und beseelten Menschen nur eben diese Thätigkeit und das Gefühl der dadurch bewirkten Ausübung und Vervollkommnung aller seiner Kräfte gewähren.

Von Aristoteles hörten wir schon: „Das wahre Glück sei nur die Begleiterin der Thätigkeit". Ganz in demselben Sinn äußerte Fichte in einem Briefe an seine Frau von 1790: „Ich bin überzeugt, daß hier unten nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und Mühe ist, und daß jede Freude weiter nichts sein soll, als Stärkung zu weiterer Mühe. Dieser Ueberzeugung danke ich die tiefe Seelenruhe, welche ich genieße."

Dem stimmt auch der große englische Denker Carlyle bei, wenn er in dem Essay über Schiller sagt: „Die Wahrheit, daß der Mensch etwas Höheres in sich trägt, als die Liebe zum Vergnügen, ist streng genommen das Thema aller wahren Prediger und Lehrer von Anbeginn der Welt an gewesen und wird hoffentlich gepredigt und gelehrt werden bis an's Ende der Welt."

Und ein neuerer Schriftsteller, Hiltl in Bern, bestätigt dies in seinem Buche „Glück", wenn er sagt: „Die ganze Natur des Menschen ist auf Thätigkeit eingerichtet, und sie rächt sich bitter, wenn er dies ändern will. Der Zustand einer beständigen, ersprießlichen, nur durch die natürlichen Pausen unterbrochenen Thätigkeit ist der glücklichste, den es auf Erden giebt. Der Mensch soll sich gar kein anderes Glück wünschen. Das größte Unglück, das es giebt, ist ein Leben ohne Arbeit und ohne Frucht derselben."





Ralph Engelhardt.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

Wieder einmal war ich matt und müde geworden von der Arbeit des Alltags und hatte die Schwingen des Geistes erlahmen gefühlt in dem widerwärtigen Kampfe gegen kleinliche Interessen. Ich bedurfte irgend einer Auffrischung und flüchtete mich in die Berge — dieses Mal nicht in die Alpen. Ich suchte eine Gegend unseres Vaterlandes auf, die ich seit langen Jahren nicht gesehen und nach der mich plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht erfaßt hatte. Und als ich nun durch die saftiggrünen Matten wanderte und über halb verwitterte Felsbrocken kletterte, welche die Elemente in ihrem vieltausendjährigen Zerstörungsproceß umherstreuen und gütige Lenze immer wieder mit neuer Blüthenpracht überkleiden — da waren unter den Eindrücken dieser Hochgebirgswelt auch die Erinnerungen der Jugend in mir lebendig geworden, Erinnerungen an eine Zeit, da ich, ein frohgemuther Jüngling, zuerst diese damals noch weniger wegsamen Pfade beschritten und meine hoffnungs- und schaffensfreudige Begeisterung in die Berge hinausgejubelt hatte.

Es war um den Abend eines schönen, goldigen Herbsttages, als ich thalwärts schritt. Die Luft war durchsichtig und klar und von köstlicher Frische. Würziger Duft quoll aus den dunklen Fichtenwäldern uud aus den blumenübersäten Wiesen. Die Umrisse des nahen Gebirgskammes hoben sich scharf ab gegen den klaren, wolkenfreien Himmel. Erst hatte die sinkende Sonne die Berge in glühenden Purpur gehüllt; jetzt lagen sie in gesättigtem Violett, das sich allmählich in dunkeles Stahlblau umzuwandeln begann. Jene Abendwehmuth überkam mich, die uns um so stärker zu er-

greifen pflegt, je mehr unser eigener Lebenstag bereits die Mittagshöhe überschritten hat. Ich setzte mich auf einen Stein und sah den Sprüngen eins munteren Gebirgsbaches zu, der mit klarer Welle murmelnd und rauschend an mir vorüberhüpfte. Wie mich auch das wieder an die eigene glückliche, sorglose Jugend gemahnte! Ich mußte weiter schreiten, um meine Stimmung nicht Herr werden zu lassen über mich. —

Vor mir unten im Thale, aber doch noch an den Abhang des Gebirges sich anlehnend, lag ein stattliches Kirchdorf, das mit seinem schlanken Thurm und seinen schmucken, sauberen Häusern freundlich aus dunklem Grün hervorsah; in halbstündiger Wanderung konnte ich es erreichen, und dort gedachte ich heut zu übernachten. Ein schmaler, erst zwischen Wiesen, dann an dem Saume eines kleinen Gehölzes sich hinschlängelnder Pfad führte mich abwärts. Als ich aus dem Gehölz heraustrat, sah ich vor mir, zum Dorfe gehörig, aber etwas abseits von diesem, eine Villenanlage, die in erhöhtem Grade meine Aufmerksamkeit anzog.

Es war ein nicht besonders großes, im edelsten Stile der Spätrenaissance erbautes Haus, dessen Front mit breiter, stattlicher Loggia sich dem Hochgebirge entgegenkehrte, während an die drei übrigen Seiten sich ein ziemlich ausgedehnter Park anschloß. Ein kleiner, mit zierlichem eisernem Zaune umgebener Vorgarten schied es nach vorn von dem breiten Kieswege, der von der fern liegenden Landstraße her zu ihm hinführte. An alledem wäre nichts Besonderes gewesen, — man begegnet ähnlichen Landhäusern oft im Gebirge, wenn auch wenigen von so edler Vornehmheit; was mir aber am meisten auffiel, war der eigenthümliche Eindruck des Verlassenen, den die ganze Anlage auf mich machte. Auch nicht die geringste Spur eines lebenden Wesens, nicht das geringste Zeichen des Bewohntseins oder überhaupt irgend welcher menschlichen Lebensäußerung war auf dem Grundstück zu bemerken. Auch mußte schon eine geraume Zeit vergangen sein, seit sich dasselbe in diesem Zustande befand; denn unzweifelhafte Anzeichen des Verfalles traten deutlich in die Erscheinung. Die zierlichen Pforten des Gartenzaunes waren verschlossen, und der Rost ihrer Riegel deutete darauf hin, daß sie schon längere Zeit nicht mehr geöffnet worden sein mochten. In den Gängen des Parkes wucherte Gras und Unkraut aller Art; die Blumengruppen sahen wüst und verwildert aus, und die Hecken schienen schon sehr lange nicht mehr von einer stutzenden Scheere berührt worden zu sein. Einem jugendlichen Faun, der aus einer Kanne Wasser in ein Steinbassin gießen sollte, war der Arm zerbrochen; sein Krug war leer und ebenso das verwitterte und theilweis zerstörte Becken, aus dessen Ritzen mannigfaches Unkraut lustig emporschoß. An der Villa selbst hatten augenscheinlich Regen und Wind ihre zerstörenden Kräfte bereits versucht; viel hatten sie noch nicht zu verderben vermocht, aber ein kleiner Anfang wenigstens war gemacht. Hier und da war ein Stück Putz abgefallen, und die großen Spiegelscheiben waren blind und bestaubt; einige von ihnen

waren zerbrochen, und der Abendwind, der durch die Lücken eindrang, spielte mit den dahinter befindlichen Vorhängen, die ihm kaum noch Widerstand zu leisten vermochten. Ein Einblick in das Innere des Hauses war von dem außerhalb des Gitters gelegenen Wege aus nicht möglich; nur in der Loggia glaubte ich einen Tisch und auf demselben eine Flasche und einige Gläser zu bemerken — die einzigen Andeutungen dafür, daß hier einst Menschen gehaust hatten. Wann und warum mochten sie dieses Paradies verlassen, und welcher Cherub mochte sie mit dem Flammenschwerte daraus vertrieben haben? Meine Phantasie begann diese Fragen weiter zu verarbeiten, und meine Neugier war rege geworden. —

Während ich die hinteren Anlagen des Parkes umschritt, hatte sich vorn am Wege in der Nähe der Eingangspforte eine Schaar flachsköpfiger Dorfbuben mit ausgelassenem Toben zum Ballspiel versammelt. Sie stutzten einen Augenblick, als ich näher kam, und fast schien es, als ob sie sich auf verbotenen Wegen ertappt sähen und nicht übel Lust hätten, wie schüchterne Rehe auf und davon zu fliehen. Dann aber mochten sie doch merken, daß sie von mir nichts zu fürchten hatten, sie blieben und glotzten mich nur verwundert an. „Wem gehört dieses Haus?“ fragte ich. Sie schwiegen still und lächelten sich verlegen an, sodaß ich meine Frage zu wiederholen gezwungen war.

Da antwortete ein kleiner untersetzter Bengel, indem er mich mit seinen munteren blauen Augen muthig und keck anblickte: „Niemand!“

„Niemand!“ rief die ganze Schaar lachend ihm nach und wendete sich wieder dem Spiele zu. Der Ball war über den Zaun geflogen. Durch eine Lücke desselben kroch der eine der Knaben, ihn wieder herauszuholen. Es war nicht schwer zu errathen, wie diese durch Wegbrechen eines Eisenstabes bewirkte Lücke entstanden sein mochte, und sicher hatten die zertrümmerten Spiegelscheiben denselben zarten Händen ihre Sprünge zu verdanken. Uebt ja die Jugend, ehe sie das mühsame Aufbauen erlernt, ihre Kräfte so gern im Zerstören.

Ich wandte mich ab und schritt sinnend dem Dorfe zu. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte mich von dem Gedanken nicht trennen, daß jenes verlassene Paradies in naher Beziehung stände zu Jemand, den ich gekannt und lieb gehabt hatte. Und freilich fehlte es nicht an Anhaltspunkten, die mein Sinnen nach einer ganz bestimmten Richtung hinlenkten, auf eine Persönlichkeit, an die ich in diesen Tagen so oft hatte denken müssen, als die Erinnerungen der Jugend in köstlicher Frische vor mir aufgetaucht waren. So hatte ich mich denn kaum in dem freundlichen und sauberen Gasthause wohnlich eingerichtet, als ich auch schon den Wirth über den Besitzer und die Schicksale der geheimnißvollen Villa eingehend befragte. Er sei noch nicht lange im Orte, antwortete er, und wisse nur mangelhafte Auskunft zu geben. Gemunkelt werde viel; aber das seien schreckliche Dinge, und klar herausgekommen sei niemals Etwas — man müsse sich sehr in

Acht nehmen, das Gerede der Leute nachzuerzählen. — Es war der erste so vorsichtige Gastwirth, den ich auf meinen Reisen angetroffen hatte. Als ich weiter in ihn drang, murmelte er Etwas von nächtlichem Mord und Todtschlag und von verschwundenen Menschen; Zusammenhängendes aber war aus ihm durchaus nicht herauszubekommen. Vielleicht gelänge es mir, meinte er endlich, von dem Herrn Curatus Sicheres und Ausführliches zu erfahren; er sei der Einzige im Dorfe, der die Sache genau kenne; aber auch er spreche niemals darüber. Uebrigens müsse ich auch da meiner Neugier Zügel anlegen; denn der Herr Curatus sei verreist und kehre erst übermorgen nach Hause zurück.

Es war nicht bloße Neugier, die ich zu zügeln hatte. Unter dem Wenigen, das er mir mittheilen konnte, hatte mir der Wirth wenigstens den Namen des Besitzers der Villa zu nennen vermocht, einen Namen — ich hatte gar keinen anderen erwartet und würde es wunderbar gefunden haben, wenn er mir einen anderen genannt hätte. Hatte ich doch die letzten Tage hindurch fast fortwährend unter dem Bann dieses Namens gestanden, als ob eine unsichtbare Verbindung einen elektrischen Strom, einen magnetischen Rapport von dieser Stätte nach meinem Herzen geleitet hätte. Es wurde mir zu eng in dem niedrigen Gastzimmer, und ich schritt wieder der Villa zu. Ihr Zaun war mir kein Hinderniß mehr; ich überkletterte ihn und setzte mich auf die Stufen der Freitreppe, die zu dem Haupteingange hinaufführte. Die Nacht war feierlich still, und der Mond goß sein mildes, ruhiges Licht vom tiefblauen, sternbesäten Himmelsgewölbe hernieder durch das Gezweig der von keinem Lüftchen bewegten Bäume und überzog mit silbernem Glanze die Säulen und Bogen und all die edlen Formen des zierlichen Bauwerkes. Traumhaft blickten die Gipfel und Zacken der Bergriesen zu mir herüber, geisterhaft wie die Vergangenheit, die in scharfen Umrissen und dann auch wieder wie von Nebelschleiern umhüllt vor mir emporstieg.

Ich sah mich plötzlich wieder in der alten Universitätsstadt im Kreise der Bundesbrüder, Haupt und Brust mit den alten, lieben Farben geschmückt, und neben mir Ralph Engelhardt, den Frohesten der Frohen, die Cereviskappe auf dem braunen, wallenden Lockenhaar, das Trinkhorn in der Rechten und mit seiner hellen, klangvollen Stimme sein Lieblingslied: „Bringt mir Blut der edlen Reben" wie ein lustiger Fink in die Nacht hinausschmetternd. Wer hätte ihn nicht lieb gehabt, den guten, prächtigen Jungen mit der frischen, edlen Jünglingsgestalt, mit dem freien und offenen Antlitz, aus dem die Augen so warm und so treu in die Welt blickten. „Rollt die Stunde glatt und rundlich, greif' ich mir das Glück sekundlich," das entsprach allerdings seiner übersprudelnden, unversiegbaren Lebenslust, und oft genug warf er uns, die wir seinem kühnen Fluge nicht immer zu folgen vermochten, das schlimmste Scheltwort seines Sprachschatzes, sein „Philister" höhnend entgegen. —

Ralph Engelhardt stand ziemlich allein in der Welt. Seine Eltern waren frühzeitig gestorben und hatten ihm, ihrem einzigen Kinde, ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, das sich unter der sorgsamen Verwaltung seines Vormundes noch vermehrt hatte. Auch ward er von diesem Vormunde nicht knapp gehalten; im Gegentheil, er war mit einem so reichen Wechsel in unsere Verbindung eingetreten, daß selbst uns, die wir damals auf dergleichen wenig Gewicht legten, sein Reichthum imponirte. Aber der Reichthum machte ihn nicht übermüthig. Gleich uns blickte er mit Verachtung auf jedes Sybaritenthum, freute sich aber doch, jeder plötzlich auftauchenden genialen Laune — und dergleichen kamen ihm öfters — ohne Rücksicht auf die uns andere Menschenkinder mehr als uns lieb einengenden Kosten Genüge thun zu können. Er verschwendete nicht, weil er von Hause aus an ein einfaches Leben gewöhnt war; aber das Geld spielte auch wieder gar keine Rolle bei ihm, wenn es einen Plan, ein Ziel galt, dessen Ausführung, dessen Erreichung ihm wünschenswerth erschien. Seinen abgehärteten und in allen männlichen Fertigkeiten wohlgeübten Körper konnte er ebenso wie seine Willenskraft und seine leicht aufschäumenden Affekte in einer für einen Jüngling seltenen Weise fest im Zügel halten, liebte es aber, diesen Zügel ab und zu schießen zu lassen und dann in ausgelassener Jugendlust und mit ungebändigter Phantasie über Stock und Stein zu rennen. Was er studirte, wäre schwer zu sagen gewesen. Er haßte jedes eigentliche Fachstudium, aber es gab kaum irgend ein Wissensgebiet, mit dem er sich nicht wenigstens einigermaßen vertraut gemacht hätte. Der Hauptgegenstand seines Studiums jedoch war das Volksleben in der ganzen bunten Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung, und es war eine Freude, zu sehen, wie er da in allen Sätteln gerecht war und sich in den Salons der Aristokraten ebenso sicher fühlte wie an dem Stammtisch kannegießender Spießbürger oder in dem lärmenden Jubel eines Kirchweihfestes. Er tanzte leidenschaftlich gern und war als Partner der drallen Bauerndirne und dem schmucken Bürgermädchen ebenso willkommen wie den modisch geschmückten Damen des Ballsaals, nur daß hier auch die Mütter ihre Blicke wohlgefällig auf dem schönen Jüngling ruhen ließen, dessen Schönheit in ihrer Werthschätzung noch weit übertroffen wurde durch seinen Reichthum. Ihn kümmerten derartige Spekulationen wenig; er flog, ein muntrer Falter, in ungetrübter Jugendlust von einer Blume zur andern und sog aus allen Nektar, ohne sich irgendwo festzusetzen oder gar fangen zu lassen. „Rollt die Stunde glatt und rundlich, greif' ich mir das Glück sekundlich,“ so sang er, und danach lebte er.

Trotz großer Charakterverschiedenheit waren wir innige Freunde geworden. Ich hatte ihm einst einen kleinen Dienst leisten können, den er in der Ueberschwänglichkeit seines Dankgefühls weit überschätzte. Was ihn sonst zu mir zog, weiß ich nicht; ich aber freute mich des herrlichen Jünglings, dessen reine Seele so durchsichtig vor mir lag wie ein zwischen grünen

Ufern zwar mitunter etwas wild, aber doch immer klar dahinfließender Gebirgsbach, und ich betrachtete seine Freundschaft als eine der schönsten Errungenschaften meines Studentenlebens. Das Ende dieses letzteren brachte uns auseinander. Er hatte sich begnügt, die „höchsten Ehren" eines Doctors der Philosophie zu erringen, und war dann, ohne seinen Nachen den Klippen irgend welchen Fachexamens auszusetzen, auf Reisen gegangen, während ich, die vorgeschriebene, ausgetretene Bahn verfolgend, Arzt geworden war und mich als solcher in einer kleinen Stadt meiner engeren Heimat niedergelassen hatte.

Lange Zeit hörte ich nichts von ihm. Briefe schreiben war niemals seine Sache gewesen, und ich dachte umso weniger daran, seinen Spuren nachzuforschen, als mich meine eigenen Angelegenheiten vollauf in Anspruch nahmen. Um so angenehmer war ich überrascht, als er eines schönen Tages ganz plötzlich, unangemeldet und unerwartet, ein leichtbeschwingter Vogel, auf irgendwelchem Wanderfluge bei mir einfiel. Er war voller, breiter, männlicher geworden; die Sonne des Südens hatte sein Antlitz verbrannt; aber aus diesem Antlitz blickten die braunen Augen immer noch so klar und treu wie sonst. Er wußte frisch und interessant von seinen Reisen zu erzählen und machte sich mit liebenswürdigem Spott über das Regelmäßige, Abgegrenzte oder, wie er es mit seinem alten Lieblingsworte nannte, über das Philisterhafte meines Berufs- und geselligen Lebens lustig, während ihm keine Rücksicht die Flügel gestutzt, kein Ehrgeiz und keine Duckmäuserei die Krallen beschnitten habe. Ich vergesse nicht den hochkomischen Ausdruck, der über seine Gesichtszüge glitt, als ich ihn aufforderte, mich in eine Abendgesellschaft zu begleiten, zu der ich geladen war. „Gesellschaft!" rief er und schüttelte sich förmlich. „Ihr habt hier auch Gesellschaften? und Du Unglücksmensch bist verpflichtet, diese Misere des Klatsches und der Langeweile mit durchzukosten?" „Sind denn Gesellschaften etwas so Schlimmes?" fragte ich ganz verblüfft. „Kennst Du etwas Schlimmeres für die Geselligkeit als dieses langsam, aber sicher zersetzende Gift?" Und nun begann er eine Schilderung dieser geselligen Feste getreu bis in's Kleinste hinein, aber von so drastischer Komik, daß ich hell auflachen mußte. „Genug! genug! schloß er, „lieber in dem Wigwam eines Indianers, als in dem langweiligen, philisterhaften Banne solcher Gesellschaft und solcher Gesellschaften!" Und damit stürmte er zur Thüre hinaus, und als ich ihn eine Stunde später aufsuchen wollte, war er bereits abgereist.

Wieder waren Jahre vergangen. Ich hatte inzwischen ein Glück gefunden und nach kurzem Genusse wieder verloren. Auf den Trümmern meiner Häuslichkeit hatte mir nur die angestrengteste Berufsarbeit Trost und Halt gewährt. Die Wunden, die mir ein schweres Geschick geschlagen, waren verharscht; aber ich fühlte mich entsetzlich vereinsamt. Welche Freude, als ganz in seiner alten Art plötzlich und ohne jede vorangegangene Anzeige Ralph in mein Zimmer trat und mir mit Handschlag und Bruder-

kuß kund that, daß er mir der alte, liebe und treue Freund geblieben sei! Sein Nomadenleben hatte ihn wieder fast durch alle Theile der bewohnten Erde geführt, und die Spuren davon waren in seiner äußeren Erscheinung ausgeprägt: er war fester, härter, aus einem Jüngling ein Mann geworden. Mit inniger Freude blickte ich wieder in die braunen, Vertrauen erweckenden Augen, die das wettergebräunte Gesicht belebten; und doch wollte es mir manchmal scheinen, als wenn ab und zu ein ganz feiner, nur dem Freundesblicke bemerkbarer Schleier sich über die sonst so sonnige Klarheit dieser Augen legte. Auch in der Stimmung des Freundes glaubte ich die frühere, ungetrübte Stetigkeit zu vermissen. Es war nicht mehr die himmelstürmende, über jede Schranke kühn hinwegjagende Lust und Freudigkeit des Lebens, wie sie aus kraftstrotzender Jugend quillt. Eine gewisse Schlaffheit und Müdigkeit, wenn auch nur augenblicklich auftretend und rasch vorübergehend, fiel mir an ihm auf; es war, als ob hin und wieder eine kleine Grille etwas Staub auf die emporstrebenden Schwingen gestreut hätte, nur ein ganz klein wenig, aber doch genug, um die Leichtigkeit des Fluges zu hemmen. Es wurde mir auch nicht schwer, die Ursache dieser mich anfangs befremdenden Thatsache zu ergründen. Meinem Freunde fehlte ein ernster Zweck des Lebens, ein festes Ziel, auf dessen Erreichung er seine überwuchernde Kraft zu sammeln, das mit den jedem Streben innewohnenden Kämpfen und Schwierigkeiten seinen Muth, seine Spannkraft zu stählen vermocht hätte, jene mitunter langweilige, oft lästige, immer aber segensreiche Berufsarbeit, die er in seinem Uebermuth wohl früher philisterhaft gescholten hatte, die aber doch, indem sie die Stunden des Werkeltages ausfüllt, dem Feiertag erst die rechte Weihe giebt. Er war ein viel zu scharfer Beobachter, als daß er das nicht auch selber hätte herausfühlen sollen, und während er sich früher über das Regelmäßige und Beschränkte meines Lebens lustig gemacht hatte, fiel jetzt wohl mitunter, wenn er mich auf meinen Gängen und Fahrten begleitete, ein Wort freundlicher Anerkennung, ja selbst stillen Neides auf diese bescheidene, geräuschlose Thätigkeit.

Er schien sich nur schwer von mir trennen zu können und blieb über eine Woche bei mir. Seine Anwesenheit that mir wohl. In der liebenswürdigsten Weise wußte er mich zu zerstreuen und von trüben Gedanken abzuziehen. Wir schwatzten über Vergangenes und Gegenwärtiges; Reiseabenteuer wechselten mit alten Studentengeschichten, wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit politischen Wortgefechten ab. Ich hatte mich seit langer Zeit nicht so angeregt gefühlt, und als er, gelegentlich einer Landfahrt vom köstlichsten Herbstwetter angelockt, mir den Vorschlag machte, wir möchten zusammen einen kleinen Gebirgsausflug unternehmen und wieder einmal in alter, froher Wanderlust über Berg und Thal, durch Wälder und Wiesen ziehen, schlug ich freudig ein. Der nächste Morgen schon traf uns unterwegs.

War das schön da oben mitten in der Einsamkeit der Hochgebirgswelt!

Die frische Bergluft, die unsere Häupter umwehte, fegte gleichzeitig allen trüben Staub aus den Falten unserer Herzen. Es war, als ob ein mächtiger Zauber auf uns eingewirkt und uns allen Jugendmuth und alle Jugendlust wiedergegeben hätte, so leicht schritten wir dahin, so lustig sangen und jubelten wir in die weite Welt hinaus, so unwiderstehlich fühlten wir uns zu tollen Streichen aufgelegt. Die einfache Kost der Gebirgshütten dünkte uns Göttermahl, und von unruhigen Träumen unbelästigt, schliefeu wir den festen Schlaf des Gerechten auf dem schwellenden Heu, das uns köstlicher schien als jeder daunengepolsterte Pfühl. —

Es war am späten Nachmittag unseres fünften oder sechsten Wandertages. Wir schlenderten durch ein Fichtengehölz, dem balsamischer Harzduft entströmte. Vor uns her ging, die Axt über die Schulter gelegt, einen kleinen Dachshund zur Seite, ein Holzhauer, der eben Feierabend gemacht hatte und nun, auf dem Heimwege begriffen, vergnügt den Jodlern lauschte, in denen Ralph seiner ausgelassenen Wanderstimmung Ausdruck gab. Wir sprachen ihn an und ließen uns von ihm über sein Tagewerk und über die Verhältnisse seines Heimatsdorfes berichten. Plötzlich, während wir in harmlosem Geplauder langsam dahinschritten, erhob der Hund, der uns vorangeeilt war, ein lautes Gebell, kam dann in langen Sätzen auf seinen Herrn zugesprungen, lief wieder vorwärts, bellte immer heftiger und gab uns auf alle Art und Weise zu verstehen, daß ihm auf seinem Pfade etwas ganz Besonderes aufgestoßen sei. Wir blieben nicht lange darüber in Zweifel, worin dieses Außergewöhnliche bestand. Auf einer Waldblöße, die von einem sehr holprigen Fahrwege durchschnitten wurde, hielt ein Reisewagen ohne Pferde, mit zerbrochener Deichsel, und das eine Vorderrad in nicht ganz regelrechter Neigung zu seiner Axe. In dem Wagen aber, dessen Verdeck zurückgeschlagen war, saßen zwei Damen in elegantem Reiseanzuge. Dem Anschein nach waren sie Beide noch jung. Ein brauner Strohhut beschattete das von dunklem, welligem Haar umrahmte Gesicht der Einen, während die Andere ihren Strohhut neben sich gelegt und ihr Köpfchen unter einer rothseidenen Kapuze geborgen hatte, welche auf das weiche, zarte Gesicht einen rosigen Schimmer warf, und unter der blondes Gelock sich ziemlich regellos hervordrängte. Man hätte sie Beide für recht hübsch halten müssen, wenn nicht ihr Gesichtsausdruck ein gar zu wenig freundlicher gewesen wäre. Der Widerschein des vermuthlich soeben erlebten Unfalls war deutlich in ihren Mienen ausgeprägt. Die Blonde mit einem besonders verdrießlichen Zug im Antlitz hatte sich weit zurückgelehnt und ihre Füße auf den Rücksitz des Wagens gestreckt, während die Braune auf ihrem Schoß ein aufgeschlagenes Buch hielt, aus dem sie eben noch vorgelesen zu haben schien. Mit Plaids und Decken hatten sich Beide gegen die hereinbrechende Kühle des Abends zu schützen gesucht.

Es war ein eigenthümliches Bild, dieser mitten im Walde verlassen dastehende Reisewagen mit seinen jugendlichen Insassen, und bei alledem

forderte die seltsame Scene weit mehr die Heiterkeit, als das Mitleid heraus. Mit lachendem Antlitz trat denn auch Ralph an den Wagen, zog grüßend den Hut und sprach:

„Darf ich mir wohl die Frage erlauben, welcher neckische Kobold die Damen hier in diese Waldeinsamkeit gebannt hat, oder will es etwa gar unser Glück, daß wir die schönen Töchter des mächtigen Berggeistes mitten in ihrem Revier begrüßen dürfen?"

Der Scherz wurde nicht so freundlich aufgenommen, wie er gemeint war. Die Blonde blieb stumm und unbeweglich, während die Braune etwas von oben herab erwiderte:

„Ich wüßte nicht, daß wir jemals die Ehre gehabt hätten, die Herren kennen zu lernen."

„Ah so!" entgegnete Ralph, der nicht so leicht zu verblüffen war, mit leiser Ironie, „Verzeihung, daß ich das strenge Gesetz des Salons hier im grünen Wald außer Acht gelassen habe! Ich wähnte thörichter Weise, frischer Berghauch und fröhliche Wanderlust fege die höfische Form hinweg und nähere die Menschen einander. Also feierliche Vorstellung! Hier mein Freund Friedrich von Logau," — so pflegte er mich scherzweise mit Rücksicht auf meine Heimat und meine poetischen Neigungen gern zu nennen — „ich selbst Ritter von Toggenburg, und jener dritte Ehrenmann," — der Holzhauer war etwas abseits geblieben und schaute neugierig auf die seltsame Gruppe — „ist uns Beiden leider selbst noch nicht vorgestellt. Und nun, nachdem der Form genügt ist, noch ein Wort der Verständigung! Daß die Damen nicht gerade freiwillig in diese hilflose Lage versetzt worden sind, dürfte unschwer zu errathen sein. Da es aber zu allen Zeiten die Pflicht fahrender Ritter gewesen ist, Bedrängten, namentlich aber dem schönen und schwächeren Geschlechte zu Hilfe zu kommen, womit können wir unserer Pflicht genügen? Gebieten Sie über unsere Dienste!"

Die halb scherzhafte, halb ernste, freimüthige und doch auch verbindliche Rede, unterstützt durch die frische, schlanke Gestalt und das offene Gesicht des schönen und formgewandten Mannes, verfehlte nicht ihre Wirkung. Während er sprach, wurden die beiden hübschen Gesichter völlig frei von allem düsteren Gewölk und rötheten sich, vielleicht aus Scham über die wohlverdiente Zurechtweisung, vielleicht in freudiger Erregung über die unerwartete Hilfe. Die Blonde schüttelte hell auflachend ihr Köpfchen, daß die Locken immer lustiger unter der rothen Kapuze hervorquollen, und die Braune streckte meinem Freunde die Hand um Verzeihung bittend entgegen. Darauf erzählten sie Beide, halb sich ablösend, halb sich unterbrechend, wie auf dem steinigen, schwer fahrbaren Waldwege ihr Wagen plötzlich Schiffbruch gelitten habe, und der Kutscher mit den Pferden in das nächste Dorf geritten sei, um dort Hilfe, eine andere Deichsel und ein anderes Rad zu holen, während sie in wohlbegreiflicher Ungeduld seiner baldigen Rückkehr harrten.

„Aber, meine Damen,“ belehrte sie Ralph, „das nächste Dorf ist weit genug entfernt, und die Ausbesserung Ihres Wagens dürfte auch nicht so rasch vollbracht sein, als Sie zu glauben scheinen. Sie können doch nicht bei hereinbrechender Nacht hier im einsamen Walde unter den aufsteigenden Nebeln verweilen. Gestatten Sie, daß wir Sie in ein freundliches und hübsch gelegenes Gasthaus geleiten, das Sie in halbstündiger Wanderung bequem erreichen können! Dort werden Sie wohl aufgehoben sein.“

„Und unser Wagen? und unsere Sachen?“

„Wird jener Biedermann, den wir unterwegs getroffen haben, und dem die Ehrlichkeit deutlich auf dem Gesicht geschrieben steht, auf meine Bitte gewiß gern bis zur Ankunft des Kutschers bewachen, und wird diesem dann behilflich sein, Ihre Arche in den sicheren Hafen zu lootsen, von dem aus Sie morgen Ihre Fahrt fortsetzen können.“

Der von mir dringend unterstützte Vorschlag klang durchaus empfehlenswerth und würde auch sofort angenommen worden sein, wenn die Blonde nicht dazwischen gerufen hätte: „Ich glaube nicht, daß ich gehen kann. Mein armer Fuß hat bei dem plötzlichen Ruck eine Quetschung erlitten und thut mir weh.“

„Nun, das ist Deine Sache, Logau,“ wandte sich Ralph an mich, „ich kann Ihnen, meine Damen, diesen berühmten Arzt und Chirurgen nicht warm genug empfehlen,“ und damit trat er zu dem Holzhauer, um diesen für das von ihm verlangte Geschäft zu gewinnen, was ihm mit freundlichen Worten und klingenden Beweggründen sehr bald gelang. Die aus ihrer früheren Theilnahmlosigkeit vollständig aufgethaute muntere Blondine protestirte lachend gegen jede Untersuchung ihres Fußes und erklärte, wenn man ihr Zeit und einen festen Stock gönne, den Versuch der Wanderung wagen zu wollen, „widrigenfalls wir Sie tragen,“ setzte Ralph, der inzwischen wieder herangekommen war, scherzend hinzu, und hob, wie um jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Anerbietens auszuschließen, die nur leicht Widerstrebende mit einem gewandten Schwunge aus dem Wagen, stellte sie vorsichtig auf ihre Füße und bot ihr artig seinen Arm und Stock als sichere Stützen für den zu unternehmenden Versuch. Die ersten zaghaften Schritte berechtigten zu muthigerem Wagen. Nun bedurfte es keines Zuredens mehr. Der Holzhauer wurde mit genauer Anweisung versehen, der Inhalt des Wagens seiner sorgsamen Obhut anbefohlen, und unter einem lauten, fröhlichen Juchzer Ralphs setzte sich der Zug in Bewegung, er voran mit der hübschen, schlanken Blondine, die sich recht fest und, wie es schien, gar nicht ungern auf seinen Arm stützte, ich mit der Braunen folgend, die, ihre frühere Zurückhaltung bei Seite lassend, sich bald in munterem Geplauder mit mir befand.

Rasch und unmerklich entfloh die Zeit in angenehmster Unterhaltung. Die Veränderung, die mit den Damen vorgegangen, war eine vollständige und äußerst vortheilhafte. Die anscheinend vornehme, fast unfreundliche

Zugeknöpftheit war der unbefangensten Heiterkeit gewichen. Als wir in dem einfachen, aber sauberen Gasthause anlangten, war es uns Allen, als ob wir schon seit Jahren gute Bekannte seien. Die veränderte Stimmung hatte auch den Gesichtsausdruck der Damen und damit ihre ganze äußere Erscheinung vortheilhaft beeinflußt. Die Brünette hatte ein zu ihrer stattlichen Figur wohl passendes edles Gesicht; indessen schien sie bereits in dem Alter angelangt zu sein, in dem jeder Zuwachs an Jahren schmerzlich empfunden zu werden beginnt. Etwas jünger war die Blonde, ihre Gestalt trotz des behinderten Ganges leicht und elastisch und ihr ganzes Wesen voll von strotzender Lebenslust. Auf ihrem lieblichen Antlitz mit der nur mäßig hohen Stirn, dem zierlichen Näschen, dem schwellenden Munde und rundlichen Kinn und den blauen, hell und munter blickenden Augen lag ein Strahl der Verklärung wie Abendroth auf stillem, tiefblauem Meer. Das leichte Spiel einer durchsichtigen und doch nicht unangenehmen Koketterie stand in freundlichem Einklang zu ihrer heiteren, lebensvollen Art und erschien zu ihr gehörig wie das blonde Lockengeringel, das nach Entfernung der rothen Capuze sich lustig vom Scheitel über Schläfe und Nacken ergoß. Wer die Damen waren, ob Mädchen oder Frauen — wir nahmen ohne Weiteres das Erstere an, — weß Landes und Standes, woher und wohin der Fahrt, wir kümmerten uns zunächst nicht darum und vermieden jedes neugierige Fragen. Katharina von Rosen hatte sich die Braune genannt, Vilma von Düring die Blonde. Das war uns vor der Hand genügend, und das Weitere sorglos erwartend, überließen wir uns der Freude des Augenblicks und priesen unser Glück, dem wir so unerwartet ein freundliches Abenteuer verdankten.

Nur für kurze Zeit zogen sich die Damen zurück, bald fanden wir uns wieder im Gastzimmer um den Abendtisch vereint. Durch die geöffneten Balconthüren blickte wie heute klar und ruhig der Mond und verklärte mit seinem Silberlicht die Spitzen und Zacken der Berge. Der Gott des Zufalls, der uns so seltsam zusammengeführt, hatte die beengenden Bande der Convenienz gesprengt und die sprudelnden Quellen des Frohsinns erschlossen. Der gute Wein des Wirthes, nach der ermüdenden Wanderung doppelt geschätzt, that das Uebrige. Ich hatte Ralph seit der Studentenzeit nicht mehr in so köstlicher Laune gesehen. Sein unerschöpflicher Humor flammte und sprühte in den buntesten Farben, gab seinem Gesicht neue Frische und neues Leben und schien ihn derart mit der früheren jugendlichen Spannkraft zu erfüllen, daß ich mich selbst des herrlichen Menschenbildes freute und mir lebhaft vorstellte, welchen Eindruck er auf die beiden Damen hervorbringen mußte.

Eine Harfenspielerin, wie sie jedes Gasthaus dieses Gebirges beherbergt, hatte in einem Winkel des Zimmers Platz genommen und ließ nun zu einem mäßigen Spiel ihre schon sehr ausgesungene Stimme ertönen. Sehr bald begleitete sie Ralph mit seinem hellen, klangvollen Tenor und forderte

nun von ihr seine Lieblingslieder. Aber die Harfenistin, deren Liedervorrath über den abgedroschenen Tages-Singsang nicht hinausging, zuckte bedauernd die Achseln. Da erhob sich die Blonde, nahm ihr die Harfe aus der Hand und griff selbst in die Saiten zu einem Präludium, das trotz der Erbärmlichkeit des Instruments sofort ihre Meisterschaft verrieth. Und nun war es um meinen Freund geschehen. Das Eine hatte gerade noch gefehlt, um sein Herz, das bereits Feuer gefangen, in volle Gluth zu versetzen. Am liebsten wäre er Fräulein Vilma um den Hals gefallen, und mit hellem Lachen wehrte sie ab, daß er ihr huldigend zu Füßen sank. Ihre Partnerin und ich, wir blickten mit Wohlgefallen auf das hübsche, in heiterer Lebenslust aufjauchzende Paar und begnügten uns gern mit den zweiten Stimmen in dem munteren Quartett. Harfenspiel und Gesang wechselten mit gemüthlicher Unterhaltung. Die Damen verstanden es, angenehm zu plaudern. Nicht daß sie besonders geistreich gewesen wären, aber sie besaßen jene im Salon heimische Gewandtheit, in anmuthiger Oberflächlichkeit und niemals langweilig über Alles und Einiges zu schwatzen, und der Wohllaut ihrer Rede, sowie manche pikante Wendung ersetzten in gefälliger Weise den Mangel an Tiefe der Gedanken. Aus einzelnen ihrer Bemerkungen ging hervor, daß ihnen das Leben nicht fremd war. Zudem war eine gewisse Sicherheit und Selbstständigkeit des Auftretens unverkennbar. Wer sie aber waren und was sie veranlaßt hatte, sich so allein, ohne jeglichen Schutz auf Reisen zu begeben, gelang unserer nun doch rege gewordenen Neugier nicht zu ermitteln. Unseren darauf bezüglichen, freilich jede Zudringlichkeit vermeidenden Fragen wußten sie mit der größten Geschicklichkeit auszuweichen.

Es war beinahe Mitternacht, als der Wirth die glückliche Ankunft des in leibliche Verfassung gesetzten Wagens meldete und die Damen, uns eine gute Nacht wünschend, ihr Zimmer aufsuchten. Ralph war viel zu erregt, als daß er ihrem Beispiel zu folgen vermocht hätte. Er schlug noch einen Spaziergang im Mondschein vor, auf den ich bereitwillig einging. Wir sagten dem Wirth, daß er das Haus nicht abschließen möge, daß aber weder er noch seine Leute auf unsere Rückkehr zu warten brauchten; wir würden uns schon allein zu der uns angewiesenen Ruhestatt zurechtfinden. Wir schritten also hinaus in die „mondbeglänzte Zaubernacht“, unsere Herzen erzitternd vom Hauch der Romantik. Ich freilich hatte noch Kühle genug bewahrt, um auch dem Zweifel sein gutes Recht angedeihen zu lassen. Es war doch immerhin etwas seltsam, daß zwei junge Damen von so hübschem und auffallendem Aeußeren, anscheinend nicht einmal in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu einander, so allein auf Reisen gegangen waren, und diese Seltsamkeit wurde dadurch nicht gemindert, daß sie, wohl im richtigen Gefühl solcher Extravaganz, sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgaben und sich selbst discreten Fragen gegenüber ablehnend verhielten. Glaubte ich es doch selbst für nicht ganz erwiesen halten zu dürfen,

daß die von ihnen angegebenen Namen die richtigen seien; wahrscheinlich waren sie es ebenso wenig, wie Toggenburg und Logau. Mit all diesen Bedenken aber kam ich bei Ralph schlecht an. Sein Blut war nun einmal in Wallung gerathen, und mit von Leidenschaft zitternder Stimme schmetterte er mir sein „Philister!“ entgegen. „Müßt Ihr kleinen Seelen,“ fuhr er erregt fort, sicher ohne die Absicht, ja selbst ohne das Gefühl, eine Beleidigung auszusprechen, „müßt Ihr denn durchaus alles Große zerbröckeln und alles Schöne zerpflücken, um es Euren blöden Sinnen begreiflich zu machen? Müßt Ihr überall“ — „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist,“ hatte ich lachend dazwischen geworfen; er aber hatte es gar nicht gehört — „grübeln und mäkeln in kleiner und kleinlicher Maulwurfsarbeit? Könnt Ihr Euch nicht einmal unbefangen und so recht von Herzen eines schönen Wunders freuen, das Euch plötzlich in seiner ganzen Herrlichkeit aufgeht? Und ist dieses goldgelockte Engelskind mit seinem sonnigen Blick nicht ein schönes, liebliches Wunder? Was kümmert mich alles Andere? Name ist Rauch, umnebelnd Himmelsgluth. Ich habe nur die eine Furcht, daß der Engel plötzlich seine Schwingen entfalten und mich armes Menschenkind wieder allein und im Dunkel zurücklassen könnte. Aber leicht soll ihm das nicht werden; will ich ihn doch zu halten suchen mit der ganzen Kraft meiner Seele!“ So schwärmte er fort und fort und ließ seiner Phantasie die Zügel schießen, daß sie wie ein wilder Renner in tollstem Jagen über Stock und Stein dahinstürmte. Jeder Versuch meinerseits, die Zügel zu fassen und den Durchgänger zu ruhiger Gangart anzuhalten, reizte nur zu heftigerem Widerspruch. Wer ihn reden hörte, mußte glauben, Venus Amathusia sei plötzlich vom Olymp herniedergestiegen und habe die Gestalt von Fräulein Vilma von Düring angenommen. Seine Ueberschwänglichkeit wirkte ernüchternd auf meine eigene Erregung, und da die Nacht empfindlich kalt zu werden begann, mahnte ich dringend zur Heimkehr. Als wir vor dem Hause anlangten, lag dieses in tiefstem Schweigen, und Ralph spähte vergebens auch nach dem kleinsten, flackernden Lichtchen im Zimmer seiner Schönen. Leise schlichen wir in unser Gemach und streckten die müden Glieder zu behaglicher Ruhe.

Als wir am nächsten Morgen erwartungsvoll das Gastzimmer betraten, ward uns vom Wirth ein Billet übergeben. Hastig entfernte Ralph den Umschlag und fand eine Karte mit folgenden Worten:

> Nehmt, fahrende Ritter, des Dankes Zoll
> In herzlichen Grüßen und artigen Knixen!
> Gedenket freundlich und ohne Groll
> Der beiden im Nebel entschwundenen Nixen!
>
> Katharina von Rosen. Vilma von Düring.

„Was heißt das? Wo sind die Damen?“ fragte Ralph.

„Die Damen,“ entgegnete der Wirth, „sind noch gestern Abend,

während die Herren ihren Spaziergang machten, abgereist und haben mir aufgetragen, herzliche Grüße an die beiden Herren zu bestellen."

Ich brach in helles Lachen aus über diesen unerwarteten Schluß unseres Abenteuers; aber mein Lachen verstummte sofort, als ich in das bleiche, verstörte Gesicht meines Freundes sah. Wie ein Hagelschlag war es in die Blüthenpracht seiner Freude gefallen, und kein Trösten wollte verfangen.

„Nimm es mir nicht übel!" sprach er, „aber ich muß augenblicklich fort; vielleicht gelingt es mir, sie einzuholen."

„Ich begleite Dich; aber vergiß nicht, daß es nicht in ihren Wünschen liegt, gefunden zu werden!"

Unsere Ränzchen waren rasch gepackt; der Gaul des Gastwirths, vor ein leichtes Gebirgswägelchen geschirrt, stand bereit und ward beflügelt durch den Schwung der Peitsche, die ein reiches, dem Kutscher verheißenes Trinkgeld in Bewegung setzte. So raſ'ten wir ohne Rücksicht auf die Steine des Weges und auf die Erschütterung unseres armen Gebeins in wenig gehobener Stimmung vorwärts. Bis zur nächsten Eisenbahnstation ließ sich die Spur der Damen verfolgen; dann aber verschwand sie vollständig, und jedes weitere Suchen auf diesem Wege erschien völlig aussichtslos.

„Sei kein Thor!" sprach ich zu Ralph, als er einsilbig und niedergeschlagen neben mir saß, „laß uns das reizende Abenteuer in der Erinnerung festhalten, als das, was es war, als einen hübschen, flüchtigen Sommernachtstraum! Wer weiß, welche Enttäuschung unser wartete, wenn es uns beschieden gewesen wäre, den Traum bis an's Ende zu träumen!"

„Du hast Recht, alter Junge," sprach er endlich lächelnd, „aber unsereins wird nun einmal nicht verständig. Und was gilt auch das Leben, wenn ich ewig im langsamen, bedächtigen Schritt dahintrotten soll wie Ihr Helden des trockenen, kalt abwägenden Verstandes! War mir's doch, als ob ich endlich einmal daran wäre, das Glück zu erfassen, das ich bisher in allen Theilen der bewohnten Erde vergeblich gesucht habe."

Wiewohl er sich allmählich zu beruhigen schien, war doch jener unbefangene Frohsinn, der unsere Reise bisher beherrscht und zu einer so erfrischenden gemacht hatte, verflogen. Auch begannen mich die im Stiche gelassenen Berufsgeschäfte zu mahnen. So wurde denn die Heimkehr mit einem kleinen Umwege über die nächstliegende Residenz beschlossen.

Wir waren den Tag über viel auf den Beinen gewesen, hatten Museen besucht, Schaufenster studirt und ähnliche Touristen-Freuden in Hülle und Fülle genossen. Ein leise, aber unaufhörlich herabrieselnder Regen hatte uns aus der freien Natur in den Tabaksdunstkreis verschiedener Wein- und Bierstuben gebannt, und nun waren wir etwas abgespannt und beschlossen, den Abend recht still und beschaulich im Theater zu verleben. Für tiefere Kunstgenüsse reichte unsere Empfänglichkeit nicht mehr aus; aber ein leichtes Lustspiel in möglichst guter Darstellung entsprach durchaus unseren Wünschen

und unserer Stimmung. Es war die Zeit, da „Rosenkranz und Güldenstern“ eben in Aufnahme gekommen war, und man sich die Köpfe über den Namen des Autors zerbrach. Wir kannten es noch nicht, und da wir es für den Abend angezeigt fanden, belegten wir zwei Plätze in dem Parquet des Residenztheaters. Wir waren ganz kurz vor Beginn der Aufführung erschienen und hatten kaum noch Zeit, eine kurze Umschau zu halten, die Operngläser zurechtzulegen und alle jene kleinen Vorbereitungen zu treffen, welche einem behaglichen, ungestörten Genusse vorherzugehen pflegen. Nur für das Studium des Theaterzettels hatten wir noch keinen Augenblick übrig behalten, als bereits der Vorhang in die Höhe rauschte. Mitten in den Verhaltungsvorschriften, die der Fürst von Liebenstein dem Baron Rosenkranz für die Leitung seines Sohnes ertheilt, wird meine Aufmerksamkeit plötzlich von einem recht fühlbaren Rippenstoße unterbrochen. Mit Mühe einen Aufschrei unterdrückend, wende ich mich erstaunt über diesen eigenthümlichen Gefühlsausdruck zu Freund Ralph, der mir in unverkennbarer Aufregung den Theaterzettel entgegenstreckt. Ich beginne das Personenverzeichniß, auf das er hinweist, zu lesen, und bin nun allerdings sehr bald über die Ursache seiner Erregtheit im Klaren. Ja, da steht es deutlich schwarz auf weiß: Ober-Sanitätsrath von Düring, Herr *, Vilma, seine Enkelin, Fräulein Meta Fink. Lachend gebe ich Ralph den Zettel zurück und harre nun gespannt der Dinge, die da kommen werden. Aber Fräulein von Düring hat im ersten Akt Nichts auf der Bühne zu schaffen, und im Zwischenakt vermag ich Ralph, der sofort hinter die Coulissen stürmen will, kaum noch festzuhalten.

„So warte doch nur erst ab,“ rufe ich ihm zu, „ob das hier verzeichnete Fräulein Fink auch wirklich unsere verschwundene Bergfee Vilma von Düring ist.“

Das mußte er gelten lassen, so schwer es ihm auch ward, seine Ungeduld zu zügeln. Aber Fräulein Fink war unsere Vilma von Düring, und nun —

Sie hatte ihn von der Bühne herab bemerkt und ihm mit schalkhaftem Lächeln die Freude des Wiedersehens zu erkennen gegeben. Ihn aber hielt nur die Rücksicht auf das ihn umgebende Publikum ab, ihr laut zuzujubeln, und leicht wurde es ihm nicht, diese Rücksicht zu üben. Der Zwischenakt gestattete eine kurze Begrüßung; eine Zusammenkunft nach dem Schlusse der Vorstellung ward verabredet. —

Wir trafen in einem der gesuchtesten Speisehäuser zusammen, Fräulein Fink in Begleitung ihrer Mutter, und zwar, wie ich feststellen konnte, ihrer wirklichen, nicht einer beliebigen Theatermutter. Fräulein Katharina von Rosen oder, wie sie mit ihrem wirklichen Namen hieß, Fräulein Gertrud Herbing hatte mit von der Partie sein sollen, war aber in der Eile nicht aufzufinden gewesen. Frau Fink, deren Unterhaltung in erster Reihe natürlich mir zufiel, war eine stille, bescheidene Frau von leidlicher Bildung

und guten Manieren, die Wittwe eines Beamten und, wie sie mit Genugthuung betonte, in zwar nicht glänzenden, aber doch sorgenfreien Verhältnissen. Mit der schauspielerischen Laufbahn ihrer Tochter schien sie sich noch nicht recht befreundet zu haben, vermochte aber bei dem bestimmten und selbstständigen Wesen derselben ihren Launen und sonstigen Willensäußerungen keinen oder nur sehr geringen Widerstand entgegenzusetzen. Aus solcher plötzlichen Laune war auch jene Bergfahrt entsprungen, die Fräulein Fink in Gesellschaft einer Berufsgenossin vom Residenztheater mitten hinein in's romantische Land unternommen, und auf der uns der neckische Zufall zusammengeführt hatte. Die Namen aus zweien ihrer Hauptrollen: Vilma von Düring aus „Rosenkranz und Güldenstern" und Katharina von Rosen aus „Bürgerlich und romantisch" hatten zu dem Incognito der beiden Damen herhalten müssen, und die Furcht, dasselbe uns gegenüber auf die Länge nicht durchführen zu können, sowie die Nothwendigkeit, am nächsten Abend auftreten und deshalb die ohne Urlaub unternommene Fahrt rasch beenden zu müssen, hatten zu dem Entschlusse, noch in der Nacht und ohne Lebewohl abzureisen, geführt.

Fräulein Meta Fink gestand uns unter schelmischem Lachen, der Entschluß sei ihnen Beiden eigentlich recht schwer geworden; aber sie hätten sich der Hoffnung nicht erwehren können, der Zufall würde das von ihm so freundlich geknüpfte Gespinnst nicht so leicht wieder in alle Winde flattern lassen. Es sei schön, daß sie diese Hoffnung nicht betrogen habe; nun sei es aber zunächst an uns, auch unser Incognito abzulegen, das von ihnen als solches sofort erkannt worden sei. —

Diese gegenseitigen Eröffnungen bildeten die Einleitung zu einem von der muntersten Laune belebten und von dem Feuergeist des Champagners zu immer rascherem Tempo beflügelten Capriccio, das auch ein weniger erregbares Gemüth als das meines Freundes mit sich fortzureißen vermocht hätte. Ein glänzendes Feuerwerk mit sprühenden Witzraketen und farbenprächtigen Scherz-Leuchtkugeln stieg vor mir auf; aber ich hatte keine Freude daran, und wenn ich die Augen schloß, war mir's, als sähe ich das Herz meines Freundes in glänzenden Feuergarben verpuffen, und als ob die niederfallenden Funken mir selbst tiefe, schmerzende Brandwunden bereiteten. Ich empfand meine Ohnmacht, das Verhängniß aufzuhalten, dem ich Ralph entgegenstürmen sah. Daß es ein solches war, erschien mir unzweifelhaft. Mir wenigstens war zugleich mit dem verschönenden Zauber der Wald- und Bergscenerie jede romantische Täuschung entschwunden. Unter aller bestechenden Lieblichkeit fühlte ich den eitlen, flatternden Leichtsinn heraus und sah argwöhnisch durch alle Hüllen hindurch an der Melusinengestalt den glatten schuppigen Fischschwanz.

Aber meiner Freundespflicht wollte ich wenigstens genügen, um, wenn ich sonst Nichts erreichen konnte, mir selbst keine Vorwürfe machen zu dürfen. Nachdem wir in später Nacht die Damen nach Hause begleitet hatten und

nun allein durch die stillen Straßen wanderten, hatte ich noch eine lange und ernste Unterredung mit meinem Freunde. Ich bat ihn, mit meinen Augen zu sehen, nicht mit den eigenen, die von Leidenschaft getrübt seien, ich beschwor ihn, die kaum geknüpften Fäden zu zerreißen, ehe sie zu unzerreißbaren Fesseln geworden seien, und mit raschem Entschlusse noch in dieser Nacht mit mir abzureisen. Alles vergebens!

Zwar das Wort Philister kam dieses Mal nicht von seinen Lippen; er drückte mir warm und fest die Hand, und weich, ja fast wehmüthig kam es aus seinem Munde:

„Ich glaube nicht, daß Du Recht hast, aber selbst wenn dem so wäre, kein Mensch entgeht seinem Schicksal!"

Damit schieden wir.

Erst nach längerer Zeit erhielt ich wieder die erste Nachricht von ihm; es war ein Brief voll der überschwänglichsten Superlative.

„Frage nicht, forsche nicht, wo ich weile!" so schrieb er mir unter Anderem, „aber wenn Du Dir auf diesem unserem Planeten ein Paradies denken kannst, und in diesem Paradies ohne Schlange ein glückliches Menschenpaar, dann glaube getrost, daß jener Adam Dein alter, treuer, einst so ruheloser Freund ist, der endlich das lange und heiß ersehnte Glück gefunden hat! Auch für Dich wird die Zeit kommen, Zeuge unseres Glückes zu sein; aber für jetzt wollen wir keinem anderen Menschen gehören, als uns selbst. —" Das war das Letzte, was ich von ihm gehört oder gesehen hatte. —

Das Alles war lebendig vor meinem Geiste vorübergezogen, während ich im Mondschein auf den Stufen der Freitreppe saß, und hatte wie damals mein Gemüth im Innersten erregt. Es war mir unmöglich, das Dorf zu verlassen, ehe ich den Curatus gesprochen und von ihm ausführliche Auskunft erhalten hatte. Am Nachmittag des zweitfolgenden Tages ward mir seine Ankunft gemeldet, und schon gegen Abend begab ich mich zu ihm und wurde von ihm freundlich empfangen. Ich habe auf meinem Lebenswege verschiedene Typen katholischer Priester kennen gelernt. Die nicht allzu zahlreiche, aber mir bei Weitem liebste Gruppe bilden jene geistreichen, fein gebildeten Weltmänner, deren Glaubenseifer vielleicht nicht minder kräftig ist, als der ihrer zelotischer erscheinenden Amtsbrüder, die ihn aber unter dem Gewande eines nach allen Seiten hin freundlichen Wohlwollens, ebenso ihre vielleicht oft recht energische Opposition gegen jedes Ketzerthum unter der Miene der Duldsamkeit zu verbergen wissen — gewandte, liebenswürdige Gesellschafter, in allen Sätteln gerecht, beliebt bei den Männern und mehr noch bei den Frauen, und von einem Einfluß, der weit über die Grenzen ihrer Gemeinde hinausreicht. — Daß Herr Curatus Trimm zu dieser eben geschilderten Klasse gehörte, ward mir bei der ersten Begrüßung klar. Er war ein fester, breitschultriger Mann. Aus dem glatten, freundlichen Antlitz blickten ein paar muntere Augen, und die Frische der Farben so wie das

nur wenig mit Grau gemischte Haar ließen nicht erkennen, daß Herr Trimm, wie ich später von ihm selbst erfuhr, bereits ein halbes Hundert der Jahre hinter sich hatte. In seinen weltmännischen Formen begrüßte er mich und bat mich, auf seinem Sopha Platz zu nehmen. Für sich schob er einen alten lederüberzogenen Lehnstuhl heran, schellte nach seiner Dienerin und befahl durch einen verständlichen Wink, daß Wein und Gläser herzugebracht würden. Als wir wieder allein waren und die würzige Blume eines edlen Rheinweins aus den gefüllten Gläsern emporstieg, erzählte ich ihm von der innigen Freundschaft, die mich mit Ralph verbunden hatte, und wie ich, nachdem er mir viele Jahre hindurch vollständig verschwunden gewesen, hier so zufällig und unerwartet wieder die erste dunkle Spur von ihm aufgefunden habe. Ich bat ihn inständigst, mir zu sagen, was er von meinem alten lieben Freund, meinem guten, herzigen Ralph wisse. Er füllte sein Glas von Neuem und begann, nachdem er mir zugetrunken:

„Also Sie sind der Freund, von dem mir Dr. Engelhardt so oft mit warmer Anerkennung gesprochen hat? Ich wünschte, ich hätte Sie früher hier gehabt. Warum soll ich Ihnen nicht erzählen, was ich von den Schicksalen Ihres Freundes, der ja auch mein Freund gewesen ist, weiß? Ist es doch mir selbst eine Wohlthat, einmal Alles vom Herzen heruntersprechen zu können, worüber ich Fremden gegenüber habe schweigen müssen. Ich lernte Engelhardt kennen, als er das erste Mal hierher kam, um jenes Grundstück zu kaufen. Er zog mich dabei zu Rathe, und das Gefallen, das ich an dem frischen und offenen Wesen des liebenswürdigen Mannes fand, mochte auch in ihm eine gewisse Zuneigung zu mir erweckt haben. Er suchte mich jedes Mal auf, wenn ihn die Sorge um den Bau seines Landhauses hierher führte. Und das geschah ziemlich oft; denn er konnte die Vollendung des Baues gar nicht erwarten. Unter Beihilfe eines namhaften, ihm befreundeten Architekten hatte er selbst den Plan entworfen, und das Werk machte ebenso seinem Schönheitssinn, wie seinem praktischen Verständniß alle Ehre. Als das Haus endlich — viel zu spät für seine Ungeduld — fertig geworden war, schmückte er es auch im Innern mit einem feinen und vornehmen Geschmack, mit einer solchen Fülle wohlthuender Behaglichkeit aus, daß auch der Unbefangene seine innige Freude an diesem liebreizenden Schmuckkästlein haben mußte. Und nun, nachdem er Alles sorgsam eingerichtet, jedem Möbel, jedem Bild, jeder Bronze, jeder Reisereliquie die ihnen entsprechendste Stelle gegeben hatte, und nachdem von einem Gartenkünstler aus dem etwas verwilderten Gehölz ein hübscher Park geschaffen worden war, führte er in dieses Paradies seinen größten Schatz: seine junge, schöne, lachende Frau. —

Ich habe in meinem Leben keinen glücklicheren Menschen gesehen, als Ralph Engelhardt damals war. Das Glück strahlte aus seinem frohgemuthen Antlitz, aus der sonnigen Heiterkeit seiner Lebensauffassung, aus seinem Verlangen, zu schenken, zu helfen, Wohlthaten zu spenden, kurz, alle Welt

glücklich zu machen. Es war eine Freude, das junge lebens- und liebesfrohe Paar zu sehen, wenn sie mitsammen gingen, ritten, fuhren, wenn sie sich gegenseitig vorlasen, mit einander auf Flügel, Geige, Harfe musicirten, wenn sie wie muntere Kinder scherzten und spielten. Wie sie sich selbst genug waren, und die ganze Welt ihnen versunken schien hinter ihrem Glück! Ich war vielleicht der einzige Mensch, der in jener Zeit mit ihnen in Verkehr stand. Eingeladen und ungeladen besuchte ich sie und freute mich ihres Glückes und ihrer heiteren Geselligkeit. Aber solch liebendem Paar gegenüber erscheint man sich leicht recht überflüssig, und deshalb vermied ich es, meine Besuche häufiger zu wiederholen. Bald aber kam die Zeit, wo sie öfter nach mir verlangten, wo sie fast täglich zu den verschiedensten Tageszeiten nach mir schickten, angeblich um Dies oder Jenes von mir zu erfahren, eigentlich aber nur meiner Gesellschaft wegen. Wie das so gekommen, konnte ein aufmerksamer Beobachter unschwer erkennen. —

An dem immer heiteren Ehehimmel hatte ein ganz kleines Wölkchen sich zu bilden begonnen, und dieses Wölkchen hieß, um es kurz zu sagen, Langeweile. Nichts ist schwerer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen — wer hätte nicht an sich selbst die Wahrheit dieses weisen Spruches erfahren! Genuß, mag er noch so durchgeistigt sein, vermag dem Leben keinen vollen Inhalt zu geben; dazu gehört vor Allem nutzbringende Thätigkeit. Ich kenne keinen schöneren und schlagenderen Beweis für die Allgüte Gottes, als daß selbst jenes dem Menschen anscheinend als Fluch zugerufene Wort: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen!“ für ihn eine Quelle reichsten Segens geworden ist. Dieser Segen der Arbeit fehlte unserm guten Engelhardt; ja, er hatte selbst schon jene Stetigkeit, jene Geduld und Ausdauer verloren, die allein eine begonnene Arbeit zum erwünschten Ziele gelangen lassen. Ich habe ihn oft zu wissenschaftlichen Forschungen — und er hatte das Zeug dazu —, zu praktischer landwirthschaftlicher Thätigkeit, zur Pflege irgend eines künstlerischen oder sonstigen Steckenpferdes, zur Theilnahme an communaler Selbstverwaltung und selbst zu politischer Arbeit anzuregen gesucht, aber immer vergebens. Entweder widersprach das Vorgeschlagene durchaus seiner Neigung, oder er ergriff es mit maßlosem Eifer, um es sehr bald wieder bei Seite zu werfen. Er liebte eben bei Allem nur den leichten, prickelnden Schaum, der oben schwimmt, aber die kleine, bis in die tiefste Tiefe dringende, mühevolle Detailarbeit, welche gerade die größten Schätze gräbt, verschmähte er. Und das war um so mehr zu bedauern, als er eine rasche und scharfe Auffassung und ein reiches Wissen besaß. Auch suchte er dieses Wissen fort und fort zu mehren, und seine ohnehin schon umfangreiche Bibliothek wuchs von Tag zu Tag an werthvollen Werken. Aber gerade aus dieser seiner nützlichsten Thätigkeit stiegen die ersten Dünste auf, die sich zu jenem Wölkchen formten. Er liebte es, über das, was er gelesen, zu reden, zu disputiren und theils durch Einwürfe, theils durch Bekämpfung derselben zur Erkenntniß der

Wahrheit durchzubringen. Hier aber versagte Frau Meta. Sie hatte für diese Studien ihres Gatten nicht nur kein Verständniß, sondern selbst nicht das allergeringste Interesse. So aufmerksam sie zuhörte, wenn er ihr eine Novelle oder einen Roman vorlas, und so lebhaft und entschieden sie dann ihre Urtheile abzugeben wußte, bei ernsterer Lektüre vermochte sie nur mit Mühe das Gähnen zurückzuhalten, und wohl konnte es kommen, daß, wenn Engelhardt nach Beendigung eines Abschnittes ihre Meinung zu hören wünschte, er keine Antwort erhielt, und bei näherem Zusehen fand, daß sie eingeschlafen war. Anfangs lachte er wohl herzlich darüber; nach und nach aber erzeugte dieser Mangel an Verständniß doch eine gewisse Verstimmung in ihm und brachte ihn dahin in sich zu verschließen, wofür er sonst so gern entsprechenden Ausdruck suchte. Es war ein schwacher Ersatz für ihn, wenn er sich in Wortkämpfen mit mir schadlos halten konnte, und ich merkte bald das gegen früher Schärfere und Bissigere seines Streitens. Sein Leben war dadurch ein gut Theil ärmer geworden. —

Bei Frau Meta hingegen begann, nachdem das erste Liebesfeuer sich ein wenig abgekühlt hatte, die reine, ungeschminkte Langeweile in bester Form sich einzustellen. Wie wenig sie an den ernsteren Studien ihres Mannes Antheil nahm, wie wenig Vergnügen sie dabei empfand, habe ich bereits gesagt. Sie hatte aber auch nichts Anderes, für das sie ein lebhafteres Interesse gezeigt, und das sie zu irgend welcher Thätigkeit angespornt hätte. Von Haushalt und Wirthschaft verstand sie nichts und mußte alles darauf Bezügliche ihren Dienstboten überlassen. Was sie Arbeit nannte, war eigentlich nur Tändelei, und die Stunden des Tages dehnten sich ihr mitunter, wenn das Wetter keinen Ritt oder keine Ausfahrt gestattete, zu einer recht schwer empfundenen Länge. Eines aber mußte besonders solche Stimmung befördern. Die junge, von Lebenslust sprühende Frau war an die Aufregungen der Bühne, an jenen unwiderstehlichen Zauber gewöhnt, der von Coulissen und Lampen ausströmt, war gewöhnt, zu glänzen, bewundert zu werden, den rauschenden und berauschenden Beifall des Publikums auf sich einwirken zu lassen. Mochte ihr anfangs die Ruhe ihres hiesigen Aufenthaltes schon der Abwechselung wegen wohlthun, und die heiße Liebe ihres Gatten ihr ein reicheres Glück bieten, als jenes zweifelhafte in der Welt des Scheines, die Erinnerungen an frühere Triumphe fingen doch an, wieder lebendig zu werden und in Gegensatz zu treten zu der zwar friedlichen, aber aufregungslosen Einsamkeit ihres jetzigen Paradieses. —

Engelhardt war klug genug, bei Zeiten zu bemerken, was er längst gefürchtet hatte. Er sann auf ein Heilmittel und fand es in einem mehrwöchentlichem Aufenthalt in der Residenz. Frau Meta war glücklich; sie konnte wieder einmal in den Strom tauchen, auf dem sie sonst so fröhlich dahingeschwommen war. Theater, Concerte, Bälle, Gesellschaften — sie schwelgte mit seltener Genußfähigkeit im Vergnügen. Engelhardt freute sich über das Glück seiner von ihm innig geliebten Frau, wiewohl er selbst oft

als Last empfand, was ihr Vergnügen war. Als sie hierher zurückkehrten, Beide nach Ruhe sich sehnend, schien jenes graue Wölkchen vollständig verschwunden. Und damit es ja nicht wieder auftauchen möge, wurde beschlossen, der strengen Einsamkeit zu entsagen und Verkehr mit der Nachbarschaft anzuknüpfen.

Wie schwer wurden dem guten Engelhardt diese Besuche und diese Gesellschaften, die er über sich ergehen lassen und die er erwidern mußte; aber was that er nicht Alles seiner schönen, reizenden Meta zu Liebe! Und doch ging auch das nicht ganz ohne kleinen Aerger ab. Beschränkte Gesichtspunkte, Vorurtheile, kleinliche Auffassungen sind auch bei unserer sogenannten gebildeten Bevölkerung noch vielfach ausschlaggebend, namentlich bei den Frauen. Die Einen hatten die etwas späten Besuche übelgenommen; Andere konnten eine gewisse Scheu vor der ehemaligen Schauspielerin nicht überwinden — kurz, die Damen hielten sich möglichst fern, während die Herren, angelockt von der schönen, heiteren, unterhaltenden Frau, um so lieber in dem gastlichen Hause verkehrten. Es war ein munteres, ausgelassenes Treiben. Frau Meta hatte den Aerger über die ablehnende Haltung der Damen rasch überwunden und war nun in ihrem Element, wenn sie sich von einer Schaar von Herren umringt sah, mit denen sie plauderte und scherzte, die in Huldigungen und Aufmerksamkeiten für sie wetteiferten, sie mit Schmeicheleien überschütteten und jeder ihrer Launen Genüge thaten. Engelhardt litt unter dieser oberflächlichen, jeden tieferen Gehaltes baren Geselligkeit. Nicht etwa, daß er eifersüchtig gewesen wäre; er hatte das vollste, unbedingteste Vertrauen zu seiner von ihm mit der unveränderlichsten Liebe geliebten Frau. Er wußte auch sehr gut, daß ihr diese ganze sie umschwärmende Schaar vollständig gleichgiltig war, und daß es ihr mehr noch Spaß, als Freude bereitete, sie wie Holzpuppen an ihren unsichtbaren Drähten zu ziehen und vor sich tanzen zu lassen. Aber es that ihm doch weh, daß sein geliebtes Weib an solchen Nichtigkeiten Gefallen fand, und dann erschien ihm diese ganze Gesellschaft so seicht, so unbedeutend, daß er froh war, wenn er ihr auf einige Zeit entfliehen und mit mir in einem stillen Nebenzimmer eine Partie Schach spielen oder ein Stündchen verplaudern konnte. —

Bald wurde das Alles anders. Etwa eine knappe Stunde von unserm Dorfe entfernt liegt das kleine Gut Eichwald mit einem alten, einst stattlichen Schloß, das rasch dem Verfalle entgegeneilt, weil, die es besaßen, zu allem Anderen das Geld nöthiger brauchten, als zu seiner Erhaltung. Das Gütchen ist der letzte Rest eines einstmals ausgedehnten Besitzes, und der damalige Gutsherr war der letzte Sproß des alten Geschlechtes der Freiherren von Wetterburg, welche einst große Ländereien besessen und sie nach und nach in Aufwand und Ueppigkeit vergeudet hatten. Freiherr Erich von Wetterburg war ein noch nicht lange flügge gewordener junger Mann, als das Erbe seiner Väter — außer jenem Gütchen ein immer noch ziemlich beträchtliches Baarvermögen — ihm zufiel, und er zeigte sich sofort als ein echter

Sohn seiner Ahnen, indem er das Gütchen in Pacht gab, einen großen Theil des Geldes flüssig machte und in die Welt hinauszog, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Er betrieb mit dem größten, unermüdlichsten Eifer das Studium des Vergnügens fast in allen Hauptstädten Europas mit vorurtheilsfreier Abwechselung. Ab und zu kehrte er wohl auch auf kurze Zeit nach Eichwald zurück, sei's daß das Geld ihm knapp geworden war, oder daß er wirklich einmal ein ernstes Ruhebedürfniß empfand. Auch neuerdings war er wieder hier eingetroffen. —

Als er seine Erbschaft angetreten, hatte er mich besucht und diese Besuche wiederholt, so oft er in Eichwald hauste. So hatte ich vollauf Gelegenheit, die Einwirkung dessen, was er Leben nannte, auf seinen Körper und seine Geistesrichtung genau zu verfolgen. Er war eine vornehme Erscheinung, und selbst die Wechselfälle seines abenteuernden und zügellosen Lebens hatten den edlen, echt aristokratischen Schnitt seines Gesichtes nicht zu zerstören vermocht. Aber freilich deutliche Spuren hatten sie zurückgelassen. Das Haar seines Hauptes war dünn geworden; die Augen, die einst offen in die Welt geblickt hatten, waren halb zusammengekniffen und der Blick wie mit einem feinen Spinnengewebe überzogen, und um die Nasen- und Mundwinkel hatte sich ein wahrhaft mephistophelischer Zug gelegt. Hatten die Summen, die er in wüstem Lebensgenuß verschwendet, der Schönheit und Frische seines Körpers nicht gerade wohlgethan, so hatte er doch Etwas dafür eingetauscht: gründliche Menschenkenntniß und noch gründlichere Menschenverachtung. Freiherr Erich von Wetterburg war ein rücksichtsloser Egoist in des Wortes schlimmster Bedeutung. Ich muß gestehen, daß mir niemals Jemand so zuwider gewesen ist wie dieser Mensch, und ich erschrak, als ich von Engelhardt erfuhr, daß er mit ihm zusammengetroffen sei, Gefallen an ihm gefunden und ihn zu sich eingeladen habe. Ich suchte zu warnen, anfangs vorsichtig, dann immer deutlicher; aber leider ist es ja eine alte Erfahrung, daß dem Teufel am sichersten in den Rachen rennt, wer am meisten vor ihm gewarnt wird. Die Warnung selbst reizt das Interesse und das Verlangen, zu versuchen, ob die Sache wirklich so schlimm und der Widerstand wirklich so schwer sei. Meinte man in mir den principiellen Gegensatz des Geistlichen gegen den Weltmann belächeln und deshalb ignoriren zu dürfen, oder hatte der bestechende Eindruck, den der Freiherr, wenn er wollte, sehr wohl hervorzubringen verstand, sofort alle sonstigen Bedenken beseitigt — kurz, Baron Erich war sehr bald der tägliche gern gesehene Gast des Engelhardtschen Hauses.

Er hatte mit der Geißel seiner Sarkasmen und seines Spottes die muntere, leichtlebige Schaar, die bisher dort verkehrte, zu verscheuchen gewußt, daß sie sich nur vereinzelt und nur selten einmal einstellte, und so beherrschte er sehr bald allein das Feld.

Er verstand es, interessant zu erzählen, und da er Vieles gesehen und erlebt hatte, fehlte es ihm nie an Stoff. Er war gewandt und sicher auf

dem Felde der Salonplauderei und der von ihr unzertrennlichen Medisance. Seine Urtheile über Menschen und menschliche Verhältnisse waren scharf und treffend, und die Mischung mit Bosheit und ätzender Satire steigerte ihren Reiz. Er war geschickt, während der Unterhaltung und im Anschluß an ihren Inhalt hübsche Skizzen leicht mit dem Stift auf das Papier zu werfen, und bemerkte selbst nicht, daß ihm unabsichtlich unter der Hand Alles zur Karikatur ward, wenn auch zur packenden, scharf und treffend bezeichnenden Karikatur. Er war eben eine zersetzende, alles Ideale verneinende Natur. Aber Engelhardt erkannte das nicht. Ihm imponirten jene schillernden Gedankenblitze, jene geistreichen Fertigkeiten, jener schlagende Witz. Er fühlte sich geistig angeregt und freute sich, mit einem ebenbürtigen Gegner — wie er meinte — disputiren zu können.

Frau Meta hingegen hatte anfangs Furcht vor dem Freiherrn. Die ätzende Lauge seines Urtheils, die boshafte Schärfe seiner Bemerkungen widerstrebten ihrer heiteren, gutmüthigen Sinnesart. Der Freiherr verstand es aber, auch seine liebenswürdigen Seiten hervorzukehren. Unter Entfaltung derselben wich nach und nach jene Furcht und machte nur einer gewissen Befangenheit Platz, weil auch sie ihm eine geistige Ueberlegenheit zuschrieb, die er in Wirklichkeit nicht besaß, wohl aber durch blendende Aeußerlichkeiten zu heucheln wußte. Frau Meta folgte jetzt mit größerem Interesse als sonst dem Gespräche der Männer, das zwar nicht tiefer, aber unterhaltender geworden war, und wagte hin und wieder eine Bemerkung dazwischenzuwerfen. Da nun empfand sie es unangenehm und fast als Beleidigung, daß man ihre Bemerkungen wenig beachtete und in der Hitze des Wortgefechts auf sie oft gar keine Rücksicht zu nehmen schien. Wie wenig kannte sie den verschlagenen, in allen Listen bewanderten Mann! Mein Argwohn machte mich zu einem scharfen Beobachter, der unter dem Schein größter Unbefangenheit in unbewachten Blicken und Mienen deutlich zu lesen verstand, und so war es mir unzweifelhaft geworden, daß das schöne, blühende Weib dem lüsternen Wüstling als begehrenswerthe Beute erschien, daß sie allein die Ursache seiner häufigen Besuche war. Aber er war viel zu schlau, um geraden Weges auf sein Ziel loszugehen und sich so einer sicheren Abweisung auszusetzen. Wie ein gewandter Finkler legte er hinterlistig seine Netze; und wenn er sie Anfangs weniger zu berücksichtigen schien, so lag auch darin wohlüberdachte Absicht. Er machte den Mann sorglos und befolgte gleichzeitig das Goethe'sche Wort:

Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Als er erst merkte, daß das Vöglein auf diese Lockspeise angebissen hatte, versuchte er, es mehr und mehr mit viel geübter Verführungskunst zu umgarnen. Nur wessen Blick durch warme Theilnahme so geschärft war

wie der meine, vermochte die Entwickelung dieses Dramas Schritt vor Schritt bis in die feinsten Einzelheiten zu verfolgen.

Oft hatte ich mich zurückziehen und von dem befreundeten Hause ganz fernhalten wollen. Erregte es mir doch geradezu Pein, mit dem widerwärtigen Gesellen zusammenzusein und seine erbärmlichen Künste zu durchschauen. Dann aber zog es mich wieder zu ihnen mit unwiderstehlicher Macht, um in scharfer Wacht Freundespflicht zu üben und — wenn möglich — Unheil zu verhüten. Ich habe leider niemals ein großes Vertrauen auf weibliche Widerstandsfähigkeit gehabt, wenn erst der Keim irgend welcher Leidenschaft im Herzen Wurzel zu fassen begonnen hat, und Frau Meta schien mir bei all ihrer Liebenswürdigkeit erst recht nicht eine so tiefe, sittlich gefestigte und willensstarke Natur zu sein, um jede Befürchtung auszuschließen. Im Gegentheil war ihre Stimmung durch all die bereits erwähnten Verhältnisse derartig beeinflußt, daß ich es ihr wohl zutraute, sei's auch nur der Unterhaltung und Abwechselung wegen, auf irgend ein gefährliches Spiel einzugehen. Selbst die Liebe zu ihrem Gatten hielt ich dagegen für keine genügend schützende Wehr. Gewiß, sie liebte ihren Gatten, aber doch nicht mit jener das ganze Wesen des Menschen erfüllenden Kraft, mit der sie von ihm geliebt wurde. Sie empfand es als etwas ungemein Wohlthuendes und war stolz darauf, so geliebt zu werden, und sie bezeigte ihren Dank dafür durch eine gewiß aufrichtige und innige Zuneigung, die aber doch nicht jenes selbstständige, urkräftige Gefühl, sondern gewissermaßen nur der Widerschein von seiner Liebe und nicht ganz frei von dem Behagen befriedigter Eitelkeit war. Frau Meta war eitel; die Eitelkeit aber wird so leicht zum Grab der Beständigkeit und ist eine gefährliche Klippe, an der schon manches Glück gescheitert ist.

So sah ich mit Entsetzen kommen, was meiner Ansicht nach kommen mußte, und quälte mich Tag und Nacht mit der Sorge, wie ich das Verhängniß aufzuhalten vermöchte. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Engelhardt aus seiner arglosen Ruhe aufzustören und in seinem vertrauensvollen Herzen Argwohn zu erwecken gegen seine heißgeliebte Frau, die — davon war ich fest überzeugt — solchen Argwohn noch durchaus nicht verdiente. Alles, was ich wiederholt gegen den Baron und den innigen Verkehr mit ihm vorzubringen suchte, war in den Wind gesprochen und erschien als meinerseits von einer gewissen Eifersucht gegen ihn eingegeben. Ich suchte das befreundete Paar zu einer längeren Sommerreise anzuregen — vergebens! Kein Mittel wollte verfangen; da beschloß ich, mit Frau Meta selbst zu sprechen und sie offen und geradezu vor den ihr drohenden Netzen zu warnen.

Es war ein schwerer Entschluß, eine schwere Aufgabe, eine schwere Stunde, und nur die Erfüllung dessen, was mir als unabweisliche Pflicht erschien, gab mir den Muth dazu. Wir saßen auf einer Bank im Garten zusammen, und ich sprach mir's vom Herzen, wie mir's der Augenblick

eingab. Frau Meta schien mich Anfangs nicht zu verstehen; dann aber hörte sie mir andächtig zu, schüttelte bisweilen ihren blonden Lockenkopf und brach endlich, als ich geendet, in schallendes Lachen aus. „Was Sie für Gespenster sehen," rief sie, „Nichts als Gespenster, die beim hellen Tage verschwinden! Aber ich weiß," fuhr sie, mir die Hand reichend, fort, „Sie haben es gut gemeint; sonst müßte ich Ihnen zürnen. Nur sagen Sie ja meinem Manne Nichts von Ihren häßlichen Gedanken!" Ich stand beschämt wie ein Kind, das auf einer Lüge ertappt worden ist, und ging niedergeschlagen von dannen. Hatte ich denn wirklich nur Gespenster gesehen? Nein! nein! und abermals nein! Ich konnte mich nicht geirrt haben. Und was hatte ich nun mit all meiner guten Absicht erreicht? Nichts! ach nein, viel, viel Schlimmeres, als Nichts! Ich hatte vielleicht böse Geister geweckt, die bis dahin noch geschlummert hatten; ich hatte vielleicht erst recht durch meine unvorsichtige Warnung eine Seele dem Teufel in den Rachen getrieben. Wenigstens glaubte ich einige Zeit darauf zu bemerken, daß die Künste des Freiherrn doch nicht ganz ohne Wirkung blieben, daß seine Aufmerksamkeiten, mit denen er jetzt freigebiger war, eine meiner Meinung nach nur allzu günstige Aufnahme fanden. Aber ich traute mir selbst nicht mehr und zog es vor, jeder weiteren Beobachtung aus dem Wege zu gehen. Salvavi animam meam, sprach ich zu mir, begrub mich in ernste, wissenschaftliche Studien und kam nur selten einmal und stets nur auf einen flüchtigen Besuch in das Engelhardt'sche Haus.

Der Spätsommer war herangekommen. Wir hatten eine Reihe entsetzlich heißer Tage gehabt, und diese Schwüle hatte sich wie Blei auf Körper und Seele gelegt und jedes klare Denken, jedes feste Wollen unmöglich gemacht. Endlich aber hatten sich Wolkenmassen zusammengezogen. Fahlgelb die einen und andere wieder im dunkelsten Grau, lagerten sie am Horizont, schoben und reckten sich, stiegen höher und höher und bedeckten endlich das ganze Himmelsgewölbe. Die unheimliche Windstille, die uns eben noch erschlaffend und lähmend umgeben hatte, war plötzlich einem wilden Sturme gewichen, der heulend und mit rasender Wuth den Staub der Straße emporwirbelte und über die Häuser der Menschen und die Wipfel der Bäume dahinfuhr, zerknickend und zerbrechend, was ihm ohnmächtigen Widerstand entgegensetzte. Und dann entlud sich die lange gehäufte Elektricität in einem Gewitter von seltener Großartigkeit. Unaufhörlich zuckten die Blitze im Zickzackfeuer blendend herab, und hinter ihnen grollte das Knattern und Rollen des majestätischen Donners. Oft schien der ganze Himmel in flammender Lohe zu stehen und die Erde zu zittern unter dem Geheul des Sturmes und dem betäubenden Krachen. Endlich prasselte der Regen in dichten Strömen hernieder, überfluthete Graben und Rain und wandelte Weg und Steg im Nu in rasch hinfließende Bäche. Aber die Macht des Unwetters war gebrochen. Seltener und schwächer wurden die Blitze, und der Donner verhallte in der Ferne — nur hin und

wieder noch schwaches Wetterleuchten am dunklen Horizont. Wie von einem mächtigen Zauber gebannte Gespenster krochen die Wolken in sich zusammen, wurden kleiner und dünner, zerrissen in ringshin zerflatternde Fetzen und räumten dem in reiner Bläue leuchtenden Himmel den Platz. Die Luft war von erquickender Frische; von Feldern und Wiesen aber, eben noch ausgedörrt von sengender Gluth, stiegen dampfende Nebel auf. —

Ich ging in's Dorf, um zu sehen, ob und wo Schaden geschehen sei, tröstete hier und plauderte dort und lenkte dann meine Schritte auch zu dem Engelhardt'schen Hause. Ich war lange nicht dort gewesen. Man war bereits über meine Vernachlässigung, wie man es nannte, empfindlich geworden und wollte meine Entschuldigung mit dringender Arbeit nicht gelten lassen. Heut hielt ich es für Freundespflicht, auch bei ihnen vorzusprechen. Ich traf Herrn und Frau Engelhardt und den Baron, der schon vollständig zu der Familie zu gehören schien, in der großen, offenen Loggia, von der aus man die ganze Gebirgskette überblickt. Es war ein herrliches Schauspiel, zu beobachten, wie die Nebel den Schluchten entstiegen und an den Bergen emporkletterten, während die sinkende Sonne die klaren, hochragenden Gipfel mit leuchtendem Feuer umglühte. —

Engelhardt und der Baron saßen an einem Tisch bei vollen Gläsern und bliesen den Rauch ihrer Cigarren in die würzige Luft. Ich setzte mich zu ihnen, und Engelhardt schob auch mir ein Glas edlen Weines zu. Etwas abseits saß Frau Meta mit einer Stickerei beschäftigt. Sie sah recht bleich und angegriffen aus und hatte sich, seit ich sie das letzte Mal gesehen, so verändert, daß ich fragte, ob sie krank sei. Sie wich meinem forschenden Blick aus und verneinte mit einem mehr schwermüthigen, als heiteren Lächeln meine Frage. Während ich mit den Herren plauderte, schaute ich immer wieder verstohlen nach ihr hin und konnte bemerken, wie sie die Hände mit der Arbeit oft schlaff herunterfallen ließ und in's Leere hinausstarrte. Einmal war der Baron aufgestanden und zu ihr getreten, wie wenn er ihre Stickerei betrachten wolle, und ich sah sie mit einander flüstern und ihr Gesicht dabei in eine ihre Züge fast verzerrende Spannung gerathen. Der Baron setzte sich wieder zu uns. Mir fiel auf einem Seitentischchen ein geöffneter Pistolenkasten auf. „Was soll das?" fragte ich. Engelhardt antwortete: „Der Herr Baron hat mir seine Fertigkeit mit der Pistole gerühmt, und ich habe ihm ein Wettschießen vorgeschlagen. Der Diener ist damit beschäftigt, uns die Ziele zurechtzustecken." Kurze Zeit darauf erschien der Diener und stellte auf einem Gerüst in einer Entfernung von etwa fünfundzwanzig Schritten drei leere Weinflaschen auf, von denen die erste ein Ei, die zweite einen Kork, die dritte eine Münze auf ihrer Mündung trug. Meine Augen waren nicht scharf genug, die kleinen Ziele auch nur deutlich zu sehen. Engelhardt nahm zwei Revolver aus dem Kasten, lud sie und wollte sie eben dem Baron zur Auswahl anbieten, als Frau Meta mit schreckhafter Miene und erregtem Wort dazwischenrief: „Wißt Ihr kein

besseres Vergnügen? Ich liebe dieses Spiel mit ernsten Dingen nicht. Bei jedem Schuß schrecke ich auf, und es geht mir durch's Herz, als ob ein Mensch darunter zusammenbräche." „Was Du in letzter Zeit nervös geworden bist!" entgegnete Engelhardt etwas barsch. „Laß uns doch den unschuldigen Spaß, und wenn Du das Knallen nicht vertragen kannst, halt' Dir die Ohren zu oder geh' hinein!"

Aber sie blieb. Und das Schießen begann. Der Baron schoß zuerst; er fehlte zwei Mal; mit dem dritten Schuß gelang es ihm, das Ei zu zerschmettern. Als nun aber Engelhardt mit bewundernswerther Sicherheit rasch hinter einander den Kork und die Münze fortschoß, verspürte Jener keine Lust, den Wettkampf noch weiter fortzusetzen. Er war augenscheinlich verstimmt. Ueber sein Gesicht ging, wenn auch rasch wieder verschwindend, ein böser Zug, der mich erschreckte, und er antwortete nicht, als Engelhardt ihm zurief: „Gut, daß wir uns nicht auf der Mensur zu messen brauchen!"

Und nun störte ihn auch noch von meiner Seite eine Widerwärtigkeit. Er hatte den einen Revolver in die Hand genommen und hantirte mit ihm wie mit irgend einem beliebigen Spielzeug, ohne Rücksicht darauf, daß er geladen und daß seine Mündung Engelhardts Brust zugewendet war. Mir graute vor diesem gefährlichen Spiel, und entsetzliche Gedanken stiegen in mir auf, wie erwünscht vielleicht diesem Abenteurer ein zufälliges Unglück sein könne. Ich vermochte es nicht länger mit anzusehen; mit raschem Griff riß ich dem Baron den Revolver aus der Hand und feuerte die drei noch in ihm befindlichen Schüsse hoch nach einem Baumwipfel zu ab. Ich bat meiner vielleicht übertriebenen uncavaliermäßigen Besorgniß wegen in der artigsten Weise um Entschuldigung. Der Baron nahm diese Entschuldigung mit kühler Höflichkeit an; aber der Besuch war ihm verleidet. Er lehnte mit Entschiedenheit ab, zum Abendessen zu bleiben, und empfahl sich, nachdem er mit Frau Meta noch einige leise, uns unverständliche Worte gewechselt. Bald darauf hörten wir seinen Wagen von dannen rollen.

Das Abendessen ward aufgetragen; aber Frau Meta bat um Verzeihung, daß sie daran nicht theilnehmen könne. Ein heftiges Kopfweh, wahrscheinlich durch das Gewitter veranlaßt, nöthige sie, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen. Wir möchten uns aber dadurch nicht stören lassen, und ich namentlich müsse ihrem einsamen Gatten den Abend über Gesellschaft leisten Engelhardt streichelte ihr die bleichen Wangen und wünschte ihr zärtlich eine recht gute Nacht.

Wir hatten uns wieder in die Loggia gesetzt. Die Luft war zwar kühl, aber rein und erquickend. Die Sterne blitzten und funkelten in seltenem Glanze zur Erde hernieder, und ringsumher war tiefe, feierliche Stille. Wir sprachen von den denkbar verschiedensten Dingen, von den Problemen der Wissenschaft und den Ereignissen des Tages. Wir kamen auch auf den Baron zu sprechen, und ich gab meinem unbezwinglichen

Widerwillen ganz entschiedenen Ausdruck. Engelhardt hörte schweigend zu, und es fiel mir auf, daß er mir nicht mehr widersprach. Sollte er bereits angefangen haben, sich zu meinem Urtheil zu bekehren? Er führte das Gespräch rasch auf Anderes hinüber. Es lag heute in Allem, was er sprach, ein schwermüthiger Ernst, wie ich ihn eigentlich nicht an ihm gewohnt war; aber ich wagte es nicht, ihn nach der Ursache zu fragen. Wir hatten uns gründlich verplaudert; es ging auf Mitternacht, als ich mich endlich verabschiedete und meiner stillen Klause zuschritt.

Ich hatte noch gar kein Verlangen nach Ruhe — ich war viel zu erregt. Die Eindrücke, die ich heute von Engelhardt, von seiner Frau, von dem Baron empfangen hatte, waren keine angenehmen und wurden geradezu peinlich, wenn ich alle Drei in Verbindung mit einander brachte. Ich konnte nicht klar sehen; es war nur ein unsicheres Tasten; aber vielleicht eben deshalb umschwirrten mich dunkle, verworrene Ahnungen und Befürchtungen, von deren Wesenheit ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte, und die mich nun erst recht quälten. Ich hatte in meiner Studirstube die Lampe angezündet und schritt, die Hände auf dem Rücken, sinnend auf und ab. Ich weiß nicht, wie lange ich das getrieben haben mochte, da schellte es kräftig an meiner Hausthür. In meinem Hause schlief Alles — ich nahm also selbst die Lampe und ging hinaus, zu sehen, wer Einlaß begehre.

Vor mir stand Engelhardt; aber fast hätte ich ihn nicht erkannt, so aschfahl, so verzerrt war sein Gesicht. Er zitterte, ich wußte nicht, ob vor Frost oder vor innerer Erregung. Lautlos folgte er mir in mein Zimmer. Er warf sich in meinen Lehnstuhl und rief, die starren Blicke nach mir gewandt: „Sie ist entflohen mit dem Schurken, die Elende! O daß ich sie Beide mit diesen meinen Händen erdrosseln könnte!“ Und er griff in die Luft, als wenn er wirklich eine unsichtbare Gestalt zu erwürgen gedächte. Ich hatte nicht den Muth, ihn mit Gemeinplätzen besänftigen zu wollen, und fragte nur, so sehr ich bei mir vom Gegentheil überzeugt war, ob sein arger Verdacht nicht doch vielleicht auf Irrthum beruhe. Er erzählte mir darauf in abgerissenen, von leidenschaftlichen Wuthausbrüchen unterbrochenen Sätzen, daß er, nachdem er sich von mir verabschiedet, das Schlafzimmer und das Zimmer seiner Frau leer gefunden habe, daß alle ihre Werthsachen mit ihr verschwunden seien, und daß er endlich festgestellt habe, daß Meta, während wir beim Abendessen saßen, in dem Wagen des Barons, der sie am hinteren Parkthore erwartet habe, mit diesem auf und davon gefahren sei.

Ich bat ihn, sich zur Ruhe zu zwingen und mit mir möglichst leidenschaftslos zu überlegen, was dem Geschehenen gegenüber zu thun sei. Er vergrub das Gesicht in seine Hände, und, nachdem er lange so gesessen, sah er endlich auf und begann mit einer eisigen Ruhe, die mich mehr noch als seine vorige Heftigkeit erschütterte: „Sie haben Recht; auch bin ich nicht

hierher gekommen, um Ihnen etwas vorzujammern, sondern um ernste Freundschaftsdienste von Ihnen zu erbitten. Ich weiß, Sie weigern mir das nicht. Zunächst übernehmen Sie hier die Schlüssel meines Hauses! Die Dienstboten sind abgelohnt und haben bereits das Haus verlassen. Nur der Kutscher, der mich begleiten soll, wird in wenigen Minuten bei Ihnen vorfahren. Lassen Sie Haus und Garten völlig unberührt; mag Alles stehen und liegen, wie es steht und liegt! Mag Wind und Wetter, mag die Zeit daran arbeiten nach Herzenslust — Sturm und Zeit zerstören nicht grimmiger, als Menschenbosheit! Können Sie den Dieben wehren, gut! wenn nicht, soll's Ihnen kein Vorwurf sein! Nie in meinem Leben betrete ich wieder diese Stätte des Fluches. Hier haben Sie Geld für alles Nothwendige; thun Sie in meinem Namen, was Ihnen gut scheint — nur Nichts zur Erhaltung des Hauses! Haben Sie Geduld, auf eine Verfügung über dasselbe zu warten; und erfolgt sie binnen heute und zehn Jahren nicht, dann kümmern Sie sich nicht weiter und lassen Sie der Sache ruhig ihren Lauf!"

„Und Sie, lieber Engelhardt?" sprach ich mit Thränen im Auge und streckte ihm beide Hände entgegen. „Was wird aus Ihnen? Wo wollen Sie hin im Dunkel der Nacht? Bleiben Sie bei mir und lassen Sie uns zusammen Herr werden über das Ungeheure!"

„Nein! nein!" entgegnete er, „mein Leben, lange genug vertrödelt in erbärmlichem Nichtsthun, hat jetzt einen Zweck erhalten, den ich verfolgen will, bis ich ihn erreicht habe oder darüber zu Grunde gegangen bin."

„Die Rache ist mein, spricht der Herr," rief ich ihm voller Entsetzen entgegen.

„Sie sind ein Mann Gottes; aber ich bin ein Kind der Welt, und ich sage: die Rache ist mein!"

Er drückte mir fest zum Abschied die Hand und sprang in den Wagen, der inzwischen vorgefahren war. Ich schaute ihm nach, so lange ich ihn noch mit den Blicken zu verfolgen vermochte; dann schritt ich traurig und mit gesenktem Haupte in's Haus zurück und kniete in der Stille der Nacht an meinem Hausaltar in brünstigem Flehen für das Heil meines armen Freundes. Ich habe ihn nicht wiedergesehen und Nichts mehr von ihm gehört. —"

Der Curatus wischte sich eine Thräne aus dem Auge; auch mir liefen heiße Tropfen über die Wangen. Ich drückte ihm stumm die Hand. Er leerte sein Glas und fuhr dann fort: „Sie können denken, wie sehr sich die Bevölkerung der Umgegend mit diesen Ereignissen beschäftigte, und welche Gestalt dieselben durch erfinderische Zuthaten aller Art endlich im Volksmunde annahmen. Und bald kam neue Aufregung hinzu. Es waren noch nicht vierzehn Tage vergangen, da lief eine Schreckensnachricht durch alle Zeitungen, die mich tief erschütterte. Es ward berichtet, daß die einstmals so beliebte Schauspielerin Meta Fink in einem Hotel der Residenz einen

plötzlichen Tod gefunden habe. Daß ein Selbstmord vorliege, sei unzweifelhaft, die Veranlassung desselben aber durchaus dunkel. Auch der Freiherr von Wetterburg ist seit jener Unglücksnacht aus unserer Gegend verschwunden. Seitdem er kurze Zeit darauf seinen alten Stammsitz verkauft hat, ist keine Kunde mehr über ihn zu uns gedrungen."

Der Curatus hatte seinen Bericht geschlossen; aber ich bestürmte ihn mit einer Fluth von Fragen, auf die er mir Bescheid geben mußte. Wie hatte mich die Erinnerung an den lieben, lieben Ralph, wie sein trauriges Geschick so furchtbar ergriffen! war mir's doch, als ob ein gutes Stück meines eigenen Lebens mit ihm versunken sei. Der Curatus forderte mich auf, am nächsten Tage in seiner Begleitung das Haus zu besichtigen; ich aber lehnte es ab. „Heilig sei uns der Wille unseres armen Freundes!" Ich blieb noch ein paar Tage im Dorfe; aber die Lust zur Fortsetzung meiner Reise war mir vergangen. Ich hatte noch viel mit dem Curatus verkehrt und mir immer wieder erzählen lassen, was irgend auf Ralph Bezug hatte. Mit dem erhaltenen Versprechen, daß jede noch so unbedeutende Nachricht von ihm mir sofort nach ihrem Eintreffen mitgetheilt werden solle, schied ich von dem neugewonnenen Freunde.

Jahr um Jahr war vergangen. Ich saß in der Dämmerung am geöffneten Fenster und schaute träumend dem Zuge der Wolken zu. In unaufhörlich wechselnder Form, unberechenbar in ihrem Entstehen und Vergehen und sich fort und fort wandelnd unter dem Einflusse unsichtbarer Gewalten, ziehen sie dahin wie Menschenschicksal. Und doch — die Wolken lernt man verstehen; aber wer vermag Menschenschicksal zu ergründen? Ich versank wieder in Träumen — — —

Da ward mir ein Brief gebracht. Ich wollte ihn für später beiseite legen; aber als ich den Poststempel erblickte, entfernte ich rasch die Hülle und fand einen Brief des Curatus und darin eingeschlossen einen Brief von Ralph; ihn ergriff ich zuerst. Aber ich zauderte einen Augenblick, ehe ich zu lesen begann. Wie lange hatte ich diese liebe, mir einst so vertraute Handschrift nicht mehr gesehen! Welche Kunde würde sie mir bringen?

Der Brief war an den Curatus gerichtet und aus Amerika, von Minnesota datirt. Er lautete:

Theurer Freund!

Wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, ist Ihr armer, müder Freund endlich zur ewigen Ruhe eingegangen, denn also ist es bestimmt, daß der Brief an Sie abgesendet wird am Tage meines Todes. Was ich bei unserem Abschiede als den Zweck meines Lebens bezeichnet habe, ist längst erfüllt. Die Treulose starb — nicht durch Selbstmord, sondern von meiner Hand. Und jenen elenden Wicht, der vor mir floh und den ich von Land zu Land verfolgte, an der afrikanischen Küste habe ich ihn erreicht. Ich hätte ihn tödten können; aber — Sie haben doch Recht

behalten. Die brutale Kugel ist kein Richterspruch, und Rache ist nicht Gerechtigkeit. Nicht wie wohlverdientes Strafgericht, nein! wie Mord hat es mir auf der Seele gelegen, und nur die schwerste Arbeit hat die bösen Geister zu bannen vermocht, die mich immer und immer wieder finster umschwirrten. Warum habe ich nicht früher den Segen der Arbeit kennen gelernt! Zu spät! Zu spät! Zugleich mit diesem Briefe erhalten Sie in aller gesetzlichen Form meine Verfügung über mein dortiges Besitzthum und über den Rest meines Vermögens, der Ihnen von hier aus zugehen wird. Das Alles soll zu einer Anstalt verwendet werden, in der die Jugend nützliche Arbeit lernt. Die Ausführung bleibt ganz Ihrem Ermessen überlassen; nur — machen Sie ja kein Kloster daraus! Mein Haus ist bestellt, und das wilde, böse Herz, das so furchtbar, so übermächtig hämmert und mir den Athem raubt, wird bald ausruhen für immer. Leben Sie wohl und — Dank! herzlichen Dank! Bestellen Sie noch einen letzten Gruß dem alten Freunde, von dem ich Ihnen oft erzählt habe, und der mich mehr, als ich es verdient habe, geliebt hat! Ich lege seine Adresse bei — hoffentlich weilt er noch unter den Lebenden. Nochmals und zum letzten Male Lebewohl! —

Ich schloß die Augen und faltete die Hände — — Armer Ralph! —





Wie China singt und dichtet.

Von

J. Gebeschus.

— Greifswald. —

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist, wie schon vor drei Jahren, heute von Neuem nach dem fernen Osten gelenkt; erregte damals das kriegstüchtige, intelligente Japan unser Hauptinteresse, so ist es heute in bedeutend erhöhtem Maße „das himmlische Reich“, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; Kiautschou ist heute die Parole. Kiautschou-Briefmarken, Kiautschou-Postkarten mit Ansichten sind gesuchte Artikel und lenken das Interesse der ganzen deutschen Nation nach der jüngsten deutschen Colonie, dem Hafengebiet von Kiautschou; unser Interesse geht aber über den neuen chinesischen Landbesitz hinaus und beschäftigt sich auch mit den Sitten und Gebräuchen der langbezopften Himmelssöhne, welche sich bisher möglichst gegen den Einfluß der abendländischen Cultur abzusperren suchten. Nicht zum Wenigsten ist es diesem Absperrungssystem zuzuschreiben, wenn Chinas einst so hochstehende Cultur im Sinken begriffen ist; überflügelt wird es ja seit lange schon von dem beweglichen, für die Fortschritte der Cultur äußerst empfänglichen japanischen Nachbar, dessen Lehrmeister China einst war.

Die Chinesen sind eines der ältesten Culturvölker der Erde; schon vor 4000 Jahren betrieben sie die Kunst der Seidenweberei; die Porzellanfabrikation und die Emailletechnik sind uralte, hochentwickelte Künste der Chinesen; die Papierfabrikation war ihnen schon im zweiten Jahrhundert n. Ch. bekannt, ebenso die freischwebende Magnetnadel. Das Pulver erfanden sie viel früher, als die Europäer, und seit uralten Zeiten befuhren sie makadamisirte Straßen.

In zahllosen technischen Künsten standen die Chinesen schon vor Jahrtausenden in kaum erreichter Größe da, z. B. in der Tauschirkunst und in der Bronze-Industrie. Und ihre Litteratur und Musikwissenschaft sind älter, als wir uns träumen lassen. „Wie China musicirt und dichtet,“ möchte ich heute als Thema meiner Plauderei wählen.

Der conservative Starrsinn, der in China Alles geknebelt hält, spricht sich auch in der chinesischen Musik aus, deren herbklingende, formlose Tonfolgen wahrscheinlich seit Jahrtausenden die gleichen sind und einem gebildeten europäischen Ohr unerträglich erscheinen. Hector Berlioz, der große französische Symphoniker, sagt entsetzt von den

Chinesen: „Sie singen, wie Hunde gähnen"; ihm erscheint die chinesische Musik „gräßlich, abscheulich". A. W. Ambros äußert sich: „Die chinesische Musik macht den Eindruck eines sinnlosen Lärms oder, zumal in den scurrilen Nasentönen des Gesanges, den Eindruck einer unwiderstehlich komischen Posse." Gleichwohl hat Karl Maria von Weber das fünfstufige Tonsystem der Chinesen in dem Hauptmotiv seiner Turandot-Ouverture mit Glück angewandt. (Componirt 1804—5, umgearbeitet 1809.) Die Chinesen selber sagen von ihrer Musik gegenüber der europäischen: „Unsere Musik bringt durch die Ohren in das Herz und aus dem Herzen in die Seele; dies vermag die Musik der Europäer nicht." Und der Weltweise Fohi sah in den Tönen nur „Sinnbilder der allgemeinen Weltgesetze, Abbilder der Harmonie aller Dinge". Der heilige Confutse, 551 vor unserer Zeitrechnung geboren, sagt von der Musik: „Wollt Ihr wissen, ob ein Land wohl regiert und gut gesittet ist, so hört seine Musik." Der Heilige beschäftigt sich viel mit Musikphilosophie und war ein begeisterter Verehrer des großen chinesischen Tonkünstlers Quei, welcher 2300 v. Chr. lebte.

Von dem chinesischen Orpheus Quei meldet uns die Ueberlieferung, daß er durch sein Saitenspiel die Thiere sogar in Verzückung versetzt hätte; sie versammelten sich um ihn, sobald die Saiten seines „Kin" erklangen. Confutse war nach dem Anhören eines Tonstückes dieses Musikmeisters so entzückt, daß er drei Monate lang Nichts essen wollte.

Zur Hervorbringung ihrer „Weltharmonien" verwenden und unterscheiden die Chinesen acht Arten von tonerzeugenden Stoffen: Klingsteine, Metallplatten, gebrannte Erde, Holz, Bambus, Flaschenkürbisse, gegerbte Thierhäute und Seide. Das gebräuchlichste Instrument, das „Kin", ist mit fünf Saiten bezogen, und die chinesische Tonleiter hat nur fünf Töne, womit symbolisch ausgedrückt wird, daß es fünf Planeten giebt. Die Chinesen haben noch nicht mehr Planeten entdeckt.

Diese fünf Töne der Tonleiter sind: F, der Kaiser oder „Kung", G, der Minister oder „Tschang", A, das unbedingt gehorchende Volk oder „Kio", C, die Staatsangelegenheiten oder „Tschee", und endlich D, das Gesammtbild aller Dinge oder „Yu". Die Festsetzung dieser Tonfolge wird dem Ling-Lun zugeschrieben, welchem der Kaiser Hoang-Ty ungefähr 2640 vor Chr. befahl, für die Musik feste Grundsätze aufzustellen. An diesem Musikgesetz hielten die Chinesen Jahrtausende krampfhaft fest und antworteten dem intelligenten chinesischen Prinzen und Musikkenner Tsay-Yu, der die Aufnahme des fehlenden Halbtones in die Scala befürwortete, daß ein sechster Ton gleichbedeutend sein würde mit einem der Hand angefügten sechsten Finger; Beides sei unmöglich.

Jetzt endlich hat aber auch die chinesische Tonleiter ihre regelrechten sieben Tonstufen und die chromatischen Halbtöne*).

Eine Abart des „Kin" ist das mit 25 Saiten bezogene tafelförmige Instrument „Tsche", jede Saite des Musikinstruments ist aus 80 Seidenfäden gedreht und durch Wachs gezogen. Der „Tsche" ist fast drei Meter lang.

Das zahlreiche Geschlecht der chinesischen Trommeln wird aus gebrannter Erde und gegerbter Thierhaut gefertigt, oder man verwendet statt der gebrannten Erde auch Cedern- und Sandelholz. Die Riesenpauke war schon unter der Dynastie Tschen 1200 v. Chr. ein sehr geschätztes Instrument; wollte der Kaiser einen seiner Minister herbeirufen, so erdröhnte ein gewaltiger Paukenschlag, der zugleich musikalisch die Machtstellung des „Sohnes des Himmels" andeutete.

Ein anderes Musikinstrument ist das „King", aus abgestimmten und aufgehängten Klingsteinen bestehend, die lange der Sonne und der Luft ausgesetzt wurden. Das

*) Vergl. J. Gebeschus: „Geschichte der Musik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" bei A. Schultze, Berlin, Bendlerstraße 13.

King hat 16 Töne, die durch Klöppelschläge gegen die Steine erzeugt werden. Schon der große Tonkünstler Quei soll 2309 v. Chr. dies Tonzeug erfunden haben. Nicht viel jünger sind die oben genannten Saiteninstrumente.

Aus gebrannter Erde wurden auch die Flöten, „Hiüen", mit fünf Löchern, welche die fünfstufige Scala ergaben, geformt; sie hatten Halbkugelform oder die Gestalt eines Gänseeies.

Aus einer Mischung von Kupfer und Zinn wurden schon bei den alten Chinesen die Glocken gefertigt, die in verschiedener Größe und Abstimmung zu einem Glockenspiel zuammengesetzt wurden; bereits 2500 v. Chr. sollen die Glocken in Gebrauch gewesen sein.

Andere Musikinstrumente sind: Trompeten mit kolbenartigen Schallbechern, Krummhörner, Seemuscheln, Pansflöten, Mundharmonikas und die hochinteressante „Mundorgel" oder „Tschong". Der Tschong ist aus einem Flaschenkürbis (Kalebasse, chinesisch: Pao) gefertigt, der den Resonanzkörper vertritt, ähnlich wie bei der indischen „Vina"; aus diesem Kürbiskörper heraus ragen längere und kürzere Orgelpfeifen aus Bambusrohr mit Kupferzungen, welche durch das im Kürbis angebrachte lange Mundstück angeblasen werden. Der eigentliche Tschong hat 13 Bambuspfeifen, die Ho hat 19, und die Yü hat 24 Orgelpfeifen.

Mochte die Musik auch ursprünglich nur für Cultuszwecke Verwendung finden, so ist sie doch jetzt auch ebenso eine weltliche Kunst, die bei Hochzeiten, öffentlichen Festen und im Theater (Sing-Song) in gleichem Maße unentbehrlich ist, wie bei Begräbnissen, bei politischen und religiösen Festen.

Die Musik der Japaner, aus der chinesischen Musik hervorgewachsen, ist doch jetzt schon bedeutend modernisirt; zahlreich sind besonders die japanischen Saiteninstrumente, von der einsaitigen Summa-Koto bis zur fünfzigsaitigen Kiu-Koto, dazwischen ist die harfenähnliche, viersaitige Samiseng und die 70 cm lange, violinähnliche, vierseitige Kokiu besonders zu nennen; die Kokiu-Violine wird sogar mit dem mit Pferdehaaren bezogenen Bogen, Kiu, gestrichen. In der japanischen Hauptstadt ist die deutsche Musik sehr beliebt; in den Kriegswirren von 1895 wurde in Tokio eine Akademie für europäische Musik begründet, und die Concerte der „Schubert-Gesellschaft" in Tokio sind zahlreich besucht.

Die chinesische Musiklitteratur ist außerordentlich reich, das älteste Buch über Musik datirt von 1100 v. Chr. und wurde von Tschou-Kung geschrieben; ihm folgten zahlreiche andere chinesische Musikschriftsteller, schon 1770 nach Chr. enthielt die Bibliothek des Kaisers von China 484 Bücher über Musik. Bei dem Phlegma der mongolischen Rasse, deren Hauptstamm die Bewohner des „Himmlischen Reiches der Mitte" sind, ist diese Ueberproduction auf dem Gebiete der Musikwissenschaft geradezu staunenerregend. Wann begann Deutschland seine Musikwissenschaft zu pflegen? Ich wage gar nicht die Antwort auf diese Frage zu geben.

Einmal bei der chinesischen Litteratur angelangt, sei mir gestattet, hier auch noch der Denker und Dichter zu erwähnen.

Ungefähr um's Jahr 3000 v. Chr. lebte in China der Weltweise Fohi, welcher nicht nur für den Begründer der chinesischen Philosophie gehalten wird, sondern auch für den Erfinder der Musik. Die Musik scheint der Urquell alles Wissens gewesen zu sein, denn sie steht in China in engstem Zusammenhange mit dem geistigen und wirthschaftlichen Leben des Volkes. Die Fünfzahl der chinesischen Scala wurde überall in geheime Beziehung gebracht zu dem Weltall, sie wurde auch verglichen mit den fünf Elementen, an die auch wir noch bis in das 19. Jahrhundert hinein glaubten: Erde, Wasser, Luft, Feuer und Wind. Die Fünfzahl der Scalatöne versinnbildlicht die Sphären-Harmonie. So erklärte der Weltweise Fohi seine Erfindung, die Musik. Rückert giebt die Uebersetzung eines chinesischen Liedes aus der Sammlung „Schi-king", dies Lied ist „Ahnenfestmusik" betitelt und lautet:

„Die blinden Tonspielkundigen
Sind in des Kaisers Hallen,
Die blinden Wohllautmundigen
Singen mit Wohlgefallen.

Am Prachtmusikgestell In-Tiü,
Wo bunte Federn prangen,
Die Instrumente Tad, Tsche, Yü
Und King sind aufgehangen.

Die Pauken tönen groß und klein,
Die Trommeln und Tambouren,
Und Flöt' und Pfeife jauchzen drein
Und Rohre von den Fluren. (Bambus-Orgelpfeifen.)

Die Ahnen lauschen froh dem Schalle,
Das Volk lobt uns're Feste,
Und bis zum Ende bleiben Alle
Uns die vergnügten Gäste."

Ein anderer chinesischer Philosoph, „Lao-tse", zu Ende des 7. Jahrhunderts vor Chr. hat in seinem Hauptwerk „Tao-te-king" eine Tiefe und Klarheit der Gedanken offenbart und eine Menge Weisheitssprüche und Lebensregeln niedergelegt, welche durch alle Jahrhunderte und alle Jahrtausende ihre Giltigkeit behalten haben. „Tao, der Weltgeist, der ideale Weltordner, sorgt für alle Wesen und liebt alle. Er ist ewig und hat kein irdisches Verlangen. Alles, was da ist, lebt durch das Tao, und Alles, was wir wünschen, erhalten wir durch das Tao. Tao ist das Gute, Segensreiche, Vollkommene, Vorbildliche. Die Fürsten und Könige sind durch das Tao zu leuchtenden Vorbildern für die Menschheit bestimmt, sie sollen dessen eingedenk bleiben, daß sie aus der Mitte des Volkes, wie die Blüthe aus der Wurzel, entsprossen sind. Schlaue Regenten meinen, man müsse immer dahin streben, daß das Volk in seiner Unwissenheit bleibe, denn dann begehre es auch nicht so viel. Sie sind deshalb besorgt, daß die wenigen Kenntnißreichen nicht mit ihrem Wissen hervortreten." Von anmaßenden, flachköpfigen Gelehrten sagt Lao-tse: „Ihre Aussprüche sind unklar wie trübes Wasser."

Das chinesische Volk wand einen Legendenkranz um den Namen Lao-tses, und es bildete sich eine Secte, welche das „Tugendbuch" des Lao-tse für die „heilige Schrift" erklärte und den Lao-tse selbst für den incarnirten Buddha hielt. Die Lehre des Lao-tse bestand lange neben derjenigen des Confutse (oder Confu-tse).

Confutse, 551 v. Chr. geboren, fügte den Lehrsätzen des älteren Philosophen Lao-tse neue hinzu, die in seinem „Li-king", Buch der Lebensregeln, und in seiner philosophischen Schrift „Lün-Sö" enthalten sind. Seine Aussprüche: „Ohne Tugend sind mir Ehre und Reichthum nur vorüberziehende Wolken" und „Des Weisen Benehmen ist immer werkthätige, niemals rastende Menschenliebe", sowie die Weisheitslehre: „Handle niemals wider die Vernunft" können zu jeder Zeit und in jedem Lande angewendet werden. Die Candidaten für Staatsprüfungen müssen in den Schriften des Confutse gut bewandert sein, um sie gewandt commentiren zu können; seine Lehren sollen den Anhängern seiner Religion — und dies sind die besseren Stände — überhaupt geläufig sein; doch die Religion der „besseren Stände" wurzelt nicht gar so tief, sie ist mehr eine gesellschaftliche Form, ein Sport.

In dem größeren Seitenhofe des Confucius-Tempels in Kanton wird die Fußspur Buddhas gezeigt, die, analog den kolossalen Buddhabildern, eine Länge von 6½ Metern hat.

Ein Hauptverdienst des Confutse ist eine Liedersammlung der Chinesen, der „Schi-king", welche er im Jahre 483 v. Chr. begonnen hat, und welche über

300 Lieder aus dem 12. bis 7. Jahrhundert v. Chr. enthält; Friedrich Rückert und Victor von Strauß übersetzten diese altchinesischen Lieder, deren eines, von Rückert, weiter oben wiedergegeben wurde. Auch Gottfried Böhm übersetzte eine Reihe chinesischer Lieder, darunter ein im Volkston gehaltenes Gedicht von Tse-Ti, „Die Pfirsichblüthen", welches den Schluß dieses Aufsatzes bilden möge:

„Pflückte kleine Pfirsichblüthen,
Brachte sie der jungen Schönen,
Deren Lippen noch viel ros'ger,
Als die jungen Pfirsichblüthen.

Fing auch eine schwarze Schwalbe,
Brachte sie der jungen Schönen,
Deren Brauen den zwei Flügeln
Gleichen einer schwarzen Schwalbe.

Tags darauf verwelket waren
Schon die kleinen Pfirsichblüthen,
Und die Schwalbe war entkommen
Durch das Fenster, das gelegen

In der Richtung jenes fernen,
Jenes fernen, blauen Berges,
Den die Genien bewohnen
Jener ros'gen Pfirsichblüthen.

Aber rosig sind geblieben
Noch die Lippen jener Schönen,
Ihrer Augen schwarze Flügel
Sind auch nicht davongeflogen."





Illustrirte Bibliographie.

Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Herausgegeben von Detlev v. Liliencron. Mit 2 Buntdruckbildern und ca. 100 Illustrationen. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Seit dem Kampfe um die viel umstrittene Zusammengehörigkeit Schleswig-Holsteins zum deutschen Vaterlande ist ein halbes Jahrhundert dahingegangen. Daß man in unserer Jubiläumsfeiern geneigten Zeit nicht unterläßt, dieses Ereignisses u gedenken, ist begreiflich und ist berechtigt. Und wir können einem Unternehmen, das die Geschichte jener Bewegung und jener Kämpfe in einer auf die breiteren Massen berechneten volksthümlichen Form neu erzählt, den Zeitgenossen als Erinnerung an die tapferen Kämpfer jener Zeit, den Veteranen als Gedächtnißblatt, unsere Sympathie nicht versagen. Das Buch



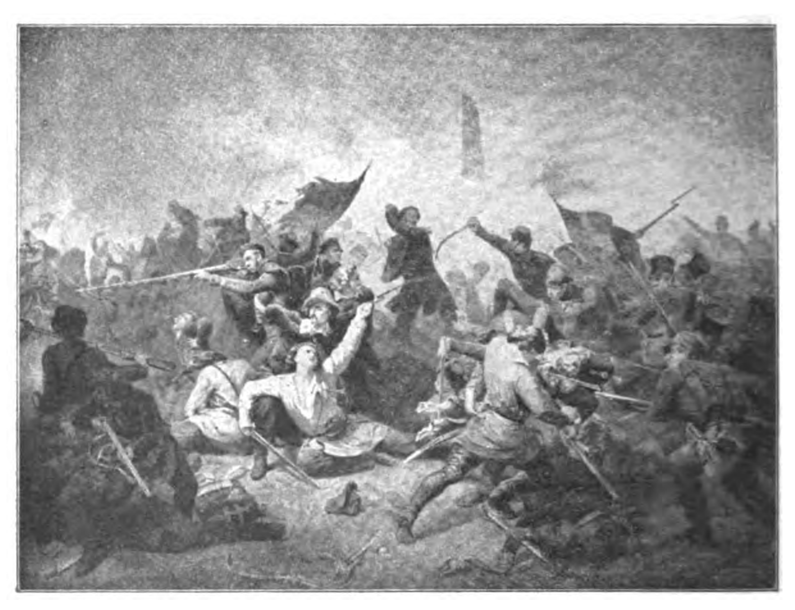
Christian August, Herzog von Augustenburg.
Aus: Up ewig ungedeelt.
Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).



Bremer. Reventlow. Preetz. Ohlshausen. Prinz von Noer. Schmidt.
Die Mitglieder der provisorischen Regierung.
Aus: Up ewig ungedeelt.
Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).



Altonaer Jugendwehr.
Aus: Up ewig ungedeelt.
Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).



Vorpostengefecht bei Bau. 9. April 1848.
Aus: Up ewig ungedeelt.
Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

soll, wie die Ankündigung der Verlagshandlung sagt, keine gelehrte wissenschaftliche Darstellung der Erhebung Schleswig-Holsteins sein, es soll im Charakter und Ton einer Chronik die Erhebung im Jahre 1848 bis zur endlichen Befreiung im Jahre 1864 beschreiben, um „in erster Linie das menschlich Schöne und Große dieser Erhebung eines deutschen Stammes gegen seine dänischen Unterdrücker den Lesern vorzuführen.“ — So wird hier das, was im wissenschaftlichen Werke keinen Raum hat, die Einfügung von zahlreichen Episoden in den Rahmen der historisch beglaubigten Thatsachen, die Schilderung einzelner Züge von patriotischem Opfermuth, zäher Ausdauer, auch von köstlichem Humor, dem Buche seinen wesentlichen Charakter geben, es zu einem wahren Volksbuche machen. In den uns vorliegenden zwei ersten Lieferungen, die natürlich zu keinem abschließenden Urtheil berechtigen, ist dieses Programm schon deutlich erkennbar durchgeführt. Schlicht und doch lebendig werden uns Ereignisse und Personen geschildert und manche charakteristische Episode und amüsante Anekdote mitgetheilt. In Detlev von Liliencron, dem trefflichen Poeten, der in so mancher seiner Schöpfungen seinen historischen Sinn so glänzend beweu-



Schleswig-Holsteinscher Postillon.
Aus: Up ewig ungedeelt.
Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter).

mentirt, hat die Verlagshandlung gewiß den rechten Mann gewonnen für die Aufgabe, die dem Dichter als geborenem Schleswig-Holsteiner besonders nahe und am Herzen liegen mußte. Aus den Kreisen der Veteranen, von Kampfgenossenvereinen und Privatleuten hat man ihn durch Ueberlassung von Aufzeichnungen und Erinnerungen freigebig unterstützt. Vor Allem aber fand er in der, im Verlage des Werkes erschienenen „Reform", die f. Z. als treue Verfechterin für die Rechte der Herzogthümer eintrat, eine reiche Ausbeute. Freifrau Abda von Liliencron, geb. Freiin von Wrangel, die Tochter des Generals von Wrangel, hat für das Werk einen Beitrag beigesteuert, der die Theilnahme ihres Vaters an den Schleswig-holsteinischen Kämpfen zum Gegenstande hat. —

Daß das Werk auch Illustrationen bringt, ist heutzutage ja selbstverständlich. Sie werden, namentlich die seltener gewordenen Bilder aus den Jahren 1848/51, das Interesse für das Volksbuch noch erhöhen. Wir bringen aus den ersten beiden Lieferungen einige Probebilder. Das Werk wird vollständig 20 Lieferungen à 0,50 Mk. umfassen.

-l-.

Philosophische Notizen.

Psychologie. Von Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers, herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Griebens Verlag (L. Fernau).

Harms, der 1880 als Professor der Philosophie in Berlin gestorben ist, gilt im Allgemeinen als ein dem älteren Fichte nahestehender Denker. Sicher hat ihn die Fichte'sche Richtung beeinflußt, doch dürfte er ebenso sehr als Eklektiker bezeichnet werden können, als einer jener vielen Philosophen, die eine von religiösen Gesichtspunkten geleitete Versöhnung zwischen Theologie und Philosophie anstrebten. Sein Werk über Psychologie, von dem man in erster Linie den Eindruck einer gewissen Nüchternheit der Auffassung empfängt, klingt wie eine Stimme aus ferner Vergangenheit. Die Wege, die die moderne Psychologie eines Spencer, eines Fechner, eines Wundt und Anderer einschlägt, werden vermieden und kaum erwähnt. Tieferen Nachforschungen begegnet man selten, doch sind immerhin für das der wissenschaftlichen Philosophie ferner stehende populäre Denken manche werthvolle Aufklärungen und Anregungen geboten. Ein Vorzug des Buches besteht in der Klarheit der Form, deren Werth durch präcise Kürze des Ausdruckes noch erhöht wird. Das Werk enthält außer einem einleitenden Capitel über den Begriff der Psychologie das in drei Abschnitte getheilte „System der Psychologie", von denen der erste über „Wesen und Begriff der Seele" handelt. Die verschiedenen Standpunkte des Dualismus, Pantheismus, Idealismus und Materialismus, gegen den der Verfasser scharf Stellung nimmt, werden hier ausreichend erörtert. Im zweiten Theil spricht Harms von den „Vermögen und Thätigkeiten der Seele". Interessant ist die Polemik gegen Herbart und Hegel, die bekanntlich — von verschiedenen Standpunkten aus — die Annahme von einzelnen Seelenvermögen bestritten, während Harms ihr zustimmt. Bemerkenswerth ist noch das Capitel über die „Freiheit des Willens". — Harms ist ein Gegner des heute von der Mehrzahl wissenschaftlicher Forscher angenommenen Determinismus. Von dem dritten Abschnitt, der „von dem Leben der Seele" handelt, wird ein weiteres Publicum vor Allem an den Bemerkungen über die Unsterblichkeit der Seele und über die „anthropologische Symbolik," worunter der Verfasser die Physiognomik, Phrenologie und Chirognomie (Charakterdeutung aus den Linien der Hand) versteht, Interesse nehmen.

Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Hedwig Bender. Leipzig, Verlag von H. Haacke.

Es dürfte wenige von Damenhand verfaßte Bücher philosophischen Inhalts geben, die so sachlich und klar wie das vorliegende geschrieben sind. Unsere Zeit ist reich an Stimmen, die der Metaphysik die Daseinsberechtigung absprechen, ihr eine Geltung neben, geschweige denn über der naturwissenschaftichen Erkenntniß nicht zugestehen. Solche kritische Einwürfe will die Verfasserin einer Prüfung unterziehen und „allen Zweifeln gegenüber die Möglichkeit der Metaphysik als einer wirklichen positiven Wissenschaft erweisen". Obwohl es an Schriften, die dasselbe Ziel verfolgen, nicht fehlt, kann das Bender'sche Buch als eine tüchtige Leistung voll mannigfacher Anregungen willkommen geheißen werden. Namentlich sind die Ein-

wendungen gegen Helmholtz, dem eine besonders eingehende Besprechung gewidmet ist, sehr beachtenswerth. Das Buch kann Allen, die den Grundproblemen der Naturwissenschaft und des Denkens überhaupt Interesse entgegenbringen, bestens empfohlen werden. Daß man sachlich mehrfach anderer Meinung sein kann, ohne daß darunter die Werthschätzung des Ganzen leidet, ist selbstverständlich. Br-e.

Bibliographische Notizen.

Kunsthistorische Gesellschaft für photographische Publicationen. Verlag von A. Twietmeyer, Leipzig, Gellertstraße 16.

Ein Mitglied der kunsthistorischen Gesellschaft für photographische Publication richtet an kunstliebende Amateurphotographen die Bitte, interessante Kunstdenkmäler, wo sich ihnen die Gelegenheit dazu bietet, aufzunehmen und an die Gesellschaft zur unentgeltlichen Veröffentlichung einzusenden, um zur Verbreitung der ihnen zugänglich gewesenen Schätze in weitere Kreise freundlich beizutragen. Das Gute lohnt sich selbst, welchen stillen Lohn die Kunst in diesem Falle ihren Dienenden aufspart, mag nicht ausgeführt werden. — Die Professoren Schmarsow und Bayersdorfer sind die Leiter unserer Gesellschaft. Es wäre vielleicht am besten, sich unmittelbar unter ihre Führung bei dem gemeinnützigen Bemühen zu stellen, damit sich der gute Wille um so öfter auch mit äußerlich gutem Erfolge verbände; denn ein gemeinsames Vorgehen ist natürlicher Weise ein kräftigeres. H. L.

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Berlin, Mittler und Sohn.

Das Werk, dessen Verfasser anonym bleiben will, zeugt von dem Streben eines denkenden Kopfes, sich von der hohen Warte des 19. Jahrhunderts aus einen Rück- und Ueberblick über die gesammte Fülle der Einzelheiten historischen Werdens und Geschehens zu verschaffen und Andere an der von ihm gewonnenen Kenntniß theilnehmen zu lassen. Um das zu können, glaubt der Verfasser mit dem alten Pharaonenlande beginnen zu müssen, von wo er uns bis zur neuesten Zeit zurückführt; Kiautschou fehlt noch! Daß auf diesem weiten, mühseligen Wege keine eigenen Früchte historischer Forschung gesammelt werden konnten, wird Jeder verständlich finden. Das war auch nicht der Zweck; es sollte vielmehr neu gruppirt, es sollten die Ereignisse in eine besondere Beleuchtung gerückt, ja überall, wo es irgend möglich war, mit der Gegenwart in Beziehung gesetzt werden. Das ist sehr lehrreich und nützlich, nämlich nachzuweisen, daß die Gegenwart ein Product der Vergangenheit ist, und daß wir diese nicht ignoriren können, ohne den Ast abzusägen, auf dem wir selbst sitzen. Aber für ganz verkehrt halte ich es, aus einem oder dem anderen Ereigniß der Vergangenheit eine directe Lehre für unsere gegenwärtig lebende Generation ziehen zu wollen. Denn der Verfasser darf überzeugt sein, daß wenn er z. B. in einer homerischen Volksversammlung schon ein Abbild unserer ganzen parlamentarischen Misere nachweisen zu können glaubt, ein Anderer an der Hand desselben Homer schlagend beweist, daß die griechische Volksversammlung, in der die Edelsten und Besten beriethen, die Einrichtung war, auf der nach der Anschauung der Griechen das Wohl des ganzen Staates beruhte, also eine Verherrlichung des parlamentarischen Systems! Nein, die Geschichte darf nicht im Einzelnen erfaßt und in den Dienst der Tagesereignisse gezwängt werden. Aber die Summe geschichtlicher Erfahrung und Empfindung muß in uns lebendig sein; aus ihr Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen, ist freilich eine Kunst, die nicht Jedem, auch nicht einmal jedem Diplomaten gegeben ist, die auch nicht gelehrt werden kann. Nicht Wissen hilft hier allein, sondern auch Können muß vorhanden sein. Bismarck hat es gewiß meisterhaft verstanden, aus der Geschichte auch für die Gegenwart zu lernen, das war seine Kunst, die er ausübte, ohne daß er sich im Einzelnen fragte, ob sein Entschluß auch mit geschichtlichen Ereignissen der Vergangenheit im Einklang stehe. wd.

Das britische Weltreich und der deutsche Wettbewerb. Von Vosberg-Rekow. Schriften der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen. Heft 1. Berlin, Siemenroth und Troschel.

Eine sehr belehrende kleine Schrift, in

der mehr steht, als man auf den ersten Blick vermuthet. Die Handelsbeziehungen und die Grundlagen des gesammten britischen Welthandels werden eingehend erörtert und zu dem anderer Länder, besonders auch des Deutschen Reiches, in Beziehung gesetzt. Es wird zahlenmäßig nachgewiesen, daß Deutschland die britische Concurrenz sehr zu beachten, aber durchaus nicht mehr zu fürchten braucht. Vielmehr sind die Engländer in die Position des Vertheidigers ihres alten Besitzstandes zurückgedrängt, und es verursacht ihnen mannigfache Beklemmungen, daß sie jetzt ernstlich mit der Rivalität des continentalen Nachbars rechnen müssen, auf den sie bis dahin mit hochmüthiger Verachtung herabzusehen gewöhnt waren. Das „made in Germany“ am Kopfe von Fabrikaten fängt selbst in England schon an, die Bedeutung eines Brandmals zu verlieren. Darum vorwärts! „There is no cause for alarme, there is cause for vigilance.“ wd.

Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von H. v. Poschinger. 1. Band: Der Bundesrath des norddeutschen Bundes. 2. Band: Der Bundesrath des Zollvereins. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Wenn es nach den Wünschen des Recensenten gegangen wäre, so hätte er mit einer Besprechung des Werkes gerne gewartet, bis alle Bände, deren Fortführung man doch wohl erhoffen darf, vollendet vorliegen. Denn man möchte gerne wissen, wo das Ganze, das so viele und interessante Einzelheiten bietet, hinaus will.

Der Verfasser huldigt offenbar der ganz richtigen Anschauung, daß Jemand, der Bismarck nach allen Richtungen gerecht werden will, „Weltgeschichte“ schreiben muß. Dazu sind aber nur Wenige auserwählt. Und weiter: ist es denn überhaupt schon möglich, über Bismarck so abschließend zu urtheilen, daß man über ihn und seine Zeit „Geschichte“ schreiben kann! Ich glaube es nicht; noch ist die unübersehbare Menge von Vor- und Einzelarbeiten nicht erledigt. Dies weiß P. sehr wohl, und daher hat er seine Ziele niedriger gesteckt und sich gerade dadurch das unleugbare Verdienst erworben, nach der angedeuteten Richtung eine schwer empfundene Lücke ausgefüllt zu haben. Ob das große Publicum dem Stoffe besonderen Geschmack abgewinnen wird, ist zweifelhaft, und doch muß es gesagt werden, daß gerade die gewählte anspruchslose Form des Briefes oder biographischer Excurse mehr denn irgend eine andere dazu geeignet ist, das Verständniß für Personen und Ereignisse wesentlich zu erleichtern und den an und für sich sehr spröden Stoff genießbar zu machen.

Die Wissenschaft wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er mit Umsicht und Sachkenntniß einer der schwierigsten Fragen der neuesten Geschichte zu Leibe gegangen ist, deren Lösung in der einen oder anderen Richtung unbedingt versucht werden muß.

Druck und Ausstattung des Werkes sind vortrefflich. wd.

Monographien zur Weltgeschichte. Herausgegeben von E. Heyck. II. Königin Elisabeth von England und ihre Zeit. Von Prof. E. Marcks. Mit 4 Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

Ueber das ganze Unternehmen wie über den 1. Bd. „der Monographien“ ist seiner Zeit an dieser Stelle eingehend referirt worden, auch in der Weise, daß einige Abbildungen reproducirt wurden.

Der vorliegende Band schließt sich seinem Vorgänger würdig an. Die Darstellung wird durch ganz vortrefflich wiedergegebene Bilder unterstützt. Der Inhalt ist übersichtlich geordnet, und die Schilderung selbst verwickelter Verhältnisse des englischen Staatslebens spricht durch ihre Klarheit an. Mit der Regierung der „jungfräulichen Königin“ beginnt für England die Zeit der Umbildung zu einem Colonial- und Weltreich; an allen Ecken und Enden brechen sich Neuerungen Bahn, auf denen das moderne England fußt. Wer mit den Dichtern das Schicksal theilt, sich für diese großartige Epoche englischer Geschichte zu begeistern, der möge das Marcks'sche Buch nicht ungelesen lassen.

Es ist dem Nestor der deutschen Historiker zum 80. Geburtstage gewidmet. wd.

Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Von B. Rogge. Mit vielen Abbildungen. 1. Lieferung. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag.

Der Verfasser will in diesem Werke eine populäre Darstellung der Reformation, ein Volksbuch liefern, das in die weitesten Schichten eindringen soll. Da er als Volksschriftsteller sich schon rühmlich hervorgethan hat, so darf erwartet werden, daß er sich auch in diesem Falle als seiner Aufgabe gewachsen erweisen werde. Mit

einem endgiltigen Urtheil muß gewartet werden, bis die folgenden Lieferungen vorliegen. wd.

Künstler und Kritiker oder Tonkunst und Kritik. Von Dr. Carl Fuchs. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Es war in der Gegenwart wohl kaum Jemand so geeignet, das innere Verhältniß des Künstlers zum Kritiker, der Kritik zur Kunst unparteiisch klar und erschöpfend zu erörtern, wie der Verfasser, der (als Clavierspieler) die Eigenschaft eines namhaften und talentvollen Künstlers mit einer oft bewährten glänzenden Begabung als Schriftsteller vereinigt. Diese hat er seit 1887 mit durchgreifendem, positivem Erfolge als leitender Musikreferent in Danzig bethätigt. So berichtet die IV. Auflage des Musiklexikons von Riemann 1894 darüber, daß Dr. Fuchs der „Danziger Zeitung" durch seine Kritiken zu einer Bedeutung in der musikalischen Welt verholfen habe.

Die Besuchsfrage ist in diesem Buche schließlich nur der Punkt, an welchem der Verfasser vom Lande stößt, um aus dem persönlichen in das wichtigere Gebiet der sachlichen Fragen zu gelangen. Er schont die Kritiker nicht, untersucht vielmehr gründlich die Ursachen der in letzter Zeit häufiger bemerkten technischen oder ethischen Unzulänglichkeit auf ihrer Seite; er zeigt aber eben dabei auch die fast übermenschliche Höhe der moralischen und der intellectuellen Aufgaben eines echten Kritikers und zeichnet das Ideal eines solchen mit einer Schärfe und Reinheit, wie sie nur der edelsten Gesinnung im Bunde mit reicher Erfahrung entspringen konnte. Der Verfasser zieht ferner eine treffende Parallele mit dem juristischen Richter, begründet die Unterschiede der absoluten, der angewandten und der (der Scheinkunst gegenüber) resoluten Kritik, und nach der Erörterung des Begriffes der künstlerischen Persönlichkeit, wie des wahren Antheils am Buchstaben und Geist im Vortrage steigt er endlich zu der entscheidenden Frage der Möglichkeit der Kritik an Leistungen des Vortrags und der schaffenden Kunst auf. Von da geht er zu interessanten Anwendungen auf Beethoven, Wagner, Chopin über. Ein Anhang enthält zwei im Geiste Friedrich Nietzsche's geschriebene außerordentlich schön stilisirte Kritiken über Concerte des großen Claviervirtuosen Moriz Rosenthal. Außer der Besuchsfrage wird auch die Unterrichtsfrage zwischen Kritiker und Künstler gründlich erörtert; die Hauptsache aber bleibt der unerwartete Reichthum an psychologischen Gesichtspunkten, von denen der Verfasser in fließendem Stil und allgemein verständlich das so wichtige Verhältniß der Kunst zur Kritik beleuchtet. Das Buch verdient damit die volle Aufmerksamkeit des Publicums. Die typographische Ausstattung ist splendid. B. H.

Der Erzbischof von Toledo. Erzählung von Max Walter. Leipzig, Akademische Buchhandlung (Gebr. Wenk).

Mit einem Ausblick auf die Gräuel der spanischen Inquisition schildert der Verfasser den Seelenconflict eines hohen Kirchenfürsten, der in seinem fanatischen Glaubenseifer zum ersten Mal mit seinen menschlichen Empfindungen in Zwiespalt geräth: der Ketzer, den er den Henkersknechten überliefern soll, ist ein leiblicher Sohn von ihm, aus einer Zeit, da er noch ein Weltkind war; — die milden Gefühlsregungen, die in dem Zeloten lebendig werden, durchkreuzt das Schicksal — der Angeklagte hat aus Furcht, daß er durch die körperlichen Qualen seiner Ueberzeugung untreu werden könnte, selbst Hand an sich gelegt. Die Nachricht von dem Selbstmorde seines Sohnes betrachtet der Erzbischof als ein Strafgericht dafür, daß er zum ersten Male im Glauben schwankend wurde — ein Schlaganfall mit darauffolgendem Ableben befreit ihn von allen Selbstvorwürfen.

Das gut geschriebene Buch ist recht lesenswerth. mz.

Auf zwei Planeten. Roman in zwei Büchern. Von Kurd Laßwitz. Weimar, Emil Felber.

Kurd Laßwitz gehört zu den originellsten deutschen Erzählern der Gegenwart; sein Genre ist in der ganzen deutschen Litteratur, ihm gleichwerthig, noch nicht vertreten, und wenn er auch nicht als Erfinder dieses Genres, jener Fabulirungskunst, die weit über die Gegenwart hinaus, in die ferne Zukunft hinein uns führt, bezeichnet werden darf, so wandelt er doch deswegen ganz eigenartige Pfade, weil er die Fähigkeit, zu erfinden, in den Dienst einer erstaunlichen Gelehrsamkeit gebracht und Wähnen und Wissen so zwanglos organisch zu verbinden versteht, daß es kaum bemerklich ist, wenn Dichter und Gelehrter einander ablösen. Wir meinen ganz objectiv, durchaus nicht in nationaler Befangenheit zu urtheilen, wenn wir Kurd Laßwitz in vielfacher Beziehung über Jules Verne und den Amerikaner Bellamy stellen; trotz der Sensation,

die, zu ihrer Zeit, die Veröffentlichungen jener Autoren hervorgerufen, während die Laßwitz'schen Romane und Novellen eigentlich zumeist von litterarischen Feinschmeckern ihrem vollen Werth nach gewürdigt werden. In der Kunst, zu fabuliren, sind sich die drei in verschiedenen Gebieten gleichstrebenden Dichter vielleicht ebenbürtig, aber mit wissenschaftlichem Rüstzeug ist der deutsche Romancier bei Weitem am besten versehen, und auch in geistreichen Combinationen überragt er die Anderen. Außerdem ist Kurd Laßwitz noch eine besonders werthvolle Gabe für sein dichterisches Wirken zu Theil geworden; er besitzt in reichem Maße jene humoristische Gewandtheit, der es gelingt, dort Brücken zu schlagen, wo Wahrheit und Dichtung in widerstreitende Berührung gerathen — dann hilft der Humorist dem Gelehrten über die Klippen hinüber, wo das Unwahrscheinliche, das Unerwartete, das Ueberraschende hart an das Unmögliche streift; wir sind im Bann der anmuthenden Erzählerkunst des Gelehrten; wir lauschen lächelnd und gespannt und beachten gar nicht, wie dünn der Faden geworden, der die einzelnen Arabesken des aus wirklichen Stoffen, aber in kühnster Phantastik gewobenen Gespinnstes zusammenhält. Das sind dichterische Trics von Kurd Laßwitz, die ihm so leicht nicht nachgeahmt werden. — Es gelten diese Betrachtungen der Laßwitz'schen dichterischen Eigenart sammt und sonders auch seinem neuesten oben genannten Werke. Dieses Mal läßt der gelehrte Poet eine Nordpol-Entdeckungsexpedition verschlagen werden bis zu einer Beobachtungsstation, die von den Bewohnern des Mars, den Martiern (wie Laßwitz sie nennt), auf der Erde am Nordpol errichtet worden. Der Verkehr der Erdensöhne mit den übermenschlichen Martiern führt zu einer Fülle phantastischer Begebenheiten, die aber alle naturwissenschaftlich erklärt werden. Wir sehen eine Anzahl von Apparaten im Betriebe, deren wundersames Functioniren, theoretisch beleuchtet, völlig glaubhaft erscheint, kurz — es ist wie in einem Märchenlande und trägt sich doch Alles mit natürlichen Dingen zu. Ja, mehr noch; zwischen den Erdenmännern und den Töchtern des Mars entspinnen sich minnigliche Beziehungen, innigfeinfühlig, opfermuthig-hingebend; an der Erde höchste Lust, an die alte Geschichte, die auf Erden immer neu bleibt, so frappant erinnernd, daß wir schließlich zu der Erkenntniß gelangen: Auf dem Mars — **tout comme chez nous!** — Kurd Laßwitz wird als Denker und Dichter durch das Buch „Auf zwei Planeten" neue Triumphe feiern. A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengruber's, Ludwig, Gesammelte Werke. Lieferung 38—42 incl. Stuttgart, J. G. Cotta-sche Buchhandlung, Nachfolger.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 10—11. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beetschen, Alfred, Gedichte. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bendler, Georg, Das starke Geschlecht. Zwei Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Bergmann-Jena, Dr. Paul, Die werdende Frau in der neuen Dichtung. Leipzig, Hermann Haacke.

Björn-Björnson, „Johanna". Schauspiel in drei Acten. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. München, Albert Langen.

Brandes, Georg, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zweite, bedeutend vermehrte Aufl. Mit zwei Portraits und einer Abbildung. Leipzig, H. Barsdorf.

Brandis, Werner. Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes durch die Gerichte. Berlin, Franz Lipperheide.

Braune, Rudolph, Die goldene Freiheit. Roman, zweite Aufl., Frankenhausen am Kyffhäuser, Felix Schneider.

Egidy, Emmy von, Marie Elisa. Roman. Dresden. E. Pierson.

Ermatinger, Emil, und **Rudolf Hunziker,** Antike Lyrik in modernem Gewande. Mit einem Anhang. Die Kunst des Uebersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Frauenfeld J. Huber.

Fontane, Theodor, Von Zwanzig bis Dreissig, Autobiographisches. Berlin, F. Fontane & Co.

Friedmann, Dr. Alfred, Die Zuverlässigen. Moderner Roman. Berlin, Carl Duncker.

Funck, Heinrich, Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" No. 131 vom 14. Juni 1898. München, Allgem. Ztg

Gerok. Gustav, Unsere Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung. Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag (E. Hauff).

Gottschalk, Paul, Sündige Menschen. Roman. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung.

Graf, Dr. Max, Deutsche Musik im neunzehnten Jahrh. Berlin, Siegfried Cronbach.

Heco, J., (Tokio), Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwickelung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Nach dessen Originalaufzeichnungen bearbeitet, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ernst Oppert. Stuttgart Strecker & Moser.

Hermann, Georg, Die Zukunftsfrohen. Neue Skizzen. Berlin, F. Fontane & Co.

Hillel, Karl, Die Versöhnung des Judenthums mit dem Christenthum. Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer.

Hümmerich, Dr. Franz, Vasco de Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt. Mit einer Photogravüre und drei wissenschaftlichen Beilagen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 9. Berlin, Photogr. Gesellsch.

Karpeles, Gustav, Litterarisches Wanderbuch. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Kleist Heinrich von, Zwei Jugendlustspiele. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Knackfuss, H., und **Max Gg. Zimmermann,** Allgemeine Kunstgeschichte. Mit über 1000 Abbildungen. 5. Abth. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Kobell, Louise von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lieferung 7 u. 8. München, Jos. Albert.

Korff, Mania, Doctor Oertling, Zeitroman aus der Gegenwart. Berlin, Ferd. Dümmler.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 164. Berlin, Dr. R. Wrede.

Kunstblätter, Religiöse und Prachtwerke aus dem Verlage der Photographischen Union in München. München, Photogr. Union.

Künstler-Monographien, In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. 32. Rethel. Mit 125 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— — 33. Leonardo da Vinci. Mit 128 Abbild. nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Lorentzen, Theodor, Arbeiterpartei oder Revolutionspartei? Wer hat Recht, Naumann oder ich? Mahnruf eines deutschen Arbeiters an seine Genossen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Martens, Kurt, Roman aus der Décadence. Berlin, F. Fontane & Co.

Meurer, Jules, Petit guide illustré dans Vienne et ses environs. Avec 42 gravures, un plan de Vienne, deux petits plans et une petite carte du chemin de fer du Semmering. Vienne, A. Hartleben.

Muret-Sanders, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen u. deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Theil II. Lfg. 6. (Deutsch-Englisch). Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Ompteda, Georg Freiherr von, Weibliche Menschen, Berlin, F. Fontane & Co.

Oppert, Ernst, Ostasiatische Wanderungen. Skizzen u. Erinnerungen aus Indien, China, Japan u. Korea. Stuttgart, Strecker & Moser.

Orzolkowski, Helene, Einsame Strasse. Berlin, Verlag für Lyrik.

Roseé, Adolph, Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart in vier Acten und einer Vorrede. Berlin, E. Ebering.

Rosner, Karl, Die decorative Kunst im neunzehnten Jahrhundert. Ein Stück Kunstgeschichte. Berlin, Siegfried Cronbach.

Sachs, Otto, Von zwei Geschwistern. Mit einem Vorwort von J. J. David und dem Portrait des Verfassers. Berlin, Schuster & Loeffler.

Schliep, Dr. O., Wegweiser für unsere Mütter, zumal vor und nach der Geburt. Halle a. S. Carl Marhold.

Schmidt, Carl Eugen, Vive Montmartre! Skizzen und Bilder aus der Pariser Boheme. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Schumacher, K., Kiautschou und die ostasiatische Frage. Erlebnisse aus China und der japanischen Gefechtsfront. Berlin. Fussingers Buchhandlung.

Shakespeare. Antonius und Kleopatra. Trauerspiel in fünf Acten. Nach Baudissins Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Kilian. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Suttner, Maria Louise von, Wie es Licht geworden! Roman. Dresden, E. Pierson.

Stern, L. William, Psychologie der Veränderungsauffassung. Mit 15 Figuren im Text. Breslau, Preuss & Jünger.

Thudichum, Friedrich, Kirchl. Fälschungen. I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Torresani, Carl, Baron. Schwarzgelbe Reitergeschichten. 3. durchgesehene Auflage Dresden, E. Pierson.

Völperndorff, Dr. Otto Freiherr von. Harmlose Plaudereien eines alten Müncheners. Neue Folge. Mit alphabetischem Namenregister. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausg. v. Baronin Bertha von Suttner. VII. Jahrg. 1898. Nr. 5. Dresden. E. Pierson.

Waltershausen, A. Sartorius Freiherr v., Deutschland und die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Webel, Hans. Der Recrut. Militärische Briefe zur Erbauung für Recrut und Instructor. Mit 30 Illustrationen. Nagy-Kanizsa, Philipp Fischels Buchhandlung, Commissionsverlag.

Wien. Illustrirter Wegweiser durch Wien und Umgebungen. 7. Aufl. mit 60 Illustrationen, zwei Plänen im Texte, einem Plan von Wien und einer Karte des Semmerings. Wien, A. Hartleben.

Wilpert, Richard von, Nachtschatten. Novellen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Räthsel. Novellen. Leipzig, Oswald Mutze.

— Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel und dreizehn Kampfspielen. Zweites Tausend. Leipzig. Oswald Mutze.

— Sprachheiterkeiten. Plaudereien. Leipzig, Oswald Mutze.

— Wir beide. Gedichte. Leipzig, Oswald Mutze.

— Zeitmärchen. Leipzig. Oswald Mutze.

Wirth, Albr., Geschichte Formosas bis Anfang 1898. Bonn. Carl Georgi.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. II. Jahrgang. 1898/99. Heft 3. (Juni 1898.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (vormals Fichte-Ulrici'sche Zeitschrift). Im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. H. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Bd. 112. Heft 1. Mai 1898. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
Frische Füllung.
Täglicher Versand
Quellen
und
deren Wärmegrade.
OR
Sprudel . . . 58^{0}
Mühlbrunn . 38^{4}
Schlossbrunn . 39^{2}
Theresienbrunn 46^{2}
Neubrunn . . 47^{2}
Marktbrunn . 32^{8}
Felsenquelle . 47^{8}
KaiserKarls-Qu. 31^{5}
Kaiserbrunn . 38^{8}
Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause
Quellen-
Producte
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M., pro Jahr (12 Hefte) 24 M.

September 1898.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Victor Blüthgen.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Victor Blüthgen

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible]XVI. Band. — September 1898. — Heft 2[illegible].

(Mit einem Portrait in Radirung: Victor Blüthgen.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

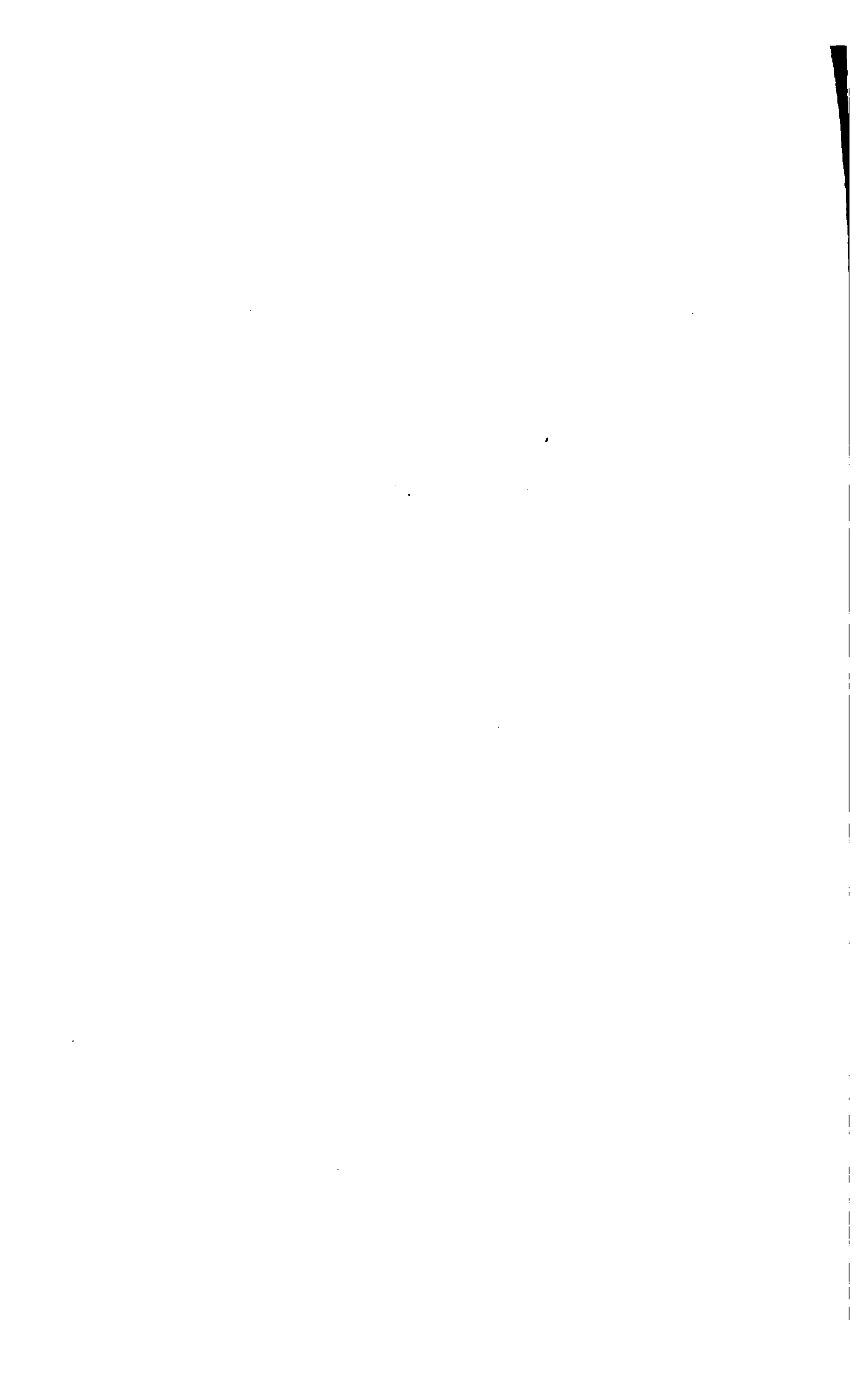
Paul Lindau.

LXXXVI. Band. — September 1898. — Heft 258.

(Mit einem Portrait in Radirung: Victor Blüthgen.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender.



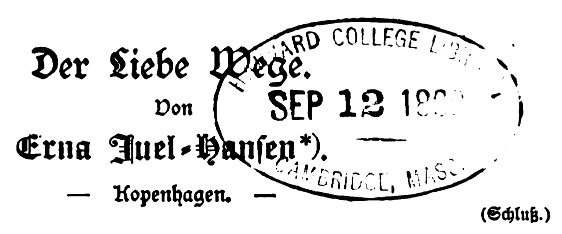


Der Liebe Wege.

Von

Erna Juel-Hansen*).

— Kopenhagen. —



(Schluß.)

Hin und wieder ward mir freilich auch ein kleiner Trost zu Theil. Ich verlor den Muth nicht, mein Sinn blieb heiter, denn trotz alledem gabst Du mir zu erkennen, daß auch Du meiner bedurftest. Sehr häufig, wenn wir zusammen waren, entweder allein oder mit Anderen, lag jenes Unsagbare in der Luft, füllte unsere Sinne — die Freundschaftserotik meine ich.

Und zu mir, zu mir allein kamst Du mit Deinem Kummer über sie. Ihr Zustand verschlimmerte sich, und um diese Zeit, glaube ich, fingst Du an zu ahnen, daß jegliche Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen sei.

Ich entsinne mich eines Tages, wo Du von einem Besuch in der Irrenanstalt heimkehrtest und zu mir kamst.

Ich fragte, wie Du sie gefunden habest. Du schütteltest nur den Kopf; ich sah, wie unglücklich Du warst, daß Du aber nicht darüber reden konntest, und so sprachen wir denn von anderen Dingen.

Aber plötzlich, vielleicht in Folge einer Gedankenverbindung, ging ein Zucken über Dein Gesicht, Du wurdest erdfahl, sprangst auf und wolltest gehen. Da sagte ich, indem ich Dir die Hand drückte, weich und liebevoll, so wie ich es meinte:

„Lieber, armer Freund!“

Da war es aus mit Deiner Selbstbeherrschung. Du brachst in Thränen aus, — es war jenes entsetzliche Schluchzen des Mannes, das gleich einer Brandung gegen einen Steindamm schlägt. Du sankst in einen Stuhl, bargst den Kopf in den Händen, Dein Körper zitterte, obwohl Du Dich bemühtest, dagegen anzukämpfen.

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Mein ganzes Ich litt mit Dir; aber ich wagte nicht, es Dir zu zeigen, ich fühlte, daß Dich das nur verletzen würde. Ich wandte mich nach dem Fenster um, und als Du Dich ein wenig beruhigt hattest, trat ich an Dich heran und legte Dir ganz leise die Hand auf Deine Schulter. Da erfaßtest Du meine beiden Hände, ein paar von Deinen Thränen fielen darauf, große, schwere Tropfen — und dann fingst Du an, mit bebenden Lippen und einer wunderlich herben, gebrochenen Stimme, die gar nicht wie die Deine klang, zu erzählen:

„Sie hat kein Verständniß, für Nichts mehr als für's Essen, — meine feine, zarte, kleine Frau, sie frißt wie ein Thier, schwillt an, ist fast unkenntlich geworden. Und dabei ist sie schmutzig, es ist unmöglich, zu beschreiben, bis zu welchem Grad. Sie stinkt — man kann sie nicht rein halten, und — und — stellen Sie sich doch nur vor, ich — ich, der ich diesen weißen, reinen Leib geliebt habe wie ihre keusche Kinderseele, ich fühle heute kaum mehr Mitleid mit ihr, nur Widerwillen empfand ich und einen körperlichen wie seelischen Ekel, der sich von Minute zu Minute steigerte, so daß ich schließlich — o diese Parodie — hinaus mußte und Alles von mir geben, was ich bei mir hatte. Da sagte ich zu mir: Wie jammervoll ist doch das Ganze, das, was ich meine Liebe zu ihr nannte, woran ich glaubte, wie an das Beste, Heiligste in mir, das schwindet, nur weil ich ein wenig Schmutz an einem schönen Körper sehe — und dabei ist doch nur ihr Gehirn krank. Und dann — und dann —“ fuhrst Du fort, ich glaube, im Grund hattest Du mich ganz vergessen und dachtest nur laut, „wenn ich dann daheim bin, vergesse ich das Ganze doch wieder. Dort entbehre ich sie und sehne mich — sehne mich — aber vielleicht bin ich da nur das Thier, das sich nach seinem Weibchen sehnt — ach, verzeihen Sie,“ unterbrachst Du Dich, „das hätte ich Ihnen wohl nicht sagen sollen, aber — ich weiß nicht, es mußte wohl einmal heraus sein — so kann es nicht weitergehen.“

Und dann sprangest Du vom Stuhl auf, gingest heftig im Zimmer auf und nieder und sagtest dann ganz kurz und kalt: „Ich sagte Ihnen wohl noch nicht, daß jede Hoffnung auf Genesung ausgeschlossen ist. Das hat mir der Professor gestern geschrieben.“

Dann nahmst Du Deinen Hut, reichtest mir die Hand und sagtest: „Ich verreise auf einige Zeit. Leben Sie wohl und haben Sie Dank — vielen Dank.“

Diese Worte bewahrte ich in meinem Herzen, Deine Stimme hatte einen so innigen Klang, und Du drücktest meine Hand so warm und herzlich, aber auch nicht mehr — in dem Augenblick genügte das. Im Begriff, zu gehen, stecktest Du den Kopf nochmals zur Thür herein: „Schreiben Sie mir einmal, geben Sie mir etwas Nachricht von Allem, was passirt. Wollen Sie? Ich schicke Ihnen meine Adresse.“

„Ja — gern!“

Dann nicktest Du und schlugst die Thüre zu.

Bald darauf las ich in der Zeitung, daß Du fort seiest. Du hattest von Niemand Abschied genommen. Die Freunde wußten kaum, wohin Du gereist warst, ob nach Paris, London oder Rom. Aber ich wußte ja, daß ich Nachricht erhalten würde.

Nach einiger Zeit sandtest Du Deine Adresse mit ein paar Worten einer launigen, aber sehr eindringlichen Aufforderung, zu schreiben. Du sehntest Dich darnach, Deine Muttersprache schwarz auf weiß, aber doch in lichten Farben zu sehen.

Ich schrieb in einem munteren Ton, erhielt eine Antwort in derselben Tonart, und wir wechselten mehrere Briefe, deren Inhalt von beiden Seiten ein mehr oder weniger geistreiches Wortspiel war.

Der Sommer verging, auch ich verreiste ein wenig, wenn auch nicht so weit fort. So kam es denn, daß wir uns erst im Herbst bei gemeinsamen Bekannten wiedersahen. Und es fiel mir auf den ersten Blick auf, daß Du anders aussahest als sonst. Die Reise hatte Dir offenbar gut gethan, obwohl Du schon eine ganze Weile wieder zurückgewesen warst. Du warst stärker geworden, hattest frischere Farben, der Ausdruck in Deinem Gesicht war ruhig und gesund, und als Du mich gewahrtest, freutest Du Dich offenbar.

Dann sahen wir uns wieder häufiger. Du kamst zu mir, und ich kam mit den Anderen in Dein Haus. Es war Alles ganz wie in alten Zeiten. Der Winter rückte heran, unser Kreis nahm seinen geselligen Verkehr wieder auf, auch zu Tante und mir kamt Ihr. In Folge dessen sahen wir uns fast jede Woche mehrmals, und in unserem Verhältniß hatte sich Nichts verändert. Du zeichnetest mich immer aus; ich war Diejenige, an die Du Dich am häufigsten wandtest, wenn auch nur im Scherz sagtest Du „wir", wenn Du von uns Beiden sprachest, immer fröhlicher erschienst Du mir, wenn wir beieinander waren; Du wurdest vertraulicher, offener gegen mich in Bezug auf Alles, was Dich anbetraf. Da war es denn kein Wunder, daß ich anfing zu hoffen, an die Möglichkeit zu glauben, daß auch bei Dir die Freundschaft im Begriff sei, sich aus der Puppe in den Schmetterling zu verwandeln.

Eines Abends, als wir draußen in einer der Vorstädte in Gesellschaft gewesen waren, begleitetest Du mich nach Hause, — wir hatten ungefähr denselben Weg. Wir waren Viele und eine fröhliche Bande, aber allmählich, je näher wir der Stadt kamen, fiel Einer nach dem Andern ab, und schließlich blieben wir allein. Wir waren Beide sehr aufgeräumt, und ich wenigstens voll glücklicher Unruhe, daß ich hier mit Dir gehen, Dir so nahe sein durfte. Du botest mir den Arm, — es war sehr glatt. Auch Du warst in Stimmung, das konnte ich merken, Du hieltest meinen Arm so fest.

Als wir an den alten Wall kamen, über den uns unser Weg führte,

liefen wir den Berg fast im Sturmlauf hinan und standen erst still, um Athem zu schöpfen, als wir an der alten Mühle anlangten.

Es lag überall Schnee, und über die weißen Abhänge ragte der Mühlenkoloß empor, zeichnete seine Conturen scharf und fein in Schwarz und Dunkelblau ab. Ueber dem einen Flügel, dessen emporragender Arm den frostklaren Himmel in kleine Quadrate theilte, funkelte ein Stern.

Du sagtest, es sei der Jupiter, ich behauptete, es sei die Venus. Und dann, urplötzlich, küßtest Du mich auf den Mund. Weich, beinahe spielend, lagen Deine Lippen einen flüchtigen Moment auf den meinen, — und dann gingen wir weiter.

Ich dachte kaum darüber nach. Wir waren ausgelassen lustig, kamen überein, den Heimweg ein wenig zu verlängern, und thaten es. Wir sprachen über Nichts, lauter sinnloses Zeug, das uns amüsirte. Als wir uns aber endlich meiner Wohnung näherten, wurden wir plötzlich stille, Du athmetest so eigenthümlich hastig und schwer. Ich fühlte mich beklommen und war doch froh, mußte mir aber hin und wieder in einem Seufzer Luft machen, der aus meinem tiefsten Innern kam, — dann preßtest Du meinen Arm fest an Dich, und dann erbebte mein Herz. Keiner von uns sprach jedoch ein Wort.

Und als wir einander dann Gute Nacht sagen mußten, — es war drinnen auf dem Flur, und Du warst so geschäftig, den Hausthürschlüssel von innen in's Schloß zu stecken, — und ich Dir die Hand reichte, da nahmst Du nicht nur die, sondern schlossest die ganze Person in Deine Arme und preßtest Deinen Mund gegen den meinen in einem nicht enden wollenden Kuß. In dem, den Du zurück erhieltest, gab ich Dir mein ganzes Ich für alle Zeiten. Es war mir, als gleite ich in einen bodenlosen Abgrund von Glück und Lust, als fühle ich mich erst hier an Deiner Brust so recht heimisch.

Da rissest Du Dich los, flüstertest Gute Nacht und verschwandest.

Es ist in der Regel eine bedenkliche Sache, ein so großes Geschenk zu machen, wie es doch im Grunde ist, wenn man Alles fortgiebt, was man besitzt, selbst wenn Jemand es von uns verlangt. Ganz verwerflich aber ist es, wenn Niemand uns darum bittet, nicht einmal um die Hälfte.

Das sollte ich bald erfahren, aber die Schuld lag ja an mir.

Mein neugeborenes Glück und die Hoffnung, die hastig in die Höhe geschossen war, schwanden Beide eben so schnell, wie sie gekommen waren; sie währten nur ein paar Tage, bis wir uns wiedersahen. Da warst Du, als sei an jenem Abend Nichts geschehen, ganz der Alte, weder mehr noch weniger.

Mir aber ward bange, und die Angst nahm zu mit jedem Mal, daß ich Dich sah, ich grübelte mich fast um Sinn und Verstand.

Ja, hätte ich nur den Verstand mit zu Rathe gezogen, so hätte ich wohl die Lösung des Räthsels finden können. Aber nach liebender Frauen

Weise dachte ich nur mit dem Herzen, und das führte mich denn auch gründlich irre.

So bildete ich mir ein, daß Du, da Du offenbar mit Deinem Kuß Nichts gemeint hattest, alles mögliche Häßliche von mir glauben mußtest, weil ich denselben erwidert hatte, und noch dazu so warm. Z. B. daß ich zu den Frauen gehörte, die man ungestraft küssen dürfe, daß Du vielleicht meine heimliche Liebe zu Dir entdeckt hättest und nun über mich triumphirtest, und was dergleichen mehr ist. Ich ward Dir gegenüber mißtrauisch, wog ein jedes Deiner Worte auf der haarfeinen Wage des Argwohns und der Selbstanklage, konnte aber trotzdem nichts für 'mich Verletzendes entdecken. Im Gegentheil, Du warst ganz so wie sonst, — gut, fein und liebevoll mir gegenüber. Vielleicht aber war dieser Hauch von etwas Besonderem zwischen uns ein klein wenig mehr ausgeprägt als bisher. Und doch litt ich unsäglich.

Und dann beging ich eine Dummheit.

Ich schrieb Dir einen Brief, in dem ich eine Menge über unsere „Freundschaft" sagte und Dich bat, nicht schlecht von mir zu denken, weil es den Anschein haben könne, als habe ich etwas Anderes gemeint, als wofür ich eintreten wolle, als ich neulich Deinen Kuß erwiderte, der mich jetzt in Gedanken mehr bedrückte, als so eine Stimmungssache werth sei. Ich versicherte Dich mit Worten, von denen ich wußte, daß Du sie glauben würdest, daß ich nicht zu den Menschen gehörte, die sich solchen Stimmungen hingeben. Und ich bat Dich schließlich, überzeugt zu sein, daß Alles so sei wie vorher, und daß ich für meinen Theil nach wie vor Deine gute Freundin bleiben wolle.

Jetzt, so lange nachher, glaube ich, Du wußtest es längst, daß Dir ein Theil meines Herzens gehörte, aber Du dachtest wohl, mit so einer kleinen Verliebtheit habe es nicht viel auf sich.

Ich bekam eine schriftliche Antwort, eine sonderbare, die ich nur halbwegs verstand.

Du schriebst, ich hätte sicher Recht, wenn ich nicht zu großes Gewicht auf einen Stimmungskuß legte. So Etwas, gestandest Du ganz offen, würde sich unter anderen Umgebungen wieder ereignen können. Es kommt nur darauf an, daß man kein Unheil anrichtet, auch nicht gegen sich selber. „Diese Moral ist Ihnen aber doch wohl zu lax. Aber, liebe Freundin, obwohl ich weiß, daß Sie nicht zu denen gehören, die vor einem offenem Worte bange sind, glaube ich doch, daß da noch Etwas ist, was Sie nicht ausgesprochen haben.

Sie kennen mein Dogma in Bezug auf Erotik, die unweigerlich zwischen Männern und Frauen entsteht, die in freundschaftlichem Verkehr miteinander stehen, aber Sie kennen auch meine Theorie über das Talent der Frauen, so zu thun, als merkten sie Nichts von dem, was man das „Unreine" nennt.

Sollten Sie nun wirklich nicht wissen, daß ich zuweilen das Verlangen gehabt habe, hin zu gehen, Sie in die Arme zu schließen, Sie an mich zu pressen und Sie, wenn möglich, augenblicklich mit Haut und Haar zu verschlingen? Daß darin etwas Ungehöriges liegen sollte, kann ich nicht begreifen. Allerdings würde ich mich verwundert haben, wenn Ihre persönliche und angeborene Tugend nicht die nöthigen Einwendungen gemacht hätte."

Mein Gott, wie mich dies Alles mit Staunen und Verwunderung erfüllte!

Ich las weiter;

„Ich habe nun dies Furchtbare nicht versucht und werde es auch wohl kaum thun, selbst wenn ich es könnte und dürfte. Die Sache ist, daß dann früher oder später unser freundschaftliches Verhältniß darunter leiden würde, und das kann ich nicht riskiren, weil die Zufriedenheit meines Lebens im Wesentlichen davon abhängt.

Sie sehen," fügtest Du scherzend hinzu, „wie unmoralische Berechnungen zu demselben Resultat führen können, wie eine felsenfeste Tugend."

Und dann schlossest Du Deinen Brief doch mit dem Geständniß, Du wolltest nicht leugnen, daß, wenn Deine Gefühle und Dein Verlangen die nöthige Macht besäßen, dergleichen Raisonnements nicht mehr wögen als eine Staubflocke, die vom Winde dahingetrieben würde. Es sei sehr wohl möglich, daß in einem solchen Fall das Raisonnement wie auch die Tugend sich verflüchtigen ließen.

„Gott mag wissen, wie es mir nach diesem Bekenntniß ergehen wird," schlossest Du. „Wir brauchen wohl nicht weiter darüber zu reden. Trotz Allem, was hier geschrieben steht, hoffe ich Sie heute um 5 Uhr zusammen mit den Anderen zu Tische bei mir zu sehen."

Dein Brief verwirrte mich völlig, namentlich im ersten Augenblick.

Der Ton desselben war neu. Der Inhalt offenbarte eine ganz andere Seite Deines Wesens, als ich bisher bei Dir gekannt und vermuthet hatte, legtest Du doch in allen Verhältnissen eine beinahe kalte Beherrschtheit an den Tag.

Daß ich so blind und stumm gewesen, lag wohl zum Theil darin, daß ich bisher in keinerlei Verhältniß zu irgend einem Manne gestanden hatte, das ich mit diesem Verhältniß zu Dir vergleichen konnte, theils darin, daß Du so ganz verschieden von allen Anderen warst. Bisher hatte ich nur auf Art junger Mädchen meine kleinen Schwärmereien für einen Lehrer, einen Vetter, einen meiner Tänzer gehabt. Und selbst wenn mir mein Vater allerlei über das Leben und den Gedankengang der Männer mitgetheilt hatte, so war mir dies — trotz meines Alters und meiner Entwickelung — nicht so in's Blut übergegangen, daß ich jetzt, wo dies Alles mir galt, nicht völlig naiv gewesen wäre.

Hätte ich Dich nicht so innig, so leidenschaftlich, so tief geliebt, so würde ich Deine Betrachtung vielleicht frivol gefunden haben oder wäre doch

auf den Scherz und die Ironie in Deinem Briefe aufmerksam geworden und hätte mich kuriren lassen. Aber mit der wachsenden Liebe im Herzen, in das Dein Kuß einen Funken geworfen hatte, der zu zünden begann, faßte ich Alles ernsthaft auf. Alles bekam eine andere Bedeutung, und mein Blick verschleierte sich für das, was ich hätte sehen — wenigstens zwischen den Zeilen hätte lesen müssen.

Fast wirkte es so, daß, als ich Deinen Brief mehrmals gelesen hatte, meine Stimmung eitel Freude war — Freude, in die sich eine erwachende Hoffnung mischte. Was Deinen Gefühlen für mich an Stärke, an Intensität fehlte, konnte ja kommen. Es war immerhin Etwas, worauf ich bauen konnte, — dies Dein Verlangen, mich ganz und gar in Besitz zu nehmen.

Und abermals ließ ich mich irre führen, weil mein Herz mit dem Verstand durchging. Denn das, was Dich meiner Ansicht nach zurückhielt, war ja einzig und allein Deine Liebe zu ihr, Deiner verlorenen, kranken Frau, die Du, wie ich glaubte, noch immer liebtest.

Und ihr zu Liebe trat ich gern zurück. Ich liebte sie ja auch wie eine trübe, aber theure Erinnerung, und ich war bereit, von Dir das Zweitbeste anzunehmen und Dir dafür das Beste, ja, Alles, was ich hatte, zu geben, die Zweite in Deinem Herzen zu sein, wenn ich das nur ganz war.

So sandte ich Dir denn, ehe ich am Nachmittag mit den Anderen kam, in zwei, drei Zeilen meinen wärmsten Dank für den Brief, durch den ja Alles so klar gelegt sei. Ich schrieb halb im Scherz so wie Du und kam mir sehr überlegen vor. Ich hatte das Gefühl, als habe ich Dich gründlich irre geführt, und endete mit den Worten:

„Wenn Sie nun hier wären, würde ich Sie umarmen, und zwar warm und innig, trotz weiblicher Tugend und Moralität, im Uebrigen aber wünsche ich nur, daß Alles zwischen uns so bleiben möge, wie es ist, und um fünf Uhr werde ich mich bei Ihnen einstellen."

Welch ein glücklicher, schöner Abend es für uns Beide war! Du warst zu mir, als seiest Du beinahe gerührt und kurz daran, das geheime Geschenk anzunehmen, das ich für Dich in meinem Herzen trug!

Und entsinnst Du Dich noch, wie es dann kam, daß ich trotz aller Redensarten kurze Zeit darauf zum ersten Mal die Deine wurde? Darüber haben wir ja niemals gesprochen, nicht einmal, als uns das Schicksal später abermals zusammenführte.

Es war eines Abends. Tante hatte Kopfschmerzen und war früh zu Bett gegangen. Ich war im Begriff, ihr Thee zu bringen. Der Tisch stand im Eßzimmer gedeckt, ihr Zimmer war daneben, und die Thür zu ihr stand offen. Ihr war ein wenig besser geworden und sie wurde ganz redselig. Da schellte es, und als ich öffnete, standest Du vor der Thür und fragtest, ob wir zu Hause wären und Dir etwas Abendbrod geben wollten.

So kamst ja Du wie auch die anderen Freunde häufig zu uns.

Ich sagte, Tante liege zu Bett, bat Dich aber, mit mir fürlieb zu nehmen. Tante wurde ganz ärgerlich und wollte aufstehen — der Etiquette halber. Aber Du scherztest mit ihr durch die offene Thür, sie lag ganz ehrbar hinter einem Bettschirm, und es gelang Dir auch, sie zu beruhigen.

Dann aßen wir Beide zusammen, und als unsere Mahlzeit beendet war, gingen wir in's Nebenzimmer. Auch dorthin standen die Thüren offen — die Stuben liegen ja in einer Reihe.

Wir plauderten miteinander und waren sehr munter. Es lag etwas Warmes, Liebevolles über Dir, das mich vielleicht ein klein wenig verwirrt machte. Ich glaube, meine Augen, meine Stimme sagten ein wenig mehr, als ich eigentlich selber wußte, — kurz, das Resultat war strahlendste Laune.

Von Zeit zu Zeit guckte ich durch die Eßstube zu Tante hinein, weil ich fürchtete, daß unser fröhliches Lachen sie stören könne.

Das letzte Mal, als ich hinein sah, schlief sie, da schloß ich die Thüre leise und vorsichtig — um sie nicht zu wecken, wie ich mir selber einredete. Aber vielleicht regte sich im Innersten meines Herzens etwas Anderes, Unbewußtes, das mich veranlaßte, diese Thür zu schließen, die uns von allen Anderen trennte.

Als ich mich wieder setzte, schlug unsere Stimmung um. Wir waren nicht mehr so beredt, hin und wieder verstummten wir ganz, aber es lag etwas Heißes in der Luft um uns, es war, als wenn alle warmen Quellen des Herzens sich öffneten, in einen Strom zusammenflossen, der uns mit sich fortriß.

Dann erhobst Du Dich plötzlich nach so einer Pause, gingst hin, nahmst meine Hand, schautest mir fest in die Augen und fragtest:

„Sagen Sie mir — wollen Sie auch lieber, daß ich gehen soll?"

Und ich antwortete in einem Tone, der höflich leicht sein sollte, während doch meine Stimme heftig zitterte:

„Aber weshalb denn nur? — Es ist doch noch garnicht so spät."

„Nein, spät ist es noch nicht — aber — nun sollen Sie ganz ehrlich antworten. Sie wissen ganz gut, was ich meine — soll ich gehen?"

„Nein — Du sollst bleiben!" sagte ich fast lautlos — und ich lag an Deiner Brust, Du schlangest die Arme um mich, Dein Mund war auf den meinen gepreßt, und ganz langsam zogst Du mich mit Dir in meine eigene kleine Stube: „Nur ein Mal!" flüstertest Du, und obwohl ich Dich nicht ganz verstand, sagten mein Herz und meine Sinne ja. Und dann nahmst Du mich in Besitz — als Dein Eigenthum.

Am nächsten Tage, — ach, das reiche, stille Glück dieses Tages, der doch ganz einsam war, durchbebt noch heute mein ganzes Sein.

Es war mir, als sei mir soeben ein verheißenes Land erschlossen worden. Die heiligen Freuden der Liebe wurden mir zum ersten Mal

offenbart. Ja, ich sage heilige trotz aller männlichen und weiblichen Asketen, Moralisten, Tugendprediger und Pessimisten, die, weil sie selber es nicht verstehen, die höchste Wonne dieses Lebens mit Schmutz bewerfen, sie plump und brutal nennen.

Du lehrtest mich eine andere Lehre. Denn, siehst Du, eine Frau, die liebt, will wohl erobert werden, will sich schon hingeben, aber das erste Mal, wo es geschieht, ist sie sehr ängstlich, — sie weiß ja nichts Sicheres. Es ist dabei selbst für eine üppige weibliche Natur soviel zu überwinden, weil ihre Keuschheit ängstlich Wache hält und so leicht zu verletzen ist. Aber Du, ja Du warst so fein, so gut und schön, wahrhaft schön in Deiner starken männlichen Freude, daß die Erinnerung an die Stunde, in der ich die Deine wurde, eitel Lust und Glückseligkeit ist.

Ich wußte, daß ich Dich den ganzen folgenden Tag nicht sehen würde. Schlafen konnte ich nicht! Ich war zu sehr erfüllt von dem Gedanken an Dich, um einzuschlafen, als Du gegangen warst. Aber ich stand zur gewohnten Zeit um acht Uhr auf. Ich wollte nicht auf liebender Frauen Weise den Tag verträumen! Ich wußte, Du thatest das nicht, und Du würdest es von mir nicht leiden können. Nein, ich that meine Arbeit ganz wie sonst, genau so wie Du. Da war eine Versammlung, der ich beiwohnen mußte, dann ein nothwendiger Besuch am Vormittag, und zum Frühstück erwarteten wir ein paar Freundinnen von Tante. Es war gerade mein Correspondenztag, und erst wie gewöhnlich gegen Mitternacht beendete ich meine Arbeit.

Und doch waren meine Gedanken unausgesetzt bei Dir. Dies Doppelleben des Gemüths, des Herzens oder des Gehirns ist etwas ganz Merkwürdiges, — denn ich war Dir wirklich den ganzen Tag nahe, was ich auch vornehmen wollte, ja, sogar am Schreibtisch, während ich einen sehr ordentlichen, drei Spalten langen Artikel schrieb.

Etwas sehr Drolliges von jenem Tage, dessen ich mich noch erinnere, will ich hier berichten.

Mein weiblicher Hang zur Schwärmerei hatte beinahe den Sieg über die Erziehung davongetragen und mich zu einer unreinlichen Person gemacht.

Als ich aufgestanden war und der Augenblick des Waschens kam, erschien es mir fast unmöglich, die Empfindung des Druckes Deiner Lippen überall auf meiner Haut mit all dem kalten Wasser wegzuspülen. Zum Glück für Dich wie für mich ist aber meine angeborene Reinlichkeit so groß, daß ich doch Alles wegspülte, und ich wurde dann auch für meinen Muth belohnt. Denn es war kein Schade geschehen; Alles war da und blieb da und ist noch heutigen Tages da.

Der Tag ging zu Ende, und da schellte es ungefähr um dieselbe Zeit wie gestern. Konntest Du es sein? Ich stürzte hinaus um zu öffnen. Es war nur der Postbote mit einem Brief. Aber der Brief war von Dir.

Wie glücklich ich war!

Aber schon bei den ersten Worten stand mir plötzlich das Herz still. Ich fühlte, wie mir das Blut aus den Wangen wich, und daß ich kalt wurde wie Eis.

Ja, was da eigentlich in dem Briefe stand, weiß ich kaum mehr. Ich las ihn nur ein einziges Mal und verbrannte ihn dann sofort. Ich konnte ihn nicht behalten, es schmerzte zu sehr.

Es war eines redlichen Mannes redliche Rechenschaft über ein solches Verhältniß, wie es das unsere jetzt geworden war. Der Ton war liebevoll und gut, doch nicht der eines Liebenden an die Geliebte. Du wolltest wohl sagen, daß Du mich nicht liebtest, wenigstens beständig, daß ich Dir aber theuer sei, und daß das so bleiben müßte, jetzt aber seiest Du besorgt, daß unsere Freundschaft einen Riß erhalten habe, und das würde Dich tief schmerzen.

Das Alles zeichnete sich mir unbestimmt und flüchtig im Gemüth ab, wie das Nachbild im Auge, wenn die Lampe eben ausgelöscht wird. Denn dann kam die Schlußfolgerung, die sich mir wie mit einem glühenden Eisen in's Herz einbrannte. Du schriebst ungefähr folgendes:

„Es liegt nämlich so, daß die Sache, die erotische, zwischen uns nicht gleichmäßig vertheilt ist. Ich kann Ihnen nicht bieten, was Sie verdienen und worauf Sie Anspruch machen können, und die Folge davon wird wohl sein, daß Sie mich — hassen werden.

Ich kann Ihnen nämlich Nichts weiter bieten, als ein wenig Treulosigkeit. Und wenn diese Treulosigkeit auch erlaubt und zulässig ist, so können Sie sich doch nicht damit begnügen. — Sie müßten wenigstens verlangen können, daß Sie es wären, gegen die ich treulos bin.

Jetzt bitte und beschwöre ich Sie, mir nicht zu zürnen, mich nicht von sich zu stoßen, sondern gegen mich zu sein wie bisher, — lassen Sie das Schicksal Alles so fügen, wie es kommen soll."

Unter dem Briefe stand:

„Ihr allertreuester Freund."

Verwirrt, schwindelnd las ich zu Ende. Es war, als würde mein ganzes Innere zerfleischt.

Eine Andere also besaß Dein Herz. Mich liebtest Du nicht, — und doch hattest Du mich in Deine Arme genommen. Es war mir, als stünde ich in hellen Flammen, es brannte und sengte, mein Gehirn glühte, mein Verstand stand still. Der Schmerz wurde so groß, so unerträglich, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte.

Aber dann durchzuckte mich der Gedanke, daß, wenn ich mit dem offenen Brief in der Hand ohnmächtig umfiele, Tante, die ruhig auf dem Sopha saß und strickte, ihn lesen würde, — und das genügte. Ich nahm mich zusammen. Das Blut strömte wieder zum Gehirn, das Herz fing wieder an zu schlagen, jeder Schlag schien mir eine Marter.

Und dann mußte ich den übrigen Theil des Abends thun, als sei Nichts geschehen, und ich konnte es. Meine Qual war so groß, daß ich

weder dachte noch fühlte. Es kam mir beinahe vor, als sei Nichts geschehen oder vielmehr, als geschähe dies Alles einer Anderen.

Endlich kam die Nacht. Tante ging zu Bett, und ich war allein. Aber ich hatte noch nicht den Muth, zu denken, oder auch nur die abgerissenen Gedanken zu ordnen, die mir durch den Kopf fuhren. Hätte ich nur eine Thräne vergießen können, aber das war mir nicht möglich.

Ach, die Qualen dieser Nacht! Selbst das Glück, das später kam, hat nicht ganz vermocht, die Spuren davon zu verwischen. Alles war zerrissen, zerfetzt. Es war, als verblute mein Herz an einer tiefen, unheilbaren Wunde.

Ich blieb im Wohnzimmer, ging unaufhörlich auf und nieder, und wenn ich müde wurde, legte ich mich einige Minuten auf das Sopha. Aber die Ruhe war schlimmer als alles Andere.

Ich schauderte vor meiner eigenen Stube. Es war kein Mädchenstübchen mehr, — nein, gestern war es meine Brautkammer gewesen; und mein Lager, das ich mit dem Manne getheilt, den ich liebte, erschien mir jetzt wie ein Folterbett.

Nur Eins haftete in meinem Sinn, ein Beschluß, den ich in mein Gehirn festzuhämmern suchte, wie schmerzhaft auch die Hammerschläge sein mochten. Ich wollte, wollte meine Liebe zu Dir Zoll für Zoll todttreten, zermalmen, wenn auch nur, um das Leben zu retten; das ist ja stets das Letzte, was man aufgiebt. Wenn ich das nicht konnte, wollte ich sterben. Und als ich endlich, erschöpft vor Müdigkeit, auf dem Sopha im Wohnzimmer umsank, war es mir, als hätte ich bereits damit begonnen, in Trotz und Zorn den Fuß auf die Liebe zu setzen, die ich tödten wollte.

Angekleidet, wie ich war, fand ich dann, Gott weiß wie, einige kurze Stunden Vergessen im Schlaf.

Wunderbarer Weise schlief ich tief und fest. Als ich erwachte, ja denk' nur, wie sonderbar es in einem Menschenherzen zugehen kann, — da sah das Ganze doch etwas anders aus. Das Erste, was ich empfand, war, glaube ich, beinahe Freude. Und weißt Du, weshalb? Meine Liebe zu Dir lebte noch, gleich groß, gleich stark, gleich warm!

Ja, erkläre es mir, wenn Du es kannst, Du, der Du Seelen kennst, der Du über Alles nachgedacht und Dir das Meiste klar gemacht hast, aber so war es.

Lange währte die Freude gerade nicht. Denn ich war mir ja sehr bald klar darüber, daß, wenn auch meine Liebe gegen meinen Wunsch und trotz meines Willens Stand gehalten hatte, mein Stolz, meine Eitelkeit, mein Egoismus und eine Menge andere niedrigere Instincte meines Herzens doch Wunden davon getragen hatten, die stets schmerzten und mit meiner Liebe im Kampf lagen.

Dieser Tag würde eine neue Prüfung mit sich bringen, die mich mit Angst und Grauen erfüllte, aber auch meine Sinne verhärtete. Du wolltest

am Vormittage mit unserem Rechtsbeistand bei uns zusammentreffen, um einige Geldangelegenheiten zu ordnen.

Wie in aller Welt sollte ich Dir entgegentreten, ruhig, gefaßt, ohne Dir mit einem Wort, mit einem Blick oder auch nur mit einer Miene zu verrathen, wie es um mich stand. Was würde die Begegnung bringen? Wie sollte ich mich Dir gegenüber benehmen? Was ging in Dir vor? Was dachtest Du von mir?

Als Du in's Zimmer tratest, war es mir, als flattere mein Herz voller Todesangst in meiner Brust, und ich zitterte so heftig, daß ich mich nicht zu erheben vermochte. Dann suchten Deine Augen mich fragend, aber fröhlich, während Du Tante Guten Tag sagtest, und als Du mich begrüßtest, lag eine solche Zärtlichkeit in Deinem ganzen Wesen, daß ich es wie eine unsagbare Linderung empfand.

Und dann nach der Besprechung mit dem Rechtsanwalt, als Tante mit diesem allein sprach, rücktest Du einen Stuhl dicht an meinen Platz heran und sagtest halblaut, aber so sanft und weich:

„Nicht wahr, Sie werden doch meine Freundin bleiben?"

„Das bin ich ja," erwiderte ich, „aber ich verstehe Sie nicht."

„Auch jetzt nicht — nach meinem Brief?" fragtest Du ein wenig verwundert. „Sie, die Sie einen so guten Verstand haben, die Sie von Ihrem Vater erzogen sind, und mehr als die meisten jungen Damen von dem wissen, was zu wissen für Alle gesund und richtig sein würde — Sie können doch unmöglich glauben, daß ein Mann in meinen Verhältnissen als Asket leben sollte! Aber hier ist weder der Ort noch die Zeit zu langen Auseinandersetzungen. Eins aber möchte ich Sie bitten zu glauben, und darauf können Sie sich verlassen, Sie sind mir die Wichtigste. Ihre Freundschaft kann ich nicht entbehren, die wollen Sie mir doch nicht nehmen, nicht wahr?"

Und Du sahest mich zärtlich ernsthaft an. Deine ganze Seele schien mir in diesem Blick zu liegen.

Ich antwortete — Gott weiß, wie ich die Worte herausbrachte:

„Das könnte ich nicht, wenn ich auch wollte."

„Dann ist Alles gut!" sagtest Du mit ruhigem Nachdruck und strahlendem Blick. Dann sahest Du Dich hastig nach den Anderen um und preßtest unbemerkt einen dankbaren Kuß auf meine Hand. „So, nun sprechen wir nie wieder davon, von all dem Andern, abgemacht?"

Ich nickte und schwieg. Als Du gingest, war der Druck Deiner Hand warm und fest, die meine lag wie Eis in der Deinen. Deine Augen waren wieder fröhlich und schienen Deinen Worten zu widersprechen, denn sie sahen mich fast so an wie gestern.

Immer unlösbarer wurde mir das Räthsel: Wie konntest Du so fröhlich sein, weshalb litt ich so schwer?

Eins gewährte mir ein wenig Trost: mein fester Glaube an Deinen

Rechtssinn, Du mußtest ein Recht haben, so zu handeln, wie Du thatest, und wenn ich es nicht verstand, lag die Schuld an mir. Du konntest nicht fehlen, hierin nicht. Ich kannte Deinen rechtschaffenen Willen, gut und richtig zu handeln, zu genau. Du würdest mir mit kalter Ueberlegung kein Leid anthun.

Es ward etwas leichter in mir bei diesem Gedanken. Denn wenn Du auch nur einer plötzlichen Eingebung folgtest, als Du Besitz von mir nahmst, so — ja, ich schloß nur nach mir selber, — so mußtest Du mich doch geliebt haben, wenn auch nur den einen Augenblick. Und dann warst Du ja im Recht.

Siehst Du, damals ahnte ich Nichts davon, daß eines Mannes sinnliche Erotik und seine Liebe nicht immer viel mit einander zu schaffen haben. Nebelhaft war und blieb es mir doch Alles, wie viel ich auch darüber nachgrübelte.

Mein inneres Leben aus jenen Tagen kennst Du nicht. Es war eine bittere Zeit, die nun folgte. Damals verhärtete ich meinen Sinn, und das sollte sich später an uns Beiden rächen.

Vor allen Dingen kam es mir jetzt nur darauf an, um jeden Preis meine Liebe zu Dir zu verbergen und Dich glauben zu machen, als sei das, was ich für Dich empfand, von derselben leichten Art wie Deine Gefühle für mich — Nichts weiter als Freundschaft, die hin und wieder in Erotik überging und zu einer plötzlichen Eingebung, einer Stimmung wurde.

Dies gelang mir kaum, aber ich glaubte es, und Du ließest Dir Nichts merken von Deinem Wissen.

Was gewann ich denn auch dabei, wenn ich mein Leben von dem Deinen trennte? Nichts — aber ich verlor Alles. So lange ich nur ein wenig Wahrheit in Deinen Worten, daß ich Dir doch die Wichtigste sei, verspürte, mußte ich Dich sehen, Deine Stimme hören, hin und wieder in Deiner Nähe sein, oder vor Kummer und Entbehren vergehen.

Nur mußte ich sehen, zur Ruhe zu kommen, wenn möglich über die Grenzlinie, die Liebe von Freundschaft trennt, zurückzufinden. Das Unglück war nur, daß sie fast zu fein zum Finden ist, daß sie vielleicht gar nicht existirt, wie Du selber gesagt hattest. Gelang es mir aber, so würde ich mir selber eine lebenslange Qual ersparen und noch Etwas aus meinem Dasein machen. Deine Freundin, Dein getreuer Kamerad zu sein, Alles mit Dir zu theilen, was Du theilen wolltest und konntest, das war doch Etwas, wofür sich verlohnte zu leben. Und dann dachte ich daran, daß, wenn Deine Frau bei Dir geblieben wäre, dies ja Alles gewesen sein würde, was ich hätte erreichen können, dessen ich jemals bedurft hätte.

War es denn nicht möglich, mein Herz zu dieser Veränderung zu zwingen, diese Wandlung vorzunehmen?

Das war es, um das der Kampf in meinem Innern toste.

Als „echte Frau“ hätte ich mich ja nun natürlich mit alledem nicht beschäftigen dürfen. Nein, ich hätte wohl, nach dem, was vorgefallen war,

mich in meiner Ehre gekränkt fühlen, Dich hassen und Verachtung vor mir selber empfinden müssen.

Ich aber that Nichts von alledem. Ich litt, aber nicht wegen meiner verlorenen Ehre, die hielt ich für gänzlich unverletzt. Wenn es eine Sünde war, daß ich mich Dir hingab, so traf nicht mich die Schuld. Das ist das Recht der Liebe für den Mann wie für die Frau. Meine Liebe war unbestreitbar, ich war ihrer Stimme gefolgt, als ich die Deine wurde. An Deine Gefühle glaubte ich fest, und ich handelte mit offenen Augen.

Ja, selbst der Gedanke, daß ich Mutter werden könne, der hin und wieder bei mir auftauchte, schreckte mich nicht ab, nein, im Gegentheil, ich würde den Augenblick gesegnet haben, der mir die Gewißheit gab, daß ich einem Kinde, das Deins war, das Leben schenken sollte. Ich würde mit erhobener Stirn alles das ertragen haben, was die Welt die Schande einer Frau nennt, ich würde mich begnadigt gefühlt haben, wie keine Zweite.

Aber das geschah nicht. Und wäre es geschehen, so würde ich keine Verwendung für meinen Heroismus gehabt haben. In diesem Fall, das wußte ich sehr wohl, selbst wenn ich auch den Gedanken nie zu Ende dachte, hättest Du alle Bande gebrochen und mich zu Deiner Gattin gemacht. Aber unter solchen Umständen Deine Frau zu werden, erschien mir als das Scheitern jeglichen Glückes zwischen uns.

Denn über Eines wußte ich sehr gut Bescheid. Du führtest mich in der Beziehung nicht hinter's Licht. Du wünschtest nicht, und hattest das oft ausgesprochen, Dich von Deiner Frau scheiden zu lassen. Es war ja unmöglich, mit Bestimmtheit zu sagen, ob sie nicht doch noch einmal wieder gesund wurde. Sollte sie dann, weil sie krank gewesen war, einer anderen Frau den Platz in Deinem Hause abtreten? Das konntest Du nicht über's Herz bringen. Einige nannten es Don Quichoterie, ich verstand Dich aber, ehrte Dich deswegen und liebte Dich nur um so mehr.

Zu mir allein hattest Du außerdem hinzugefügt, daß, was eine Andere Dir möglicher Weise auch werden könne, es doch niemals so sein würde wie damals, als Du an sie dachtest. In eines jeden Mannes Leben gäbe es Etwas, was das heiligste Heiligthum sei, für Dich sei das Deine Liebe zu ihr.

Und nun diese „Andere“, deren Existenz Du zugabst, und der Du um meinetwillen untreu wurdest? Ja, war es nicht sonderbar, aber die beschäftigte mich fast gar nicht. Ich kannte sie nicht, sah nie Etwas von ihr. Kein Mensch ahnte wohl Etwas von Eurem Verhältniß. Niemand sprach davon, die war für mich gleichsam ein Schatten, etwas Körperloses, das existirte, — das wußte ich zu meiner eigenen Qual — und das doch nicht existirte, weil sie unfaßbar war. Sie ging mich ganz einfach gar nicht an, jedenfalls war es eine unnöthige Pein und Qual, mich in ihren Reichthum zu vertiefen, den ich ahnte, gegen den ich aber mit aller Energie meine Augen verschloß, was mir freilich nicht immer gelingen wollte.

Ach, wie lang meine Tage um diese Zeit waren, und welche Nächte! Oft ging ich gar nicht zu Bett, sondern wanderte im Wohnzimmer auf und nieder, ja, dies Zimmer, welche Leiden dies gesehen hat! Ich sehnte mich und litt, ich litt und sehnte mich, und dann kamen Gesichte, die mich wie ein Alpdruck peinigten, und deren ich mich schämte. Ich sah Dich in ihren, der Unbekannten, Armen. Ich hörte, oder glaubte zu hören, was Ihr flüstertet. Ich hatte ja nur so wenig Erfahrung, aber das Sehnen meines Herzens und meiner Sinne, die Du geweckt hattest, ließ mich wohl mehr errathen, und ich weinte heiße Thränen, die nicht linderten, sondern nur brannten.

Meine Qualen in jener Zeit nahmen hunderterlei Formen an, jetzt ist das ja aber überstanden, es ist nicht werth, noch darüber zu reden. Zeitenweise war es mehr, als ich ertragen konnte. Hätte ich das Herz aus der Brust reißen und von mir werfen können, ich hätt's gethan, dann wäre ich auf der Stelle todt gewesen.

Von Dir sah ich nicht viel. Du warst wohl anderweitig in Anspruch genommen. Im Kreise der Freunde trafen wir uns wie früher, aber wenn wir dann bei einander waren, so war es doch nicht so wie sonst.

Und das war meine Schuld. Denn Du warst derselbe geblieben, gleich gut und liebevoll warst Du, ja, zuweilen noch mehr als früher. Aber das wollte ich nicht sehen, ich ließ mich keinen Finger breit von meinem Wege ablocken. Koste es, was es wolle, das stand fest; Brosamen von anderer Leute Tisch wollte ich nicht essen.

Auch war der Unterschied zu grell.

Was Du mir in einer Stimmung botest, das lebte in mir als Zustand. Meine Liebe war das Beste in mir, und ich konnte Dir Alles geben, aber nur im Austausch für Dein eigenes Selbst. Und was Du für mich hattest, das war nur ein wenig oder vielleicht viel — Lust in einem Augenblick.

Ich ward bitter gegen Dich. Es gab Zeiten, wo ich beinahe glaubte, daß ich Dich haßte, wo ich meinte, Du habest Unrecht gegen mich begangen, mir unwiederbringlichen Schaden zugefügt. Und es half nicht, daß ich stets die Ansicht verfochten hatte und bis zum letzten Athemzuge dafür eintreten wollte, daß Liebe eine freiwillige Sache ist, die unabhängig von unserem Willen kommt und geht — ja, oft gerade aus Trotz. Was konntest Du denn dafür, daß ich Dich liebte und daß Du eine Andere liebtest oder doch die Deine nanntest.

Später kam dann noch etwas Anderes hinzu. Ich spürte eine Veränderung in Deinem Wesen, die mich abstieß. Du warst verliebt in Frauen. Es war jetzt nicht mehr eine Einzige, die Dich fesselte, wenn Du Dich auch in gewissem Sinne an diese Eine hieltest. Darüber weiß ich nichts Bestimmtes.

Das verwirrte mich abermals, und das that mir mehr weh, als alles Andere.

Ich sah es, wenn wir uns in Gesellschaft Anderer begegneten. Du suchtest Dir in der Regel für den einen Abend eine Bestimmte aus, und dann ging es warm zu zwischen Euch. Du hattest die Wahl, sie umschwärmten Dich, das sah ich sehr wohl. Du brauchtest nur die Hand auszustrecken und zuzugreifen — weshalb solltest Du das auch nicht thun?

Du besaßest eine große Macht über Frauen, und Du warst Dir dessen bewußt, eine Macht, ihre Phantasie in Fesseln zu schlagen, ihre Herzen schneller pochen zu machen, ihre Gefühle in Schwingung zu versetzen; und selbst, wenn es aussah wie lauter oberflächliche Courmacherei, so weiß ich, daß gar Manche mit bleichen Wangen und einer mehr oder weniger tiefen Herzenswunde heimging.

War das Ganze nur Spiel, oder war es Ernst? Ich wußte nicht mehr, was ich von Dir glauben sollte. Du, der Du sonst so klar, so ruhig und ehrlich wahr in Deinem ganzen Sein warst, schienst jetzt plötzlich wie ausgetauscht.

Auch mir gegenüber kam wohl hin und wieder einmal in Deine Augen, in Dein ganges Wesen Etwas, das von heißem Begehren redete, und das — ja, ehrlich will ich jetzt gegen Dich sein — das meine Gefühle heiß in mir aufwallen ließ. Aber ich war mir doch meiner Schwäche, Deiner Stärke so bewußt, daß ich, nicht aus Tugend, ach nein, nur aus reinem Instinct dafür sorgte, daß wir nie allein waren. Und dann war ja der Punkt mit den „Brosamen“. Stolz und Trotz erhoben sich um die Wette. Weder von der Einen, noch von der Anderen wollte ich sie nehmen, koste es, was es wolle.

Aber die Sache hatte eine andere Wirkung auf mich, und zwar keine gute. Ich wurde wild, wollte mein Leben genießen. Hattest Du Frauen, so wollte ich Männer haben. Ich wußte, daß sie mir zu Gebote standen. Ihr sagtet so oft, daß, wenn ich auch keine Schönheit sei, ich etwas weit Besseres besäße, Etwas, das anzog, wenn ich nur wollte.

So ließ ich denn diesem Etwas freien Lauf und amüsirte mich damit, Fische an meiner Angel zu fangen. Damals war da Einer, der mich zur Frau haben wollte — ach, da waren mehr als der Eine, und ich wundere mich beinahe, daß ich in meiner Wildheit, in meinem Trotze nicht zuschlug.

Meine weiblichen Bekannten sagten mir, so lange dieser Zustand anhielt, viel Uebles nach. Sie sind stets die Aergsten, wenn es sich darum handelt, ein Urtheil zu fällen, und nennen eine Frau ohne Weiteres schlecht und verdächtig, sobald sie Blut in den Adern und Sinne wie ein Mensch hat und den Muth besitzt, dies einzugestehen. Namentlich sind sie schlimm, wenn sie einen Mann oder einen Bräutigam haben, der sich versuchen läßt.

Mit mir hatte es nun freilich keine Gefahr. Viel in mir hielt mich zurück, und das verdanke ich gewissermaßen Dir. Erstens hattest Du mir

meine Jungfernschaft genommen und mich dadurch zum Cölibat verurtheilt. Eines Mannes Gattin werden, ohne ihm dies zu sagen, das konnte ich nicht. Und sobald ich es sagte, würde er mich nicht haben wollen — oder falls er mich trotzdem wollte, so mußte er mir erst großmüthig verzeihen, um mich später vielleicht in weniger liebevollen Augenblicken an meine Vergangenheit zu erinnern.

Zu der Geliebten eines Anderen taugte ich nicht. Ich war ja die Deine von ganzem Herzen, jeder Gedanke meines Sinnes, jede Fiber meines Körpers gehörte Dir — wenn Du auch Nichts davon haben wolltest. Auch bin ich so construirt, daß es mir nicht möglich ist, mich nur von einem vorübergehenden, flüchtigen Sinnesrausch für einen anderen Mann, als den Einen, den ich liebe, hinreißen zu lassen. Dafür habe ich ihm gegenüber aber auch keine Widerstandskraft — und das hatte ich Dir bewiesen. Schließlich mußte meiner Auffassung nach mein ganzes Leben eine Ruine werden, falls ich mir selber nicht treu blieb, indem ich Dir treu war und Dich allein liebte.

Vielleicht war noch Etwas da, wenn auch ganz unbewußt. Vielleicht lebte eine Hoffnung, eine einzige kleine, auf dem Grunde meiner Seele, eine Hoffnung, die daran fest hielt, daß der Tag kommen konnte, an dem Du mich wieder haben wolltest — und dann würde ich mich Dir ebenso unberührt wieder geben können wie damals, als Du mich aus Deinen Armen gleiten ließest.

Das war vielleicht Wahnsinn, Verrücktheit, die seelische Krankheit eines zermarterten Wesens. Aber es verhielt sich so.

Dir gegenüber stellte ich mich absichtlich schroff und scheu, kaum daß ich Dir hin und wieder die Hand reichte. Und ich konnte es Dir ansehen — Du sprachst es auch aus — daß Du mich für prüde hieltest. Zuweilen wurdest Du ärgerlich über meine Koketterie mit Anderen, und hin und wieder hattest Du wohl auch einmal einen Anfall von Eifersucht.

Das war die einzige schwache Freude, die ich bei dem Ganzen hatte.

In dem Verhältniß zwischen Dir und mir baute ich beständig an einer Mauer, die uns trennen sollte. Wie oft diese Mauer einfiel, merktest Du wohl nicht. Ich aber wußte, wieviel Qual es kostete, wenn ich sie von Neuem wieder aufbauen mußte.

Ich hatte von kalten Frauennaturen gehört oder gelesen, die sich selber zurücknahmen, sobald sie sich einem Manne hingegeben hatten. Die wollte ich mir zum Vorbild nehmen. Aber ich war nicht kalt, und das Experiment mißlang völlig.

Und dann kam die Reise nach Chicago.

Ich erhielt die Aufforderung, als Generalcorrespondent für meine verschiedenen Zeitungen die Ausstellung zu besuchen.

Das kam mir wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Stadt zu verlassen, Dich zu verlassen, Dich vielleicht ein ganzes Jahr nicht zu sehen!

Allein der Gedanke war mir, als wühle ich mit einem Messer in einer blutenden Wunde.

Zuerst lehnte ich die Aufforderung kurzweg ab. Aber dann — ja, dann erzählte ich in Deiner Gegenwart davon, und Du warst gleich Feuer und Flamme für die Idee. Du warst nahe daran, mich gleich, so wie ich ging und stand, fortzujagen. Ich dürfte keinen Tag zaudern, sollte reisen, reisen, je eher, je lieber, obwohl Du mich sehr entbehren würdest, wie Du hinzufügtest. Gott weiß, ob Du das wirklich so meintest?

Und nach dieser Unterhaltung durchlebte ich abermals so eine qualvolle Nacht, wo man meint, vor Schmerzen vergehen zu müssen, wo Alles Nacht ist, Alles ruht, Zärtlichkeit, Entbehren, Sehnen, Sinnen und Leidenschaft — und wo Nichts Antwort giebt. Wo man vergebens seinen Stolz, seinen Muth, ja seine Selbstverachtung zu Hilfe ruft und nur das Eine fühlt und weiß, daß man liebt und nicht die geringste Liebe zurückerhält.

Aber dann reiste ich doch, beugte mich Dir, ganz natürlich gegen meinen eigenen Willen und Neigung.

Die Ueberfahrt war schlimm, das kannst Du mir glauben. Ich sehnte mich, ach Gott, wie ich mich sehnte, und je weiter ich mich entfernte, um so weniger begriff ich, daß ich mich hatte losreißen können.

Und dann fing mein krankhafter Sinn an, alle Deine Worte beim Abschied zu verdrehen. Du wolltest mich nur forthaben, ich war Dir nur lästig durch meine Nähe, Du empfandest nur Verachtung vor mir, die Du so leicht überwunden hattest. Jede Hoffnung, jeder Funke von Muth, von Glauben an mich selber verschwand gleichsam am östlichen Horizont, glitt dahin in des Schiffes Kielwasser, in das ich unaufhörlich hinabstarrte. Vor mir lagen Oede und Leere. Verzweiflung ergriff mich. Mehr als einmal überkam mich die Lust, das Ganze zu enden, mich über Bord zu stürzen.

Namentlich war die Versuchung groß während einiger Tage, als ein Hai unablässig dem Schiffe folgte. Ich stand auf dem Hinterdeck und vermochte kein Auge von ihm zu wenden. Immer in derselben Entfernung, ein wenig nach der Steuerbordseite hinüber hielt er sich, als wenn das Schraubenwasser ihm unangenehm sei. Seine dreieckige Rückenflosse schnitt während der ganzen Zeit die Wasserfläche, und es sah aus, als halte er seine grauweißen, boshaften Augen auf denselben Punkt des Schiffes gerichtet. Wurde aber irgend Etwas hinausgeworfen, es mochte Asche aus der Maschine oder Abfall aus der Schiffsküche sein, so fuhr er blitzschnell darauf los und zeigte, indem er sich rund herum drehte, seinen weißen Bauch und den aufgesperrten hohlen Rachen, der mit seinen zahlreichen, spitzen Zähnen allem Lebenden, das in's Wasser fiel, einen schnellen Tod verhieß.

Ich hatte ein Gefühl, als warte er nur auf mich. Und wie leicht würde das sein. Kein Todeskampf in den Wellen, sofort in Stücke zerrissen, — ich schauderte, konnte aber doch die Lust nicht überwinden.

Wer weiß, ob die Sache nicht wirklich schief gegangen wäre, wenn nicht einer der Passagiere, ein schottischer Lord, ein wachsames Auge auf mich gehabt hätte. Ich glaube, er errieth meine Gedanken, denn eines schönen Tages, als ich so dastand und den Hai anschaute und mich ein wenig weit über die Reeling lehnte, packte er mich beim Arme und redete harte Worte zu mir in seinem breiten Schottisch.

Es war mir, als erwache ich aus einem Traum, aus einem bösen, häßlichen Traum, und käme jetzt erst wieder zur Besinnung.

Wir kamen an jenem Tag in ein Gespräch, faßten Interesse für einander, und ehe wir Chicago erreichten, waren wir die besten Freunde.

Er war, Gottlob, alt und häßlich, zu alt, selbst für einen kleinen Flirt; — ach nein, doch wohl eigentlich nicht, wenn ich ganz ehrlich sein soll.

Er war interessant, hatte mehr gelesen und gelebt als die Meisten, war sehr reich, ein Sonderling, aber ein origineller. In seiner Gegenwart blieb mir nicht viel Zeit, an mich selber zu denken, und an Bord waren wir den ganzen Tag zusammen. Er war fesselnd durch seine Kenntniß der Menschen und Welt-Phänomene und durch seine eigenthümlichen Anschauungen, ein freier Geist, und dabei doch bornirt, denn er hatte eine Manie. Er wollte der Begründer einer neuen Religion von einem weltordnenden Schicksal sein, das im Gemüth der Menschen wohnte, seinen Mittelpunkt aber außerhalb desselben, in dem großen Haushalt des Lebens hatte, so daß Alles eine Kette von Ursachen und Wirkungen wurde mit Belohnung für die Tugend und Strafe für das Böse, wenn auch Niemand es sieht. Alles aber hier auf Erden, denn ein Leben im Jenseits gäbe es nicht.

Das Eigenthümliche aber bei dem Manne und seiner Lehre war: wenn man so recht glaubte, seine Ansicht erfaßt zu haben, und Beispiele dafür anführte, ja dann war es doch niemals so, wie er es gemeint hatte; eine Nüance trennte seine Auffassung von der Anderer, und die erschien ihm so wesentlich, daß er schlankweg Alles verwarf und von Neuem anfing zu erklären.

In allen anderen Punkten war er völlig vernünftig, und ich lernte unglaublich viel von ihm. Er unterhielt sich während der ganzen Reise ausschließlich mit mir, natürlich zum großen Aerger der übrigen Gesellschaft an Bord, wo die Damen mich wie die Pest mieden und die Herren von mir Einen über den Schnabel bekamen, weil sie versuchten, mir auf belästigende Weise den Hof zu machen.

Dies Alles zerstreute mich ja, war jedoch nicht im Stande, die Sehnsucht und die Qualen von mir zu nehmen.

Als ich aber erst drüben war, ja, da vergaß ich nach und nach alles Andere, so ergriffen war ich, wie ich es nie für möglich gehalten hätte — von dem Riesenwerk des Menschengeistes, von der Ausstellung.

Von Ruhe war keine Rede. Jeden Tag gab es etwas Neues. Und niemals wurde man fertig, immer mußte ich schreiben und schreiben, namentlich während der Nacht. Und stelle es Dir vor, ich vergaß auch Dich allmählich fast. Ja, — weiß Gott! Anfangs gab es Tage, später ganze Wochen, während deren meine Gedanken nicht ein einziges Mal zu Dir hinüberschweiften, wo ich mich nur mit Alledem beschäftigte, was ich sah und hörte, mit diesem fremden Volk und seinen Werken und mit dieser aus aller Herren Länder zusammengeströmten Menge, von der ein Jeder das Seine zu thun, ein Jeder das Seine rechtzeitig zu vollenden hatte.

Dir schrieb ich niemals, wie ich auch keinen Brief von Dir erhielt. Dänemark lag weit, weit fort von meiner Erinnerung. Ich mied, so viel ich konnte, alle Landsleute, vielleicht instinctmäßig, um nicht an die Heimat und an das, was sie barg, erinnert zu werden.

Hauptsächlich war wohl der alte Schotte Schuld daran. Er ließ mich nicht aus den Fingern, er war während der ganzen Zeit da drüben mein Beschützer, mein Ritter und — mein Lexikon.

Er lehrte mich nämlich so vielerlei, wovon ich keine Ahnung hatte. Ich mußte ja Bescheid wissen über Technik und Maschinen und Elektricität, über Kunst nach jeder Richtung hin, über Industrie und vielerlei Anderes.

Entsinnst Du Dich noch, daß meine kleinen Artikel Aufsehen erregten, wegen ihrer außerordentlichen Fach- und Sachkenntniß, wie man sie so selten bei einer Dame findet? Das war ich ja garnicht, sondern einzig und allein der Schotte. Aber nicht nur daheim erntete ich Lob, nein, er verschaffte mir auch Zutritt zu verschiedenen englischen Zeitungen. Ach, wie reich ich wurde; denn es ist ganz unglaublich, wie die bezahlen! Siehst Du, das Alles hat bisher Niemand von Euch gewußt.

Es entstand ja auch gewissermaßen ein Verhältniß zwischen mir und ihm. Aber es war ganz rein und hatte eigentlich viel Aehnlichkeit mit dem unseren, so wie das zu Anfang war. Er war ein Greis, hoch in den Sechzigern, ich war einige zwanzig Jahre alt, — und man mag von der Liebe sagen, was man will, selbst daß sie Alles überwindet, aber ein Altersunterschied von fast vierzig Jahren, das ist denn doch ein wenig zuviel des Guten!

Er war discret und gentlemanlike, als sein altes Herz unter der Asche zu glühen begann. Alles, wozu er sich verstieg, war, daß er mir die Hände und ausnahmsweise wohl einmal die Stirn küßte, und ich war ja hin und wieder ein wenig gerührt, aber dann waren da die falschen Zähne, ein ganzes Gebiß, die nie recht fest sitzen wollten.

Er sagte oft ganz verzweifelt, wenn er sich hinreißen ließ: „Ach, dieser Kampf, mein Fräulein, zwischen dem Alter des Körpers und der Jugend im Gemüth führt viele Qualen mit sich!“

Und ein andermal rief er beinahe händeringend aus: „Ich würde die kurze Spanne Leben, die mir noch bleibt, hingeben, um nur einen einzigen

Tag hindurch dreißig Jahre jünger zu sein und dann Ihre Liebe zu erringen, — glauben Sie wohl, daß ich das könnte?"

Und — ich wäre ja kein Weib gewesen, wenn ich ihm nicht, vielleicht ein wenig kokett, geantwortet hätte: „Vielleicht — für einen Tag."

Du ersiehst hieraus, daß die Krankheit bei ihm durchaus nicht leicht auftrat.

Ja, eines schönen Tages legte er seinen Geist, sein Wissen, seinen Reichthum und Alles, was von seinem Herzen noch übrig war, mir zu Füßen. Er wollte jedem Vorurtheil in seinem Lande trotzen und, was weit schlimmer war, dem Widerstand seiner Erben, wenn ich mich nur entschließen könne, seinen Namen zu tragen.

Das konnte ich ja unmöglich, und ich fühlte mich auch garnicht versucht, aber ich gestehe, daß ich mich anbeten ließ. Das ist allemal süß, namentlich für ein getäuschtes Herz wie das meine. Es klingt nicht schön, aber es ist menschlich, — und ich betrog ihn nicht, ich sagte wieder und wieder Nein.

Und so kam ich denn endlich nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre in die Heimat zurück. Als die Ausstellung beendet war, machte ich, wie Du weißt, auf Kosten meiner Zeitungen noch eine Rundreise durch Amerika, stets gefolgt von meinem guten Schotten, was Du bisher nicht gewußt hast.

Und dann sahen wir Beide uns wieder.

Was es bewirkte, daß Du jetzt Liebe zu mir empfandest, hast Du niemals so recht erklären können, — wie sollte ich es da können.

Ueber Eins ward ich mir bald klar. Du warst jetzt frei, Nichts band Dich mehr. Du hattest gebrochen, oder warst vielleicht kassiert, — was weiß ich davon, — danach gefragt habe ich niemals.

Es währte lange, bis ich es wirklich zu glauben wagte, daß mir Deine Liebe galt. Denn wenn die meine auch ein ganzes Jahr geschlummert hatte, so genügte Dein Anblick, mit großen, wachen Augen saß sie in meinem Herzen, lebendig, gestärkt durch den empfangenen Schlaf.

Und dann begann Dein Werben; und ganz allmählich merkte ich, daß es Dir diesmal Ernst war. Es ist unmöglich, mit Worten zu schildern, wie groß das Glück war. Jetzt aber glaubte ich Deine Natur zu kennen, ich meinte, daß Du so wie viele andere thörichte Männer Nichts geschenkt haben wolltest, sondern daß nur das einen Werth für Dich habe, was Du fast mit dem Schwert in der Hand erobern mußtest. Und so ließ ich Dich denn eine Weile werben.

Daß ich das mit klarem Bewußtsein vermochte, wundert Dich vielleicht — es war ganz gegen meine Natur. Aber, weißt Du, ich hatte ja so lange ohne Hoffnung gewartet und konnte deswegen wohl noch ein wenig warten, als die Blüthe sich zu entfalten begann und es in meiner Hand lag, wann Du sie brechen solltest.

Und dann kam es ja endlich, und ich wurde von Neuem die Deine, als ich fühlte, wußte, daß ich Dein Herz ganz und gar besaß. Jetzt gehörte der ganze Reichthum mir, ich theilte mit keiner Anderen, und wenn — wenn ich klug war, konnte ich Dich und Alles, was das bedeutete, mein ganzes Leben lang behalten.

Ja — wenn ich klug war! Denn, siehst Du, wenn auch meine Liebe zu Dir noch dieselbe war wie ehedem, so war doch eine kleine Veränderung mit mir vorgegangen. Bisher hatte ich das Herz allein sprechen lassen, und das führte irre — ich hatte diese Erfahrung theuer erkaufen müssen. Jetzt zog ich den Kopf mit zu Rathe und glaubte, auf diese Weise den rechten Weg zu finden.

Jetzt war es kein verliebtes kleines Mädchen mehr, das Dir fast von selber um den Hals fiel, es war ein bewußt liebendes Weib, das sich Dir hingab, weil es Dein Eigen sein wollte — freilich für immer.

Und deshalb wurde ich klug in unserem Verhältniß, deshalb stand das Bestreben, das zu bewahren, was ich an Dir hatte, Allem voran und leitete mich auf den Weg, den ich für den rechten hielt. Und dann schrieb ich vom ersten Tage an meinem Herzen ein Gesetz vor, einen „kleinen Katechismus“ der Liebe.

Kraft dieses Katechismus vermochte ich das Herz zum Schweigen zu bringen, so oft es mit meinem Kopf in Streit gerieth, und doch — ach, Liebster, Du weißt es ja, doch war meine Liebe nicht kalt.

Was ich vor allen Dingen als tiefstes Heiligthum vor Dir verbarg, war, wie lange, wie heftig und tief ich Dich geliebt hatte. Es ist selten gut für einen Mann, wenn er weiß, daß er unumschränkter Herr ist, stets der Erste, der Einzige gewesen ist, und es ist sicher gut für seine Treue, wenn eine Ahnung ihm sagt, daß er noch Etwas zu erobern hat.

In der Schule des Leidens hatte ich die große Kunst der Selbstbeherrschung gelernt, hatte sie vielleicht zu gut gelernt.

Du sagtest einmal in der ersten Zeit, erfüllt von unserem neuen Glück: „Wie blind und thöricht bin ich doch gewesen, daß ich Dich nicht schon lange so liebte wie jetzt!“ Und dann fragtest Du mich, was ich damals empfunden, ob ich Dich schon ebenso geliebt habe wie jetzt. Ich antwortete ausweichend: „Ach ja — auf meine Weise!“ und suchte die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu bringen.

Nun weiß ich ja sehr wohl, daß Du mich ganz durchschautest, daß ich Dir Nichts verbergen konnte, weder jetzt noch früher. Wenn Du solche Fragen an mich richtetest, geschah es ja nur, um mich zum Reden zu bringen, und Du fühltest Dich enttäuscht, als ich nicht mit der Sprache heraus wollte.

Und ebenfalls kraft meines Katechismus richtete ich unser Leben so ein, daß meiner Ansicht nach die Frische und Wärme unseres Lebens nicht unnöthig verbraucht wurde. Dir stand es frei, jeder Zeit zu mir zu kommen,

wenn es Dir paßte. Aber weder Du noch ich hatten Zeit zu lästig werdendem Verliebtsein. Wir waren Beide fleißige Arbeiter, die das tägliche Brod für sich und für Andere verdienen mußten — Du warst außerdem noch überbürdet mit all der Arbeit, die Deine Wissenschaft an und für sich von Dir forderte.

Wir sahen uns nicht immer täglich, obgleich ich fast glaube, daß die Tage, an denen wir uns nicht sahen, zu zählen sind. Aber am Abend oder eine oder zwei Stunden mitten am Tage waren wir in der Regel bei einander. Ein oder zwei Mal im Jahre verreisten wir und waren ungetrennt zusammen, auf längere oder kürzere Zeit, wie es sich machen ließ. Dann fühlten wir uns wohl und fanden bei einander stets Stoff zu Mittheilungen. Wir langweilten uns niemals. Unserem intellectuellen Zusammenleben fehlte Nichts, es war nahezu ideal. Und unsere äußeren Verhältnisse regelten sich auf die beste Weise.

Meiner Tante sagte ich ganz offen, Du seiest mein Gatte, sie müsse sich darein finden, daß Du bei uns aus und eingingest, wie es Dir gefiele. Sie weinte und schlug die Hände zusammen und redete altmodisch und religiös über Sünde und Schuld und Verbrechen. Aber ich tröstete sie, so gut ich konnte, sagte, es ließe sich Nichts dabei ändern, aber ich wolle vorsichtig und klug sein, und Alles würde in Freude und Frieden verlaufen. Sie dachte wohl das ihre und ich das meine — aber sie ließ sich beruhigen.

Sie hatte mich so von Herzen lieb.

Anfänglich war sie ein wenig unangenehm gegen Dich, aber dann, glaube ich, sprachest Du Dich ihr gegenüber einmal ganz offen aus. Und dann wurdet Ihr wieder gute Freunde. Und jetzt, wo ich fort bin, schreibst Du mir, daß Du sie regelmäßig besuchst. Wie gut, wie rücksichtsvoll das von Dir ist, und wie es Dir ähnlich sieht!

Den Freunden gegenüber waren wir Anfangs zurückhaltend. Aber allmählich fanden wir, daß das dumm war. Wir sprachen, wie Du Dich wohl erinnerst, einmal darüber und einigten uns dahin, daß sie uns wohl verstehen würden. Wer uns nicht verstehen konnte, dem stand es ja frei, uns zu meiden, um andere Leute bekümmerten wir uns nicht. Ich war frei, Du befandest Dich in ganz abnormen Verhältnissen, und Alle hatten sie uns lieb. Es hat uns auch seither Niemand von ihnen Allen etwas Anderes als Verständniß und Freundschaft entgegengebracht.

Wäre Deine Frau gestorben, so hätten wir uns ganz einfach verheirathet. Aber sie lebte ja, und ihr Zustand war unverändert.

Wenn es trotz Alledem so kam, daß wir uns einander gegenüber ein wenig fremd fühlten, wenn wir nicht mehr so völlig miteinander harmonirten, wenn wir uns zuweilen ein wenig leer fühlten, wenn das Glück nicht mehr so sicher und unantastbar war, wie wir es uns gern eingeredet hätten, wenn die Ermüdung sich doch hin und wieder einstellte, so lag die Schuld an mir — an mir ganz allein.

Du fandest bei mir nicht das, worauf Du Anspruch machen konntest — meine ganze Liebe, meine volle Hingebung. Ich wurde, vielleicht aus lauter Aengstlichkeit, zu klug. Ich that meinem Herzen, auf Kosten meines Verstandes, zu sehr Gewalt an. Ich hatte nicht den Muth, Dich auf den Grund meines Herzens schauen zu lassen, obwohl Du sehr gut Alles kanntest, was da drinnen war — die Tiefe der Liebe, der Leidenschaft, die ich so lange in mir getragen, die ich jetzt aber hinter Schloß und Riegel bewahrte und die dadurch vielleicht ein wenig Schaden erlitt.

Ich hatte die sichere Unbefangenheit, mich ganz hinzugeben, verloren; ich hatte eine Angst, eine Todesangst, das einzubüßen, was ich an Dir hatte, ich fürchtete, es sei nicht von Dauer, Du würdest meiner zu früh überdrüssig werden.

Ich bildete mir ein, daß die Liebe, die Du mir jetzt botest, die sichere, ruhige Neigung eines vollreifen Mannes sei, warm genug, stark genug, Liebster, aber ohne die Fähigkeit, sich zu berauschen, ohne jenes Verlangen nach voller Hingebung, wie es der Liebe des Jünglings eigen ist. So wie ich Dich auffaßte, warst Du ein Mann, der vielleicht die Herzen vieler Frauen besessen hatte, und nun zu der Einen zurückgekehrt war, die Dir in allen Zeiten treu geblieben, bei der Du in Ruhe und Sicherheit verweilen wolltest.

Zum ersten Mal während meines Verhältnisses zu Dir beging ich ein Unrecht, indem ich mich so in Dir und in mir irrte. Jetzt sehe ich es ganz klar, daß ich durch alle diese Grübeleien Etwas zwischen uns brachte, das uns gewissermaßen einen Zwang auferlegte, uns von einander entfernte, weil ich Dir kein volles Vertrauen schenkte, obwohl Du Alles thatest, um es zu gewinnen.

Und das Alles that wohl bei uns Beiden der Wärme, der Frische und dem Glücke, das wir hüten sollten, Abbruch, und zwar in gleichem Maße wie bei Anderen die lästigen Verliebtheiten, das ewige Beieinandersein und die sogenannten „Liebesbeweise“.

Vielleicht wäre es nicht dahin gekommen, wenn wir Kinder gehabt hätten. Ach, mein Gott, wie glühend habe ich nicht gewünscht, Dir einen Sohn oder eine Tochter zu schenken, durch Dich Mutter zu werden. Dann glaube ich, daß der Ueberschuß an Liebe, den ich jetzt brach in meinem Herzen liegen ließ, zum Segen geworden wäre. Aber ich wäre wohl eine unverständige Mutter geworden, ich würde mein Kind bis zum Wahnsinn geliebt haben, — nur weil es das Deine war.

Das sollte also nicht sein, und in anderer Beziehung war das ja auch gut so.

Wie gesagt, ich ward ein wenig müde, — ich zuerst von uns Beiden. Ich verhehlte es nicht und war schließlich wohl ein wenig kühl gegen Dich. Ich sah, daß Du littest, suchte aber den Grund nicht dort, wo er zu finden war, — bei mir selber. Nein, ich schloß von mir auf Dich, redete mir

ein, daß Du nur noch aus Gewohnheit zu mir kämst. Wenn auf Deiner Stirn eine Wolke des Mißmuthes lagerte, was in letzter Zeit häufig der Fall war, sagte ich mir, daß Du meiner bereits überdrüssig seiest, und fand den Beweis dafür darin, daß ich nicht mehr so oft wie sonst in Deinen Augen den Ausdruck gewahrte, den ich liebe. Davon hat meine Liebe gelebt, hat sie Nahrung gesogen, denn diese Augen, die klaren, bräunlich grauen haben eine Seelentiefe, in die hineinzuschauen man nimmer ermüdet, und selbst wenn sie von Leidenschaft glühen, bleiben sie doch rein. Ja, verzeih mir dies viel mißbrauchte Wort, ich weiß, Du liebst es nicht; hier aber paßt es und wird neu, denn so gebraucht, ist es echt.

Nun sagst Du ja in Deinem Brief, daß auch Du Angst gehegt hast, aber daß diese, — und mit Recht — nur mir galt. Wir sind Beide nicht von vielen Worten, wo es sich um unsere Gefühle handelt. Hier sind wir aber vielleicht doch zu schweigsam gewesen.

Aber wer weiß, vielleicht sind wir doch Beide auf dem Punkt gewesen, von einander fortzugleiten. Da war es denn schließlich wohl das Gescheidtste, was ich thun konnte, daß ich abreiste, weil, — ja, hab' nur noch ein klein wenig Geduld, dann sollst Du es hören.

Dir die Herrlichkeiten des Orients zu schildern, ist überflüssig. Die Eindrücke, die ich bisher erhielt, kennst Du aus meinen Correspondenzen. Hoffentlich hielt das journalistische Talent sich wach und lebendig in mir, — der Mensch war schlaff und müde. Keine Freude, aber auch kein Schmerz, kein Jubel, aber auch kein Verlangen, nur ein wunderlich vegetirendes Leben von einem Tage zum anderen. Wie von mir abgetrennt, lag mein Leben hinter mir, nur das, was bis in die Gegenwart reichte, war mir bewußt. Ich konnte weder denken noch träumen, es war mir, als habe Alles ein Ende erreicht von dem Augenblick an, wo ich Dich zum letzten Mal beim Abgang des Schiffes den Hut lüften sah.

Bis wir Smyrna erreichten, ging ich, wie gesagt, wie im Traum umher und war für meine Reisegesellschaft gewiß schrecklich langweilig. Diese bestand aus einer schönen jungen Frau und ihrem Gatten, — sie waren auf der Hochzeitsreise begriffen und schienen übrigens ganz genug an sich selber zu haben. Sie waren Beide sehr jung und so sichtlich verliebt, so ganz weg in einander, daß sie keine Gedanken für andere Sterbliche hatten. Täglich hatte ich in ihnen dies frische, lichte Glück vor Augen, das Alles wagt, das sich dem Augenblick hingiebt, alle ängstliche Furcht vor der Zukunft verlacht, und nur sich selbst genießt, so lange es währt.

Das ist vielleicht das Richtige. Aber auf diese Auffassung hat auch nur die allererste Jugend Patent bekommen.

Um zehn Uhr Abends langten wir auf der Rhede von Smyrna an, zu spät, um noch in den Hafen einzulaufen.

Drinnen am hohen Ufer war es dunkel, und wir sahen die Stadt nur gleich einer ansteigenden Welle, die mit kleinen Lichtpunkten durchwoben

war und zu beiden Seiten in einer langen schimmernden Linie auslief, um sich dann in der Dunkelheit zu verlieren.

Ganz unten am Hügel, dicht am Hafen, war Feuerwerk. Raketen stiegen auf und sanken gleich glitzernden Sternengarben in's dunkle Wasser. Rothe bengalische Flammen beleuchteten plötzlich ein weißes Gebäude von maurischer Architectur, — das Ganze war ein phantastischer Sommernachtstraum.

Ueber uns aber stand die blanke, schlanke Sichel des jungen Mondes und versilberte die Furchen des Wassers, während die bläulichen Funken des Meerleuchtens im Schatten der Schiffseiten glühten.

Während der nächsten Tage besichtigten wir die Stadt.

Als wir wieder aufbrachen, war der Orient an Bord gekommen. Es wimmelte von Passagieren, sowohl auf Deck als unter Deck: da waren Türken, Griechen, polnische und russische Landflüchtige, Juden, Armenier, Bulgarier und Gott weiß, was sonst noch. Sie lagen und saßen überall in bunten Gruppen. Des Nachts wurden auf Deck Zelte aufgeschlagen. Da wohnten sie einigermaßen nach Geschlecht, Nationalität und Glaubensbekenntniß vertheilt.

Aber auch in unsere Kajüte hatten wir Gäste bekommen, oder vielmehr Einen.

Es war ein türkischer Advocat Adil Bey. Zur Erklärung sei hier gesagt, daß Bey nach einem Namen in der Türkei etwas sehr Feines bedeutet.

Und fein war er. Das bezeugte schon allein sein Aeußeres. Er war schlank und elegant gebaut, trug schwarzes Dreß wie ein Westeuropäer und hatte als einziges Zeichen seines orientalischen Ursprungs den hohen rothen Fez auf dem Kopf. Alles an ihm war sehr schön. Das schwarze, ganz kurzgeschnittene Haar, die schwarzen, feingezeichneten Brauen, die sich über dunkelblauen Augen wölbten und namentlich bei Licht ganz schwarz erschienen. Eine leicht gebogene Nase von tadelloser Form, ein kleiner Schnurrbart, der die reine Form des Mundes nur halb verbarg, und die weiche Linie der sehr rothen Lippen, die vielleicht ein wenig sentimental war.

Er imponirte uns übrigens durch seine Intelligenz, die, namentlich weil sie fremdartig war, ihn so interessant machte, — und dann war er ja das erste Exemplar eines türkischen Gentleman, das wir kennen lernten.

Wir waren, wie gesagt, den ganzen Tag an Land gewesen und kamen todtmüde an Bord, gerade als das Schiff abgehen sollte. Die junge Frau und ich hatten es uns bequem gemacht, wir hatten unsere Morgenkleider angezogen, als wir zum Abendbrot gingen. Wir erwarteten ja keinen Gast in der Kajüte. Sie trug einen weißen und ich den langen, hellblauen Morgenrock, in dem Du mich ja so gern leiden magst. Aber daran dachte ich nicht.

In der ersten Kajüte waren keine Kabinen mehr frei. Das junge

Ehepaar hatte den einen Schlafraum, ich den anderen. Aber der Advocat hatte sich mit dem Steward arrangirt und dessen Kabine bekommen.

Jetzt saß er am Theetisch im Salon und war ganz enttäuscht. Er erwartete nach türkisch-französischem Brauch ein Diner und erblickte zu seinem Entsetzen lauter kalte Speisen, deren pièce de résistance ein herrlicher geräucherter Schinken bildete. Den wagte er nicht anzurühren, ja, er betrachtete ihn geradezu mit Abscheu. Wein trank er auch nicht, und auf Butterbrot verstand er sich nicht. Das wurde der Ausgangspunkt einer sehr gemüthlichen Unterhaltung über Sitten und Gebräuche in den verschiedenen Ländern.

Ich war gleich zu Anfang der Reise von unserem galanten Kapitän zu einer Art Wirthin bei Tische gemacht, ich schenkte Thee und Kaffee ein und legte vor. So gab ich denn nun auch dem Steward einen Wink, daß er dem Fremden ein Cotelett bringen sollte, ich selber bot ihm Thee an und sorgte, so gut ich konnte, dafür, daß er satt wurde.

Ich führte an jenem Abend fast ausschließlich die Unterhaltung. Der Kapitän, der sonst die Liebenswürdigkeit selber ist, war mürrisch und verstimmt, ja, beinahe unhöflich gegen den neuen Passagier. Und den Grund kannten wir sehr wohl. Er konnte weder Türken noch Griechen leiden, und der Steward bekam heftige Schelte, weil er den Advocaten an unseren Tisch gesetzt hatte. Der junge Ehemann, der mit seiner sprudelnden Lebhaftigkeit, seinem Witz und seiner guten Laune im Allgemeinen das belebende Element in unserer Gesellschaft war, hatte sich in der brennenden Sonne und dem orientalischen Gestank der Smyrnaer Straßen heftige Kopfschmerzen geholt, die ihn nach Tische ganz überwältigten, so daß er zu Bett gehen mußte. Seine Gattin machte ihn auf guter Frauen Art gänzlich nervös durch ihre liebevolle Besorgniß, das konnte ich merken. Da maßte ich mir die Autorität eines Arztes an, veranlaßte sie, bei dem Türken im Salon zu bleiben, und holte ein Antifebrinpulver, das ich mit höchsteigener Hand dem Patienten reichte, der schon in seiner Koje lag.

Niemals habe ich ein solches Erstaunen sich in eines Menschen Zügen abmalen sehen wie in der Physiognomie des Türken, als ich in der Kabine des jungen Ehemannes verschwand. Ich kam beinahe vor Lachen um, wollte ihm aber doch, als ich wieder in den Salon zurückgekehrt war, begreiflich machen, daß so Etwas, ohne anstößig zu sein, unter Dänen zulässig sei, wenn es gute Bekannte sind. Ich setzte ihm das scherzend, munter auseinander, unterstützt durch die kleine Frau, und fügte noch eine Bemerkung über die Privilegien meines Alters hinzu.

Bald schlief mein Patient, und seine Frau begab sich ebenfalls zur Ruhe.

Da waren denn der Türke und ich auf einander angewiesen. Er war wißbegierig, wollte etwas über Dänemark hören, das er kaum dem Namen nach kannte. Und ich erzählte con amore von all dem Schönen,

das unser Land in sich birgt, von unseren Buchenwäldern, von der Poesie der hellen Nächte, von der dänischen Natur, deren Stimmung mich so leicht weich um's Herz werden läßt, ich citirte Schilderungen unserer Dichter, und ich glaube, ich machte meine Sache gut, ich fühlte, wie meine Uebersetzungen auf ihn wirkten.

In diesem gleichsam lauschenden Blick der orientalischen Augen, die so unverwandt, so weich forschend und ein klein wenig bezaubert von meiner Beredsamkeit auf mir ruhten, lag Etwas, das mich inspirirte. Die Unterhaltung wurde auf französisch geführt. In seinem Munde klang die Sprache ganz fremd, ward ein wenig schwerfällig, und dann hatte er eine sonderbare Manier: er wiederholte in der Regel mit einer ganz eigenthümlichen Betonung zwei, drei Mal die Worte, die er hervorzuheben wünschte. Das klang ein wenig affectirt, aber es kleidete ihn, gab seinem Wesen ein eigenes, ganz bethörendes Gepräge.

Er seinerseits mußte mir wiederum von der Türkei erzählen, namentlich von dem, worüber wir Alle gern Etwas wissen wollen — von den türkischen Frauen. Er war ein glühender Patriot, seine Augen funkelten von beinahe fanatischer Liebe zu seinem Lande, wenn er es nur nannte: „das mißhandelte, mißhandelte, mißhandelte," wie er mit Trauer in allen Zügen sagte. Nur die Frauen seines Landes konnte er nicht loben. Sie seien unwissend, träge, dächten nur Oberflächlichkeiten und waren fast alle leichtfertig: „Alle leichtfertig — fast Alle," seufzte er. Jetzt, nachdem er in Europa studirt habe und im Stande sei, einen Vergleich zu ziehen, sähe er klar, wie viel ihnen fehle.

Im Laufe des Gesprächs erzählte ich ihm von unsern eigenen Frauen, die ich ja in Bezug auf ihren Fleiß und ihre Gelehrsamkeit bis in die Wolken erhob; ich erzählte, daß sie Studenten würden und mit den Männern wetteiferten; ich erwähnte auch, daß ich fast ausschließlich von meinen journalistischen Arbeiten lebe.

Das, glaube ich, machte mich erst so recht interessant in seinen Augen, weil, wie er sich ausdrückte, — es war das nicht gerade schmeichelhaft für mein Talent, mit meinen Kenntnissen zu glänzen — man in meinem ganzen Wesen Nichts weiter spüre, als daß ich Frau sei — ganz Frau — Frau!" Mit jedem Male, daß er dies Wort wiederholte, ward es pathetisch-schwärmerischer und nahm schließlich einen, ich möchte sagen, troubadourischen Klang an. Die Sprache seiner Augen und seiner Lippen war sehr orientalisch, blumenreich.

Ich glaube, es war bereits gegen ein Uhr, als ich mich endlich erhob und ihm nach dänischer Sitte Gute Nacht sagte, das heißt, ich reichte ihm ganz unbefangen die Hand. Er wußte gar nicht, was er damit thun sollte, und wagte nicht, sie zu nehmen. Dann sagte ich ruhig lachend, indem ich seine Rechte ergriff: „So sagen sich Bekannte in Dänemark gute Nacht, und Bekannte sind wir jetzt ja!"

Er sah mich ganz gerührt an, er war ein wenig sentimental, wie ich ja bereits gesagt habe, verneigte sich fast bis zur Erde in anmuthiger Eleganz, legte die linke Hand auf die Brust und führte mit der Rechten das Aeußerste meiner Fingerspitzen an seine Lippen, dann ging er mit einer abermaligen feierlichen Verbeugung zur Thüre hinaus.

Ich lachte, als er fort war, lachte, ein wenig über ihn und mehr über mich. Es war klar, ich hatte in den wenigen Stunden eine Eroberung gemacht. Meine Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, vielleicht doppelt, weil er an mir Gefallen fand, die ich die Dreißig überschritten hatte, und nicht an der jungen, hübschen Frau.

Aber da war noch etwas Anderes. Es war, als ob der dicke Nebelschleier, der sich zwischen mich und das Dasein gelagert hatte, und mein Dasein warst ja Du — sich zu vertheilen begann, lichter wurde, so daß ich wieder einen Schimmer von Sonnenschein und Freude gewahrte.

Du hast wohl schon gemerkt, wo ich hinaus will, da kann ich mich mit meiner Erzählung kurz fassen.

Er blieb ein paar Tage an Bord, bis wir Constantinopel erreichten, wo er wohnte. Er hatte seine Eltern besucht — der Vater war Gouverneur in einer asiatischen Provinz — und wollte jetzt nach Hause, um für eine der Gemahlinnen des Sultans zu procesſiren.

Während dieser beiden Tage waren er und ich und die beiden andern Passagiere vom Morgen bis zum Abend zusammen, — das war ja unvermeidlich. Da währte es denn nicht sehr lange, bis ich mit Staunen zu bemerken glaubte, daß mein Herz mir dem jungen Türken gegenüber einen Streich zu spielen geneigt war.

Und er — ja, es war wohl das orientalische Blut, das schneller fließt und heftiger siedet als das unsere, er war so offenbar, so leidenschaftlich in mich verliebt, daß diese Thatsache, obwohl er fein und gebildet genug war, um sich zu beherrschen, unmöglich verborgen bleiben konnte, selbst die bescheidenste, unerfahrenste Frau hätte es fühlen müssen. Mich berauschte diese schnell auflammende, gewiß nur flüchtige, aber ehrfurchtsvolle und doch so warme jugendliche Liebe, und ich bemühte mich nicht, dies zu verbergen.

Ich glaube, meine beiden Reisegefährten amüsirten sich ein wenig darüber, aber sie waren feine, gebildete Menschen, die es scheinbar für das nahmen, was es war, ein kleines Abenteuer auf der Reise.

Außerdem trug sich Alles zwischen dem Türken und mir ganz offenbarlich zu, mitten im Gewimmel des Decks und der Geselligkeit der Kajüte, wenn er auch meine Gesellschaft unter vier Augen suchte, sobald ich vorn an der Reeling stand und dem muntern Spiel der Delphine zuschaute oder meine gewohnten Deckpromenaden zwischen Lunch und Mittagessen machte. Was er in solchen Augenblicken sagte, hätten Alle anhören können, aber es lag eine Zärtlichkeit in seiner Stimme, ein geheimes Flehen in seinen wunder-

schönen Augen, die — das gestehe ich ehrlich — mein wunderlich gefrorenes Herz mehr und mehr aufthaute.

Außerdem war es höchst amüsant, mit ihm zu sprechen. Das fanden die Anderen auch. Seine westeuropäische Bildung war nur ein Firniß, der über seinem Wesen lag, im Grunde seiner Seele war er durch und durch Türke. Der junge, dänische Ehemann, der ebenfalls Jurist war, wollte gern Etwas über türkische Rechtsbegriffe und Gesetze wissen. Adil Bey ertheilte ihm scharf und klar Bescheid, aber wenn Du glaubst, daß er mit dem Fragenden sprach, so irrst Du, mein Freund. Ja, die ersten zwei, drei Sätze allenfalls, dann aber nicht mehr, dann wandten seine Augen sich mir zu, und an mich richtete er seine ganze Auseinandersetzung über türkische Jurisprudenz.

Der junge Däne lächelte erst ein wenig verschmitzt, wurde aber nicht böse; er hörte zu und erfuhr, was er wissen wollte.

Wir Dänen wollten gern ein wenig über türkische Liebe und diese Ehen mit den vielen Frauen wissen. Er zuckte die Achseln und erklärte, eine Gattin zu haben werde mehr und mehr Mode in der Türkei. Nur die höchsten und die niedrigsten Türken seien in der Lage, mehrere Frauen zu halten.

Er selber wollte nur eine haben, und kaum das. Denn die türkischen Frauen, er schnitt eine Grimasse und zuckte die Achseln, die bekäme man nicht zu sehen, ehe die Hochzeit vorüber sei. Er habe die Frau seines eigenen Bruders niemals gesehen. Und er wollte, trotz seiner Erziehung und aller heiligen Traditionen, seine Frau vorher kennen.

„Dann heirathen Sie doch eine Westeuropäerin," schlug mein dänischer Reisegefährte vor.

Adil schüttelte melancholisch den Kopf, sein Blick verschleierte sich, das Blut wich ihm aus den Wangen. Er antwortete tonlos:

„Eine solche darf ich um meines Glaubens und um meiner Eltern willen nicht heirathen. Es würde sie in's Grab bringen. Es ist unmöglich, ganz unmöglich, unmöglich."

Wir Europäer waren ja trotz seines Ernstes kurz davor, zu lachen, und der junge Ehemann sagte scherzend, um der Unterhaltung eine leichtere Wendung zu geben, und indem er den Arm zärtlich um seine Frau legte und sie an sich preßte:

„Sie müssen sich die Gedanken aus dem Kopf schlagen und sehen, daß Sie eine Türkin finden, die ebenso westeuropäisch ist wie Sie, die wird sich doch finden lassen. Es ist doch das höchste Glück des Lebens, mit der Frau verheirathet zu sein, die man liebt."

„Ja, — das ist wahr — das ist wahr — wahr," wiederholte er mit einem schmerzlichen Seufzer und einem träumerischen Blick zu mir hinüber.

Aber aus dem Allen wäre ja weiter Nichts geworden, wenn nicht in

der letzten Nacht, als er an Bord war, die Maschinerie des Schiffes gestreift hätte. Das heißt, Etwas darin war durch Reibung überhitzt.

Es war am Abend vorher. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch sollten wir in Constantinopel sein. Das junge Ehepaar saß mit dem Kapitän in dessen Kajüte und spielte L'Hombre. Die Thür nach dem Salon stand offen, und hier saß ich am Ende des langen Tisches vor meinem Pult, eifrig beschäftigt mit meinem Artikel, der am nächsten Morgen mit der Post fort sollte. Adil hatte seine Sachen nach dem Abendbrod gepackt, jetzt kam er in den Salon und trat an mich heran. Er wandte den Rücken nach der Kajüte des Kapitäns, so daß er mich den Blicken der Spielenden entzog.

Er sah mir eine Weile zu. Ich bat um Entschuldigung, weil ich weiter schreibe, ich sei gleich fertig und stünde ihm dann zu Diensten. Aber die Feder zitterte in meiner Hand, die Worte kamen nicht, Alles lief mir durcheinander, ich fühlte, daß seine Augen auf mir ruhten, und ich wußte, welche Sprache sie redeten.

In einem kleinen Haufen auf dem Tisch lagen einige lose Blätter meines Manuscriptes. Er nahm eins davon, ließ die Augen über die Zeilen dieser ihm fremden, ihm unleserlichen Worte schweifen. Und dann — preßte er plötzlich das Blatt an seine Lippen mit einer ehrfurchtsvollen, feierlichen Bewegung, als sei es eine Reliquie.

Im selben Augenblick warf ich die Feder hin und schob den Stuhl zurück, und er rief beinahe klagend, mit gedämpfter Stimme aus:

„Ach, Madame, ich habe Sie beleidigt, — glauben Sie doch nicht, — nein, glauben Sie nicht, —" was ich nicht glauben sollte, habe ich indessen niemals erfahren. Denn in ganz verändertem Ton unterbrach er sich und sagte mit einer Innigkeit, einer zurückgedrängten, leidenschaftlichen Zärtlichkeit, die mir zu Herzen ging und mir fast Thränen in die Augen trieb: „Ich habe bei Sonnenuntergang für Sie zu Allah gefleht, habe ihn gebeten, Ihnen alles Glück des Lebens zu schenken, wenn es auch fern von mir ist."

Und dann ergriff er wie am ersten Abend meine Hand, preßte seine Linke gegen die Brust, küßte meine Fingerspitzen, auf denen seine Lippen förmlich brannten, und ging dann hinein, um den Andern Lebewohl zu sagen: Ehe wir uns aber trennten, versprachen wir ihm Alle, uns am nächsten Morgen von ihm zu verabschieden, wie frühe es auch von Bord gehen möge.

Und dann stoppte das Schiff plötzlich in der Nacht. Ich erwachte davon, glaubte anfangs es sei ein Unglück geschehen, sprang schnell entschlossen aus meiner Koje und warf einige Kleidungsstücke und einen Schlafrock über. Unter dem Kiel des Schiffes ertönte ein entsetzliches Getöse, fast wie ein Donnerhall; aber das kannte ich, es war der Dampf, den sie unter dem Wasser aus dem Kesselraum der Maschine herausließen. Jetzt wußte ich, was das Ganze zu bedeuten hatte, es war schon einmal vorgekommen.

Aber es war erstickend heiß in der Kajüte. Die Schiffswärme wollte in der warmen, südlichen Nacht nicht entweichen, und als ich erst angezogen war, bekam ich Lust, auf Deck zu gehen, dort war es doch ein wenig kühler. Außerdem würde ich dort erfahren, wie lange wir still liegen mußten. Es fiel mir ein, daß der Advokat den nächsten Morgen um acht Uhr vor Gericht erscheinen sollte und nicht zu spät kommen durfte, — und müßte er an Land schwimmen, hatte er gesagt.

Ich ging also hinauf. Der zweite Steuermann hatte die Wache auf der Brücke. Von ihm erhielt ich Bescheid. Es würde nur eine Stunde währen, bis wir wieder in Gang kämen. Der Kapitän und alle Andern schliefen. Aus dem Maschinenraum hörte ich Klopfen und laute Stimmen, sonst war Alles still.

Die Nacht war finster, nur undeutlich gewahrte man das Wasser wie einen grünlichen Schimmer und hin und wieder etwas Weißes auf einem Wellenkamm. Es wehte eine frische Brise; ich stand einige Minuten und ließ mich kühlen, dann suchte ich Ueberwind auf der anderen Seite, setzte mich auf einen Feldstuhl unter die Commandobrücke, mit dem Rücken gegen die Wand des Kartenhauses, und ich glaube fast, das leise Schaukeln des Schiffes wiegte mich in einen halb wachen, halb schlafähnlichen Zustand, in dem sich bald Traum und Wirklichkeit auf die wunderlichste Weise vermischten: Du und der türkische Advocat wurdet zu *einer* Person. Deine junge Liebe begegnete meiner in der seinen, *Du* legtest mir — wie zuvor — Deine Huldigung durch seine Rede zu Füßen, *Du* hattest, so wie er vorhin, Deiner Liebe in meinem Gebet zu Allah um das Glück meines ganzen Lebens für mich Ausdruck verliehen, Du warst es in ihm, der sich jetzt über mich beugte, mir mit einem wunderlich weichen, gurgelnden Laut ein paar türkische Worte in's Ohr sagtest, — die, so gesagt, keine Frau mißversteht, und dann seine Lippen in einem unendlichen Kuß auf die meinen preßtest, so wie der Kuß, den Du mir an jenem Abend vor langen, langen Jahren gabst. Es durchbebte mein Herz mit der ganzen Süßigkeit der Erinnerung, und ich glitt ganz in eine Umarmung:

In diesem Augenblick kehrte mein volles Bewußtsein zurück, ich hörte, ich sah Alles so, wie es wirklich war.

Adils Arme hielten mich umschlossen, an ihn hatte ich halb im Schlaf den Kopf gelehnt, als er ungesehen an meine Seite getreten war. Seine dunkelblauen Augen, nicht Deine bräunlich grauen sah ich im Dunkeln den meinen entgegenleuchten mit einem Ausdruck seliger Freude, glühender Liebe, sengender Hoffnung. Er war es, der meine Hände ergriff und mich mit sich ziehen wollte, er, der stammelnd und bebend mir jetzt auf französisch gestand und immer wiederholte, daß er mich liebe, — liebe — liebe, — daß er um meinetwillen Allem trotzen wolle, dem Glauben, der Ehre, der Familie und den Freunden, wenn ich nur ihm folgen, nur die seine werden wolle.

Ich konnte ihn nicht zum Schweigen bringen. Er war ganz außer sich, durch und durch Orientale. Und ich dachte eigentlich auch nicht daran, zu wollen, ich hörte kaum, was er sagte. Denn in meinem eigenen Herzen erklang ein so großer Jubel, daß es Alles übertäubte. Da drinnen wurden ebenfalls Worte wiederholt, aber auf dänisch und an Dich gerichtet:

„Ich liebe Dich, — liebe Dich, — liebe Dich wieder! Hin ist aller Zweifel, alle Furcht. Ich bin von neuem Dein für alle Zeiten, Dein im Rausch, Dein in völliger Hingabe, und ich will es Dir zeigen; ich will es wagen und Dir mein ganzes Herz offenbaren. Nimm mich, behalte mich oder verwirf mich, wie Du willst. Ich bin nicht mehr klug, ich liebe Dich nur ohne Grenzen, als wäre ich wieder jung geworden —"

Dann erhob ich mich, — ich glaube beinahe wie eine regina victrix, entzog mich ganz ruhig, aber kalt und bestimmt seiner Umarmung. Er war mir ja nur ein fremder Mann. Er mißverstand mich, — er war wirklich fein, — er glaubte wohl, ich fühle mich gekränkt, er habe nicht die rechten Worte gefunden, denn er sagte ein wenig beherrschter und mit männlichem Ernst:

„Madame, ich bitte Sie auf Westeuropäisch um Ihre Hand, und doch kann ich Sie nicht zu meiner Gattin machen. Aber ich schwöre Ihnen bei meinem Glauben als Muselmann — der Schwur ist unlöslich — daß ich Sie in meiner Liebe ehren will, wie ich meine Mutter ehre. Als Herrin meines Hauses sind Sie, sollen Sie mir die einzige Frau bleiben."

Das Dunkel begann zu schwinden, es tagte schwach im Osten, er sah die Freude in meinem Antlitz aufleuchten und verstand mich nicht, er glaubte, mußte wohl glauben, daß ich die seine sein wolle. Jetzt aber verletzten die zärtlichen Worte, die er mir noch immer zuflüsterte, nur mein Ohr und meinen Sinn. Und gerade weil sie ernst gemeint waren, konnte ich's nicht über's Herz bringen, so kurz und kalt abzubrechen, wie ich wohl gemocht hätte.

Dann bat ich ihn, zu schweigen und mich einen Augenblick anzuhören. Ich nahm seinen Arm und schritt an seiner Seite in dem freien Gang vor dem Kartenhause quer über Deck auf und nieder. Alles Uebrige war, wie bereits gesagt, von den Zelten und ihren schlafenden Bewohnern besetzt.

Ich suchte nun in so klaren und leicht verständlichen Worten, wie ich sie nur finden konnte, ihm mein Verhältniß zu Dir auseinander zu setzen, ich sagte ihm schließlich, daß ich ihm ja nicht geben könne, was ich bereits lange an einen Andern fortgegeben habe, sagte ihm, mein Leben gehöre Dir, Du könntest damit thun, was Du wolltest, ich liebte Dich und nur Dich allein, wenn Du auch hundert Meilen von mir weiltest.

Er verstand wohl nicht ein einziges Wort so, wie ich es meinte. Die Liebe hatte in seinen Augen nicht alle die mannigfaltigen Schattirungen wie bei den nördlichen germanischen Völkern. Er war durch und durch Orientale, Muselmann und Türke. So viel aber machte ich ihm denn doch klar, daß ich nicht die seine sein wolle, um keinen Preis, und daß der

Kuß, den ich ihm vorhin gegeben, nichts weiter bedeute, als Liebe zu einem andern Mann.

Da schlug seine Stimmung plötzlich um. Er ward zornig, rasend, schrecklich in seinem Zorn. Ich ward ganz bange und schaute mich nach Hülfe um. Er schleuderte mich von sich, verfluchte mich scheinbar auf türkisch, erhob die geballte Faust gegen mich, schlug sich vor die Stirn — und stürzte dann in seine Kajüte hinab.

Ich bebte vor Schrecken. Kaum aber war er fort, als ich ihn vergessen hatte, so vollständig vergessen hatte, als existire er nicht.

Ich blieb auf Deck, und meine Gedanken weilten unverwandt bei Dir, schmiegten sich an Dich, hüllten Dich in ein leuchtendes Gewand, gewoben aus Zärtlichkeit und Wärme, aus Sehnsucht und Gluth, aus allen den reichen Schätzen, die das Herz besitzt, das groß und ganz liebt.

Die Morgendämmerung kam langsam und grau. Nur ganz allmählich war es licht. Dichte Nebel bedeckten die Küsten. Bisher hatte ich garnicht um mich geschaut.

Da blitzte es plötzlich vom Steuerbord auf. Es war die Sonne, die einen Strahl durch die Wolkenschicht sandte und auf dem Wasser glitzerte, gerade als wir in das „goldene Horn" einfuhren.

Und gleich einem Glorienschein aus strahlendem Licht trat Constantins Stadt aus dem Nebelschleier, ein dreifacher Wellenhügel aus Häusern, Palästen und Moscheen-Kuppeln, überragt von Tausenden von weißen Minarets, deren goldschimmernder Halbmond gen Himmel wies.

Jetzt herrschte Leben und Bewegung auf Deck. Alle Passagiere sollten das Schiff hier verlassen. Nur das junge Ehepaar und ich wollten die Reise um das Schwarze Meer herum fortsetzen.

Sie waren auch aufgestanden, um die Einfahrt zu sehen und die Ausschiffung der Deckpassagiere zu erleben.

Ein Gewimmel von kleinen und großen buntgestrichenen Booten umgab das Schiff. Man rief und schrie in der weichen türkischen Zunge. Männer und Frauen, die letzteren dicht verschleiert, ganz vermummt in weiten seidenen oder wollenen Mänteln, die von Kopf zu Fuß reichten drängten sich mit ihren Reisebündeln aus bunten Teppichen, Kaffeekannen und Schalen aus Messing und Kupfer um die Schiffstreppe, gefolgt von einer Unzahl von Kindern, entzückenden Geschöpfen, die ich trotz ihres Schmutzes gern geküßt hätte, so schön waren ihre Körper, so stolz, so voller Anmuth ihre Bewegungen, ihr ganzes Gebahren.

Adil Bey war auch auf Deck, einer der Ersten, aber er stand ein wenig von uns entfernt und war offenbar ganz davon in Anspruch genommen, sein eigenes Boot zu finden, das ihn abholen sollte. Er wandte uns den Rücken zu, that, als achte er unser nicht. Nur von Zeit zu Zeit sah ich seine Augen spähend dorthin schweifen, wo das junge Ehepaar stand. Ich saß ein wenig weiter zurück hinter der Ankerwinde.

Endlich kam sein Boot. Er machte plötzlich ein Zeichen, kaperte sich einen Mann von der Schiffsbesatzung und ließ ihn das Gepäck hinabtragen. Dann ging er zu dem jungen Ehepaar, um sich zu verabschieden. Da sah ich sein Gesicht. Es war bleich und traurig. Er hatte also gelitten, und plötzlich trat all der Schmerz, den meine hoffnungslose Liebe zu Dir mir verursacht hatte, wieder lebendig vor meine Seele. Ich hatte vielleicht unrecht gegen ihn gehandelt, das wollte ich, wenn möglich, wieder gut machen, oder doch auf alle Fälle eingestehen, daß ich mir dessen bewußt war.

Als er von dem jungen Ehepaar Abschied genommen hatte, erhob ich mich und ging ihm entgegen, ich glaube wirklich, ich hatte Thränen in den Augen, ich streckte die Hand aus und sagte flehend, leise das eine Wort: „Pardon!“

Er richtete sich auf, sah mir fest in die Augen mit einem glanzvoll leuchtenden Blick und antwortete stolz und von oben herab wie ein Sultan:

„Ja, wenn Sie mitkommen!“

Ich schüttelte nur den Kopf und ließ die Hand sinken. Er griff an seinen Fez, verneigte sich kühl und schritt an mir vorüber, sprang dann leicht die Schiffstreppe hinab, setzte sich in den Hintersteven des kleinen Bootes und zündete eine Cigarette an.

Ich blieb stehen und schaute ihm nach, während das Boot über die sonnenglitzernden Wasser des goldenen Horns nach Constantinopel hineinglitt. Die Bucht war so klar, daß ich seine Gestalt, ja den Rauch seiner Cigarette unterscheiden konnte, bis sein kleines Fahrzeug zwischen dem Gewimmel von Dampfern, Seglern und Booten im Hafen verschwand.

Mein Sinn war voll Dankbarkeit gegen diesen fremden Mann, und ich werde ihn nie vergessen, denn wäre er nicht gewesen, hätte ich da wohl den Weg zu Dir zurückgefunden?

Nur wenige Stunden später kam Dein Brief. Du sagst darin, daß Du mich liebst, daß Du mich entbehrst, Dich mehr, als Worte zu sagen vermögen, nach mir sehnst, und Du sagst das in Worten, die fast mehr als warm sind, sie athmen eine Liebesgluth, eine Frische und Fülle wie kaum je zuvor. Und Du mußt nicht glauben, daß ich mich vielleicht von meiner eigenen Stimmung habe bethören lassen. Nein, als kluger General habe ich meine Truppen gemustert, gründlich Revue abgehalten. Das heißt, ich habe Deinen Brief neben die gelegt, die ich während unseres ganzen Liebeslebens von Dir erhalten, habe sie gegen die anderen gewogen und befunden, daß sich die Schale auf Seiten des letzten neigt.

Jetzt wird es darauf ankommen, was Du nach diesem langen Geständniß zu sagen haben wirst, das ich auf dem Schwarzen Meer auf dem Wege nach Odessa geschrieben habe. Von dort geht ein Brief in drei Tagen bis in die Heimat, — am letzten Tage unseres dortigen Aufenthalts sende ich ihn ab. Beeile Dich mit Deiner Antwort. Du weißt nun, wie ich warte, — ohne Rast und Ruhe.

Fällt die Antwort nicht so aus, wie ich hoffe, so siehst Du mich nicht wieder, fällt sie so aus, wie ich glaube, so liegt, — ach, mein Geliebter, ein noch unbekanntes Glück vor uns.

Und selbst wenn uns nur noch ein Rest beschieden sein sollte, — wohlan, dann wollen wir von diesem Rest leben, und dem Schicksal überlassen, was hier auf Erden geschehen soll."

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage lief das Schiff im Hafen von Piräus ein.

Die Post kam an Bord. Da waren Briefe für Alle, — einer für die alleinstehende Dame, den las sie in ihrer Kajüte.

Nach einer kleinen Weile kam sie in Reisetoilette, ein Täschchen um die Schulter gehängt, wieder auf Deck. Das junge Ehepaar saß in munterer Vertraulichkeit unter der Marquise und tauschte Briefe von Verwandten und Freunden aus. Sie sahen sie nicht.

Sie aber setzte sich ganz still in den Schatten hinter das Kartenhaus, zog ihren Brief hervor und las noch einmal die Zeilen, die seinen Inhalt bildeten.

„Das Unrecht, das ich Dir zugefügt, hat mir oft Kummer bereitet, und dafür bin ich gestraft worden.

Was hätte es nützen können, wenn ich geredet hätte. Die große Leidenschaft kommt, wenn sie selber will, in Folge von inneren Motiven, durch anderer Leute Gerede läßt sie sich nicht beeinflussen.

Wie froh war ich, wie hoffte ich auf ein dauerndes, volles Glück, wenn Deine starke Seele einmal gegen Deinen Willen ihre künstliche Zurückhaltung sprengte. Aber es währte nie recht lange, dann war die Schale wieder geschlossen.

Und die Lichtblicke wurden seltener. Schließlich war es, als wenn die Eisdecke, die Dein Herz umhüllte, so dick gefroren sei, daß es einer südlichen Sonne bedurfte, um sie zu schmelzen.

Die Heftigkeit meiner Sehnsucht wirst Du nicht begreifen können. Sie hatte ihren Grund darin, daß ich das Glück sah, das nur den Auserwählten beschieden ist. Ich fühlte in mir die Fähigkeit zu jener Hingebung, in der die Seele des Mannes und des Weibes ausgelöscht und zu einer werden: das Glück der Liebe in ihrer reinen Idee.

Dein Haupt aber ruhte liebevoll an meiner Schulter.

Jetzt kommst Du — —"

Sie faltete langsam den Brief zusammen, barg ihn in der Tasche und trat dann an ihre Reisegefährten heran. Der junge Mann sah flüchtig auf und fragte höflich:

„Nun, liebes Fräulein, haben denn auch Sie gute Nachrichten erhalten?" dann aber hielt er plötzlich inne, betroffen von dem Ausdruck in ihrem Gesicht. So hatte er sie nie zuvor gesehen.

„Ja, sehr gute," antwortete sie, „aber sie zwingen mich, Ihnen schon jetzt Lebewohl zu sagen —"

„Wie, — Sie wollen von uns reisen! Und ich hatte geglaubt, wir blieben hier auf dem Schiff zusammen?" fragten die beiden jungen Eheleute wie aus einem Munde.

„Nein," erwiderte sie und wandte ihnen ihr Antlitz zu, das erröthend, von Glück durchhaucht, im Sonnenschein leuchtete. „Ich verlasse das Schiff hier und kehre über Land nach Kopenhagen zurück.

Nun verstanden die Beiden, wenn auch nur halb. Sie waren aus derselben Stadt und wußten ein wenig von ihrer Geschichte.

„Es thut uns wirklich leid, daß wir uns hier schon trennen müssen," sagte der junge Mann. Er war fast ein wenig bewegt.

Seine kleine Frau aber sprang auf, schlang die Arme um ihre Reisegefährtin, küßte sie auf die Wange und sagte mit schelmischer und doch warmer Betonung:

„Ja, es thut uns leid, — Ihnen aber können wir wohl nur „glückliche Reise" wünschen."

„Ja, und daß Sie recht schnell den weiten Weg zurücklegen mögen!" fügte der junge Mann hinzu, indem er ihr die Hand zum Abschied drückte.

Das Boot lag bereit. Sie begleiteten sie bis an die Schiffstreppe. Da stand der Kapitän, um Lebewohl zu sagen.

„Ja, Sie können wohl lachen," sagte er ganz melancholisch, „wer auch so fort könnte, wenn Einen die Lust plötzlich anwandelt! Wir hängen aber an der Schute fest und müssen hübsch geduldig auf höhere Ordre warten —"

„Soll ich einen Gruß von Ihnen mitnehmen? Sie haben daheim vielleicht auch eine Ellen, die wartet?" fragte sie und sah ihn mit einem weichen, stillen Lächeln um den Mund an.

„Ach ja, wenn Sie das thun wollten!" erwiderte der Kapitän herzlich. „Gehen Sie zu meiner Frau, dann bin ich Ihnen sehr dankbar, grüßen Sie sie und sagen Sie ihr, — ja, sagen Sie ihr Alles, was sie wollen. Sie können's mir glauben, sie ist süß!" Und dann gab er ihr die Adresse.

Das junge Ehepaar blieb stehen, während das Boot nach der kleinen Stadt gerudert wurde, deren dichte Häusergruppen blendend weiß in der Morgensonne leuchteten. Dahinter ragten die bräunlich-lila Berge mit ihren kahlen Felswänden zum Himmel auf.

Kurz ehe das Boot das Ufer erreichte, — der Weg war nur kurz — wandte sie den Kopf noch einmal um und nickte ihnen mit einem strahlenden Lächeln zu, sie konnten das glückselige Aufleuchten ihrer Augen erkennen.

Da schwenkte der junge Ehemann seinen Hut, seine Gattin wehte mit ihrem Taschentuch, schob dann ihren Arm in den seinen und sagte leise mit einem träumenden Blick, — es klang fast wie ein Seufzer:

„Du, — sie reist sicherlich dem großen Glück entgegen!"



Victor Blüthgen.

Eine biographisch-kritische Studie.

Von

Adolph Kohut.

— Berlin. —

Er gehört nicht zu jenen sensationellen Modedichtern, welche die Zeitungen, die Kritiker und das Publicum fortwährend in Athem halten; seine Schöpfungen bilden nicht das brennendste Ereigniß der Saison, und sie regen nicht den Grund der Menschheit auf, aber er ist ein schaffender Geist von ausgeprägter und interessanter Selbstständigkeit, ein echt deutscher Poet voll Gemüth, Einbildungskraft, Tiefe und Zartheit der Empfindung, ein Erzähler von lebendigstem Temperament und ein Künstler, welcher die Formschönheit nie des Erfolges wegen opfert.

Ich rede hier von Victor Blüthgen, einem Dichter und Schriftsteller, welcher sowohl als Lyriker, wie auch als Romanschriftsteller, Novellist, Märchenerzähler und Jugendschriftsteller weit über das Niveau des Durchschnittsmaßes der deutschen Poeten der Gegenwart hinausragt, einem Autor, der sich glücklicher Weise ferngehalten hat von der Vielschreiberei so mancher seiner Collegen, und der zu den wenigen seiner Zunftgenossen gehört, welche die Werke ihres Geistes noch ausreifen lassen, den Horaz'schen Ausspruch immer vor Augen habend: „Nonum prematur in annum".

Reden wir zuerst von dem Leben des Dichters. Geboren wurde er am 4. Januar 1844 zu Zörbig, in der Nähe von Halle a./S., einem kleinen flachgelegenen Nest, das damals noch alte Mauern, Wälle, Gräben früherer Befestigung und in der Mitte ein grabenumflossenes Burgterrain hatte, mit Häusern, Zugbrücke und erhaltenem Schloßthurm, einst Wittwensitz der Weißenfelser Herzogswittwen, jetzt Amtsgericht. Diese Scenerie spielt vielfach, zusammen mit Jugendeindrücken, in den Jugenderzählungen Victor

Blüthgens eine Rolle. Der Vater, ein Lausitzer Förstersohn, stand der Post im Orte vor, und die Mutter war eine Fabrikantentochter aus der böhmischen Schweiz: Beide sinnige Naturen von großer Herzensgüte und Tüchtigkeit, bürgerlich fromm, strebsam und fleißig.

Victor war der älteste unter vielen Geschwistern und verbrachte eine überaus glückliche Jugend. Schon in der heimatlichen Schule galt er für ungewöhnlich begabt; er versuchte sich früh schon in allen Künsten und blieb vor Allem ein erfolgreicher Schüler, auch als Gymnasiast in Halle a./S., wo er als Pensionär der Francke'schen Stiftungen von 1855—61 weilte, um darnach dort Theologie zu studiren, wozu er von klein auf ausersehen war.

Inzwischen wurde durch einen Unglücksfall, für den sein Vater verantwortlich gemacht wurde, der ganze friedliche Hausstand zerstört. Victor, eben Student geworden, erwarb nicht nur sich durch Unterricht und unterstützt von den Professoren Tholuck und Jacoby, was er brauchte, sondern sorgte vorübergehend mit einem Bruder auch für die Familie. Während der Vater als Verwalter nach Galizien auf ein Karpathengut ging, wurde unser Dichter nach absolvirtem Studium Hauslehrer auf einem Gut in der Nähe seiner Vaterstadt, machte sein theologisches Examen und übernahm eine Privatschule in Mücheln bei Merseburg. Die Anstrengungen, denen er sich unter solchen Verhältnissen auszusetzen hatte, und die Folgen einer Krankheit brachten ihn durch drei Jahre mählich an den Rand des Grabes. Vergebens versuchte er auf dem Predigerseminar in Wittenberg durch ruhiges Leben sich zu erholen und seine Carriere festzuhalten; es war ein letztes Anklammern an einen Strohhalm, daß er im Sommer 1871 als Redacteur eines theologischen Universallexikons nach Elberfeld ging. Er fand sofort, daß seine Kräfte nicht mehr zureichten. Da gab ihm ein dort viel gebrauchtes Geheimmittel Erleichterung und nach mehrjährigem intensiven Gebrauch schließlich die Gesundheit zurück.

Mit der Wiederkehr seiner Gesundheit beginnt erst die dichterische Thätigkeit Blüthgens, verhältnißmäßig spät also, Ausgangs der Zwanziger. Es waren zwei in Elberfeld gewonnene Freunde, der bekannte Lyriker Ernst Scherenberg und der namhafte Litterarhistoriker Ludwig Salomon, die ihn zum Schaffen für die Oeffentlichkeit anregten und zugleich für die Unterbringung des Producirten sorgten. Die ersten Gedichte fanden in Poesiealbums, die erste Prosaarbeit, eine Novelle: „Drei Tage Sonnenschein", pseudonym in der „Elberfelder Zeitung" Aufnahme. Letztere schöne Talentprobe ist leider noch nicht in Buchform veröffentlicht. Salomon sandte ein Märchen und ein Kinderlied an die von Lohmeyer damals begründete „Deutsche Jugend". Erst ein halbes Jahr darauf kam ein begeisterter Brief Lohmeyers mit der Bitte, mehr zu spenden. Dies war der Anfang einer warmen Freundschaft, die sehr fruchtbar geworden ist für die Jugenddichtung Blüthgens. Jahrelang ist Alles,

was er für die Jugend schuf, ausschließlich auf directe Anregung Lohmeyers und seine Vermittelung zurückzuführen. So entstanden die Anfänge der „Hesperiden," die „Kinderreime für die deutsche Jugend" und die „Pletschbücher"; auch die ersten Jugendnovellen, von denen „Harte Steine" und die Bearbeitung von Hoffmanns „Kater Murr" (Billige Ausgabe in Kröners Jugendbibliothek) den Anfang machten; ferner so auch der „Froschmäusekrieg" und der „Schelmenspiegel".

Die Arbeiten am Lexikon hatten Blüthgen die Sympathie seiner akademischen Mitarbeiter und besonders der Marburger Professoren erworben; namentlich war es der Marburger Dogmatiker Heppe, der ihm zuredete, sich unter seinen Augen für das akademische Lehramt vorzubereiten; so siedelte er denn auch 1874 nach Marburg über, von der Hoffnung beseelt, die Mittel für seinen Lebensunterhalt schriftstellerisch erwerben zu können. Indessen erwies sich die Doppelarbeit nach beiden Seiten als unthunlich. Der Schriftsteller hemmte den Gelehrten, der Gelehrte den Schriftsteller. Er versuchte sich durch Uebernahme einer Stellung an der Bibliothek zu helfen, doch kam auch da nicht viel heraus. Er schrieb damals jene Novellen, die nachher als „Bunte Novellen" vereinigt herausgegeben wurden, fand auch warme Aufnahme bei den Journalen, aber mäßige Bezahlung für den Anfänger. Die erste, naivste, heute wie eine Lectüre für das Uebergangsalter anmuthende Novelle „Klaas Lakemacher" führte Karl August von Heigel vom „Bazar" mit einer äußerst warmen Vorankündigung ein. Sie imponirte diesem durch die Kraft der Plastik und die ausgetragene Stimmung. Die „Locken der Loreley", ein fein getöntes, zartes Geschichtchen, erschien im Düsseldorfer Künstleralbum und gefiel außerordentlich. In der mittelalterlich gefärbten, sehr sorgfältig durchgestalteten Humoreske „Die Nachtwächter von Rinteln", welche das Ruppius'sche Sonntagsblatt druckte, leuchtet eine der werthvollsten Ingredienzien der Blüthgen'schen Begabung, die sich so selten findet, echter Humor mit munterm, ergötzlichem Fluge auf. Am meisten Glück hatte er mit der „Schwarzen Kaschka", vielleicht der werthvollsten unter den kürzeren novellistischen Arbeiten Blüthgens (Billige Ausgabe in Reclams Universalbibliothek); eine Bauerntragödie mit reichem, düsterem Colorit, frappant lebensecht und poetisch zugleich und von freier, sicherer Charakteristik. Später hat der Capellmeister Jarno zu dieser Novelle, bezw. zu einem darnach von Blüthgen bearbeiteten Libretto die Musik geschrieben, und die Oper wurde an vielen deutschen Bühnen mit lebhaftem Beifall aufgeführt. Niemand hat sich mehr für die „Schwarze Kaschka" begeistert, als zwei Männer, deren Meinungen schwer wiegen; Berthold Auerbach und Ernst Keil. Ersterer suchte darauf hin die Bekanntschaft des Dichters und sagte dem Erfreuten auf den Kopf zu, er kenne kaum ein halbes Dutzend deutscher Erzähler, die es in der Gabe, echte, lebendige Menschen zu schaffen, mit ihm aufnehmen könnten. Mit der sicheren Hand des erfahrenen Kritikers legte Auerbach damit den Finger

auf die Stelle, wo die größte Stärke von Blüthgens Erzählerbegabung liegt: in der Befähigung nämlich, mit ungewöhnlicher Kraft dichterischer Anschauung lebenswahr zu gestalten. Noch bedeutsamer sollte die Sympathie Keils für diese Novelle für deren Verfasser werden.

Die Schwierigkeit und Unzulänglichkeit seiner Marburger Existenz fand ein Ende, als sich Blüthgen entschloß, im Herbst 1876 dem Drängen der Verleger der „Crefelder Zeitung" nachzugeben und gegen hohen Gehalt in die Redaction einzutreten. Er hoffte, in ein paar Jahren sicher die Mittel zur Durchführung seiner akademischen Pläne zu ersparen. So siedelte er nach Crefeld über und hatte kaum begonnen, sich in die ihm bisher fremde Thätigkeit an einem politischen Journal hineinzuarbeiten, als die Aufforderung Keils an ihn gelangte, den Roman für den Jubeljahrgang der Gartenlaube zu schreiben. Keil hatte die „Schwarze Kaschka" zu drucken abgelehnt, weil die Novelle unglücklich endigte und ein uneheliches Kind darin vorkam, aber er schwärmte so davon, daß er schrieb: „Ich habe allerlei Gutes im Pult, allein nach der Lectüre der Kaschka weiß ich, daß, was Sie mir auch immer schreiben, unter allen Umständen besser sein wird als das Beste, was ich im Vorrath habe."

Das war bestechend ehrenvoll, allein Blüthgen sah keine Möglichkeit, die Zeit für einen Roman zu gewinnen, der in einem Vierteljahr fertig sein mußte. Ein Kampf herüber und hinüber begann, in dem Keil schließlich siegte. Er bot dem Autor an, derselbe möge ihm nur für zwei Nummern Manuscript senden und den Rest so schreiben, daß er ihm jede Woche soviel Fortsetzung liefere, als für die nächste Nummer nöthig sei. Er verzichtete darauf, vorher nur auch mit einer Silbe zu erfahren, was in dem Roman stände. Eine solche Concession hat der vorsichtige Herausgeber der Gartenlaube weder der Marlitt, noch der Hillern, noch der Werner, noch sonst wem gemacht. So schrieb denn Blüthgen seinen zweibändigen Roman „Aus gährender Zeit" in jenen Winternächten 1876 auf 77 nach harter Tagesarbeit, aus dem Theater oder einer Wahlversammlung kommend. Noch tintenfrisch, ungefeilt, fiel das Manuscript oft gegen den Morgen in den Postkasten. Ein paar Mal mußte telegraphisch nach Namen von Figuren angefragt werden, die Blüthgen zu notiren vergessen. Der Dichter hat sein Werk überhaupt erst gelesen, als er 1884 die Buchausgabe in die Hand nahm. Er hat das Wagniß nicht ganz so schwer zu büßen gehabt, wie er gefürchtet. Zwar führte die Zersplitterung seiner Arbeitskraft im Frühjahr zu einem Zerwürfniß mit seinem Crefelder Verleger, das mit seinem Austritt aus der Redaction endigte, zwar stand dem Roman, was die Aufnahme beim Publicum betraf, Beifall und Opposition gleich gegenüber, aber Keil war zufrieden und der Eindruck doch ein tiefgehender. Die ungemeine Anschaulichkeit der Schilderung, die außerordentliche Schärfe der Figurenzeichnung, die Sympathie, die die Hauptfiguren sich gewannen, das prägte den Lesern den Inhalt des Romans mit einer Nachhaltigkeit ein,

daß sie ihn vielfach ein Jahrzehnt hindurch in genauester Erinnerung behielten, eine Wahrnehmung, die Blüthgen denn auch bestimmte, ihn noch einmal in die Hand zu nehmen und in sorgfältiger Neuarbeit reifer zu gestalten.

Man hat dem Roman merkwürdiger Weise es zum Vorwurf gemacht, daß er kein erschöpfenderes Bild der 48er Bewegung gebe. Das hat der Dichter aber gar nicht beabsichtigt. Gerade das ist echt künstlerisch, daß er sie lokal gestaltete, so wie sie an jenem Ort — in Elberfeld — zum Ausdruck kam, und auch da nur als Hintergrund für eine Familiengeschichte. Eine Fülle ganz origineller und mit intimster Zeichnung und Colorirung lebendig gemachter Figuren bewegt sich da. Daß ein Mann wie Ernst Keil, der so mit beiden Füßen in der 48er Bewegung gestanden, sich anstandslos mit dem Roman befreundete, spricht sicherlich dafür, daß der Dichter sich mit Glück in jene, von ihm nur als vierjähriger Knabe miterlebte Zeit versetzt hat.

Blüthgen schloß den Roman im Frühjahre 1877 in dem gastlichen Hause von Ernst Scherenberg ab und begab sich mit dem Sohne der Heldin seines Romans — jener Emilie -- auf eine Erholungsreise, entschlossen, als unabhängiger Schriftsteller weiter zu leben. Er wollte einige Zeit in Italien sich aufhalten, kehrte aber von Budapest um und gründete gemeinsam mit Lohmeyer, der inzwischen verwittwet und krank geworden, einen Haushalt in Leipzig, um ihm bei Herstellung der deutschen Jugend zu helfen. Die persönliche Berührung mit Keil, der ihn sehr herzlich aufnahm, brachte eine neue Wendung.. Keil starb plötzlich im Frühjahr 1878; ein Wunsch vom Sterbebette rief Blüthgen in die Gartenlaubenredaction, und er folgte dem Rufe. Im Jahre 1880 verlobte er sich mit der schönen, geistig bedeutenden Wittwe des Apothekers Schottmüller aus Freienwalde a. O., einer geborenen Heinburg. Der Bruder des Verstorbenen, der nun auch verblichene bekannte Geheimrath Schottmüller, war Erzieher des Prinzen Friedrich Leopold und kaiserlicher Günstling. Da die Verhältnisse bei der Gartenlaube eine für ihn wenig erquickliche Wendung genommen hatten, zog Blüthgen sich von der Redaction zurück und verlegte seinen Haushalt nach Freienwalde, für welchen Ort er nachmals jenes große, in allen illustrirten Zeitschriften verewigte Jubelfest arrangirte, an dem der damalige Kronprinz Friedrich und Prinz Heinrich theilnahmen. Nur ein kurzes Eheglück war ihm beschieden. Schon im Januar 1885 starb ihm die Gattin, nachdem sie in der Christnacht zuvor einem Knaben das Leben gegeben. Nach ihrem Tode lag sein Schaffen eine Weile lahm; er suchte Ablenkung im Ausbau einer Erfindung, einer neuen Technik der Glasmalerei, welche fabrikmäßig Vervielfältigung und Vermeidung des Einbrennens ermöglichte und doch die volle Wirkung der echten Glasmalerei erzielte. Das Verfahren wurde patentirt und unter größtem Beifall der Künstler als Crysolanmalerei in die Oeffentlichkeit gebracht. Er besitzt jetzt in dem Hohenzollern-

bade, der so reizend gelegenen Perle der „märkischen Schweiz", ein wundervolles, zwischen Bergen gelegenes Heim, die reizendste Dichterwerkstätte, die man sich denken kann. Seine Mutter, die im vorigen Jahr dem schon Ende der sechziger Jahre heimgegangenen Vater nachgefolgt ist, und seine älteste Schwester standen seinem Hause vor. Jüngst hat er sich mit der geistvollen, hochbegabten Schriftstellerin Clara Eysell-Kilburger verlobt.

* * *

Was Blüthgen bisher geschaffen, gruppirt sich am einfachsten als Arbeiten für die Jugend und solche für die erwachsene Welt. Seine Jugendschriftstellerei, jetzt so gut wie abgeschlossen, hat seinem Namen zuerst ein größeres Relief gegeben. Er besitzt in sehr merkwürdiger Weise die Gabe, sich in die Jugend, ihr Denken und Empfinden zu versetzen und dies künstlerisch zu verwerthen. Durch Oldenburgs Reime zu einigen der ersten „Pletschbücher" angeregt, studirte er den Volkskinderreim, und er hat in dieser Richtung Sachen geschaffen, daß man sie direct zwischen die alten Volksreime einreihen kann, ohne daß der Kunstursprung zu merken ist, wie denn schon manche dieser Reime als alt wirklich beansprucht worden sind. Sie sind durchaus originell, etwas Neues, nicht alle gleichwerthig, aber es finden sich zahlreiche köstliche Perlen darunter. Man findet sie in den letzten Pletschbüchern: „Unsere Hausgärtchen," „Guckaus," Stillvergnügt," „Buben und Mädels," „Kleine Sippschaft," „Jung Mietze" (illustrirt von Werkmeister), „Kinderspiegel", besonders auch drollig in „Im Flügelkleide" (illustrirt von dem zu früh verstorbenen, vortrefflichen Kleinmichel), welch Letzteres auch in englischer Ausgabe erschienen ist. Zum Theil charakterisiren sich diese Reime als „Volksmutterreime", wie wir sie auch zwischen den Volkskinderreimen besitzen, die nicht das Kind singt, sondern die der Zärtlichkeitsausdruck mütterlichen Empfindens gegenüber dem kleinen Völkchen vom Säuglings- bis zum Schulalter sind. Dem schließen sich wirkliche Kinderliedchen an, durch Compositionen in den Concertsaal getragen, wie z. B. das viel gesungene, von Berger componirte Drachenlied: „Ach wer das doch könnte!" ferner etwas Blüthgen ganz Eigenthümliches, was man als Kindermonologe oder Dialoge bezeichnen kann, wie das klassische, viel declamirte: „Aetsch, wir haben Besuch gekriegt" — Sachen, die zum Theil selbst in Theaterschulen als Declamationsmaterial Verwendung gefunden haben.

Bilder aus dem Kinderleben in breiterer, strenger geführter Versform, im kindlichen Denken gespiegelt, nicht so fein wie Anderes, enthält das von Offterdinger illustrirte Buch: „Goldene Kindertage". Sehr Drolliges hat Blüthgen auf einem Gebiet geschaffen, das ihm sehr gut liegt: ein Genre mitten zwischen Struwelpeter und Wilhelm Busch. Dahin gehört der „Schelmenspiegel" und die schon satirisch spielende „Thierschule". Hier steht er verwandt neben dem Illustrator Fedor Flinzer, der so raffinirt die

thierische Maske für Menschliches benützt. Beide verstehen es als feine Beobachter der Thierwelt den Fehler zu vermeiden, das Thier allzusehr zu vermenschlichen.

Den Uebergang zur Prosa bildet hier Blüthgens **Märchendichtung.** Die meisten Märchen Blüthgens sind in der Sammlung „Hesperiden" vereinigt und gehören sicherlich zu den werthvollsten Schöpfungen des Verfassers, ja der Märchenwelt überhaupt. Er ging vom Volksmärchen aus, überzeugte sich jedoch bald, daß der einzig richtige Weg, um Kunstmärchen zu schaffen, durch Andersen gefunden sei. „Es ist ein verhängnißvoller Irrthum," sagt er in der Vorrede zu den Hesperiden, „als dürfe ein buntschillerndes Phantasiespiel, das mehr oder minder geschmackvoll ersonnene Unmöglichkeiten durcheinander webt, Anspruch auf litterarischen Werth erheben." Eine Stimmung, welche Ausdruck sucht, ein Stück Natur, das geistig oder zum Wenigsten physiognomisch anspricht und sich wie von selbst in's Menschliche umsetzt, eine Idee, welche Märchengestalt gewinnt, muß als tiefe Realität zu Grunde liegen. Luftige Gebilde aus Scherz, Ernst und tieferer Bedeutung nennt er seine Märchen. Sie haben ihm warme Freunde und Freundinnen erworben, sie gewannen ihm auch die Freundschaft **Felix Dahns**, in dessen „Bausteinen" sich ein Aufsatz über die Hesperiden befindet, der sie gleichwerthig neben die Märchen Hauffs und Andersens setzt; die Dänen haben sie übersetzt und neben ihrem vergötterten Andersen voll gewürdigt. Den Schluß bilden Blüthgens zahlreiche **Jugendnovellen**, von denen bisher drei Sammlungen erschienen sind: „Lebensfrühling", „Der Weg zum Glück" und „Zum Nachtisch". Sie stehen neben dem Besten, das auf diesem Gebiet geschaffen wurde: Novellen mit dem ganzen Können des Novellisten gearbeitet und doch in Absicht und Stoff für das reifere Jugendalter zugeschnitten; ihrer künstlerischen Durchführung und der allgemein menschlichen Wirkungen wegen ein Vergnügen zu lesen auch für jeden Erwachsenen und weit über bloßer Unterhaltungslectüre, wie Hoffmann, Nieritz, oder gar den zahllosen Blaustrumpftrivialitäten stehend.

Man muß betonen: diese Art Arbeiten für die Jugend gehören in die Litteraturgeschichte, sind vollwerthige Kunstwerke, nicht Spielzeug! Es ist Gedankenlosigkeit, daß man in unseren Litteraturgeschichten von vornherein alle Jugendschriftstellerei ignoriren zu müssen glaubt. Wir Deutschen, die einzige Rasse, die sich innerlich den Zusammenhang mit ihrem Jugendempfinden bewahrt hat, das Verständniß für die ästhetischen Reize hat, die in den Entwicklungsjahren gezeitigt werden, sollten gerade den Finger auf unsere Jugendlitteratur legen! Unsere tüchtigsten Kräfte sollten an ihr mitschaffen!

Den naiven Zug, ohne den keiner an der Jugendlitteratur in werthvoller Weise mitwirken kann, verleugnet Blüthgen auch in seinen Stoffen für Erwachsene nicht. Er hat da eine Fülle prosaischer Kleinigkeiten in Journalen veröffentlicht, von denen sich die reizendsten, jüngst gesammelt,

vielleicht gerade durch eine eigenthümliche Mischung von Naivetät in Form- und Stimmungsgebung auszeichnen, Zierlichkeiten, größtentheils von einem liebenswürdigen Humor durchsetzt, kleine Cabinetstücke, so deutsch, daß sie kaum anderswo entstanden sein können. Ein Theil steht im Uebergang von der Jugend zur Art des Erwachsenen, er hat dies Alter ebenso gut studirt wie die erstere. Man lese die „Junge Liebe", eine Schülerliebe aus der Knospenzeit, „Amaryllis punctata", „Im Feuer" und dergleichen, dann eine Reihe feiner, knapper, höchst lebendiger Bilder: „Wie er sie kriegt". Nicht zu vergessen die lustige Humoreskensammlung „Henzi".

Nur einmal hat er noch den Ton wie in der „schwarzen Kaschka" gefunden, minder lyrisch, aber nicht minder ergreifend, in der Novelle: „Zigeunerweisen". An größeren Romanen erschienen noch von Blüthgen: „Der Friedensstörer", durch die Gartenlaube in weitesten Kreisen bekannt geworden, vielleicht der amüsanteste und originellste Roman, den er geschrieben, eine vorpommersche Familiengeschichte, mit einer Figur, wie sie nur Reuter in Bräsig so lustig geschaffen. Ferner „Poirethouse", ein Roman, der in New-York spielt und bei dem die merkwürdig echte Localfarbe auffällt, so echt, daß man in New-York nicht glauben wollte, daß Blüthgen niemals dort gewesen; dann „der Preuße", eine Gewebe aus galizischen Eindrücken, von vornehmem Geist durchweht, sowie die „Stiefschwester", vielleicht der am wenigsten künstlerisch werthvolle, aber mit der gelesenste nnd gefälligste Roman des Autors, und schließlich der letzte, reifste und bedeutendste Roman desselben, „Frau Gräfin", ein Frauencharakter von apartester und intimster Originalität. Blüthgen versteht es hier besonders meisterlich, jenes Unaussprechliche, was gerade am meisten als wirkliches Leben anspricht, die „An- und Umluft", um mit Avenarius zu sprechen, in seine Charakterzeichnungen zu mischen. Er ist überhaupt nicht so sehr Erzähler, als vielmehr Schilderer, Maler, er verfügt in hohem Maße über die so seltene Gabe dichterischen Schauens, man läßt sich nicht von ihm erzählen, sondern man sieht und erlebt mit ihm. Es fehlt bei ihm fast ganz an Reflexionen und Gedankenentwickelungen. Das steht zwischen den Zeilen, Alles ist plastisch geworden. Das steht Alles so knapp da, ein Band statt drei; das Publicum hat Fortsetzungen verlangt, in denen die ihm lieb und traut gewordenen Figuren weiter handeln und leben, hat Dramatisirungen gewünscht, aber eben das giebt seinen Erzählungen auch das Gesundspannende — die Romankniffspannung verschmäht er.

Blüthgen ist zugleich Poet und Realist, etwa wie Reuter, mit dem er auch den echten Humor gemein hat; er hat einen aparten Stil — wer sich in seine Eigenart vertieft hat, fühlt ihn aus einem kleinen anonymen Bildertext heraus. Mit dieser seiner Eigenart steht er abseits von dem großen Modestrom; er hat von der ganzen, jungdeutschen Bewegung Nichts übernommen, als die Mahnung, seinen Wirklichkeitssinn so scharf wie möglich in Thätigkeit zu setzen. Eine maßvolle Natur, Optimist und voll

Humors, verfällt er kaum je der großen, am wenigsten der zügellosen Leidenschaft; doch hat er gerechte Würdigung für das Können dieser jüngeren Schule, Verständniß für die Bewegung der Zeit und eine moderne unbefangenere Weltanschauung, als man von dem ehemaligen Theologen erwarten sollte. Vielleicht ist er im tiefsten Wesen Lyriker, jedenfalls ein echter Dichter, das beweisen seine Gedichte, die leider seit vielen Jahren vergriffen sind; sie sind formvollendet, zum größten Theil werthvoll, viel was Eigenes an Formen und Stimmungen darin steckt; nur ein Theil ist streng genommen lyrisch — es giebt da genug, die sich mit mehr als einem jener „Funde" präsentiren, wie Heine es nennt, jener Einfälle, Wendungen und Stimmungen, auf die schwerlich ein Anderer je gekommen wäre. Unter den paar liederartigen, die er geschaffen, ist kaum eines, das nicht durch den Gesang populär geworden wäre, am meisten jenes: „O Maienzeit, o Liebestraum", das wohl das am häufigsten, an hundert Mal, componirte deutsche Lied ist. Dazwischen pathetische Predigten, doch immer plastisch im Ausdruck, und eine Fülle überraschend pointirter Aphorismen. Er behandelt jedes Motiv auf andere Art, seine Technik ist Heinisch, Geibelisch, Goethisch, wenn man will, man kann das virtuos nennen, doch nicht so, daß darin ein Vorwurf läge. Blüthgens Eigenart ist eben nicht die einer einseitig veranlagten Natur.

Was er noch dichten wird, steht dahin; da er jedoch noch in bester Mannes- und Schaffenskraft steht, so ist zu hoffen, daß er die deutsche Litteratur auch ferner mit mancher köstlichen Gabe seines ewig jugendfrischen Geistes und Gemüths bereichern wird.





Die Septembergreuel des Jahres 1848.

Die Ermordung des Generals Auerswald und Fürsten Lichnowsky zu Frankfurt a./M., am 18. September 1848.

Nach authentischen Quellen.

Von

J. Nober.

— Worms a./Rh. —

„Freiheit und Gleichheit hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Weh Denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein."

Diese Verse, die bekanntlich Schiller unter dem frischen Eindruck der Blutthaten der französischen Revolution, für deren Schlagwörter er anfangs,

wie so mancher andere edle Geist schwärmte, bis er vor deren Ausschreitungen entsetzt zurückbebte, in seinem „Lied von der Glocke" niederschrieb und die sich auffallend mit den Worten seines Freundes Goethe decken, die er in seinem herrlichen Epos „Hermann und Dorothea" dem Richter im 6. Gesange in den Mund legt, fallen Einem unwillkürlich ein, wenn man von den Septembergreueln hört oder liest, die im Jahre 1848 zu Frankfurt a./M. sich im Anschluß an die Parlamentsverhandlungen in der Paulskirche ereigneten.

Zwar sind diese Vorkommnisse schon wiederholt Gegenstand eingehender historischer und belletristischer Darstellungen geworden, doch haben sich dabei Ungenauigkeiten, ja Unrichtigkeiten, zum Theil auch phantastische Zuthaten von Generation zu Generation vererbt, so daß eine correcte, auf authentischen Quellen beruhende Behandlung dieser so interessanten Epoche unserer Verfassungsgeschichte wohl gerechtfertigt erscheinen dürfte.

Verfasser dieser wenn auch nicht auf Vollständigkeit, so doch auf Wahrheit Anspruch erhebenden Skizze ist im Besitz einer ausführlichen, von seinem Vater, einem Beamten, herrührenden Denkschrift, der mitten in den Wirren jener aufgeregten Zeit stand und als Protokollführer, später auch als Inquirent der Untersuchungscommission des peinlichen Verhöramts des Appellationsgerichts der freien Stadt Frankfurt a./M. speciell in die Einzelheiten jener Septembergreuel eingeweiht war.

Auf Grund dieses gründlichen und sachgemäßen Actenmaterials soll nun in Folgendem versucht werden, soweit es der Rahmen einer Abhandlung einer Zeitschrift gestattet, eine gedrängte, aber wahrheitsgetreue Schilderung jener aufgeregten Vorgänge zu Frankfurt a./M. zu entwerfen.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, alle Elemente jenes Zündstoffs, der sich damals dort anhäufte, im Einzelnen darlegen, alle jene berechtigten und unberechtigten Forderungen eines seit dem Ausgang der Freiheitskriege in seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuschten Volkes zergliedern und kritisiren zu wollen, — die Unzufriedenheit und der langverhaltene Groll mit der Haltung der Rechten des deutschen Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt a./M. kam bekanntlich durch die Genehmigung des von Preußen im Namen des Deutschen Bundes mit Dänemark, am 26. August 1848, geschlossenen Waffenstillstandvertrags zu Malmoe zum Ausbruch.

Doch für viele Demagogen und Agitatoren war dies nur der prétexte menteur, das Volk zum Umsturz aller bestehenden Verfassungen, zur Vertreibung und Ermorduug der Fürsten, zum Kampfe gegen die Aristokratie und den Reichthum aufzuhetzen. Volksversammlungen, Flugschriften, öffentliche Demonstrationen jeder Art arbeiteten nur auf dies eine Ziel los. In Folge dieser unausgesetzten Aufreizungen war es schon anderwärts zu mannigfachen Excessen gekommen, so zur Erstürmung und Plünderung des Berliner Zeughauses und zu groben Ausschreitungen vor den Hôtels der dortigen Minister.

Am 16. August 1848 ward in Altenburg ein Demokratencongreß abgehalten, bei welchem 104 Deputirte aus ungefähr 45 demokratischen Vereinen Thüringens erschienen waren und wobei u. A. beschlossen ward:

1) Die Nationalversammlung zu Frankfurt ist eine verrätherische, sie muß aufgelöst und eine neue constituirende Versammlung geschaffen werden, deren Beschlüssen sich die Fürsten und Regierungen ohne Weiteres zu unterwerfen haben;

2) Der Reichsverweser Erzherzog Johann wird nicht anerkannt;

3) In den Thüringischen Staaten wird sofort die Republik proclamirt werden.

Das Organ der oberhessischen Demokraten „Der jüngste Tag" äußerte sich am 7. September 1848 wie folgt:

„Ihr (im Parlament) seid die Verräther! Denn Euch hat das deutsche Volk die Pflicht auferlegt, die Revolution durchzuführen. Die Fürstenherrschaft zu vernichten, wurdet Ihr nach Frankfurt gesandt."

Noch deutlicher spricht dieses Organ am 14. September 1848:

„Von den Menschenrechten des souveränen Volkes, von dem neueroberten Souveränetätsrecht, wonach ein Volk seinen König absetzen darf, einfach — weil ihm dessen Nase nicht gefällt, — von dem Allen wird im Parlament nicht die Rede sein."

Damals verlautete unter der demokratischen Partei förmlich der Wunsch, Deutschland möge sich in einen Krieg mit dem Norden verwickeln, damit man, sobald die deutschen Armeen an der Reichsgrenze zu kämpfen hätten, besser im Innern Deutschlands Kehraus machen könne.

Der „Deutsche Verein" (Réunion d'Allemands) zu Paris hatte in einem Aufruf vom 10. September 1848 die Verbindung zwischen den französischen und deutschen Demokraten eingeleitet und ausgesprochen, daß von diesem Bündnisse in einer Stunde des Kampfes der Sieg der Demokraten in Europa abhängig sei, und den Demokraten Deutschlands verheißen, ein gemeinsames Handeln für jene verhängnißvolle und entscheidende Stunde vorzubereiten.

Die geographische Lage Frankfurts und die politische Bedeutung, die es damals als Sitz der Nationalversammlung hatte, ließen es vorwiegend geeignet erscheinen, der Ausgangspunkt einer deutschen Revolution zu werden, zumal die politische Stimmung in Süddeutschland der Ausführung des Unternehmens günstig war; auch hoffte man auf Unterstützung von Wien und Berlin, in welchen Städten die Gährung den höchsten Grad erreicht hatte. Die Genehmigung des Malmoeer Waffenstillstands im Parlament brachte nur den langevorbereiteten Plan der Gründung einer socialdemokratischen Republik zum Ausbruch.

Besonders war in den Arbeitervereinen gewühlt und das Parlament in Frankfurt zum Gegenstand heftiger Angriffe gemacht worden: es tauge darum nichts, weil darin die Arbeiter nicht vertreten seien.

Bei einer im Juli zu Höchst a. M. abgehaltenen Volksversammlung sprach der Präsident des Frankfurter Arbeitervereins, Christian Essellen aus Hamm u. A.: „es sei jetzt Zeit zur That; nicht von den Brettern, sondern von den Barricaden herab müsse man sprechen.“

Der Judenlehrer Saul Buchsweiler aus Rödelheim — als sogenannter „Kopfarbeiter“ auch Mitglied des Frankfurter Arbeitervereins — einer der wüthendsten Agitatoren, hat schon 14 Tage vor dem Aufruhr zu Frankfurt häufig gegen das Parlament, die Fürstenknechte und Geldsäcke, die darin säßen, gesprochen und sogar den Mord der Abgeordneten gepredigt.

Nicht minder ward in den Turnvereinen in dem Sinne gehetzt, als ob die Fürsten alle anderen Menschen schlucken und die Preßfreiheit unterdrücken wollten.

Die Bockenheimer möchten sich zum bewaffneten Anschluß an die Frankfurter Demokraten rüsten, die sich mit den Hamburger Gesinnungsgenossen (30 000) vereinigt hätten.

Bereits mehrere Tage vor dem 16. September, — folglich vor Genehmigung des Malmoeer Waffenstillstandes, — fanden sich in Frankfurt Leiter des Aufstandes ein, darunter namentlich der äußerst exaltirte Karl Bruhn, der im badischen Aprilaufstand als Oberst der Freischaaren commandirte.

Am 16. September äußerte der Abgeordnete Ludwig Simon aus Trier laut dem Berichte mehrerer Blätter, Abends am 16. September in der Paulskirche, so daß es mehrere Personen deutlich vernehmen konnten:

„Ich habe neulich den vereinigten drei Fractionen der Linken vorgeschlagen, uns für permanent zu erklären, die Revolution zu proclamiren und eine Art Vorparlament zu bilden. Allein der Spitzbube Blum war dagegen. Hätte ich nur zehn Andere noch wie ich, so würde ich's durchsetzen. Es wäre mir leicht, einige Kerle von der Rechten todtschlagen zu lassen, indeß das genügt nicht. Wir wollen erst abwarten, was für Nachrichten von Potsdam und Wien kommen.“

Diese Aeußerung Simons ist zwar kein Gegenstand der Untersuchung geworden, allein sie wird ihm in der neuen Berliner Zeitung (Nr. 84) und in der Augsburger Postzeitung (Nr. 267) vorgehalten, ohne daß er sie irgendwo widerlegt hätte.

Am Samstag, den 16. September, Abends um 8¼ Uhr beschloß die Nationalversammlung, daß die Vollziehung des mit Dänemark zu Malmoe am 26. August abgeschlossenen Waffenstillstands nicht länger zu hindern sei. Danach hatte sich also die früher ausgesprochene Erwartung der Versammlung, „daß bei dem Friedensabschluß das Recht der Herzogthümer Schleswig-Holstein und eben damit die Ehre Deutschlands werde gewahrt werden,“ keineswegs erfüllt. Im Gegentheil! es waren in diesem abgeschlossenen Waffenstillstandsvertrag unehrenhafte und nachtheilige Bedingungen enthalten, insofern alle seit dem 17. März erlassenen Gesetze und Verordnungen in

Schleswig-Holstein aufgehoben, die provisorische Landesverwaltung durch eine neue von Preußen und Dänemark gemeinschaftlich ernannte Regierung von vier Männern ersetzt und die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt werden sollten.

Was aber den Unwillen des deutschen Volkes noch wesentlich steigerte, war die Kunde, daß Graf Karl Moltke, der eifrigste Verfechter des dänischen Gesammtstaats, an die Spitze dieser provisorischen Regierung und der vereinigten Herzogthümer treten sollte, und die Wahrnehmung, daß in dem Vertrage von der Frankfurter Centralgewalt keine Rede sei, sondern Preußen im Namen des „Deutschen Bundes" gehandelt habe.

Wie ein Donnerschlag traf am 4. September gleich bei Beginn der Sitzung die Eröffnung des damaligen Ministers des Auswärtigen, des bleichen und sichtlich ergriffenen Heckscher die Versammlung: daß am 26. August der Waffenstillstand zu Malmoe abgeschlossen und daß er allerdings nicht unwesentliche Abweichungen vom Inhalt derjenigen Bedingungen enthalte, welche die Centralgewalt bei der Ertheilung ihrer Autorisation zum Abschluß desselben aufgestellt. Die Verlesung des Waffenstillstandsvertrags machte einen peinlichen Eindruck. Dumpfe Rufe ertönten: „Die Vollmacht! Die Vollmacht!" Ohne Zweifel wollte man hören, wie weit Preußen bevollmächtigt worden. Die Vollmacht, so hieß es, sei noch in der Druckerei.

Als sich der Tumult ein klein wenig gelegt, erhob sich nicht etwa zuerst von Seiten der Linken ein energischer Widerspruch, sondern es betrat aus dem rechten Centrum Dahlmann die Tribüne, „wie ein alter Priester für vaterländische Gerechtigkeit, wie ein Obmann für Rache." Mit zitternder Hand verlas er eine Interpellation an den Reichsminister des Auswärtigen, worin er an die Rechte Schleswig-Holsteins, an die Gefahr ihrer Trennung, an die Nachtheile eines siebenmonatlichen Waffenstillstandes gerade zu einer Jahreszeit erinnerte, welche die günstigste gewesen, von der dänischen Regierung einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Nach einer Todtenstille erhob er abermals die Stimme, indem er mit folgenden Worten am deutschen Gewissen rüttelte:

„Vor noch nicht drei Monaten wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle — die Ehre Deutschlands."

Diese Worte, mit denen der wackere Patriot die Tribüne verließ, wirkten wie ein zündender Blitzstrahl. „Ein zweiter Basler Friede," sagte knirschend Einer zum Andern, — so schildert Heinrich Laube in seinem Werke: „Das erste deutsche Parlament" (II, p. 193) die aufgeregte Stimmung, — „selbst der Rechteste vom rechten Centrum sagte es. Man wollte auf der Stelle Beschluß fassen, die Acht aussprechen über solche That. Mühsam brachten es die Ruhigeren dahin, daß volle Aufklärung durch den Druck der Aktenstücke abgewartet und bis dahin die Unterhandlung über das Ganze ausgesetzt werde.

„Aber den Rückmarsch unserer Truppen können und müssen wir sogleich verhindern, damit der Deutsche in Schleswig nicht preisgegeben sei.“ Dies Letztere ward als das Dringlichste von der ganzen Frage abgegrenzt, und sofort sollten die vereinten Ausschüsse für internationale Verhältnisse und für Centralgewalt zusammentreten, um alle möglichen Mittheilungen entgegenzunehmen und binnen 24 Stunden Bericht zu erstatten.

Schon am folgenden Tage (5. September) stand wiederum Dahlmann, diesmal als Berichterstatter jener Ausschüsse, auf der Tribüne und beantragte nach klarer Darlegung des Sachverhalts:

„Die hohe Versammlung möge die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln beschließen.“

Nachdem er hierauf noch einmal alle Gefahren, die Schleswig-Holstein drohten, markant hervorgehoben, schloß er mit den Worten:

„Ist denn nicht die schleswig-holsteinische Sache eine deutsche? . . . Dürfen wir unsere neue Laufbahn mit dem Bruche der heiligsten Zusage beginnen? Dürfen wir unsere Landsleute, unser eigenes deutsches Fleisch und Blut dem sicheren Verderben überliefern? Das ist es, wozu ich den Muth nicht besitze, und darum eben bin ich so muthig! . . . . Vorahnend hab' ich schon am 9. Juni zu Thorn gesprochen. Es sei das keineswegs diese isolirte schleswigsche Frage, welche so viele Strebungen, so vieles Ankämpfen gegen uns veranlaßt, sondern es sei die Einheit Deutschlands. Diese neue deutsche Macht, welche, so lange Deutschland besteht, noch nie erblickt ward, welche ihren Mittelpunkt hier in der Paulskirche hat und über welche das Vertrauen des gesammten deutschen Volkes wacht, sie soll von Anfang her in ihrem Aufkeimen beschnitten, sie soll, wenn es möglich wäre, nach allen Seiten hin zerfetzt und endlich zerbrochen werden. Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig beim Anfange dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an diese meine Worte: Nie! Zwar gewiß nicht die Despotie, — davor bin ich sicher, aber die Anarchie wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus, und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahne glauben, sie triumphirten über uns. Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Beschlüsse der Menschen zu gerechten Entscheidungen zu lenken weiß!“

Diese Rede ward wiederholt von lebhaften Beifallrufen unterbrochen, und es entstand eine langandauernde Bewegung darnach.

Es fehlte aber auch nicht an Stimmen, die vor der Sistirung des Waffenstillstandes warnten, weil dies einen Bruch mit Preußen bedeute, und Preußen nicht mehr zurückkönne; man würde dann, um einige Hunderttausend Deutsche in die Einheit zu ziehen, vielleicht 16 Millionen verlieren. Ferner könne ja von einer Peinigung der Schleswiger durch die Dänen

nach diesen Bedingungen nicht die Rede sein, und nicht nur mehrere Millionen Preußen, sondern auch Hannoveraner, Mecklenburger und Hanseaten begrüßten dankbar einen Waffenstillstand. Kriegsminister Peucker warnte vor Uebereilung mit der Entscheidung, und Schmerling gar verkündete, das Ministerium habe seinen Beschluß in dieser Frage gefaßt: es werde aus unabweislichen Gründen der Nothwendigkeit nicht auf Verwerfung des Waffenstillstandes antragen.

Leider wurden in der nun folgenden Debatte Fragen ganz anderer Art mit der schleswigschen verquickt, wurden Folgerungen aus der eventuellen Verwerfung des Waffenstillstandes gezogen, als sei dies nur eine willkommene Gelegenheit, sämmtliche Einzelregierungen zu beseitigen und der Revolution in Deutschland zum vollständigen Siege zu verhelfen. Ja, es fehlte nicht an deutlichen Hinweisen auf Frankreich, mit dessen Hilfe man den „sklavischen“ Deutschen die Freiheit aufoctroyiren wolle.

Solchen Trübungen der Frage gegenüber betonten Andere, wie Bassermann, daß durch einen Bruch mit Preußen eine Einigung Deutschlands unmöglich gemacht werde. Unter diesen Schwankungen kam es zur Abstimmung. Mit der geringen Majorität von 17 Stimmen ward Dahlmanns Antrag für Sistirung des Waffenstillstandes zum Beschluß erhoben.

Aber der Ausführung stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Das gesammte Reichsministerium, das sich für Aufrechterhaltung des Waffenstillstandes erklärt hatte, trat ab, und da weder Dahlmann, noch irgend ein anderer Gegner im Stande war, ein neues Ministerium zu bilden, so verflossen einige werthvolle Tage, während welcher die preußischen Truppen ihren Rückzug antraten, und somit ward thatsächlich die Uebereinkunft vollzogen. Auch hatte sonst die Sachlage eine andere Gestalt angenommen. Von Preußen aus war die Hoffnung erweckt worden, daß Graf Moltke die ihm zugedachte Stellung nicht einnehmen und überhaupt Dänemark sich zu einigen Ermäßigungen bereit finden lassen würde. Hierzu kam die Erwägung der Verluste, die aus einer Erneuerung des Krieges den Ostseebewohnern erwachsen würden, die Schwierigkeit, ohne Preußen den Krieg mit Erfolg fortzusetzen, und vor Allem die Furcht, den Förderern der Revolution, den Feinden staatlicher Ordnung in die Hände zu arbeiten, so daß die gemäßigten Gegner der Annahme des Waffenstillstandes allmählich auf die andere Seite gezogen wurden. So kam es, daß nach einem neuen dreitägigen Parlamentskampfe, in dem die schleswigschen Abgeordneten selbst für die Annahme sprachen, der frühere ablehnende Beschluß verworfen und die Vollziehung des Waffenstillstandes gutgeheißen, aber dabei der provisorischen Centralregierung die Erwirkung der nothwendigen Modificationen und die schleunige Einleitung von Friedensunterhandlungen zur Aufgabe gestellt wurde. Zwei Redner sangen dabei ihre Schwanenlieder im gegentheiligen Sinne, — Robert Blum von der Linken, der zwei Monate später sein Leben für seine Sache lassen mußte, und Fürst Lichnowsky von der Rechten,

der zwei Tage später ein Opfer der Volkswuth ward. Letzterer hatte warme Worte der Vermittlung und Versöhnung gepredigt zu Gunsten der Annahme.

Große Unruhe in der Versammlung erregte Heckscher, der die Linke mit Vorwürfen überhäufte, weil ihnen die Einheit Deutschlands auf die Art, wie die Majorität sie bisher verstanden, ein Dorn im Auge sei, weil sie planmäßig darauf ausgehe, die Fackel der Zwietracht in das deutsche Volk zu werfen. Darauf erhoben sich lärmende Zurufe von der Linken, daß dies Verdächtigung sei, und er ward vom Präsidium zur Ordnung verwiesen; doch er fuhr in seinen heftigen Ausfällen fort: „Es sind ferner diejenigen darunter, denen eine Entzweiung mit Preußen nicht unwillkommen wäre.“ Ja er schleuderte sogar der ganzen Versammlung die Beleidigung in's Gesicht, „er hätte nicht geglaubt, daß so wenig Gerechtigkeit und Billigkeit in diesem Hause wäre.“ Nun brach der Tumult von Neuem los, und nur mit Mühe behauptete er sich auf der Rednerbühne, indem er sich schließlich an's Reinsachliche hielt.

Nach einem langen Hader über die Fragestellung und den Abstimmungsmodus kam es endlich zur Entscheidung, und nach Verwerfung der Ausschußanträge kamen die Anträge Franckes zur Verlesung. Sie lauteten:

1. Die Vollziehung des Waffenstillstandes zu Malmoe vom 26. August, soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar ist, nicht länger zu hindern.

2. Die provisorische Centralgewalt aufzufordern, die geeigneten Schritte zu thun, damit auf den Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit über die nothwendigen Abänderungen des Vertrags vom 26. August 1848 baldigst eine Verständigung eintrete.

3. Die provisorische Centralgewalt aufzufordern, wegen schleuniger Einleitung von Friedensverhandlungen das Erforderliche wahrzunehmen.

Inzwischen war es dämmerig geworden, und für Beleuchtung des Inneren fehlte es an Vorkehrungen. Die Düsterheit des Herbstabends erhöhte nur noch die Unheimlichkeit der Abstimmung. Mit einer geringen Mehrheit von 21 Stimmen — 258 gegen 237 — waren die Ausschußanträge auf Verwerfung des Waffenstillstandes zurückgewiesen, mit derselben Majorität von 21 Stimmen — 257 gegen 236 — wurden die Francke'schen Anträge angenommen.

Noch blieb aber ein zweiter Antrag der Ausschußminderheit zur Erledigung übrig, nämlich „über das von der preußischen Regierung der provisorischen Centralgewalt gegenüber eingehaltene Verfahren vom Ausschuß für Centralgewalt besonderen Bericht einzufordern.“ Die Linke mußte unter den obwaltenden Umständen in diesem Antrage eine leere Spiegelfechterei erkennen und entfernte sich unwillig oder stimmte dagegen. So fiel auch dieser Antrag, und unter düsterem Schweigen leerte sich nach 8 Uhr die Paulskirche.

Während der Verhandlungen wogten draußen tumultuarische Volksmassen, als die Abgeordneten herauskamen, ward das Heckerlied angestimmt, und man hörte den Ruf: „Um 9 Uhr Volksversammlung in der Stadtallee!"

In der That versammelte sich dort um 9 Uhr eine Menge Menschen, und von da zog man auf die Aufforderung des letzten Redners hin — man sagt, es sei Adler gewesen, — vor den „Deutschen Hof", wo die Volksfreunde versammelt sein sollten. Dort waren auch die verschiedenen Fractionen der Linken, denen man ein Hoch ausbrachte; dann schrie man nach Blum und Simon von Trier. Beide hielten Ansprachen an's Volk vom Fensterbrett des Saales aus, und man hörte nochmals die Zurufe: „Austreten! Austreten!" (D. i. aus dem Parlament.)

Darnach vertheilte sich die Menge nach der vor der Stadt gelegenen Westendhalle zu und nach dem Bürgerverein, sowie an der Wohnung des Fürsten Lichnowsky vorbei nach dem englischen Hofe, wo viele Abgeordnete des Centrums und der Rechten zu speisen pflegten. Vor dem Bürgerverein und dem Hause des nicht nur als Vertreter der Rechten, sondern auch wegen seines aristokratisch hochfahrenden Wesens beim gemeinen Haufen unbeliebten Fürsten wurden Katzenmusiken gebracht und Steine geworfen. Man hörte auch die Rufe: „Verräther, Bluthunde!" und Einzelne schrieen: „Den Hecksher müssen wir haben; und wenn wir den kriegen, so hängen wir ihn!" Vor dem Bethmann'schen Hause, wo man mit Steinen mehrere Fenster zertrümmerte, sowie vor dem englischen Hofe erschollen besonders die Rufe: „Hecksher heraus!" Stürmisch wurden Hausknecht und herauskommende Leute nach Hecksher gefragt. Unter Letzteren befand sich auch der Abgeordnete Zell, der mehrere Hiebe und eine Kopfwunde erhielt und sich kaum vor weiteren Mißhandlungen retten konnte. Darnach ging es an ein wüstes Demoliren der Fenster und Läden, und ein wahrer Steinhagel flog gegen das Gebäude.

Ein anderer, meist aus Turnern bestehender Volkshaufen war gegen 10 Uhr an der Westendhalle angekommen, wo klugerweise rasch der Abgeordnete Jahn, — der „Turnvater", — in den Lesezimmern die Gaslichter auslöschte. Zwei Abgeordnete der Linken, Schulz und Engel, gingen hinunter, fanden aber alle Ausgänge besetzt. Ihnen selbst, als man in ihnen Vertreter der Linken erkannte, geschah Nichts, besonders aber ward auf Hecksher gefahndet. Unter Heulen und Pfeifen ward dann ein Steinhagel gegen das Haus eröffnet, der Lattenzaun niedergerissen, und mit Prügeln oder Latten bewaffnet, drang die Meute in's Haus, Alles, — Gläser, Teller, Flaschen, Gasröhren, Fenster 2c., zertrümmernd. Jahn, der sich in einem hinteren Eckzimmer eingeschlossen und verrammelt hatte, entging glücklicherweise der Entdeckung. Während des Durchsuchens schrie die Masse wild durcheinander: „Die Spitzbuben, die schlechten Kerle müssen gehängt werden! Den Lichnowsky, den Hecksher suchen wir, die müssen heraus! . . . Wenn wir den Jahn, das Luder (sic!)" — noch vor

einigen Wochen hatten die nämlichen Leute ihn ihren „Vater Jahn" genannt, — bekommen, so werfen wir ihn zum Balkon hinunter!" O Volksgunst!!!

Es ist erwiesen, daß kurz vor dieser Hetzjagd fünf scheinbar anständig gekleidete Männer das Hôtel genau besichtigten und die Kellner nach den Namen der Abgeordneten, die dort verkehrten, ausfragten. Es ist ferner erwiesen, daß am folgenden Tage dem Abgeordneten Jahn zwei Herren in der Promenade begegneten, von denen der eine, sein spanisches Rohr drohend gegen ihn schwingend, ihm zurief: „Gestern bist Du uns entgangen, aber morgen kriegen wir Dich doch!" Es scheint sonach ein wohl vorbereiteter Sturm auf die Westendhalle geplant gewesen zu sein.

Die Kunde von der Genehmigung des Malmoeer Waffenstillstandes hatte in die bereits gährenden und brodelnden Elemente demokratischer Bewegungen den Zündstoff zur Explosion gebracht. Sofort nach erfolgter Abstimmung im Parlamente trafen sich die Abgeordneten der bedeutendsten Vereine, des Montagskränzchens und des demokratischen Vereins, im Nürnberger Hof und einigten sich in der Anberaumung einer allgemeinen Volksversammlung und in der Abfertigung einer Mißbilligungsadresse an die Nationalversammlung. Eine Deputation vom Nürnberger Hof begab sich nach dem „Deutschen Hof", wo die sämmtlichen Fractionen der Linken versammelt waren. Eben dahin kam auch eine Deputation des Arbeitervereins aus dem Greber'schen Locale, welche die Linke aufforderte, aus der Nationalversammlung auszutreten, sich selbstständig als Parlament zu constituiren und sich permanent zu erklären. Zur Unterstützung bot die aus Kapp, Krug und Lehfeld bestehende Deputation der Linken 2700 kräftige Arme des Arbeitervereins an.

Robert Blum befürwortete die Zusammenberufung einer Volksversammlung und die Uebergabe einer Adresse an die Nationalversammlung für kommenden Montag den 18. September — es war Samstag der 16. des Monats. An demselben Abend wurden in dem Versammlungslocal des Arbeitervereins bei Greber von Krug, Germain Metternich aus Mainz und dem Judenlehrer Buchsweiler aus Rödelheim sehr aufrührerische Reden gehalten, im Entscheidungskampfe zusammenzuhalten, im Nothfalle Gewalt zu gebrauchen und aus den benachbarten Ortschaften Zuzug zur Volksversammlung herbeizurufen. Hauptzweck sollte eine Unterstützung der Linken sein, wenn sie austrete und sich für permanent erkläre.

Gedruckte Placate und ausgesandte Boten verkündeten die auf Sonntag den 17. September Nachmittags 3 Uhr auf die Pfingstweide bei Frankfurt a. M. anberaumte Volksversammlung. Ein starker Zuzug von Mainz, Hanau und Offenbach begab sich dahin. Die Mainzer kehrten im sogenannten Essighaus ein, Metternich, der den Abgeordneten Zitz abgeholt hatte, diente als Führer. Der Arbeiterverein zog gegen 3 Uhr von dem Greber'schen

Local aus unter Absingung des Liedes: „Die Aristokraten gebraten, die Pfaffen gehängt, die Fürsten zum Land hinaus!" 2c. zur Pfingstweide.

Dr. Behaghel, der Präsident des Montagskränzchens, eröffnete die dortige Volksversammlung, indem er von der Mißbilligung des Malmoeer Waffenstillstandes sprach, und Dr. Reinganum las eine von ihm verfaßte Adresse in dem Sinne vor; doch es erschollen laute Zwischenrufe, wie: „Keine Adressen! — Handeln! — Genug Adressen! — Barricaden! Der Rechten die Hälse abschneiden! — Die Hälse ab! Draufschlagen!" u. dergl.

Unter den mancherlei aufreizenden Reden und Vorschlägen erwähnen wir den Antrag des Vorstandsmitgliedes des Frankfurter demokratisch-republikanischen Vereins Kapp aus Hamm, eine Proclamation an das deutsche Volk zu erlassen, diejenigen Abgeordneten, die für die Genehmigung des Malmoeer Waffenstillstandes gesinnt, zurückzuberufen und ihnen das Mandat zu kündigen. Ja, ein Antrag des Journalisten Krug aus Trendelburg, des Secretärs des Frankfurter Arbeitervereins, ging noch weiter, die Majorität der 258 Abgeordneten für „Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre zu erklären". Metternich beantragte noch den Zusatz, diesen Beschluß am folgenden Tage der Nationalversammlung persönlich zu überreichen. Die bloße Ueberreichung einer Adresse fand wenig Anklang; Zitz meinte, man müsse „Fractur schreiben". Schließlich fehlte es nicht am Predigen offenen Aufruhrs, der Vergewaltigung der Mitglieder der Rechten, der Sprengung des Parlaments, der Erhebung der Linken zu einem regierenden Convente, an Aufstachelungen zum Sturze der Throne, zum Barricadenbau u. s. w.

Noch an demselben Abende nahm man im Greber'schen Local die Wahl der Deputirten vor, welche die Adresse in die Paulskirche bringen sollten; jedoch kam die in den deutschen Hof abgeschickte Deputation, um sich dort die Zustimmung der Linken zu holen, mit einem abschlägigen Bescheid zurück. Die Majorität der Linken hatte beschlossen, nicht auszutreten, sondern im Parlament für die Sache weiter zu wirken. Dies erregte große Mißstimmung, aber trotzdem ging man von dem einmal gefaßten Beschlusse nicht ab und einigte sich, in Masse am anderen Tage vor die Paulskirche zu rücken, um der Ueberreichung der Adresse mehr Nachdruck zu verleihen, nöthigenfalls mit Gewalt einzudringen und sich durch keine Militärgewalt davon abhalten zu lassen. Darauf hörte man wilde Rufe: „Das Parlament auseinandersprengen! Die Majorität aufhängen!"

Zuletzt wurde der Beschluß gefaßt, am folgenden Tage um 11 Uhr auf dem Roßmarkt eine bewaffnete Volksversammlung zu halten. Sicherlich wurden auch noch in der Nacht Boten oder Staffetten ausgesandt, um die Nachbarorte zum bewaffneten Zuzug für diesen Zweck aufzufordern, wenigstens liegen in diesem Sinne mehrere bestimmte Zeugenaussagen vor.

Sehr stürmisch ging es auch an jenem Abend im Essighaus her, wo besonders Metternich zur Theilnahme an der morgigen bewaffneten Volks-

versammlung aufforderte. Nicht minder in dem Locale des Bierwirths Hölz am Bockenheimer Thor, wo namentlich viele Bockenheimer und Bornheiner sich zusammengefunden hatten. Hier war außer vom gewaltsamen Stürmen der Paulskirche und von der Ermordung der Majorität deutlich von einer „Eroberung Frankfurts, dem Ausplündern und Aufhängen der Reichen“ die Rede. Solche Dimensionen hatte bereits der Aufruhr angenommen.

Bis um 2 Uhr Nachts dauerte das wüste Treiben fort, da stürzte ein junger Mensch in's Wirthshaus und verkündete, es seien eben 2000 Preußen und 2000 Oesterreicher angekommen. Daraufhin stürmte Alles in's Freie.

In der That waren 2 Bataillone von Mainz und Frankfurt eingerückt und stellten sich um 1/2 7 Uhr Morgens bei der Paulskirche auf, die Preußen auf der Seite der Börse, die Oesterreicher auf der entgegengesetzten. Nach Beginn der Sitzung, um 9 Uhr nahm das preußische Militär auf erhaltenen Befehl etwas entfernter seine Stellung auf der sogenannten „Neuen Kräme“ und in der von da nach der Paulskirche zu führenden Straße. Inzwischen hatten sich um die Paulskirche herum große Volksmassen angesammelt, die das Militär beengten und beschimpften; doch dieses hielt sich ganz ruhig. Die Volksmasse bestand zumeist aus Arbeitern, Turnern, Handwerksburschen und Landleuten; doch sah man auch viele wohlgekleidete Menschen darunter.

In der ganzen Nachbarschaft der Paulskirche herrschte große Unruhe, namentlich wurde an der nordwestlichen Seite vor der nach der Zuhörergalerie führenden Thüre großer Unfug getrieben. Dort stand ein Rottenführer mit grünem Turnerhut, der die Menge gegen die Parlamentsmitglieder aufhetzte. Da hörte man Rufe wie: „Die schlechten Kerle da drin, die müssen heraus! Wir wollen uns hineinsetzen! Die Kerle kosten uns unser Geld. Ich habe einen Strick im Sack, da hänge ich allein drei daran; wenn Ihr mithelft, so hängen wir 17 an einen Strick!“

Es ist erwiesen, daß die Agitatoren Daniel Georg und Saul Buchsweiler, — dieselben, die sich später an der Ermordung des Generals Auerswald und Fürsten Lichnowsky betheiligten, unter aufrührerischen Reden die Freischaaren von Bockenheim und Ginnheim herbeiholten. Georg sagte u. A.: „sie müßten jetzt nach Frankfurt marschiren, in einer Stunde müßte jeder von der Rechten an einer Orgelpfeife hängen.“ Aehnlich habe der fanatische Judenlehrer Buchsweiler geschrieen, daß ihm der Schaum vorm Munde stand. Ein anderer Jude, Namens Collin, soll den Ginnheimern auf ihrem Marsche nach Frankfurt gesagt haben, unterwegs würden ihnen im sogenannten Kirschenwäldchen Stricke vertheilt. Wozu, war Jedem klar. Es galt, daran die Mitglieder der Rechten aufzuhängen. Auch Waffen und Pulver ward noch in Bockenheim unter sie vertheilt. Bei Vielen herrschte die Meinung, daß außer der Sprengung des Parlaments die Proklamirung der Republik und Güterverteilung in Scene gesetzt werden sollte.

Während die aufgeregten Volksmassen vor den Eingängen in die Paulskirche tobten, ward drinnen getagt. Seltsamerweise begann die Sitzung mit einer Interpellation Bergers von der äußersten Partei des Donnersberg, warum man Truppen herbeigezogen habe und dadurch die Freiheit der Berathung hindere. Schmerling rechtfertigte dies durch ein um Mitternacht eingegangenes Gesuch des Senats zum Schutze des Parlaments. Unmittelbar zuvor hatte er der Versammlung in einer schriftlichen Eröffnung mittheilen lassen, daß die in Frankfurt anwesenden Mitglieder des früheren Ministeriums die einstweilige Fortführung der Geschäfte mit voller Verantwortung übernommen hätten. Doch Hedscher war nicht mehr dabei. Er hatte sich vor der am lautesten gegen ihn Tags zuvor zum Ausbruch gekommenen Volkswuth nach Soden geflüchtet und wollte von da, weil er von Werbungen und Aufwiegelungen in der ganzen Umgegend gen Frankfurt hörte, nach Mainz gehen. Aber in Höchst am Main ward er erkannt und von der aufgeregten Volksmasse mißhandelt; sicherlich wäre sein Leben verloren gewesen, wenn ihn nicht die Ortsbehörde rechtzeitig zu seinem eigenen Schutze verhaftet hätte.

Diese Vorkommnisse waren schon am Montag Morgen den 18. September in Frankfurt bekannt. Um so seltsamer mußte die Berger'sche Interpellation wegen des Militärs berühren. Schmerling fügte seine Rechtfertigung der zur Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens getroffenen Anstalten noch den Hinweis hinzu, daß ein Angriff von draußen für Hochverrath gelten würde. Diese Ueberzeugung hatte die vor den Thüren lärmende Volksmenge ohne Zweifel nicht. Wohl auch nicht Alle innerhalb der Versammlung. Sofort stellte die äußerste Linke, darunter Rühl aus Hanau, den Antrag, weil es zweifelhaft sei, ob die Nationalversammlung in ihrer jetzigen Zusammensetzung noch das Vertrauen der Mehrheit des deutschen Volkes besitze, so seien sofort neue Wahlen anzuordnen in der vom Vorparlamente festgesetzten Weise. Dieser Antrag bedeutete nichts Anderes als einen moralischen und politischen Selbstmord, darum ward auch Herrn Rühl zur weiteren Begründung das Wort verweigert. Nicht minder einem weiteren Antrag der Linken um Entfernung des Militärs, weil es das Vertrauen des Volkes in das Parlament schwäche. Hatte doch eben Rühl behauptet, daß dasselbe überhaupt nicht mehr das Vertrauen des Volkes besitze.

Während man hierauf in peinlicher Stimmung die Zeit in rein äußerlichen Fragen über Aenderung der Geschäftsordnung und den 4. Artikel der Grundrechte verzettelte, geschah ein Ueberfall und Eindringen der Volksmenge von außen. Es hätte dies nicht erfolgen können, wenn man nicht unbegreiflicher Weise das österreichische Militär von der Paulskirche weg nach der Ecke und das preußische sogar bis zur benachbarten Straße gezogen hätte. Sollte wirklich eine so kopflose Nachgiebigkeit vom Innern der Paulskirche aus durch einen diesbezüglichen Wink ausgegangen sein? Durfte

man sich unter so bedrohlichen Verhältnissen auf solche Weise selbst des Schutzes berauben?

Jener bereits erwähnte Dämon des Aufruhrs im grünen Turnerhut war gegen 10 Uhr mit seiner Schaar vor die Thüre an der Nordseite der Paulskirche gerückt, wo der Eingang für die Abgeordneten war. Hier mündete auch eine enge Seitengasse nach der Kirche zu, wo die Volksmenge gewaltsam einströmte. Wohl stand hier eine Reihe österreichischer Soldaten auf der rechten Seite, die dem Pöbel im Nothfall mit dem Bajonett hätte in die Flanke fallen können; doch es waren Czechen, die kein Deutsch verstanden und die Nothlage nicht recht begriffen; zudem waren sie vom Commando ihrer Offiziere, die drüben vor der westlichen Front der Kirche standen und das Getümmel auf der Nordseite nicht überblickten, abgeschnitten.

Hier also, auf der Nordseite, fluthete die Volksmenge mit dem dort hineingehenden Abgeordneten Rießer bis vor die innere zweite Thüre. Nur mit Mühe und Noth gelang es diesem, sowie zwei zu Hilfe eilenden Parlamentsdienern die nachdrängende Menge zurückzuhalten. Ja, es mußten sogar noch die der Thüre zunächstsitzenden Abgeordneten beispringen. Hierbei kam es schon zu Thätlichkeiten. Einer der Attentäter schlug mit dem Stocke nach dem abwehrenden Abgeordneten Brunnig, doch dieser wich aus und trieb mit einem kräftigen Schlag dem Vordersten, der bereits seinen Fuß zwischen die Thüre geklemmt hatte, seinen dunkeln Turnerhut tief in den Kopf, worauf es Luft gab und gelang, die Thüre von innen zu verriegeln. Noch mehrere heftige Stöße und Schläge erfolgten von außen, so daß die Thüre von oben bis unten sprang. Da auch die äußere Thür verriegelt war, so dauerte der Lärm und Unfug im Vorplatz noch fort, und u. A. ward ein Schild mit der Aufschrift: „Eingang für Abgeordnete unter den höhnischen Worten: „Die brauchen keinen Eingang mehr!“ abgerissen. Hierauf versuchte man an einer anderen Thüre, am Eingang für das diplomatische Corps, einzudringen.

Im Innern hatte Präsident Gagern mit Würde die Ruhe der Versammlung gewahrt; trotz der Schläge und Stöße von außen leitete er die Sitzung weiter. Am Eingang hatte die riesige Gestalt des Geschichtsschreibers Gfrörer, mit einem Stocke bewaffnet, in drohender Haltung Posto gefaßt, als ob er den ersten frechen Eindringling zu Boden schlagen wollte.

Auf einmal wandte sich Alles weiter westlich auf der Diplomatengalerie nach den Fenstern, — ohne Zweifel ging dort etwas Besonderes vor.

Gagern rief: „Meine Herren, verlassen Sie das Fenster!“

„Keine Komödie hier!“ rief eine Stimme von der Linken, man glaubt, die Robert Blums.

„Keine Komödie draußen!“ entgegnete eine Stimme von der Rechten.

Danach ging der Präsident mit Ruhe zur Abstimmung über drei eingebrachte Anträge über.

Inzwischen war die Hilfe von außen gekommen. Der preußische Major von Knoblauch, der von der Gefahr benachrichtigt worden war, ließ sein Bataillon mit gefälltem Bajonett zur Attaque gegen die vor der Paulskirche tobende Volksmenge vorrücken; diese stob in wilder Flucht auseinander, doch kamen dabei einige Verwundungen vor. Sofort verbreitete man unter der aufgeregten Volksmasse die Kunde, es sei ein alter unschuldiger Mann von den Preußen erstochen worden, und wüthend schrie man: „Zu den Waffen!“ Die Soldaten wurden mit den Schimpfnamen: „Preußische Hunde!“ übergossen und mit Steinen geworfen. Trotzdem kam es jetzt noch nicht zum eigentlichen Straßenkampf.

Einzelne Abgeordnete schöpften, während über die Debatte: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ lange Reden gehalten wurden, frische Luft oder wollten sich erkundigen, was draußen vorginge. Darunter befanden sich General von Auerswald und Fürst von Lichnowsky, — ahnungslos, eine wie kurze Spanne Lebens ihnen das Schicksal noch gönnte.

Auerswald, „ein magerer Mann mittlerer Größe mit einem tiefgefurchten blassen Antlitz, das ohne eine blonde Haartour den bejahrten Fünfziger noch viel älter und sorgenvoller angekündigt hätte“, hielt sich mißbilligend über die halben Maßregeln gegen den Pöbel auf, der dadurch nur zu kühnerem Vorgehen ermuthigt würde; im Uebrigen war es eine vermittelnde und versöhnliche Natur, mehr zur Milde als zur Strenge geneigt. Er hatte in den Freiheitskriegen tapfer mitgefochten und wußte stets anregend davon zu unterhalten. Diesmal erregte ein Handwerker, der mit drohend erhobenem Knüttel einen Abgeordneten auf der Treppe, vermuthlich Soiron, fixirte, seine besondere Aufmerksamkeit, und er erging sich in Vermuthungen, was wohl solch ein Individuum sich für Vorstellungen von einem Abgeordneten mache.

Inzwischen konnte man deutliche Vorbereitungen zum Errichten von Barricaden bemerken; in einem engen Gäßchen, das vom Römerberg nach dem Paulsplatz zu führte, schleppte man bereits Budenbretter zusammen, während das preußische Militär müßig zuschaute. Auf Befragen Auerswalds, warum man dies nicht hindere, versetzte ein preußischer Offizier, daß sie keine Ordre hätten, Etwas über den Paulsplatz hinaus zu unternehmen; ihr alleiniger Zweck sei, die Nationalversammlung in der Kirche zu schützen; zur Zersplitterung aber war ihre Macht zu gering.

Nun trat auch Fürst Lichnowsky hinzu, eine männlich imposante Figur, damals in der Blüthe seiner Kraft und Lebenslust, in seinem galanten Leichtsinn etwas an den Goethe'schen Egmont erinnernd, der auch inmitten der Gefahr tändelnd zum Liebchen schleichen konnte. Indeß wollen Alle, die ihm in damaliger Zeit näher traten, bei ihm einen fühlbaren Uebergang in seinem Innern und im Lebenswandel zum Ernsteren wahrgenommen haben. Im Jahre 1838 war er in die Dienste des spanischen Prätendenten Don Carlos gegangen, der ihn zum Brigadegeneral und Generaladjutanten

ernannt hatte. Durch Veröffentlichung seiner Erinnerungen über seinen Aufenthalt in Brüssel und Paris (1840) verwickelte er sich in einen Streit mit dem General Montenegro, von dem er im Duell schwer verwundet ward. Im Jahre 1847 nahm er an dem ersten preußischen Vereinigten Landtag als Mitglied der Herrencurie Theil. Beim Ausbruch der Märzrevolution ward er 1848 von Ratibor in die Nationalversammlung gewählt, wo er in der Paulskirche seinen Sitz auf der Rechten nahm und sich durch eine glänzende Beredsamkeit auszeichnete. Sein Wesen war ausgeprägt aristokratisch, — von Manchen wird er als hoffärtig geschildert, — ritterlich, liebenswürdig, galant und den Frauen als Don Juan gefährlich. Bezeichnend ist eine Zeugenaussage: „Lichnowsky habe die Weibsleute schändlich behandelt." Einen großen Einfluß auf den Wandel in seinem Charakter zum Besseren übte der berühmte Nibelungendichter Wilhelm Jordan auf ihn aus, bekanntlich damals auch einer der bedeutendsten Parlamentarier in der Paulskirche. Jordan war einer der Ersten, die ihm männlich fest begegneten und ohne Rücksicht auf seinen Rang ihm offen ihre Meinung sagten. Als ihm der Dichter einmal die Haltlosigkeit seines Lebens vorwarf und meinte, „er begreife nicht, wie ein so gebildeter Mann ohne ernstere Interessen sein Leben mit Spielen und anderen Nichtigkeiten verbringen könnte", antwortete Lichnowsky: „So Etwas hat sich mir gegenüber noch Niemand erlaubt, — da gehe ich gleich wieder fort, wenn Sie mich nach den ersten Worten gleich so hart anlassen." Erst mit dem Ernst der politischen Sachlage und dem Verkehr mit den bedeutenderen Parlamentariern, besonders aber mit dem damals schon die Bedeutung des Preußenthums in der Zukunft der deutschen Geschichte klar erkennenden großen Dichterpropheten Wilhelm Jordan war ihm eine neue Lebensleuchte aufgegangen und der bessere Theil seines Ich erwacht. Gerade in dieser bedeutsamen Entwicklungsepoche sollte er ermordet werden. Auch in politischer Beziehung war er ein wenig von der Rechten abgewichen und hatte sich an das Casino angeschlossen; er hatte also in dem Augenblick wirklich keine herausfordernde Parteistellung mehr und, wie wir bereits berichtet, in der Waffenstillstandsdebatte zu Vermittlung und Versöhnung der Parteien gesprochen. Freilich fehlt es auch nicht an der Auslegung dieses seines damals überraschend und ungewohnt sanften Auftretens, als ob er an jenem Tage nicht ganz wohl gewesen sein müsse.

Heinrich Laube charakterisirt Lichnowsky in seinem Werke: „Das erste deutsche Parlament" II p. 280 folgendermaßen:

„In diesem schlankgewachsenen eleganten Körper floß überhaupt ein gut Theil slavischen Blutes, welches ungleiche Stimmung und rascheren Wechsel in gutem und schlechtem Muthe mit sich zu bringen pflegt. Er war ein Sanguiniker, der ebenso zu Uebermuth geneigt war, wie er unerwartet zu nachgiebiger Ausgleichung selbst da Gelegenheit fand, wo ein eng und streng gefügter Deutscher nur auf Biegen oder Brechen bedacht

gewesen wäre. Zum Schwunge geneigt und befähigt nach allen Richtungen, bestand sein Vorzug in der ausgiebigsten Schmiegsamkeit und Anmuth nach jeder plötzlich ergriffenen Richtung. Er war ganz und gar Talent. Dreist, zuversichtlich und graziös ergriff er Alles, was er ergriff, mit allen Hilfsmitteln zugleich, welche ihm zu Gebote standen, und erreichte deshalb überall Erfolge. Ganz so als Sache des Talentes betrachtete er auch Alles, als ein Turnier, als einen Kampf, bei welchem Zweck und Inhalt gleichgiltig, ein Augenblick siegreich erscheinender Ausgang die Hauptsache. Ich glaube, es war seine vorletzte Rede im Parlamente, da ging er an mir vorüber zur Rednerbühne und sagte halblaut: „Halten Sie mir den Daumen, ich will eben sprechen!" — „Den Kuckuck auch!" erwiderte ich, „ich stimme für das, was Sie bekämpfen wollen." — „Das ist ja einerlei!" entgegnete er und stieg hinauf. So wenig kümmerte ihn der Inhalt, welcher jenseits des augenblicklichen Erfolges, jenseits der That des Talentes liegen mochte.(?)

Er wurde mit Interesse gehört und zwar von allen Parteien. Trotz seiner schlechten Stimme, wie Porzia sagt im „Kaufmann von Venedig". Die Stimme war dünn und hatte einen Beisatz von Heiserkeit, über welche der Tenorton mit einiger Anstrengung hinwegsetzen mußte. An dieser Anstrengung ließ er es nie fehlen, so daß er überall verstanden wurde. Aber trotz dieser erhöhten Kraft, die er anwenden mußte, verließ er die Form des Salonvortrages nicht und gerieth niemals in Declamiren, in dieses Symptom von Unwahrheit oder doch Halbwahrheit, welches jeden stärkeren Eindruck aufhebt. Er begann immer mit Aufräumung des Zimmers, welches er vorfand. Da hatte Jener Dies und Dieser Jenes gesagt, und Dies und Jenes mußte er erst in den Winkel schieben, ehe er an seine Bemerkungen kam, die zu einer Rede gruppirt werden sollten. Das geschah immer mit Raschheit und Lebhaftigkeit, und je mehr Zwischenfälle oder Zwischenbemerkungen ihm widerfuhren, desto besser gelang es. Denn wie alle Leute pikanter Conversation hatte er eigentlich keinen tiefen und langen Athem des Vortrags, hatte aber volle Geistesgegenwart, und jede Unterbrechung war ihm deshalb nicht nur nicht störsam, sondern hilfreich. So hat er nie eine bessere Wirkung gemacht, als da er in einer Rede wegen Räumung der Galerie von der Galerie herunter ausgepfiffen wurde und flugs dieses Pfeifen willkommen hieß als ein Argument für seine Sache, als einen thatsächlichen Beweis, wie nöthig die einschränkenden Maßregeln seien gegen die Galerie. Er konnte natürlich mit diesen Gaben nie den Anspruch eines wirklichen Parteiführers, eines nachdrücklichen Verfechters von Principien machen, er war nur ein gewandter, wohlausgestatteter und mitunter ganz empfindlich einhauender Reiter*) seiner Partei, der sich dann auch am besten ausnahm, wenn es sich um Aufgebung oder Vertheidigung

*) Der Vertheidiger der Henriette Zobel sagte von Lichnowsky, „er sei oft mit wahrhaft verletzendem Hohne" den Bestrebungen der Linken entgegengetreten.

eines Standesvorzugs handelte. Da hatte er alle Waffen, nämlich auch die poetischen Gedankenwaffen einer besonderen Erziehung für sich. Er hat mir nie besser gefallen, als wenn er den Muth zeigte, unpopulär zu sprechen. In der Frage um Aufhebung des Adels hatte er ein paar Wendungen, welche den demokratischen Zeitgeist geradezu verletzten und welche als Zeichen einer ganzen Anschauungsweise besseren Gehaltes waren als zehn Wendungen versuchter Ausgleichung, mit denen er sich in anderen Reden herumquälte. Seine persönliche Haltung auf der Rednerbühne war frei und gewandt: er hielt sich nicht an, er lehnte sich nicht an, und der kleine dunkelhaarige Kopf mit blitzenden Augen, die nicht ohne Falschheit waren, warf sich dabei gern auf den Nacken zurück. Von größerer Bedeutung war weder seine Rede noch sein Gesicht, welches durch einen Säbelhieb und Schnurrbart an das sensualistische Antlitz eines Reiteroffiziers erinnerte. Ob er gefallen oder nicht gefallen? war denn auch immer seine dringende Frage, nachdem er gesprochen, und in dieser dringenden Nachfrage zeigte er oft soviel Naivetät, daß die Eitelkeit liebenswürdig wurde, wenn man sich einmal darein ergeben hatte, so wichtige Fragen und Formen auf persönliches Genüge heruntergebracht zu sehn."

So Laube; doch kehren wir zur Schilderung der Unruhen zurück.

Inzwischen fuhr man mit dem Barricadenbau fort; doch vorläufig sah man diesen Anstalten zu, wie man dem Errichten von Jahrmarktsbuden zusieht. Es war die Stille vorm Gewitter. Noch vor Schluß der Sitzung, gegen 2 Uhr, ward die auf der Volksversammlung beschlossene Adresse der Nationalversammlung überreicht und verlesen.

Sie lautete:

„Hohe Nationalversammlung!

Die Volksversammlung zu Frankfurt a./M. am 17. September 1848, bestehend aus mindestens 20 000 Bürgern aller Städte und Dörfer der Umgegend, beschließt:

1) Daß die Majorität von 258, welche in der Nationalversammlung vom 16. d. M. den schmählichen Waffenstillstand angenommen hat, von dieser Volksversammlung hiermit für Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre erklärt;

2) Daß dieser Beschluß der deutschen Nation auf das Schnellste bekannt gemacht werde;

3) Daß eine Deputation obigen Beschluß morgen der Nationalversammlung mittheile."

Diese Eingabe wurde von 12 Unterzeichnern gegen 11 Uhr an der südlichen Thüre der Paulskirche, also an derjenigen übergeben, die der Thüre, an welcher der Tumult stattfand, gerade entgegengesetzt ist. Die Uebergabe fand statt, ohne daß eine Volksmenge die Deputation begleitete, und als das Militär schon wieder um die Paulskirche herum aufgestellt war, somit nach dem Tumult an den nördlichen Eingangsthüren.

Der Wortführer der Deputation, Schütz von Mainz, verlangte persönlichen Zutritt in die Nationalversammlung. Dr. Jucho, der als Secretär herausgerufen worden war, machte sie auf das Unzulässige ihres Verlangens aufmerksam; sie standen aber erst dann davon ab, als ihnen Dr. Jucho die Geschäftsordnung unter Berufung auf den betreffenden Paragraphen zur Einsicht vorgelegt hatte. Somit ward die Adresse übergeben und am Schlusse der Sitzung der Nationalversammlung verlesen.

Das Resultat der bewaffneten Volksversammlung auf dem Roßmarkt scheint nach Allem, was man darüber gehört, ein negatives gewesen zu sein.

Es wurden wohl von den auf der Mitte des Platzes befindlichen Gascandelabern viele Reden gehalten, aber die Hauptstimmführer, wie Metternich, Essellen und Reinach, riethen der Menge, von einem bewaffneten Vorgehen abzustehen, weil zuviel Militär in der Stadt und die Bahnhöfe besetzt seien, sodaß die Zuzüge nicht hereinkönnten. Buchsweiler forderte auf, zur weiteren Berathung in das Greber'sche Local zu kommen.

Dort fanden auch geheime Abmachungen statt, man verständigte sich mit den Hanauern, und man schickte Boten nach Höchst und Bornheim, vermuthlich um Zuzug herbeizuholen. Man sah darnach Metternich, Reinach und noch einen Dritten, mit weißen Schärpen bekleidet, auf der Zeil, ohne Zweifel, um den allgemeinen Aufstand in Scene zu setzen. Schon am Morgen hatte man Metternich mit einem mehrfach zusammengelegten Bogen Papier in der Hand, in Begleitung von Essellen, Adler, Reinach u. A. und von Turnern gefolgt, durch die Straßen gehen sehen. Ohne Zweifel enthielt das Papier den Barrikadenplan. Darnach sah man Metternich abermals mit Reinach, mit einem Schleifsäbel bewaffnet, an der Spitze von 40—50 wohlbewaffneten Männern, meist Turnern, durch rothe Schleifen und Federn ausgezeichnet, in veränderter Weise durch die Gassen ziehen.

Nach jener bereits erwähnten Verwundung eines, wie es hieß, alten, unschuldigen Mannes durch das preußische Militär vor der Paulskirche erschollen die wilden Rufe: „Die Preußen müssen aus der Stadt! — Barrikaden! — Bürger heraus!" und dichte Volkshaufen wälzten sich durch die Stadt. Pfarrer Lukas, ein alter Mann aus Rheinbaiern, wurde, als er eben aus der Paulskirche kam, verfolgt und flüchtete vor den Schlägen und Drohungen der Masse in ein Haus auf der „Neuen Kräme". Noch lange stand die tobende Menge davor und schrie: „Der Pfaff muß heraus!"

Nach 11 Uhr erbrach man die Waffenmagazine und begann mit dem Bau von Barrikaden. Das Militär, das die Paulskirche umstellt hielt, ließ es ruhig geschehen, und die Bürgerwehr erschien trotz des wiederholten Alarmblasens nicht auf dem Sammelplatze. Die Erbauung der Barrikaden geschah allen Anzeichen nach einem wohldurchdachten, längst vorbereiteten Plane gemäß, und die Leitung scheint nur wenig Eingeweihten bekannt gewesen zu

sein. Man begann in der nächsten Umgebung der Paulskirche und endete in den entferntesten Straßen nach 2 Uhr.

Das Militär, an der Paulskirche und Hauptwache concentrirt, hielt sich anfangs für zu schwach, um zur Offensive überzugehen; als aber zwischen 12 und 1 Uhr Verstärkungen aus Mainz anlangten, rückten nach halb zwei Uhr zwei Compagnien Oesterreicher unter Vilani und Ackermann von der Hauptwache her die Zeil herauf gegen die Barrikade am sogenannten Türkenschuß. Dieselbe wurde, indem sich deren Besatzung in die Fahr- und Hasengasse zurückgezogen hatte, ohne Gefecht genommen. Hierauf rückten beide Compagnien in die Töngesgasse, um die große Barrikade am Trierer Platz zu nehmen, wurden aber mit einem starken Feuer von da und den benachbarten Häusern empfangen.

Inzwischen marschirte das eben von Darmstadt angekommene 1. Bataillon des 1. Gr. Hess. Infanterieregiments und die Scharfschützen des 2. Regiments (unter Oberst von Rabenau und Major Crecmann) in die Fahrgasse ein, nahmen kämpfend die Barrikaden in derselben und drangen gegen die große Barrikade an der Constablerwache vor, von der gegen die auf der Zeil stehende 4. Compagnie des Kgl. Preuß. 38. Infanterieregiments unter Hauptmann Stößel einige Zeit hindurch lebhaft gefeuert worden war. Gleichzeitig kämpfte das 1. Bataillon des 38. Preuß. Infanterieregiments unter Hauptmann Hübner und Ober-Lieutenant von Hillersheim, die beide sehr bald ihren Tod gefunden hatten, in der Bleichstraße. Nachdem der Kampf gleichzeitig auf mehreren Punkten eine Zeit lang gewährt, erwirkten Abgeordnete von der Linken beim Reichsverweser einen halbstündigen Waffenstillstand, während desselben entwichen sämmtliche Leiter des Aufstandes, insofern sie nicht schon beim ersten Schuß, wie z. B. Metternich, entflohen waren. Ohne Zweifel war der Waffenstillstand nur zu diesem Zweck erwirkt worden.

Nach Ablauf desselben begann der Barrikadenkampf auf's Neue, und erst nachdem die Gr. Hess. Artillerie ihr Feuer eröffnete, endigte der Kampf allmählich, der an einzelnen Punkten bis in die tiefe Nacht gedauert hatte. Todt blieben 54 Personen auf dem Platze, abgesehen von den schweren Verwundungen.

Wegen Theilnahme am Barricadenkampf wurden später gegen dreihundert Personen in Untersuchung gezogen; doch belief sich ihre Anzahl sicher auf weit mehr; denn Viele waren als fremde Zuzüglinge gänzlich unbekannt. Bekanntlich wurden sie sämmtlich, die mindergravirten schon durch einen Senatsbeschluß vom 5. August 1856, die schwergravirten Theilnehmer durch einen solchen vom 29. Juni 1861 amnestirt. Viele darunter waren recht übelbeleumundete Subjecte, die sich zum Theil für ihren Barrikadenkampf bezahlen ließen, zum Theil noch nach ihrer Entlassung aus der Untersuchungshaft namhafte Summen bezogen. Je nach der Dauer dieser erhielten sie von Mitgliedern der Linken, wie von Rößler, 20—75 fl., viele von ihnen

betheiligten sich noch im Frühjahr 1849 an den badischen und pfälzischen Aufständen.

Noch ein höchst tragisches Nachspiel sollte der verhängnißvolle 18. September im Gefolge haben: die wahrhaft thierische Abschlachtung der beiden Abgeordneten General von Auerswald und Fürst Lichnowsky.

Gegen Letzteren namentlich hatte sich seines hochmüthigen Wesens wegen besonders die Volkswuth gekehrt; auf einer Carikatur war er mit einem Pfauschwanz abgebildet. Auch wird ihm nachgesagt, er habe bei einer auf eine Barrikade abgegebenen Salve sich im Sattel erhoben und Beifall geklatscht.

Wohl war er gewarnt worden; ja es scheint, daß er eine Todesahnung hatte, denn noch Tags zuvor äußerte er im Bethmann'schen Hause: „Was würden Sie dazu sagen, wenn man mich einmal hier todt in's Haus brächte?" Schon der Tumult des Pöbels am Abend des 16. September vor seinem Hause und die Drohrufe: „Den Lichnowsky und den Heckscher suchen wir!" hätten ihn über das belehren müssen, was man gegen ihn vorhatte. Noch am Morgen des 18. September äußerte er zu Prinz Felix von Hohenlohe: „es sei ihm zu Ohren gekommen, daß gegen ihn selbst und den Präsidenten von Gagern ein Handstreich im Werke sei, daß er aber seine auf den 19. September festgesetzte Abreise verschoben, weil man doch nicht im Augenblick der Gefahr abreisen dürfe."

So ging er blindlings in sein Verderben.

Als er um 1 Uhr mit seinem Freunde, dem Prinzen von Hohenlohe, aus der Paulskirche nach der Hauptwache zuschritt, machte ein Jude, Namens Oppenheimer, die Menge auf ihn aufmerksam. Sofort vernahm man Zischen, Pfeifen und die Rufe: „Das ist der Kerl, das ist der Lichnowsky!" Der Lärm ward so arg, daß die Beiden sich genöthigt sahen, einen Fiaker anzurufen und rasch die Zeil hinauf davon zu fahren.

Trotzdem konnte Lichnowsky darnach noch ruhig im „Englischen Hofe" in Gesellschaft von Wilhelm Jordan, Graf Dohna u. A. beim Kaffee am offenen Fenster sitzen, während aus der Stadt Kanonenschüsse erschallten. Umsonst baten ihn Dohna und Jordan dringend, doch in dieser kritischen Zeit nicht auszureiten. Es war, als wollte oder sollte er mit aller Gewalt in seinen Tod gehen.

Gegen halb 4 Uhr, als der Kampf an einigen Barrikaden bereits begonnen hatte, erschien er bei dem österreichischen Oberst von Meyern an der Hauptwache, um ihm mitzutheilen, er habe gehört, daß eine Deputation von der linken Seite der Nationalversammlung sich zu dem damals an der Bockenheimer Chaussee wohnenden Reichsverweser begeben wolle, es stehe zu besorgen, daß sich dieser Deputation eine Menge Volkes anschließen werde; er beabsichtige daher, den Reichsverweser hiervon zu benachrichtigen und ihn von dem Stand der Dinge in der Stadt Kenntniß zu geben. Zu diesem Zweck bat er den Oberst von Meyern um ein Pferd, was ihm dieser auch

gewährte; er rieth auch noch dem Fürsten Lichnowsky, einen Seitenweg vom Eschenheimer Thor aus einzuschlagen, da er auf eben diesem kurz zuvor eine halbe Compagnie Oesterreicher zum Schutze des Reichsverwesers nach dessen Wohnung hin entsandt hätte.

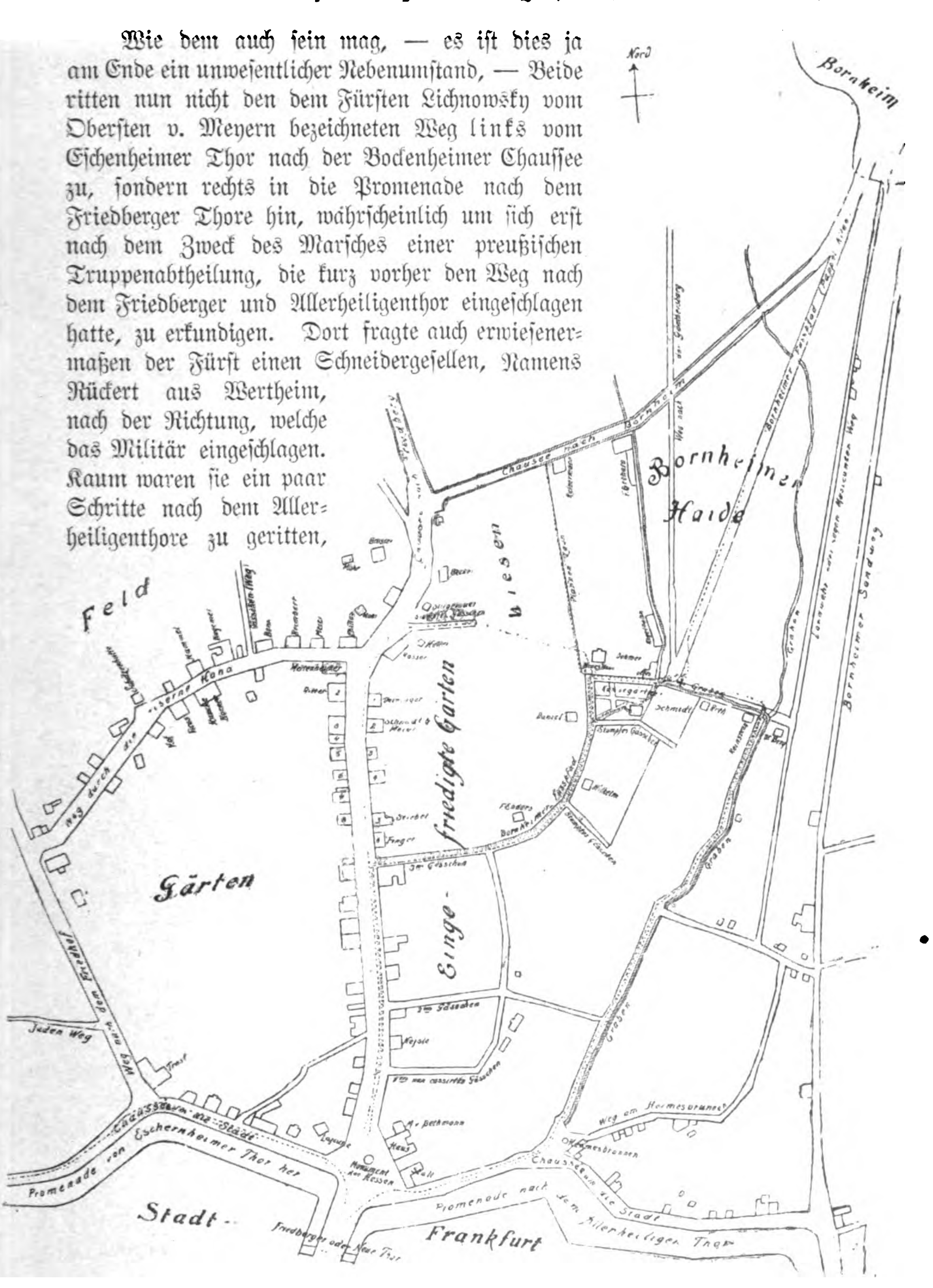
Die Berichte über diese einzelnen Vorgänge dieses aufgeregten Tages gehen hier zum Theil auseinander. So wird in einem, August 1897 in der „Deutschen Revue" (Jahrg. 23) erschienenen Aufsatze: „Aus Schmerlings Leben" von F. Lammermeyer, p. 200: „Ueber die stürmischen Septembertage und die Ermordung des Fürsten Felix Lichnowsky und Generals Auerswald nach den Aufzeichnungen des Augenzeugen Barons Ed. Detraux, damaligen Adjutanten des Truppencommandanten Grafen Nobili" zum Theil anders geschildert, wie z. B., daß der Fürst etwa gegen 2 Uhr — die Zeit ist sehr unwahrscheinlich — ganz unvermuthet auf die Hauptwache zum Grafen Nobili gekommen wäre und ihn um die Zuweisung irgend einer activen Rolle gebeten hätte. Hierauf habe ihm der General gerathen, sich an einem sicheren Orte zu verbergen, da man auf ihn fahnde. Der Fürst aber, beim Heraustreten aus dem Zimmer die gesattelten Pferde erblickend, habe erwidert: „Wie wär's, wenn ich den saumseligen Württembergern entgegenritte und sie, zur Eile antreibend, auf den Platz brächte?" Zu diesem Ritte habe er dann auch den zufällig in der Nähe stehenden preußischen General Auerswald veranlaßt.

Anders erzählt es mein Vater, dessen gründlichen und genauen Aufzeichnungen ich gefolgt, der nicht nur auch inmitten der Wirren jener aufgeregten Zeit gestanden, sondern auch, wie bereits erwähnt, als Actuar, d. h. Protokollführer der Untersuchungscommission des peinlichen Verhöramtes des Appellationsgerichts der freien Stadt Frankfurt und später als Inquirent d. i. Untersuchungsrichter in den auf den 18. September 1848 stattgehabten Aufruhr Bezug habenden Untersuchungen die beste Gelegenheit hatte, sich über alle Einzelheiten genügend und authentisch zu orientiren.

Darnach bat auch General Auerswald, der gerade mit dem Landrath Schirrmeister aus Insterburg vor der Hauptwache auf- und abging, und schon Anstalten zur Abreise getroffen hatte, den Oberst v. Meyern um ein Pferd, in der Absicht, den Fürsten Lichnowsky zu begleiten. Mit dieser Darstellung deckt sich auch das nach den Acten des Appellationsgerichts zu Frankfurt a. M. mit Genehmigung dieses hohen Gerichtshofs von Professor jur. C. Reinhold Köstlin zusammengestellte „Zeitbild: Auerswald und Lichnowsky" (Tübingen 1853) p. 21, nur daß dieser Verfasser noch bemerkt, daß Auerswald auf die Aufforderung Lichnowskys hin, ihn zu begleiten, Anfangs keine große Lust bezeugt, sich aber später eines Anderen besonnen habe und ihm nachgeritten sei.

Nach unseres Gewährsmanns Bericht konnte Oberst v. Meyern ein zweites Pferd nicht entbehren, und Auerswald lieh sich eins von General v. Peucker.

Wie dem auch sein mag, — es ist dies ja am Ende ein unwesentlicher Nebenumstand, — Beide ritten nun nicht den dem Fürsten Lichnowsky vom Obersten v. Meyern bezeichneten Weg links vom Eschenheimer Thor nach der Bockenheimer Chaussee zu, sondern rechts in die Promenade nach dem Friedberger Thore hin, währscheinlich um sich erst nach dem Zweck des Marsches einer preußischen Truppenabtheilung, die kurz vorher den Weg nach dem Friedberger und Allerheiligenthor eingeschlagen hatte, zu erkundigen. Dort fragte auch erwiesenermaßen der Fürst einen Schneidergesellen, Namens Rückert aus Wertheim, nach der Richtung, welche das Militär eingeschlagen. Kaum waren sie ein paar Schritte nach dem Allerheiligenthore zu geritten,



so erschollen Rufe aus dem dort angesammelten Volkshaufen: „Das sind auch Preußen, — das ist der Lichnowsky, der Schuft! — Nieder mit ihm!“ Man warf ihnen Steine nach, und an dem Stalle des v. Bethmann'schen Gartenhauses feuerte sogar Einer einen Schuß auf ihn ab, jedoch ohne zu treffen. Der Schießende rief ihm noch nach: „Diesmal ist er unserer Pistole entgangen, aber wir kriegen ihn doch!“

Die beiden Verfolgten wichen nun am Ende des v. Bethmann'schen Hauses vom Glacis ab und schlugen einen nach der Bornheimer Haide am Hermannsbrückchen vorbeiführenden Fußweg ein, — aus welchem Grunde, ist nicht recht klar. An der Wohnung des Gärtners Reinstein wandten sie sich wieder links und bogen am Hause des Kunstgärtners Schmidt in den Bornheimer Fußpfad und von da durch das dritte Nebengäßchen (s. den beigelegten Plan) nach der Friedberger Chaussee zurück. Unterwegs hörte eine Zeugin den Fürsten zu seinem Begleiter sagen: „Wir sind in einer frappanten Lage!“ Eine andere Zeugin, die sie für Verfolgte und den General für den Reichsverweser hielt, winkte ihnen zu, sie möchten in ihr Haus eintreten, aber vergebens.

Auf der Friedberger Chaussee am Finger'schen Hause fragte der Fürst den David van Moses de la Penha nach dem Wege, der nach Bockenheim führe. Auf erhaltene Auskunft ritten sie nach dem Friedberger Thore, wo sie von dem angesammelten Volkshaufen abermals angeschrieen wurden: „Da sind sie wieder! Auf sie! — Das sind die Hunde, — die Spitzbuben! — Schießt darauf! Haltet die Hallunken!“ Zugleich strömte man ihnen entgegen und empfing sie mit einem Steinregen. Da wandten sie am Hessenmonument wieder nach demselben Wege zurück, und Auerswald, der von einem Steinwurfe so heftig auf den Arm, — nicht auf die Schamtheile, wie es in jenem Aufsatze der Deutschen Revue heißt, — getroffen worden war, daß er am weiteren Lenken seines Pferdes gehindert wurde, bog wieder in dasselbe dritte Seitengäßchen, wo sie hergekommen waren, ein und hielt an der Wohnung des Kunstgärtners Schmidt an. Lichnowsky war unter dem Zuruf: „Courage, Courage! Vorwärts, vorwärts!“ und die kleine Klinge eines Stockdegens schwingend, als wenn er pariren wollte, die Friedberger Chaussee vorangesprengt; zweimal ward nach ihm ohne Erfolg geschossen.

Nun wollte es der Unstern Lichnowskys, daß auf dem von links her auf die Friedberger Chaussee einmündenden Wege, der sogenannten „Eisernen Hand,“ sich eine aus 68 Mann bestehende, mit Schießwaffen und Sensen bewaffnete Schar von Bockenheimer und Ginnheimer Turnern und Bürgerwehrmännern, angeführt von Graveur Escherich und Turnwart Melosch aus Bockenheim, sowie dem Schuhmacher und Feldwebel Daniel Georg aus Ginnheim, ihm entgegenstellte. Diese Horde hatte sich, der vom Greber'schen Lokal aus an sie ergangenen Ordre gemäß, um 2 Uhr von Bockenheim her in Bewegung gesetzt, in der Erwartung, sich mit den Hanauer Freischaaren auf der Pfingstweide vereinigen zu können. Unterwegs wurden sie durch

den Ruf: „Die Preußen kommen!“ in’s Bockshorn gejagt und hatten sich in die Häuser und Gärten der „Eisernen Hand“ versteckt. Der Lärm erwies sich jedoch als ein blinder, denn die bereits früher erwähnten preußischen Truppenabtheilungen marschirten weiter unten durch die Promenade. So kamen sie denn wieder hervor, und ein Fremder, der auf einem Omnibus von Frankfurt her kam, rief ihnen, rückwärts nach der Stadt zu deutend zu: „Da hinten kommen zwei, auf die schießt, das sind Spione!“ Nach Angabe zweier Freischärler habe er sie sogar mit Namen bezeichnet und sie aufgefordert, sie umzubringen.

So aufgehetzt kam ihnen gerade zu seinem Unheil Lichnowsky in’s Messer. Sofort schrie man ihm entgegen: „Lichnowsky! Nieder mit ihm!“ und schoß nach ihm, jedoch ohne zu treffen. Der Fürst sprengte durch den Haufen eine Strecke die Friedberger Chaussee weiter, wandte sich aber dann plötzlich wieder um, — ohne Zweifel, um sich nach seinem verlorenen Begleiter umzusehen, — und bog in das sogenannte stumpfe Gäßchen seitwärts ein, von wo er quer über die Wiesen nach den Dohmer’schen und Schmidt’schen Gärten zusprengte. Die Vermuthung, daß er seinen Leidensgefährten nicht hat im Stiche lassen wollen, gewinnt an Glaublichkeit dadurch, daß eine Zeugin den Fürsten, als er den General Auerswald wieder am Schmidt’schen Garten traf, das französische Wort „abandonner“ aussprechen gehört haben will. Doch bereits fanden sie sich nunmehr von allen Seiten umgarnt. Was thun? Statt beherzt nach irgend einer Seite hin durch die Pöbelhaufen durchzusprengen, — was freilich auch bedenklich war, — kamen sie auf den unglückseligen Einfall, sich in der Schmidt’schen Gärtnerswohnung, die sich nach Aussage der Eigenthümer*) und des Mitbewohners Lehrer Schnepf keineswegs hierzu eignete, zu verstecken. Frau Schmidt half nun dem General Auerswald, dessen Arm durch den Steinwurf gelähmt war, seinen Rock ausziehen und steckte ihn in den Schlafrock ihres Mannes. Man schlug ihm vor, sich in dieser Verkleidung in’s benachbarte Haus Daniels zu flüchten. Der General wollte sich auch zur weiteren Entstellung seinen Schnurrbart mit einer Scheere abschneiden; als er aber vor den Spiegel trat und zum Fenster hinausblickte, sah er Bewaffnete sich dem Hause nähern. Da warf er die Scheere weg und rief: „Es ist zu spät; ich gehe nicht mehr aus dem Hause; lassen Sie mich auf den Boden!“ Die Jungfer Pfalz führte ihn auch dahin, schloß hinter ihm ab und warf nachher den Schlüssel hinter das Sopha im Wohnzimmer.

Inzwischen hatte sich Lichnowsky an Frau Schmidt mit der Bitte gewandt, ihn in den Keller zu führen. Vergebens hatte ihm diese den Vorschlag gemacht, in der Maskerade eines Gärtnerburschen mit der Gießkanne in der Hand, durch den Garten hinauszugehen. Ja, sie wollte ihm den

*) Schmidt, nicht Schnepf, wie es in einem Aufsatz der Gegenwart VII. p. 332, Leipzig 1852 heißt.

Weg durch's Treibhaus in den Garten zeigen. Das hätte vielleicht, wie seiner Zeit die Verkleidung Gustav Wajas in einen Ackerknecht, die Häscher getäuscht. Zu seinem Verderben bestand er, wie Auerswald, auf seinem Vorhaben. Er versteckte sich dort auf einem Aepfelbrett. Frau Schmidt schloß hinter ihm den Lattenverschlag ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Kaum war dies geschehen, da strömte von allen Seiten eine wildtobende Menschenmenge in den Schmidt'schen Garten. Besonders that sich darunter ein Weib hervor, — Frau Henriette Zobel aus Offenbach, — die an der Spitze eines Haufens wie eine Megäre mit dem Rufe eindrang: „Hier herein in den Garten, — da drin sind sie, — nur gesucht! ich habe sie Euch gefangen, sonst hättet Ihr sie doch nicht gekriegt!“ Sie hatte sich schon am Hessenmonument unter dem Volkshaufen befunden und sich an der Steinigung der beiden Verfolgten betheiligt. Sie war die Frau eines Lithographen und befand sich in mißlichen Vermögensverhältnissen. Die Aussagen über ihren früheren Leumund gehen sehr auseinander. Gewiß ist, daß sie sich infolge von Chikanen durch zwei Processe in verbitterter Stimmung befand, daß sie die Versammlungen in der Paulskirche und auf der Pfingstweide besucht hatte. „Da werden Weiber zu Hyänen,“ sagt ja auch Schiller von den „Damen der Halle“.

Ohne Zweifel hatten die deutlich erkennbaren Hufspuren der von dem Gärtnersburschen im Stalle untergebrachten Pferde zu Wegweisern gedient. Ein wildtobender Haufen brüllte im Garten: „Heraus mit den Hunden! Sie müssen todtgeschossen werden!“ Ein anderer schrie im Hause die Frau Schmidt an: „Der Lichnowsky ist in Ihrem Hause, der Spitzbub, der Landesverräther, der Schuft!“ Das ganze Haus und der Garten wurden durchsucht, und beständig hörte man die Rufe: „Wenn wir den Hund kriegen, wird Standrecht gehalten! Wir wollen die Spione erschießen! Wenn wir sie nicht finden, stecken wir das Haus an!“ Einer von diesen Verwilderten rief der zitternden Hausfrau zu: „Wie wäre es, Madamchen, wenn ich Ihnen hiernach Etwas von dem Spione als Cotelett gebraten auf einem Spieß brächte? Das möchte wohl köstlich schmecken!“ Dabei habe der Kannibale mit der Zunge geschnalzt. Einer, der dem Lehrer Schnepf eine Pistole entwand rief ihm zu: „Wer zweie hat, giebt dem eine der keine, hat!“ Dem ängstlich zuredenden Ehepaar Schnepf entgegnete man: „Dankt Gott, wenn sie nicht vor Euren Augen erschossen werden, Ihr habt sie doch versteckt, Ihr Jesuiten!“

Da erscholl endlich von oben das Triumphgeschrei wie Geheul der Kannibalen: „Herbei! Wir haben Einen!“ Der Schneidergeselle Rückert aus Wertheim hatte den unter einen Strohsack auf der Bodenkammer versteckten General Auerswald an seinem hervorragenden Sporn entdeckt. Darnach ward das unglückliche Schlachtopfer von Rückert, Georg Pflug, Escherich u. A. unter Mißhandlungen die Bodentreppe herabgeschleppt. Schon im Hausgang stach nach Rückerts Angabe der Fourier der Bockenheimer Bürgerwehr

Rispel mit dem Hirschfänger nach Auerwalds Kopfe, so daß er blutete. Unter ständigem Geschrei: „Spitzbub! Hallunk! Haben wir Dich, Du Hund!" ward er zur hinteren Thüre hinausgeschleift und um's Haus herumgeführt. Mit Thränen in den Augen bat er vielmals um Schonung, — doch vergebens! Eher hätte eine Bestie Mitleid empfunden, als diese Bluthunde. Flehentlich wandte er sich mit der Frage an sie: „Ist kein Familienvater unter Euch, der beurtheilen kann, wie hart es ist, wenn Kinder ihre Eltern verlieren? Meine Frau ist vor sechs Monaten gestorben; wenn Ihr mich umbringt, sind meine fünf Kinder Waisen." Dann versicherte er sie wiederholt, daß er ja gar nicht der sei, den sie suchten. Umsonst! Unter denjenigen, die ihn am meisten anschrieen, zerrten und mißhandelten, zeichnete sich besonders Frau Zobel aus. Wie eine Furie tobte sie: „Schießt ihn todt, schlagt ihn todt, den schlechten Kerl, den Parlamentskerl, er ist ein Volksverräther." Sie schlug mit einem Stein und dann mit einem Regenschirm ihm auf den Kopf, daß das Blut herniederrann. Die Mordknechte wußten nicht einmal, wen sie vor sich hatten, einige riefen: „Schießt ihn todt, es ist der Lichnowsky!" —

So ward der mißhandelte General auf die Terrasse der vorderen Hausthüre geschleift, und schon da wollten ihn einige erschießen; doch als die weiblichen Insassen des Hauses darüber aufschrieen, schlug der Bürgergardist Rau aus Bornheim vor, ihn doch erst zum Garten hinauszuführen

So ward der Unglückliche unter fortwährendem Stoßen und Schreien zur hinteren Gartenthüre hinaus über ein Grabenbrückchen zur Haide geschleppt. Auch hier war es wieder das entmenschte Weib, Frau Zobel, die am lautesten hinter ihm her rief: „Der Hund, der Volksverräther muß todtgeschlagen werden, er hat noch nicht genug!" Vergebens war sein Jammern und Flehen um Schonung. Am Brückchen erhielt er einen solchen Stoß, daß er taumelte, und gleich darauf fielen zwei Schüsse auf ihn, von denen ihn der eine, — wahrscheinlich von Peter Ludwig abgefeuert, — tödtlich in die Seite traf. Mit der Hand fuhr noch Auerswald nach der Wunde und brach dann im Graben zusammen. Da sprang die Zobel herbei, warf ihm dicke Steine auf den Kopf und rief: „Hund, Spitzbub! So geht es ihnen all! Er ist noch nicht todt! Schießt noch einmal!" Nun schlug ihm der Bockenheimer Schütze Rispel mit dem Büchsenkolben auf den Kopf und schoß ihm noch eine Kugel mitten durch's Haupt, so daß sie bis in den Gaumen drang. „So ist's recht, jetzt hat er den Todesstoß!" rief dann der Barbar aus. Ein Anderer schlug vor, ihm die goldenen Ringe auszuziehen, denn es sei ja doch dem Volke gestohlenes Gut; doch man wehrte es. Im Uebrigen scheute man sich nicht vor Raub; Rückert hatte Auerswalds Rock entwendet und später auf dem Pfandhaus zu Homburg verpfändet. Des Generals Hut warf er durch's Dachfenster in den Garten; dort hob ihn der Schneidergeselle Etzel aus Wertheim auf und behielt ihn für sich. Er entdeckte darin eine Visitenkarte, auf der „General

Auerswald" stand. Als die Kannibalen es lasen, riefen sie unter Hohngelächter: „Das ist auch Einer von Denen!" Jetzt erst wußten die Henkersknechte, wen sie hingewürgt. Zuvor hatten sie bald auf Radowitz, bald auf Bodelschwingh gerathen. Nur Einer hatte es gewagt, sich mißbilligend über diese Greuelthat zu äußern, — Dr. Hodes aus Fulda, der den Mißhandelten vor der Wuth des Pöbels zu schützen suchte, aber Frau Zobel hatte ihn angefahren: „Was, Sie wollen diese Menschen vertheidigen, die nach mir geschossen haben? Ich habe die Kugel an mir vorbeisausen hören!" — Dies war eine unverschämte handgreifliche Lüge: keiner der beiden Abgeordneten führte eine Schußwaffe bei sich.

So endete Auerswald, ein milder, maßvoller und wohlwollender Mann. Im Freiheitskriege hatte er sich 1813 in den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig und im Feldzug nach Holland als Lieutenant hervorgethan; 1815 ward er nach der Schlacht bei Waterloo Bülows Adjutant und trat 1817 in den Generalstab, in dem er bis 1840 verblieb. 1848 als Abgeordneter in die deutsche Nationalversammlung gewählt, beschäftigte er sich vorzugsweise mit militärischen Fragen und war unter denjenigen preußischen Offizieren, die für eine volksthümliche Organisation des Heeres stimmten. Der den Berathungen des Parlaments zu Grunde gelegte Entwurf zu einem die deutsche Wehrverfassung betreffenden Gesetze rührte von ihm her. Seiner Gesinnung nach gehörte er ja wohl dem rechten Centrum an, war aber stets ein maßvoller Mann, der in keiner Weise die Gegner herausforderte. Er starb eben nur, weil er Lichnowskys Begleiter war, — grausamer Zufall!

Unter dem Geschrei: „Einen Spitzbuben haben wir, jetzt soll der Andere auch dran! — Der hat seinen Lohn, nun den Anderen! — Juchhe! es ist vollendet, seine Seele spricht nicht mehr im Parlament!" — dieses Reims soll sich später Ludwig gerühmt haben, — stürmte der Haufen in das fortwährend bewachte Haus, das nun mit noch größerer Genauigkeit durchsucht ward. Zwar suchte Louis Pillot von Frankfurt die Leute von ihrem Vorhaben abzuhalten, aber Einer setzte ihm die Pistole mit den Worten auf den Kopf: „Bist Du ein Freund des Lichnowsky?" und als dieser es bei seinem Ehrenwort verneinte, entgegnete Jener: „Du Hundsfott hast gar kein Ehrenwort!"

Nach ungefähr zehn Minuten Suchens ward auch Lichnowsky entdeckt. Ein Turner, wahrscheinlich Melosch, — sah nämlich ein Zipfelchen von des Fürsten Rock über das Brett, hinter dem er im Keller versteckt lag, herabhängen und rief: „Dort hinten ist etwas Schwarzes, dort ist er drin!" Da der Schlüssel zu diesem Kellerverschlag nicht alsbald herbeigeschafft werden konnte, so ward eine Axt geholt und die Lattenthüre eingehauen, worüber Fürst Lichnowsky sich erhob. Unter dem Geschrei: „Wir haben auch den Anderen! Alleweil haben wir ihn!" ward das zweite unglückliche

Opfer von Escherisch, den beiden Melosch, von Peter Ludwig, Kaspar Schäfer, J. Pflug, Nispel u. A. herausgeführt.

Lichnowsky bat die Unmenschen, „sie sollten ihn gehen lassen, er wollte ja für das Volkswohl Alles thun," — aber man entgegnete ihm: „Das hättest Du früher thun sollen! Jetzt ist es zu spät! Du mußt sterben!"

Hierauf ward er, weil Einer gerufen hatte: „Der Kerl muß hinter der Fahne hergehen!" dicht hinter dem Fahnenträger Louis Dietrich hergeführt, zunächst zur Leiche Auerwalds. Dabei hielt ihm Daniel Georg sein Gewehr vors Gesicht und sprach: „Jetzt sollst Du ein republikanisch Nachtessen mit mir genießen!" Dann setzte er ein Zündhölzchen mit den Worten auf: „Sieh, das ist Deine Portion, die hat Dein Colleg' auch bekommen!"

Nun wurde der Fürst in die über die Haide gehende Allee geführt, wobei er von allen Seiten gestoßen, mit Gewehrkolben geschlagen und angespieen wurde. Dabei erscholl das wüthende Geschrei: „Auf ihn, auf ihn!" Einige riefen: „Wir wollen ihn nach Hanau bringen!" aber Andere schrieen dagegen: „Nein! wir wollen ihn todtschießen, den Hund, den Landesverräther!" Nispel schlug ihn mit seinem Büchsenkolben auf den Kopf und rief: „Der Hund muß sterben!"

Außer Pillot suchte sich auch Dr. Hodes zu Gunsten Lichnowskys zu bemühen und setzte, obwohl man ihm zurief: „er möge weggehen, sonst bekomme auch er Eins auf den Kopf," — seine Bestrebungen in der Allee fort, so daß die Meinungen unter dem Pöbelhaufen eine Weile getheilt waren. Andererseits reizten die Rettungsversuche um so heftiger die Opposition. Da nahte zum Unheil Lichnowskys der frühere, wegen Immoralität entlassene Judenlehrer Saul Buchsweiler von Rödelheim, jetzt einer der fanatischsten Demagogen, genannt „der Doctor", oder der „kleine, dicke Jud!"

Buchsweiler hatte schon in Frankfurt: „Bürger heraus! Waffen heraus! Jetzt ist's Zeit!" geschrieen und wüthende Reden gehalten, indem er heftig mit den Armen in der Luft fuchtelte. In Bockenheim hatte er das Volk aufgehetzt, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, ja, wie Zeugen aussagten, „hat er dabei geflennt". Aus dem Fenster heraus schrie er der Menge zu: „Heute gilt's, Brüder! Fort nach Frankfurt! Heute wird das Parlament gestürzt! Die Kerls müssen herausgejagt werden, die schon so lange dasitzen und das Volk schon so viel gekostet haben — das sind keine Volksvertreter, — nein, Volkszertreter sind's! Auf macht, daß Ihr in die Stadt kommt, es ist die höchste Spitze, — die Preußen sind schon in der ganzen Stadt herum!"

Nach Zeugenaussagen befand sich dieses Großmaul bei der Ginnheim-Bockenheimer Freischaar, scheint sich aber auch auf den blinden Lärm hin „Die Preußen kommen!" aus dem Staube gemacht zu haben. Doch will man ihn wieder unter den Verfolgern der beiden Reiter gesehen haben.

Dieser Buchsweiler ward von L. Bamberger, Grafen Sonneberg und Franz Jacoby, die im Begriffe waren, sich durch das dritte Seitengäßchen von dem blutigen Schauplatz zu entfernen, herbeigerufen und zunächst zur Leiche Auerswalds geführt. Da legte er nach einer Angabe seinen Arm in den Sonnebergs und rief aus: „Gottlob, lieber Bruder, jetzt ist Deutschland gerettet!" Dann beschimpfte er die Leiche des Unschuldigen mit den Worten: „Du Hund! So muß Dir's gehen! Du warst ein Feind des Landes!"

Als ihm ein Bewaffneter zurief: „Dort führen sie auch den Lichnowsky!" geberdete er sich wie närrisch, küßte ihm die mit Pech beschmierte Hand und soll ähnliche Worte, wie die bereits erwähnten: „Gottlob! Jetzt ist Deutschlang gerettet!" ausgerufen haben. Dann lief er dem Trupp, der den Fürsten führte, nach und schrie: „Nieder mit dem Kerl! Schießt ihn todt!" Wie Zeugen versichern, schlug er ihm mit dem Stock den Hut vom Kopf und geberdete sich, als er von dem Vorschlag hörte, Lichnowsky solle nach Hanau geführt werden, wie wahnsinnig. Escherich sagte aus, er sei auf die Kniee gefallen und habe gebrüllt: „Wie, den Volksverräther, den Spitzbub', wollt Ihr laufen lassen?"

Jetzt ward das Getümmel wilder, Einige rissen dem Fürsten Fetzen aus seinem Rock, wie um ein Andenken von ihm zu haben. Da griff Lichnowsky dem Ludwig nach dem Gewehr, es ward ihm aber wieder von der tobenden Menge entrissen. Das war das Signal zur Katastrophe. Georg rief: „Escherich, geh' weg! Jetzt ist es Zeit!" und Andere schrieen: „Platz!"

Da öffnete sich der Kreis, — Lichnowsky stand frei, und rasch hinter einander fielen mehrere Schüsse auf ihn. Vermuthlich traf ihn Daniel Georg zuerst in die linke Hand, denn der Fürst lief, dieselbe blutend in die Höhe haltend und schüttelnd auf eine Pappel zu. Den zweiten Schuß erhielt er von Peter Ludwig durch Rücken und Leib und stürzte mit dem Ausruf: „O Jesus!" zu Boden.

Ueber die Zahl und Reihenfolge der Schüsse gehen die Zeugenaussagen sehr auseinander. Sicher ist, daß der erste, der des Fürsten Hand traf, nicht tödtlich war, wohl aber der, der ihm den Rücken durchdrang. Während er so in seinem Blute an der Pappel lag, feuerte noch einer der Bewaffneten, — vermuthlich Caspar Schäfer — sein Gewehr auf des Tödtlichgetroffenen Kopf, riß aber nur streifend ein Stück von der Stirne weg. Verdächtig, auch auf Lichnowsky geschossen zu haben, sind noch Pflug und Wilhelm Melosch, der Turnwart.

Nicht genug, daß die Barbaren den Fürsten auf so grausame Weise verwundeten, sie scheuten sich auch nicht, ihn zu berauben, wie ihm denn Einer seine goldene Cylinderuhr stahl — ja, sie hinderten auch alle menschlichen Anwandlungen des Mitleids und die Bemühungen Einzelner, die Qualen des im Sterben Liegenden zu lindern. So war der Handlungs-

beflissene Karl Hoch aus Frankfurt neben Lichnowsky niedergekniet und hatte ihm in seinem Hute Wasser, das er aus einem Graben geschöpft, dargereicht. Man rief ihm zu: „Bleiben Sie weg! Es ist genug! Er verreckt doch! Der Volksverräther crepirt doch!“ Ja, man schleuderte ihn weg, sodaß der Kopf des Fürsteu, den er in der Hand hielt, heftig auf den Baum aufschlug; ein Anderer versetzte ihm einen Backenstreich, und als er einen Flintenhahn knarren hörte, ergriff er unter dem Hohngelächter der Hölle die Flucht.

Buchsweiler schrie den tödtlichverwundeten Fürsten an: „Das ist der Lohn für Deine Thaten, daß Du Spanien verrathen und viele Tausende hast todtschießen lassen!“ — ein Hinweis auf die Dienste des Fürsten als Brigadegeneral und Generaladjutant des spanischen Prätendenten Don Carlos (1838—40). Dem Peter Ludwig klopfte er auf die Schulter und belobte ihn wegen des Meisterschusses, den er gethan, worauf dieser versetzte: „Ich thue mir eine Ehre daraus, einen solchen Landesverräther aus der Welt zu schaffen!“ Den Nispel, der vermuthlich mit Anderen noch einmal zurückgekehrt war, um Lichnowsky vollends den Rest zu geben, küßte der Fanatiker drei Mal in's Gesicht und geberdete sich wie wahnsinnig vor wollüstiger Freude.

Doch gelang es endlich Einigen, unter denen sich auch jener bereits genannte Dr. Hodes befand, den Sterbenden zunächst in das Schmidt'sche Haus zu transportiren. Während dieses Transports sprach Lichnowsky zum Instrumentenmacher Helfferich, den er fest an der Hand hielt: „Tragen Sie mich, wohin Sie wollen! Nur tragen Sie mich von diesen Kannibalen weg! Sie haben mir auch meine Uhr gestohlen!“

Inzwischen war der Fürst Felix von Hohenlohe mit einer Abtheilung hessischer Chevaux-legers vor's Schmidt'sche Haus gekommen, und als ihn Lichnowsky erblickte, rief er aus: „Lieber Felix, ich bin verloren!“ Auf die Versicherung des Dr. Hodes, daß seine Wunden lebensgefährlich seien und auf Drängen des Lehrers Schnepf, in dessen Wohnung er verbracht worden, gab er seinen letzten Willen kund. Zuerst machte er seinen Bruder Karl, dann die Herzogin von Sagan zu seiner Erbin — ob er von ihr geliebt ward? Auf weiteres Befragen, ob er noch Etwas zu erinnern habe, sprach er großmüthig wie Christus am Kreuze: „Ich verzeihe meinen Feinden.“

Darnach ward der sterbende Fürst auf Herrn von Bethmanns Wunsch, der zu den Trägern, die ihn unter militärischer Escorte nach der Stadt verbrachten, unterwegs hinzugekommen war, in dessen Gartenhaus niedergesetzt. So hatte sich die Todesahnung Lichnowskys, die er Tags zuvor im Bethmann'schen Hause, wiewohl halb im Scherze, ausgesprochen, tragisch erfüllt.

Weil man jedoch den im Todeskampfe liegenden Fürsten dort nicht für sicher hielt, ward er um 10 Uhr in das Heilige Geist-Hospital verbracht, wo er eine halbe Stunde darauf verschied.

So starb im 35. Lebensjahre der mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens ausgestattete Fürst Lichnowsky, dessen Jugend nicht frei von Leichtsinn und Eitelkeit, sowie eines gewissen hochfahrenden Wesens war, dessen parlamentarische Thätigkeit aber, namentlich gegen sein Ende hin, einen geläuterten und edlen Wandel zu ernsterem Streben und wahrer Manneswürde bekundete.

Bei der Darstellung seines Todes, sowie des seines Gesinnungsgenossen, des Generals von Auerswald, bin ich — wie bereits erwähnt — hauptsächlich den gründlichen Aufzeichnungen meines Vaters gefolgt, der in seiner Eigenschaft als Actuar (Protokollführer) der Untersuchungscommission des peinlichen Verhöramts des Appellationsgerichts der freien Stadt Frankfurt und später als Inquirent (Untersuchungsrichter) in den auf den 18. September 1848 stattgehabten Aufruhr Bezug habenden Untersuchungen, wie kaum ein Anderer, wohl in der Lage war, sich über alle Einzelheiten jener grauenhaften Vorfälle zu informiren. Seine Darstellung deckt sich auffallend — einzelne unwesentliche Nebenumstände abgerechnet — mit dem nach den Acten des Appellationsgerichtes zu Frankfurt a. M. mit Genehmigung dieses hohen Gerichtshofs von Prof. Dr. jur. C. Reinhold Köstlin zusammengestellten Zeitbilde: „Auerswald und Lichnowsky" (Tübingen 1853). In anderen Darstellungen findet man mancherlei Irrthümer und Ungenauigkeiten. So ist es falsch, was Gustav Rümelin in seinen „Berichten aus der Paulskirche an den Schwäbischen Merkur aus den Jahren 1848 und 1849", herausgegeben und eingeleitet von H. R. Schäfer (Stuttgart 1892), veröffentlicht, p. 94 und 96, daß „Lichnowsky und Auerswald vor der Stadt am Allerheiligenthor von einem Haufen überfallen, in einen Keller geschleppt und dort zerschossen und zerhackt worden wären."

Die Angaben in Rud. Stratz' Werke: „Die Revolutionsereignisse des Sommers 1848" (Heidelberg 1891) von einem Lehrer Schnupf im Schmidtschen Hause, statt Schnepf, ist wohl nur ein Druckfehler; eine Namensverwechselung aber ist die Angabe in dem Aufsatz der „Gegenwart" (VII): „Die deutsche Nationalversammlung" p. 332, daß der Besitzer des Hauses, in das sich die beiden Verfolgten flüchteten, ein „Lehrer Schmidt" gewesen. Einige Irrthümer und Ungenauigkeiten enthält auch, wie sich aus Vergleichung unserer Darstellung ergiebt, die Schilderung in dem Aug. d. J. in der „Deutschen Revue" abgedruckten und im Feuilleton des Frankfurter Generalanzeigers vom 3. August dieses Jahres nachgedruckten Aufsatze „Aus Schmerlings Leben" von F. Lammermayer, speciell in der Darstellung der Ermordung des Fürsten Lichnowsky und Generals Auerswald nach den handschriftlichen Aufzeichnungen des Augenzeugen Ed. Detraux, Adjutant des Grafen Nobili.

Nach Aussagen der Aerzte war wohl von den Verletzungen und Verwundungen Lichnowskys der Schuß durch den Rücken allein tödtlich; erheblich war auch eine Zersplitterung der Ellenbogenröhre des rechten Armes, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Kolbenschlag Nispels hervorgerufen worden war.

Bei der Einsegnung der Leiche durch den Caplan von Ketteler, nachmaligem Bischof von Mainz, der am Gewissen der Mörder und ihrer Complicen rüttelte, kam die ganze erschütternde Tragik dieser Greuelthat zum packenden Ausdruck. Damals hielt auch der Neugestalter der Nibelungensage, Wilhelm Jordan, vor den Särgen seiner Parlamentscollegen Lichnowsky und Auerswald eine donnernde Philippica gegen die ruchlosen Frevler.

Wie Heinrich Laube 1868 von Wilhelm Jordan nach Anhörung seines Vortrags als wandernder Rhapsode in Wien schrieb, so „drang damals furchtbar anklagend seine mächtige Stimme über die Tausende von Menschen hin, seine Hand wies zum Himmel hinauf — der Eindruck war außerordentlich."

Nachdem die Revolution in Deutschland wie ein reinigendes Gewitter dahingebraust, ohne die erhofften Ziele zu erfüllen, erreichte auch die Mörder der beiden Abgeordneten die Nemesis — jedoch nur theilweise — das menschliche Gericht. Vom kurhessischen Schwurgerichtshof zu Hanau ward 1850 der Hauptmörder Lichnowskys, der Schneidergeselle Peter Ludwig aus Bockenheim, in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe verurtheilt; doch er entkam — ohne Zweifel begünstigt — aus dem Gefängnisse zu Hanau und verschwand spurlos.

Der schwerincriminirte Schuhmacher und Feldwebel der Bürgergarde von Ginnheim, Daniel Georg, der wie Ludwig und Pflug sich später noch ohne Reue und Gewissensbisse seiner Greuelthaten rühmte, erhielt eine 20jährige Zuchthausstrafe, die er in Marburg verbüßte, und der Oekonom Joh. Pflug von Ginnheim eine $5^1/_2$jährige.

Der Gerichtshof zu Frankfurt a. M. fällte nach dem Urtheil der Juristenfacultät zu Tübingen im Januar 1853, über die Megäre Henriette Zobel eine 16jährige, über Nispel von Bockenheim eine 14jährige und Rückert von Wertheim eine 5jährige Zuchthausstrafe. Nispel hat sich bald nach dem Urtheil, am 21. März 1853, im Gefängniß zu Frankfurt erhängt, Rückert ist wahnsinnig geworden, und die Zobel verbüßte ihre Haft in Marienschloß.

Der Judenlehrer Saul Buchsweiler aus Rödelheim, sowie die beiden Melosch aus Bockenheim entkamen nach Amerika. Escherich entfloh nach London, und die dortige Regierung verweigerte seine Auslieferung.

Das Widersprechende in den Zeugenaussagen läßt sich zum guten Theil aus dem furchtbaren Terrorismus erklären, der auf die Vorgeladenen ausgeübt wurde. Viele widerriefen später ihre auf dem Schwurgericht zu Hanau gemachten Aussagen, selbst auf die Gefahr hin, wegen Meineids belangt zu werden. Andererseits lähmten die mißlichen damaligen Verhältnisse, gänzlicher Mangel der an manchen Orten abgeschafften Polizei, Einleitung einer Justizreform bezw. Einführung der Schwurgerichte in Frankfurt, Einsendung der Acten an auswärtige Gerichte, Weigerung der Auslieferung entflohener Ver-

brecher unendlich den Fortgang der Untersuchung und erleichterten den Angeklagten ihre Flucht.

Wir hoffen nicht, daß aus unserer Darstellung der Septembergreuel von 1848 unseren Lesern der Eindruck zurückgeblieben ist, als ob wir damit alle Bestrebungen, alle Wünsche und Hoffnungen jener aufgeregten Zeit verurtheilten. Hat sich ja doch Vieles im Laufe der Zeiten, wenn auch in anderer Weise und auf anderem Wege erfüllt, was damals die edelsten Geister und die idealistischsten Schwärmer erfüllte — die Einheit Deutschlands und ein neues deutsches Kaiserthum.

Die „dunkle, blutschmutzige Folie“ jener im Grunde genommen berechtigten Sehnsucht und Erwartung ist eben der Unverstand, die Unvernunft, die Gemüthsrohheit und Barbarei des politisch unreifen und ungebildeten Pöbels und die Gewissenlosigkeit und egoistische Ausbeutung derselben durch sittlich verkommene Demagogen. Hier mögen nicht nur Erzieher und Gesetzgeber, sondern vor Allem die Machthaber ernst mit sich zu Rathe gehen, wie ein Volk zu bilden sei, damit es einer ähnlichen Verrohung und Verwilderung immer mehr entzogen werde. „Es handelt sich,“ — sagt Köstlin in seinem Zeitbilde, — „nicht blos um eine religiöse, vollends nicht um eine einseitige, auf Kosten der edelsten Fähigkeiten des Menschen einexercirte Bildung. Es handelt sich um eine Bildung, deren Grund und Ziel die **Freiheit** ist. Denn nur diese vermag einen **Charakter** zu zeitigen und die einzig zuverlässige Beschränkung zu lehren — die **Selbstbeschränkung**.“ Mit Recht sagt Schiller:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, —
Vor dem **freien** Menschen erzittert nicht!“ —





Das Jahr mit den drei Achten*).

Von

Dagobert von Gerhardt.

— Potsdam. —

Von dem furchtbar erschütternden Jahr 1888 wurde ich, wie wohl alle Welt, nicht gerade unvorbereitet getroffen; wenn man aber auch längst die immer stärkere Verdichtung schwarzen Sturmgewölkes am Himmel hatte beobachten können, so wurde man doch, als sich die schweren Wetterschläge nun schnell hintereinander entluden, im Gemüthe fast überwältigt. Das tückische Leiden des von allen Parteien fast gleich hochgeschätzten Kronprinzen hatte auch meine Seele schon seit Monden wie ein Alp bedrückt. Noch am 15. December 1887 hatte der Großherzog von Baden mich in Berlin im Niederländischen Palais empfangen, um meinen persönlichen Dank für eine mir von ihm verliehene Auszeichnung entgegenzunehmen, und auch bei dieser Gelegenheit war das Gespräch auf das tragische Geschick seines erlauchten Schwagers und Freundes gekommen. Mir steht das Bild des Großherzoges und jene Unterhaltung mit ihm noch um so lebhafter in der Erinnerung, als ich aus dem Wesen und den Worten dieses deutschesten aller Fürsten damals thatsächlich den ersten Trost in meiner eigenen Betrübniß zu schöpfen vermochte. Der hohe Herr trug, als er mich allein empfing, den Ueberrock der Generale der Cavallerie. Mit seinem grauen Haupthaar und dem langen, ebenfalls grauen Barte, der ihm von den gesund gerötheten Wangen herniederfloß, machte er einen überaus frischen und zugleich verehrungswürdigen Eindruck. Aus milden, freundlich leuchtenden Augen blickte er mich fast väterlich-wohlwollend und vertrauenerweckend an; in seinem Antlitz lag große Herzensgüte, gepaart mit Scharfblick und ruhiger Objectivität. Er bot mir die warme Hand mit kräftigem Drucke und sagte mir erst einige Artigkeiten über meine Schriften.

*) Aus dem demnächst erscheinenden „Skizzenbuch meines Lebens". Zweiter Theil Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

„Sie haben auch des Oefteren die sociale Frage berührt. Die Art und Weise, wie Sie dies thaten, hat mich durchaus angesprochen; man muß bei Besprechung dieser Frage auch den Reichen und Vornehmen derb die Wahrheit sagen. Nichts ist verkehrter, als den Socialdemokraten bei Bekämpfung der Doctrinen nur als ihr hochmüthiger und leidenschaftlicher Feind gegenüber zu treten und sich so gleich eine erbitterte und unversöhnliche Gegnerschaft wach zu rufen. Man muß, wie Sie das lobenswerther Weise gethan haben, als ihr wohlwollender Helfer auftreten und kann dann umso wirksamer das Verkehrte ihrer Forderungen bekämpfen. Ich möchte nicht einmal alle ihre Forderungen verkehrt nennen; es sind Menschen, wie wir, und sie wollen, wie wir, als Menschen leben; nur die Mittel, die sie zur Erreichung auch ihrer discutirbaren Forderungen anwenden wollen, sind thöricht und verwerflich. Am verkehrtesten ist es aber, ihnen darin nachzuahmen, daß man im Kampfe gegen sie auch jene Art von Agitation betreibt, die nur Haß und Feindschaft sät und in der ihre Wortführer geradezu Meister sind; ich begreife die Leute hier in Berlin nicht, die von solchem Vorgehen das Heil erwarten. Die sociale Frage wird nur durch die freiesten Köpfe und die reinsten Herzen aus dem Volke selbst zu lösen sein. Und da werden sich freilich auch unsere oberen Stände gewaltig ändern müssen. Hier in Berlin herrscht ein Luxus, ein Uebermuth des Geldes, der uns mit schwerer Sorge wegen der Zukunft erfüllen kann; ich bitte Sie, fahren Sie fort, Ihre wohlmeinenden Rathschläge immer wieder an jene höheren Gesellschaftsschichten zu ertheilen, die in kurzsichtigster Genußsucht für die Sturmzeichen unserer Tage gar kein Auge zu haben scheinen.“

Ich dankte dem Großherzog für diese seine mild und dennoch eindringlich geäußerten Worte und gab meiner freudigen Genugthuung Ausdruck, Ansichten, zu denen ich mich selbst seit Langem bekannte, aus so hohem Munde vernommen zu haben; mir würde die Erinnerung daran für alle Zukunft ein kostbarer geistiger Besitz sein.

Nun erst erwähnte er der Sorgen um das theure Leben des Kronprinzen, und wie ich ihm mittheilte, daß ich direct unter dem Kronprinzen gedient hätte und ihm mit tausend Fasern innigster Beziehungen verbunden wäre (mir waren dabei die Thränen in's Auge getreten), da tröstete er mich, indem er meine Hand ergriff und bewegt sagte:

„Man muß in diesem Leben auch das Schwerste gefaßt auf die Schultern zu nehmen suchen. Ein Jeder — auch ich — hat hienieden mancherlei Bürde zu tragen; man kann eben nur seine Pflicht thun und muß alles Andere getrost Gott anheim stellen. Es ist eine sehr ernste Zeit, das fühle ich Ihnen, mein lieber Herr von G., vollkommen nach; unserm Vaterlande drohen Gefahren von allen Seiten, um so fester und treuer aber wollen wir Alle, Jeder auf seinem Platze, stehen und wirken, nach Sturm wird auch schon wieder Sonnenschein kommen. Und nun,

leben Sie wohl! es war mir eine Freude, Sie persönlich gesprochen zu haben, hoffentlich sehen wir uns wieder."

Der Winter zu 1888 verging unter Bangen und Sorgen um den geliebten Thronerben, und als der März in's Land gekommen war, da fällte einer der letzten Winterstürme erst den greisen Inhaber des Thrones, den lorbeergekrönten Vater des heldenhaft leidenden Sohnes, den schon zu seinen Lebzeiten fast sagenhaft gewordenen Kaiser Wilhelm den Großen. Am Tage seiner Beisetzung stand ich mit den Meinen an einem der Fenster des nach dem Dome zu vorspringenden Anbaues des königlichen Schlosses (wir verdankten diese Plätze der Güte der Frau Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, die dort ihr Absteigequartier hat) und sah bewegten Herzens dem Pompe zu, der zur letzten Ehre des verstorbenen Unsterblichen entfaltet wurde. Ein wehes Gefühl von der Hinfälligkeit alles Irdischen wollte mich beschleichen. Wie rang doch die Volksseele nach einem erhabenen Ausdruck ihrer tiefen Trauer, ihrer begeisterten Verehrung für den Verewigten, und wie bedeutungslos und nichtig erschien mir selbst doch alle diese Pracht, dieses Paradiren der Truppen, dieses zur Schautragen flimmernder Orden und goldstrotzender Uniformen im Vergleiche mit der wahren Bedeutung der weltgeschichtlichen Persönlichkeit, der diese prunkende Trauerceremonie galt. Gewiß, der Eindruck dieser Feierlichkeit war überwältigend, und das sonst so quecksilbern hastende, erwerbsgierige, betäubend lärmende Berlin war heut in seiner Todtenstille, in seinem andächtig dumpfen und erwartungsbangen Schweigen gar nicht wiederzuerkennen; für mein persönliches Empfinden hätte es aber aller dieser großartigen Pracht nicht bedurft; ein ohne jegliche Begleitung langsam dahinrollender, nur von acht schwarzen Pferden gezogener Leichenwagen, mit dem die sterblichen Ueberreste unseres hochehrwürdigen Barbabianca bergenden Sarge würde sicher ganz denselben, vielleicht noch einen weit ergreifenderen Eindruck auf die dichtgedrängte, leidtragende Menge gemacht haben. So innig berühren sich die Gegensätze; so wahr ist es, daß da, wo uns die Worte versagen, das Schweigen der beste Dolmetscher unserer Gefühle ist. Aber das Volk will nun einmal sein Schauspiel haben, und gerade für die Masse, und nicht für den kleineren Theil der zunächst Betheiligten, sind ja doch wohl alle solche prunkenden Trauerdemonstrationen in erster Linie berechnet. Jedenfalls war es ein mir unvergeßlicher Augenblick, als die drei Salven der Infanterie durch die Stille donnerten und gleich darauf der von zwölf Obersten getragene Sarg, umgeben von einer Wolke von Staatsministern mit den Reichsinsignien und von Kammerherren und Marschällen, im Portal des Domes erschien, um auf den baldachinbeschatteten Leichenwagen gehoben zu werden. Noch hörte man das Brausen der Orgel durch die offenen Domthüren, als das dumpfe Geläute aller Glocken Berlins begann: der denkwürdige Trauerzug setzte sich in Bewegung. Mir lief ein Schauer

über den Rücken, und als der auf hohem Wagengerüst schwankende, streithelmgekrönte Sarg meinen Blicken entschwand, perlten mir zwei heiße Zähren langsam über die Wangen. Eine Periode der vaterländischen Geschichte war abgeschlossen; eine neue Zeit begann, ein neuer Herrscher war auf den Thron gestiegen. Aber diese neue Zeit war verderbenschwanger, dieser neue Herrscher war todeskrank, und das Martyrium des aus dem sonnigen Süden in den eisigen Wintersturm Berlins eiligst Zurückgekehrten schnitt mir messerscharf in die Seele.

Und nun kam ein Lenz, den ich zu den bängsten und gequältesten meines Lebens rechnen muß. Die Veilchen blühten, und golden leuchtete das Tagesgestirn vom wolkenreinen Himmel, aber keine frohe Hoffnung wollte in meinem Herzen aufgehen, und zitternd langte ich jeden Morgen nach den Tagesblättern, um zu erfahren, daß es schlimmer und schlimmer mit unserem heißgeliebten Kaiser Friedrich wurde. Er war das Fürsten-Ideal, das ich seit meinen frühesten Jünglingsjahren bewundern und liebgewinnen gelernt hatte; er war mir persönlich nahe getreten, hatte allezeit theilgenommen an meinem Wohl und Wehe, besonders an meinen schöngeistigen Bestrebungen, und ich verdankte ihm so manchen rührenden Beweis königlicher Huld und manche Förderung auf meinem Lebenswege. Und nun sollte dieses Gestirn, das so verheißend, licht- und wärmespendend über meinem Pfade gestanden hatte, so vorzeitig verlöschen! Das ganze deutsche Volk, das stolz und hoffnungsfreudig zu ihm seit Jahren aufgeblickt hatte, faltete mit mir die Hände und flehte zum Allmächtigen um ein Wunder, das den gekrönten Liebling erlösen möchte aus den Geierkrallen seines vernichtenden Leidens: das Neue Palais, in dessen stillen Räumen der arme Kaiser, als der Frühling alle seine Schätze über das Land ausschüttete, jenes erhabene Beispiel von der Kraft, „zu leiden, ohne zu klagen,“ gab, war plötzlich zu einer Wallfahrtsstätte geworden, nach der täglich Tausende und aber Tausende seiner tiefbekümmerten Verehrer pilgerten. Auch ich wandelte an jedem Tage hinaus nach dem von der Junisonne so heiter vergoldeten phantastischen Barockbau, um persönlich Nachrichten einzuziehen, und immer wieder suchte ich mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß vielleicht noch in der elften Stunde eine die Annahmen der ärztlichen Wissenschaft widerlegende Wandlung zum Besseren eintreten könnte. Ach, ich hoffte vergebens! Es kam ein Morgen, an dem ich an jenem Baumstamme dicht am südlichen Eingangsgitter zum Schloßhofe, wo immer die Krankheitsberichte zu lesen waren, jenen letzten Bericht angeheftet fand, der das Ableben des edlen Dulders verkündete. Mein Herz krampfte sich in wildem Schmerze zusammen; wie durch einen Flor sah ich die Buchstaben der eilig und mit zitternder Hand hingekritzelten Trauerbotschaft. Er war erlöst! Aber er ließ ein ganzes Volk in schier untröstlicher Trauer zurück, und auch für mich und meine bescheidenen, still gehegten Hoffnungen war in jener Frühlingsnacht ein blüthenvernichtender Reif gefallen!

Nur eine kurze Zeitspanne war es gewesen, die seine Regierung umfaßt hatte; vom 9. März bis zum 15. Juni, also vierzehn Wochen und einen Tag, hatte er auf dem Throne der preußischen Könige die Würde des deutschen Kaiserberufes geübt. Eine fast gleich kurze, nur um einen einzigen Tag längere Herrschaftsdauer hatte in diesem Jahrhundert nur noch das französische Volk erlebt, als der von Elba zurückgekehrte erste Napoleon mit schon halb gelähmter Schwinge seinen letzten Adlerflug versuchte. Die Geschichtschreibung hat jene Zeit die „Hundert Tage“ genannt; man hätte sich versucht fühlen können, die kurze Regierungs-Periode des Verklärten die „Neunundneunzig Tage“ zu nennen, wenn nicht die Kürze beider Perioden auch deren einzige Aehnlichkeit gewesen wäre, während im Uebrigen ein so himmelweiter Unterschied zwischen ihnen bestand, daß jede sonstige Beziehung ausgeschlossen erschien.

Ich machte in jener Zeit die eigenthümliche Erfahrung an mir selbst, daß gerade die stärksten Gemüthserschütterungen unter gewissen Umständen die Productionsfähigkeit auf's Höchste steigern. Ich hatte mich am Abende des 15. Juni spät zu Bett gelegt, als ich nach kurzem Schlummer durch das Läuten der Hausglocke geweckt wurde. Man brachte mir ein Telegramm, in dem die Redaction eines unserer größeren Journale anfragte, ob ich ein Gedicht auf das Ableben Kaiser Friedrichs zum sofortigen Abdruck zur Verfügung stellen könnte. Ich drahtete mein „Ja!“ zurück und legte mich wieder aufs Ohr, um einzuschlafen. Am andern Morgen — ich war zeitig aufgestanden — setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb die nachfolgende Dichtung fast in einem Flusse nieder, ohne daß ich nöthig hatte, hinterher noch lange daran zu feilen, was ich unter anderen Verhältnissen immer zu thun gezwungen war. Ich konnte die Verse schon um Mittag zur Post geben; ich hatte sie thatsächlich mit meinem Herzblut geschrieben. Uebrigens bin ich nicht so verblendet, sie deshalb etwa als eine mustergiltige Poesie hinstellen zu wollen; sie sollen nur als Beweis gelten, wie eine mächtige Bewegung meines Innern mich gelegentlich zu überaus schneller Production befähigen konnte, während ich unter gewöhnlichen Verhältnissen nur langsam zu produciren vermochte und oft mit dem entsprechenden Ausdrucke lange zu ringen hatte. Hier sind die Verse:

Er ist erlöst!

Er ist erlöst! Ein Baldur voller Güte,
An Hulden reicher, denn ein Asensohn,
So stand er einst in kräft'ger Mannesblüthe
Als glanzumstrahlter Erbe nächst dem Thron.
Um einen Blick von ihm man froh sich mühte,
Vor seinem Gruße alle Sorgen floh'n;
Goldig verklärte er der Zukunft Wolke,
Wie ein Verheißungsstern dem deutschen Volke.

Und als vor Monden erst die Trauerglocken
Dem Reiche klagten Kaiser Wilhelms Tod,
Brach er vom Strand, da frühe Veilchen locken,
Zur Heimat auf, wie's ernste Pflicht gebot.
Wir zitterten um ihn beim Fall der Flocken;
Doch er entschlossen und der eig'nen Noth
Nicht achtend, ging den schweren Weg zum Throne
Und nahm, ein Märtyr, sich die Dornenkrone.

Nun ist auch ihm schon Zeit und Leid verronnen,
Ist's uns auch immer noch, als könnt's nicht sein!
Er, unser Fritz, der Lorbeer sich gewonnen
Auf jeder Wahlstatt; der im Feuerspei'n
Der Schlacht uns frischte wie ein Zauberbronnen
Siegfroher Zuversicht; der über'n Rhein
Im Sturm einst führte seine Heldenschaaren,
Die Preußen kittend mit den Bajuvaren —

Auch er verließ uns? . . . Ach, die Glocken tönen
Ein banges Ja! Der Tod hat ihn gefällt!
Der edelste von Deutschlands edlen Söhnen
Entschwebte frei zu einer bessern Welt.
Der sich an's Bangen konnte nie gewöhnen,
Ging auch dem End entgegen als ein Held
Und gab ein Beispiel, wie trotz schwerster Leiden
Man stark und klaglos soll vom Leben scheiden.

Ein Beispiel gab er! Schwertgewaltig blühte
Ihm manch ein Ahn mit gleichem thät'gem Muth;
Die Klinge manches Hohenzollern sprühte
Dem Feinde Funken aus dem Eisenhut;
Doch Keiner noch bewahrte gleiche Güte,
Wie er, im Leiden, gleichen Duldermuth;
Selbst als der Schnitter Tod schon schwang die Hippe,
Fand noch ein freundlich Lächeln seine Lippe.

Ihm ward ein Trost in seiner Sterbestunde:
Er wußte sich geliebt, wie kaum zuvor
Ein Fürst geliebt ward auf dem Erdenrunde;
Sein Name schwellte jedes Herz empor;
Selbst Deutschlands Feinden webte bei der Kunde
Von seinem Leiden sich ein Thränenflor.
Und für sein Heil in brünst'gem Fleh'n sich hoben
Millionen Hände zu dem Lenker droben.

Man sagt, ein Brand, entfacht vom Wetterstrahle,
Erlösche, trifft ihn schnell der zweite Blitz;
So soll auch uns, die wir zum zweiten Male
Erschüttert steh'n vor'm led'gen Kaisersitz,
Der Schmerz sich dämpfen, denn die Zornesschale
Des Schicksals ist nun leer; der Kaiser Fritz
Ist sehnend seinem Vater nachgegangen,
Um eine höh're Krone zu empfangen.

So ruhe denn, entsagungsstarker Recke,
Der Heilung froh, vom schweren Kampfe aus!
Je kürzer Dir vom Thron zur Gruft die Strecke
Gemessen war, je hehrer war Dein Strauß
Gen Deines Siechthums Tücke. Lorbeer decke
Die Stätte Dir im stillen Friedenshaus!
Reich streutest Du der Liebe edlen Samen,
Sei ew'ge Liebe Deine Ernte! Amen!

Ich sah ihn noch aufgebahrt in der Jaspis-Galerie des neuen Palais. In dem zur Todtenkammer umgewandelten Raume war lange nicht derselbe Prunk entfaltet, wie jüngst im Berliner Dome, als dort der entschlafene Kaiser Wilhelm ausgestellt worden war; nur wenige Offiziere, Kammerherren und Hausoffizianten hielten an dem Sarge die Leichenwacht; aber für mein persönliches Empfinden wirkte diese verhältnißmäßige Einfachheit um so ergreifender, und wehmüthigen Blickes schaute ich in das stille ernste Angesicht, das eine erschütternde Aehnlichkeit mit dem durch die Kunst geprägten Christus-Antlitz gewonnen hatte.

Dann kam ein Tag, an dem ich in der Nähe der Friedenskirche stand, in deren stillem Bann der durch den Todeskuß der Walküre erlöste Siegfried seine letzte Ruhestätte finden sollte. Unter den Leidtragenden bemerkte ich auch den Dr. Mackenzie, dessen Name in der schweren Zeit der Sorgen so vielfach durch die öffentlichen Blätter gegangen war und jenen für jedes zartere Empfinden außerordentlich widerlichen Aerztestreit entfesselt hatte; zur Ehre des nun auch schon längst heimgegangenen englischen Arztes soll aber nicht vergessen sein, daß er seinen kaiserlichen Gönner und Patienten mit einer an die äußerste Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit so scharf hinangehenden Hingebung und Selbstverleugnung gepflegt hatte, daß ihm für diese Treue und Opferfreudigkeit jedenfalls Dank gebührt.

Nachdem sich das schwere, ganz Deutschland scheinbar mit Vernichtung bedrohende Unwetter in jenem erschrecklichen Doppelschlage entladen hatte, und nun zum ersten Male wieder eine helle Sonne am Himmel unseres Vaterlandes stand, athmete alle Welt erleichtert auf. Wir hatten in der That genug gebangt und gelitten, und in der Volksseele war jener Sättigungsgrad von Schmerz und Trauer erreicht, der sich für fernere Schicksalsschläge wahrscheinlich stumpf und fühllos erwiesen haben würde. So raffte auch ich mich denn gewaltsam aus der Betäubung empor und richtete den noch getrübten Blick auf das neue Gestirn, das jung und strahlend an unserem Himmel aufgegangen war. Der neue Kaiser war mir kein Unbekannter mehr; ich hatte die Ehre gehabt, ihm, da er noch Prinz war, schon wiederholt in seine geistessprühenden und durchbohrenden Augen blicken zu dürfen, und ich ahnte, daß für mein Vaterland eine neue Zeit, eine Zeit der Ueberraschungen angebrochen sein möchte. Alle Welt hatte den jugendlichen, soldatenfreundlichen Prinzen für kriegslustig gehalten, und auch im Auslande gab man sich der Befürchtung hin, daß nun vielleicht eine neue Area

von männermordenden Kriegen über Europa hereinbrechen würde; aber wie staunte man, als das Unerwartete geschah und der hochfliegende Herr, dem man nur ehrgeiziges Verlangen nach blutigen Lorbeeren zugetraut hatte, sich nun als Friedensfürst offenbarte und freudig und kurzentschlossen seine Person einsetzte, um auf weiten und anstrengenden Reisen an den fremden Höfen friedliche und freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Mit Freude und Genugthuung verfolgte ich ihn im Geiste auf seinen Ausflügen nach Nord und Süd, und als der Winter gekommen war und wir zum ersten Male wieder einen Kaisersgeburtstag feiern durften (denn im Jahre 1888 hatten wir wohl drei Kaiser, aber keinen Kaisersgeburtstag erlebt), da veröffentlichte ich in einer Zeitung Berlins folgenden Gruß und Glückwunsch an den jugendlichen Herrscher:

Nec soli cedit.

Als letzt im schneidenden Wind des März
Dem greisen Adler erstarrte das Herz,
Dem neunzigjähr'gen, dem kein Rival
Je aus den Fängen das Scepter stahl,
Da schauten die Vögel in Feld und Forst
Betrübt zwar, doch hoffend, zum Adlerhorst.
Ein Sproß des Alten saß dort, ein Aar,
An Glanz und Schönheit wunderbar.
Doch kaum, daß er zum Flug sich regt,
Hat ihn ein giftiger Pfeil erlegt.
Da wurden der Vögel Feinde froh,
Und Fuchs und Wildkatz dachten so:
„Der Aar, der nun das Scepter nimmt,
Wohl nimmer hoch im Luftmeer schwimmt;
Noch trotzt nicht sein Auge dem Sonnenlicht;
Wer hoch nicht fliegt, erspäht uns nicht.“
Doch die Federn schüttelt der junge Aar,
Schaut kühl hinab auf der Feinde Schaar,
Nimmt Luft in die Lungen und macht sich breit
Und spannt die Schwingen klafterweit.
Auf steigt er vom Horst in stolzem Sinn
Und schießt, wie vom Bogen ein Pfeil, dahin.
Und höher schwingt er zur Sonne sich auf —
Nec soli cedit — wer hemmt seinen Lauf?
Kaum noch ein Pünktchen, steht er im Blau.
Es winselt der Fuchs, und ein banges Miau
Quillt aus der Wildkatz' beengter Brust —
Sie werden der Stärke des Aars sich bewußt.
Doch der stolze Segler, der unbewegt
Eine Weile schwebte, die Flügel jetzt regt
Und rauscht durch die Lüfte in mächtigem Drang;
Die Reise ist eilig, der Weg ist lang.
Und unter ihm schwinden die Wälder und Au'n,
Die Städte und Dörfer. Was ist dort zu schau'n
Am Horizonte? täuscht ihn die Fee
Morgana mit Blendwerk? Dort blinkt die See,

Das wogende Salzmeer — es ist kein Trug;
Nun hemme, Adler, den schwindelnden Flug!
Ihn hält keine Schranke; voll jauchzendem Muth
Schon schwebt er über der endlosen Fluth.
Wild peitscht der Sturm das rasende Meer;
Dem Segler wird das Gefieder schwer
Von schäumigen Flocken, doch weiter er bringt
Durch den Graus, bis schimmernd die Newa ihm winkt.
Nun wird er rasten, denkt Fuchs und Katz',
Den Athem verlor er bei solcher Hatz.
Doch dem russischen Vetter ein grüßendes Wort
Nur gönnt er, dann hebt er sich wieder fort
Und beginnt einen Flug — voll neidischem Zorn
Sieht's der gallische Krähhahn und scharrt mit dem Sporn.
Ueber Schwedens Hauptstadt strebt er zum Sund,
Allüberall flattern ihm Wimpel bunt,
Der Geschütze Donnersalut ihm sprüht;
Er grüßt — und weiter fliegt er gen Süd
Ueber Deutschland hin bis zum Schwäbischen Meer,
Von dort zur Isar, zur Donau, wo hehr
Die Hofburg ragt und in Treue fest
Ein andrer Vetter an's Herz ihn preßt.
Thut denn der Flieger sich nimmer genug?
Nein, weiter stürmt er in siegendem Flug
Hin über die Alpen zum Tiberstrom
Und grüßt den Vetter im ewigen Rom.
Mit dem Freunde vereint geht's weiter nach Süd.
Wo des Feuerbergs dampfende Esse glüht,
Wo der Schöpfung Wunder am reichsten gedieh,
Zum Zaubergolfe von Napoli.
Hier läßt er sich nieder; begeistert empfängt
Ihn Welschlands Volk, das ihn dicht umdrängt;
Man wirft ihm Blumen auf jeden Pfad;
Entzücktes Evviva, wo er nur naht;
Und Abends, wenn die Sonne sank,
Ritornelle zum Mandolinenklang.
Schwer wird ihm der Abschied; doch ruft ihn die Pflicht;
Der junge Zollernaar zaudert nicht;
Er breitet die Flügel — Ade! Ade!
Und heimwärts schwebt er zur nordischen Spree.
Nec soli cedit! Das war ein Flug!
Ein hohenzollern'scher Römerzug!
Die Feinde merken, sie sind geprellt;
Denn der Aar bewahrte den Frieden der Welt. —
Heil Dir, Du Segler, Du stolzer Aar,
Der Du heut vollendest Dein dreißigstes Jahr!
Deinen Horst an der Spree, jahraus, jahrein,
Den segne Gott mit Sonnenschein!
Deines Volkes Herzen Du schnell gewannst,
Du zeigtest, daß Du fliegen kannst. —

Es war mir eine ehrenvolle Genugthuung, daß der Kaiser diesen meinen Geburtstagsgruß gelesen hatte; bei einer Meldung, die ich ihm

wenige Tage später im Berliner Schlosse erstatten durfte, drückte er mir kräftig die Hand und dankte mir für die verständnißvolle Auffassung, die ich seinen Reisen gegeben hatte. Nicht minder lebhafte Genugthuung bereiteten mir aber auch die hämischen Glossen, die ein forschrittliches Journal der Hauptstadt meinem poetischen Festgruße widmen zu müssen glaubte; es witterte da nur Knechtssinn und Streberthum, wo ehrliche monarchische Ueberzeugung und die dem alten Soldaten eingeborene Liebe und Treue zu seinem Könige einen patriotischen Ausdruck gesucht hatte. Und wie wenig kannte dieser radical-demokratische Herr Redacteur und Kritiker seinen Kaiser! Wilhelm II. war schon mit dreißig Jahren ein für plumpe Schmeichelei und berechnende Ergebenheitsphrasen durchaus unzugänglicher Herrscher; schon als Prinz hatte er sich als selbstständiger Charakter und scharfblickender Menschenkenner erwiesen, und in der persönlichen Unterhaltung mit ihm hatte ich stets den Eindruck gewonnen, daß er durch mannhafte Offenheit und Ehrlichkeit am angenehmsten berührt wurde. Im Hause eines Verwandten meiner Gattin hatte er als Prinz verkehrt; ich hatte ihn dort mehrmals bei einer Partie Schach oder in zwangloser Unterhaltung mit älteren und jüngeren Herren gesehen und immer bemerkt, daß er ein offenes Wort, auch einen begründeten Widerspruch, nicht nur gern ertrug, sondern auch dankbar dafür war. Ein so selbstständiger und hochgearteter Geist mußte, dessen war ich mir im Stillen bewußt, auf eine trübe gährende Gesellschaft dieselbe Wirkung üben, wie etwa der elektrische Strom, wenn er in gewisse Flüssigkeiten geleitet wird: es mußte eine Zersetzung und eine Scheidung der verschiedenen Elemente stattfinden. Und strenge Scheidung that uns Noth. Unter dem Firmenschilde der politischen Parteien hatten sich bisher mancherlei Elemente zusammengefunden, die durchaus nicht zu einander gehörten. Aus des Kaisers eigenen Aeußerungen hatte ich die frohe Ueberzeugung gewonnen, daß er ein stolzbewußter Deutscher war; er zeigte sich als begeisterter Verehrer und Förderer der deutschen Musik, der deutschen Dichtkunst; allem Fremden, so weit es im Stande war, unser Nationalitätsbewußtsein zu schmälern und zu schädigen, war er abgeneigt. Nun mußten die alten Firmenschilder der greisenhaft gewordenen politischen Parteien bald eingezogen werden, da die Firmen fallit zu werden drohten; neue Gruppirungen waren zu erwarten, die klar und ohne Umschweife für oder wider das deutsche Kaiserthum, für oder wider des deutschen Namens Herrlichkeit eintreten würden.

Meine Erwartungen sollten sich denn auch bald erfüllen. Freilich blieben nicht immer jene Ausschreitungen aus, die über das Ziel schießender Eifer sich nur allzu gern gestattet. Aber ich getröstete mich, daß die radicalen Strömungen, die oft hart an Chauvinismus und Demagogenthum grenzten, mit der Zeit schon an der Besonnenheit und dem Gerechtigkeitssinn des deutschen Volkscharakters einen einengenden Damm finden würden. Bei aller Entschiedenheit meiner schon seit meiner Jünglingszeit unabänderlich

betonten deutschen Gesinnung, bei allem Eifer, mit dem ich stets in Wort und Schrift für Erhaltung und Förderung deutscher Art und Sitte eingetreten war, konnte ich doch nie ein gewisses Mißtrauen gegen allen Radicalismus überwinden, und ich glaube auch heute noch, daß man ein fester deutscher Mann sein und für alle hohen Ziele des Deutschthums wirken kann, ohne die edleren und vornehmeren Menschen, deren es, selbst nach dem Zugeständnisse der radicalsten Durchgänger, auch unter anderen Rassen und Arten giebt, zu verletzen und ungerecht zu behandeln.

Ein gleich maßvolles Verhalten habe ich auch in meiner Stellungnahme zu den wirthschaftlichen Fragen für geboten gehalten. Man fing überall an, sich gegen undeutschen Krämergeist und Schachersinn aufzulehnen, und jedes Tagesblättchen, das Abonnenten deutscher Art anzulocken bemüht war, schrieb damals den Kampf wider Schwindel und Mammonssucht auf seine Fahne. Das war gewiß sehr verdienstlich. Solche Weckrufe an das deutsche Gewissen ertönten, meiner Ansicht nach, gerade zur rechten Zeit, und ich wünschte von Herzen, daß sie ein Echo finden möchten bis in die letzte Hütte des entlegensten deutschen Dorfes; wenn man aber das Börsenjobberthum ohne Weiteres mit dem Großcapital identificirte und das letztere grundsätzlich überall verdächtigte und bekämpfte, so schien es mir doch, als ob sich auch hier wieder der Radicalismus an der Wahrheit und Gerechtigkeit versündigte und nach Art der socialdemokratischen Kampfweise nur die unsauberen und gierig-wilden Instincte der Menge wachriefe. So lange es Menschen, in gesetzlicher Freiheit lebende Menschen, nicht Sträflinge eines socialdemokratischen Staatszuchthauses, geben wird, so lange wird es Arme und Reiche geben, und die Besitzsummen von beweglichen Gütern der reichsten Menschen werden sich eben immer als Großcapital darstellen. Ich halte es für thöricht und bedenklich, gegen das Großcapital als solches in blindwüthiger Feindschaft vorzugehen; es wird auch hier zu unterscheiden bleiben, wie es erworben wurde, ob durch gesegnete productive Arbeit oder durch fluchwürdigen schwindelhaften Wucher. Um die Macht des Großcapitals, soweit sie unberechtigt ist und verbitternd und untergrabend wirkt, zu brechen, dazu bedarf es ihm gegenüber eines anderen Verhaltens der Gesellschaft und der staatlichen Organe. Der Staat wie die Gesellschaft haben nur die Arbeit zu ehren, niemals das Capital. Wo sich Arbeit durch Geld selber bezahlt macht, da hat sie auch ihre Ansprüche befriedigt; wo sie ihren Schweiß und ihr Blut, ohne nach materiellem Gewinn zu fragen, selbstlos der Menschheit opfert (wie dies z. B. bei aller echten Gelehrten-Arbeit der Fall ist), da allerdings hat ihr der Staat als ein sichtbares Zeichen seiner Dankbarkeit und Anerkennung jene nicht käuflichen Ehren und Würden zu bewilligen, die auch eine höhere gesellschaftliche Stellung und Werthschätzung zur Folge haben.

Auch zur Frage einer vernünftigen Schulreform hatte ich längst

Stellung genommen; schon in meiner eigenen Schulzeit hatte ich es schmerzlich empfunden, daß der ungeheure Schatz an nationalen Bildungsstoffen, den wir vor allen anderen Völkern voraushaben, von den braven Mensapriestern, denen ich zu lauschen hatte, so gut wie gar nicht gehoben wurde; ja diese durch die Schablone der mittelalterlichen Mönchsschule in ihrem nationalen Rückgrat gebrochenen Grammatikpfaffen ahnten nicht einmal sein Vorhandensein. So begrüßte ich denn auch freudig die eifrigen Bemühungen Friedrich Langes, der als damaliger Herausgeber der „Täglichen Rundschau" am wirksamsten und zähesten und mit einer seltenen Begabung für eine durchgreifende Reform unserer Schule eintrat, und noch höher wurde meine Zuversicht, als aus des neuen Kaisers eigenem Munde jenes erlösende Wort ertönte, „daß die deutsche Schule keine Römer und Griechen, sondern Deutsche zu bilden habe".

Nach banger, banger Nacht der Trübsal schien wieder die Sonne am deutschen Himmel, und das, was uns Alle freute und mit frohem Kampfesmuthe für die Zukunft erfüllte, war die Thatsache, daß wir doch wieder einmal einen von freudiger Jugendkraft beflügelten Kaiser hatten; denn so segensreich auch für unser Vaterland die letzten Jahre des heimgegangenen greisen unvergeßlichen Herrn gewesen waren, im Leben der Völker wechseln die Bedürfnisse, und die neue Zeit, die heraufgekommen war und neue Probleme den Menschen zum Lösen stellte, verlangte auch einen neuen jugendlichen Herrscher, der, ein Sohn dieser Neuzeit, am besten befähigt war, ihr den Puls zu fühlen und ihre Athemzüge zu belauschen.





Gedichte.

Von

Ottokar Stauf v. d. March.

— Brüx i. B. —

Amrilkais.

I.

Froh bei Cyperwein und Liedern in getreuem Freundeskreis,
Seine Liebste auf dem Schooße sitzt der Dichter Amrilkais.
Und er schwingt den vollen Becher, und er trinkt ihr jubelnd zu:
„Meines Erdenwallens Sonne bist, o Ablah, einzig Du.

Eitler Wahn ist ringsum Alles, gleichend der Morgana Schein,
Nur die Liebe, nur der Becher sind des Lebens werth allein,
Zwar ein Dichterherz, ein echtes, freut sich and'rer Dinge noch:
Mit dem Sturmbeil in den Fäusten zu zertrümmern jeglich' Joch!

Auf des Feindes Spöttermiene hinzuschreiben markig schlicht
Eine glutdurchpulste Strophe, die den Stolz für ewig bricht,
Nach gethanem Tagewerke dann zu süßem Lautenklang,
Zu ersinnen und zu singen den erhab'nen Weihgesang.

Doch die Krone all' des Hohen, was die Mannesseele schwellt,
Ist die Liebe, ist der Becher — Bild der Dichtkunst, Bild der Welt:
Aus den Augen meiner Ablah strahlt der Friede ätherklar,
Und im Cosen des Genusses wird der Kampf mir offenbar.

Weithin spannt die Cherubschwingen Königsadler Phantasie,
Wenn des Römers goldne Welle weckt der Töne Harmonie —
Lieb' ist Leben, Wein ist Dichtkunst, und beglückt, wem alle beid'
Durch dies Thal der steten Thränen geben brüderlich Geleit.

Fern im altehrwürdigen Mekka an der Wand des Heiligthums,
Zu urewigem Gedächtniß meines stolzen Dichterruhms,
Eingestickt mit Gold auf Seide meine Dichtung stolz sich wiegt,
Die in Okhaz über dreißig Sänger mir den Preis ersiegt!

Nie wär' mir zu Theil geworden dieser Ehre Königsgut,
Hätt' mich nicht zum Lied begeistert Weibeskuß und Rebenblut,
Darum, Freunde, schwenkt die Römer! Hell erbraus' das hohe Lied:
Wein und Weib, die hehrste Habe, die der Herr der Welt beschied!

Und die Becher läuten, und die Zecher jauchzten mal um mal,
Daß im schrillen Echo wider tönt der hohe Festessaal,
Ungehört im Lärm verschallen eines Fremdlings Schritte da,
Der im staubbedeckten Haik tritt dem Dichterfürsten nah.

Und mit starker Stimme ruft er, und rundum wird's todtenstill:
„Amrilkais! es heischt Dein Eisen Dein Erzeuger Muhelihl;
Elhareth vom Stamme Kahel hat gefällt den edlen Scheich
Angesichts des Aldebaran mit verruchtem Menchlerstreich!

Du als Erbe jenes Todten, dessen Blut noch färbt den Sand,
Nimm das Schwert der heil'gen Rache mannhaft in die Sohneshand;
Laß' die Liebste, laß die Lieder, der Verweibsung Aufgebot,
Komm' zur Stelle, um zu rächen Deines Vaters blut'gen Tod!"

Und er reißt ihn an dem Aermel, doch der Dichter stößt ihn fort:
„Schweige, Unglücksrabe, schweige und verlasse diesen Ort!
Flüchtig ist das Menschenleben, einem Hauche gleicht der Tag,
Und der heut'ge sei gewidmet ganz dem frohen Festgelag'.

Rachbegier und Schadenfreude, Zwietracht, Neid und Haß und Zorn —
Ach! sie drücken uns allstündlich in die Seele ihren Sporn,
Und gleich scheugeword'nen Rossen rasen blind wir in's Gewühl,
In des Bruders Blut erstickend Menschlichkeit und Mitgefühl.

Flüchtig ist das Menschenleben, wie im Strom die Welle kaum,
Flücht'ger noch der Freude Stunden — ein gestörter Morgentraum.
Füllt auf's Neu' d'rum die Pokale, singt das Lied der Fröhlichkeit,
Für den wüsten Hader bleibt noch immer viel zu viel an Zeit!"

II.

Betend liegt im Gotteshause Amrilkais auf seinen Knie'n,
Steht dann auf, den Eid zu schwören und den Kündepfeil zu ziehn:
„Treulich dem Gesetz der Väter künd' mit reinem Rächermuth
Fehd' ich an dem Menchelmörder — Aug' um Auge, Blut um Blut!

Bei des Rachegottes Haupte schwör' ich hoch und feierlich,
Weibeskusses, Weingenusses fortab zu enthalten mich,
Bis hier die bewehrte Rechte von dem Blut der Viper raucht,
Die in Vaters Brust die Zähne todesbringend hat getaucht!

Werden soll zum Brunnenseile meine Lanze auf der Stell',
Das statt Wasser — Eimer Blutes zieht aus Mörders Wunderquell'
Und erfüll' ich nicht den Rachschwur, der mich in die Heimat trägt,
Sei ich ewig ehrlos — — heil ihm, der mich rücklings niederschlägt!"

Und der Dichter tritt zum Götzen, neigt sich ihm zum Gruß und sagt:
„Nach der Väter Brauche fleh' ich, eh' die Fahrt nach Blut gewagt:
Gieb ein Zeichen, großer Hammun, daß mein Eid Dir wohlgefällt!"
Und er greift zum breiten Köcher, den der Gott in Händen hält . . .

Aber zornig faßt der Dichter seines Kleides Scharlachprunk —
Auf dem Pfeil steht groß geschrieben: „Hammun räth Vertheidigung!"
Einen Fluch aus tiefstem Herzen murmelt in den Zähnen still
Und zum breiten Köcher wieder greift der Sohn des Muhebihl . . .

Auf des Tempels Fließen klirrend ein gewucht'ger Handschar klung,
Auch der zweite Pfeil verkündet: „Hammun räth Vertheidigung!"
Und des Dichters Auge blitzte grimmig an den Gott von Stein,
Und zum dritten Male griff er in den Köcher tief hinein . . .

Mit den Zähnen knirschend reckte wie ein Leu er sich zum Sprung —
Wieder sprach der Schicksalskünder: „Hammun räth Vertheidigung!"
Und des Flehenden Augen rollten, und im ungezähmten Groll
Gleich wie die gereizte Schlange seiner Stirne Ader schwoll.

Und die Pfeile brachen krachend, und er warf mit wildem Schwung
Sie in's Angesicht des Götzen: „Des Orakels ist genung!
Amrilkais vom Stamme Essed räth auch Dir Vertheidigung,
So Dein Vater liegt gemeuchelt, feiger, göttlicher Hallunk'!"

Und er spie verachtungsschäumend vor dem blöden Götzen aus,
Wandte sich und trat in's Freie stolzer denn ein Fürst hinaus,
Und auf Al-Borak sich schwingend, lachte er mit leisem Spott,
Doch die Sklaven sagten flüsternd: Gute Kunde gab der Gott!

III.

Fünfmal ging die Sonne nieder, fünfmal ging die Sonne auf,
Und als sie zum sechstenmale wieder neu begann den Lauf,
Saß bei Cyperwein und Liedern in getreuem Freundeskreis,
Seine Liebste auf dem Schooße, froh der Dichter Amrilkais.

Draußen in der Wüste aber lag ein Todter starr und fahl,
Ringsum Geier und Hyänen, zankend sich um's leckre Mahl —
Und der Dichter leert den Römer: „Freunde! Brüder! singt und zecht!
Füll' den Becher, küß' mich, Ablah! Denn mein Vater ist gerächt!"

Agnus und Agnes.

Drommeten rundum, Querpfeifen rundum,
Und Geigengequietsche und Bratschengebrumm
Im alten ehrwürdigen Speyer.
Der Bürger und Werkner fröhlich Gejaid'
Aufzieht es in prunkendem Festtagskleid
Zu Kaiser Rudolphus Vermählungsfeier.

Der munteren Kurzweil an zehn Tag'
Die mannliche Bürgerschaft jauchzend pflag,
Am eilften, da fodert der greise
Gebieter mit seiner Gemahlin jung
Vom ehrsamen Rathe den Abschiedstrunk
Und machte sich fertig zur Weiterreise.

Die Kaiserin hatte langwallendes Haar,
Wie Gold so gelb und Augen, so klar
Und feurig wie Diamanten,
Und Wangen — ach! Wangen nach Pfirschenart,
So rosig und weiß, so pflaumig-zart,
Daß alle Männer in Liebe entbrannten.

Und als zur Sänfte die Herrliche schritt,
Da ging ihr zur Seite der Bischof mit,
Der junge Friedrich von Sälden;
Der war so entzückt, daß er fort und fort
Wegüber nur sprach ein einziges Wort:
„Ach, schöne Frau Kais'rin, kommt wieder in Bälden!

„O könntet Ihr fühlen, wie mir so schwer
Um's Herz ist, — als ob auf ewig in's Meer
Jetzunder versänke die Sonne; —
Burgundias Sproß: fürwahr Ihr seid
(Verzeihe mir Gottes Barmherzigkeit!)
Weit schöner, weit hehrer, denn uns're Madonne!"

Die Kaiserin sah zu dem blühenden Mann
Verwundert hinauf und senkte sodann
Die Augen, in Schämen erglühend:
„„Ei, ei Hochwürden, was sagt Ihr dahier?
Steht solches in Eu'rem Frühlingsbrevier,
Dann ist das Büchlein fast versesprühend!""

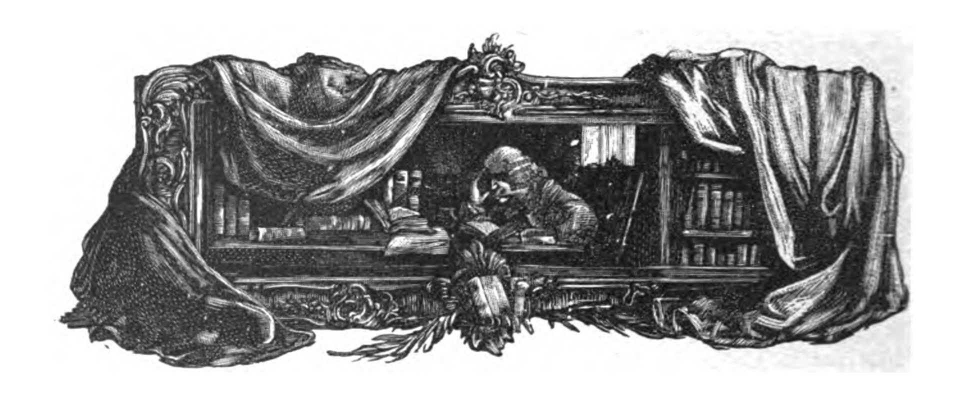
Und legte die Hand auf den Polster d'rauf
Und schwang sich züchtig die Höhe hinauf,
Herr Friedrich aber im Drange
Der Leidenschaft murmelte leis': „Und droht
Mir allsofort auch der schmählichste Tod . . .!"
Und küßte sie heiß auf die rosige Wange.

Die Kaiserin wußte nicht, wie ihr geschah,
Der Kaiser aber, der Alles sah,
Trat näher und zupfte vertraulich
Und lächelnd den seligen Bischof am Arm:
„Es freut mich, Hochwürden, daß Ihr so warm
Und zärtlich sein könnt', und find' es erbaulich!

„Doch däucht mich: Ihr habet Euch hieselb geirrt
Im Gegenstande, mein trefflicher Wirth
Und Sohn des eisernen Ludolf,
Vor Eifer verwechselt im ABC
Die beiden Buchstaben u und e —:
Das Agnus dem Friedrich, die Agnes dem Rudolf!

„Ich bitt' Euch, hochmögende Eminenz
Vermerket hinfüro diese Sentenz,
Und küßt Euer Agnus ab morgen
Just so, wie meine Agnes zu heut',
Doch diese — das glaubet mir ungescheut:
Die will ich und kann ich höchstselbst schon versorgen!"





Willibald Alexis.

Von

Max Ewert.

— Arnstadt. —

Als Willibald Alexis 1858, durch schwere Krankheit gezwungen, sein großes Haus in der Wilhelmstraße dauernd mit dem bescheideneren „Haus Lindeneck" in Arnstadt vertauschen mußte, als ihm ein grausames Geschick verwehrte, seine Stimme noch weiterhin auf dem litterarischen Markte ertönen zu lassen, da gerieth er allgemach in Vergessenheit. Ab und zu kam wohl noch einer seiner alten Freunde und Mitkämpfer auf dem deutschen Parnaß zu ihm; aber sein trauriges Leiden, das ihn oft andere Worte sagen ließ, als er sagen wollte, machte den Umgang mit ihm eigentlich zur Qual, und mancher jüngere Schriftsteller, der nach Arnstadt kam, um ihn aufzusuchen, stand von seinem Vorhaben ab, wenn er den siechen, gebrechlichen Mann im Rollstuhle umherfahren sah. Da galt auch bald von ihm Goethes Wort:

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach, der ist bald allein" —

man kümmerte sich nicht mehr um ihn, man vergaß ihn!

Als ihn vor nunmehr bald dreißig Jahren der Tod von seinen Leiden erlöste, da empfand man keine Lücke mehr: nur wenige Zeitungen und Zeitschriften widmeten ihm einen Nachruf. Auch seine Werke geriethen mehr und mehr in Vergessenheit, sie waren ja gar zu wenig „modern"; und so konnte es kommen, daß ihm in der neuen großen Litteraturgeschichte von Vogt und Koch kaum zehn Zeilen gewidmet werden.

Die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages scheint eine gerechtere Würdigung dieses Dichters angebahnt zu haben. Zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften gedachten dieses Ereignisses in längeren Artikeln; man feierte

ihn sogar etwas überschwänglich als „Schöpfer des deutschen Geschichtsromans“, als „größten märkischen Historiker“, als „dichterischen Biographen Preußens“. Am würdigsten gedachte man seiner in Arnstadt. Hier hatte sich schon vorher ein Ausschuß aus angesehenen Männern aller Kreise der Stadt gebildet, der am 29. Juni einen „Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt“ erließ; die hervorragendsten deutschen Dichter und Schriftsteller zierten diesen Aufruf durch ihre Unterschrift. In Arnstadt veranstaltete man auch am Vormittage dieses Tages am prächtig geschmückten Grabe des Dichters eine schlichte Gedächtnißfeier (vgl. „Voss. Ztg.“ 5. Juli, Morgennummer), und am Abend desselben Tages fand ihm zu Ehren eine öffentliche Festsitzung der „Litt. Vrg.“ statt, die, eingeleitet durch K. M. von Webers „Jubelouvertüre“, aus einem Prologe, einer Festrede, dem Vortrage von vier Balladen von Alexis und des „Fridericus Rex“ in Loewes Composition bestand.

Ich selbst hatte ursprünglich die Absicht, dem Dichter an diesem Tage ein biographisches Denkmal zu widmen. Aber der Mangel an allen Vorarbeiten, die Schwierigkeit, seine Werke zu erlangen, und verschiedene andere Umstände verhinderten leider die Verwirklichung meiner Absicht. Erst in einigen Monaten wird diese Schrift fertiggestellt werden, am 29. Juni konnten nur die ersten Capitel erscheinen. („Deutsche Romanztg.“ Nr. 39 und 40). Um aber wenigstens theilweise meinen Vorsatz auszuführen, hielt ich bei der eben erwähnten Arnstädter Alexisfeier den Festvortrag, in dem ich ein Lebensbild des Dichters entwarf und eine kurze Würdigung seiner gesammten schriftstellerischen Wirksamkeit gab.

Da das erstere manches bisher Unbekannte bot und die meisten Werke Haerings fast völlig verschollen sind, so dürfte wohl die Veröffentlichung des Vortrages, der nur durch Umwandlung der äußeren Form und durch Kürzung einiger im Wesentlichen nur Arnstädter interessirender Stellen etwas verändert worden ist, manchem Leser dieser Zeitschrift willkommen sein. —

Wilhelm Haering — das war der eigentliche Name des Dichters — wurde am 29. Juni 1798 in Breslau geboren. Sein Vater, der dort Kanzleidirector und Geheimer Kammersecretarius war, starb bereits im Jahre 1802, und so hatte denn seine Mutter, die Tochter des privilegirten Buchdruckers und Verlagsbuchhändlers Karl Friedrich Rellstab, eine außerordentlich gütige, liebenswürdige und dabei fein gebildete Frau, allein für die Erziehung ihres Sohnes und der um zwei Jahre jüngeren Tochter Luise zu sorgen, wobei sie allerdings von ihrer ebenso liebevollen und gebildeten Stieftochter Florentine, die zwanzig Jahre älter als Wilhelm und ihr mehr Freundin als Tochter war, unterstützt wurde. Von den ersten Lebensjahren des Dichters wissen wir fast Nichts. Erst aus dem Jahre 1806 erfahren wir etwas Näheres über sein Leben, und zwar aus seinem eigenen Munde. Gegen Ende dieses Jahres wurde die alte Reichsstadt und Festung Breslau von Napoleons Truppen belagert, und die Familie Haering, die in einem

äußerst feuergefährlichen Stadttheile wohnte, zog nun in das Breslauer Kloster zur heiligen Katharina, wo sie bis zu den ersten Tagen des Jahres 1807, bis zum Falle der Festung, eine vor den zahlreich geschleuderten Bomben verhältnißmäßig recht sichere Unterkunft fand. Das eigenthümliche, ihm gänzlich ungewohnte Leben und Treiben im Nonnenkloster, das alte, feste Gebäude selbst mit seinen langen, halbdunklen Gängen, seinen hohen Hallen, seinen Kreuzgewölben und abgeschlossenen Zellen, vor Allem auch die Gefahren und Beschwerden, welche die Belagerung und Beschießung der Stadt mit sich brachte, haben auf den Knaben einen unverlöschbaren Eindruck gemacht, wie wir aus den anziehenden, frischen Erinnerungen, die er uns über diese beiden Monate seines Lebens hinterlassen hat, entnehmen können. Ja, er sagt sogar einmal selbst, eine gewisse Vorliebe für Nachtstücke, die man ihm in seinen Dichtungen zum Vorwurf gemacht habe, rühre von den Eindrücken einer einzigen furchtbaren Nacht her, die er in dieser Zeit durchmachen mußte.

Bald nach der Uebergabe der Stadt siedelte Haerings Mutter mit ihren Kindern nach Berlin über, und zwar zog sie in das Haus ihres Bruders, des Buchdruckers und Musikalienhändlers Rellstab in der Jägerstraße. Hier in der preußischen Residenz fand unser Dichter nun eine neue Heimat, der er, von manchen Unterbrechungen abgesehen, ein halbes Jahrhundert treu blieb, und die ihm so an's Herz wuchs, daß er sie und ihre Vergangenheit in den Mittelpunkt der meisten seiner Dichtungen setzte.

Von wem er den ersten Unterricht erhielt, wissen wir nicht. Möglich, daß er in Berlin anfangs die damals angesehene Messow'sche Privatschule besuchte, der auch sein Vetter Ludwig Rellstab die ersten Elemente der Bildung verdankte. Doch ist es wahrscheinlicher, daß ihn zuerst seine Mutter, die so fein gebildet war, daß man sie sogar einmal zur Erzieherin der königlichen Prinzen ausersehen hatte, und seine Stiefschwester Florentine unterrichteten. Sicher aber ist, daß er im Jahre 1810 auf das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium kam, das ebenfalls sein Vetter besuchte, zu dem er überhaupt in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Dieser letztere Umstand ist für uns von großer Bedeutung, da wir nur aus Ludwig Rellstabs Lebenserinnerungen Einiges über die schönen Knabenjahre des Dichters wissen. Da lesen wir, daß der junge Haering ein sehr fleißiger Schüler war, der oft von den Lehrern gelobt wurde und nur gute Zeugnisse, zuweilen sogar Prämien nach Hause brachte. Da lesen wir auch, wie die beiden Familien Rellstab und Haering jedes Jahr gemeinsam in den Thiergarten auf Sommerwohnung zogen — der Thiergarten hatte damals noch ein anderes Aussehen, als heute — und die Knaben in der Waldeseinsamkeit köstliche Stunden verlebten, wie sie aber dort und in der Stadt auch manche tollen Streiche ausführten, die uns lebhaft an die ersten prächtigen Capitel von „Cabanis“ erinnern. Aus Rellstabs Erinnerungen erfahren wir besonders auch Etwas über die litterarische Thätigkeit des jungen Haering. Eine Zeit lang führte im Hinterhause des Rellstab'schen Grundstückes eine

Schauspielertruppe an mehreren Abenden in der Woche allerlei Theaterstücke auf, sodaß die Knaben die schönste Gelegenheit hatten, das dramatische Getriebe von außen und auch von innen kennen zu lernen. Bald erdachten sie sich selbst allerlei Ritterstückchen, und Haering schrieb als zwölfjähriger Knabe ein kleines zweiactiges Ritter-Trauerspiel „Herzog Othelrich von Böhmen". Nach langen Vorbereitungen, die die Einübung, die Costümirung und viele andere Dinge erforderten, hatte er die Freude, sein Stück vor einem eingeladenen Kreise von Freunden und Verwandten unter großem Beifall aufgeführt zu sehen und selbst als Darsteller der Hauptrolle glänzen zu können. Dieses Ritterschauspiel ist uns leider verloren gegangen; dagegen besitzen wir noch aus den Jahren 1813 und 1814 vier kleine Erzählungen, die in vielfacher Hinsicht von dem größten Interesse für uns sind. Sie zeigen uns, daß der Knabe schon damals eine bemerkenswerthe Gewandtheit im Ausdruck und in der Darstellungskunst besaß, dazu eine außerordentlich rege Phantasie, die allerdings nicht frei von verderblichen Auswüchsen war, und daß er seine Erzeugnisse mit einem kritischen Ernst betrachtete, den man fünfzehnjährigen Knaben nicht oft zutraut.

Ganz ungetrübt verflossen jedoch Haerings Knabenjahre nicht. Bald nach seiner Uebersiedelung hatte er den Tod seiner jüngeren Schwester und einige Jahre später den seines Onkels Rellstab, in dessen Hause er wohnte, zu beklagen. Tiefer war aber wohl der Schatten, den die traurige Lage des Vaterlandes seit dem Tilsiter Frieden auf seine sonst so fröhlichen Kinderjahre warf. Auch der Knabe spürte schon den furchtbaren Druck, den Napoleon auf Preußen und auf die preußische Hauptstadt ausübte. Oeffentlich durfte Niemand ein lautes Wort gegen den Corsen und seine Organe ausstoßen, um so grimmiger wühlte der Haß gegen sie im Geheimen; Schule und Familie suchten in gleicher Weise der Jugend ein starkes Nationalgefühl einzuflößen. Welcher finstere Groll, als die ungeheuren französischen Heerschaaren 1812 durch Berlin hindurchzogen und jeder Bürger mit der verhaßten Einquartierung bedacht wurde! Wie athmete man aber auch auf, als die Nachricht von dem entsetzlichen Schlage, den das stolze Heer in Moskau und den russischen Ebenen erlitten hatte, nach Deutschland kam! In der Hasenhaide stählten die Schüler unter Jahns Leitung ihren Körper und gaben ihrem Hasse gegen die fremden Unterjocher so offen Ausdruck, daß „Franzose" und „Hund" als gleich starke Schimpfwörter galten. Die Klassen des Gymnasiums schafften sich Fahnen an und zogen unter Anführung der Lehrer und des Directors hinaus in den Thiergarten, um dort kriegerische Uebungen zu veranstalten. Und als der König den Ruf zu den Waffen erschallen ließ, da eilte Alles, was sich kräftig genug dazu fühlte, unter die Fahnen. 1813 mußte unser junger Patriot noch zu Hause bleiben; sehnsüchtig schaute er den fünfzig Mitschülern nach, die alt und kräftig genug waren, um für die Befreiung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Aber zwei Jahre darauf, als Napoleon unversehens aus Elba zurückgekehrt war und wieder Alles zu den Fahnen eilte, da verließ auch unser Wilhelm,

der sechzehnjährige Jüngling, der eben Primaner geworden war, die engen Schulräume und zog hinaus in den heiligen Kampf. Dieses Jahr 1815 war sicher das denkwürdigste seines ganzen Lebens. Einen wie tiefen Eindruck die Erlebnisse dieser Monate auf ihn ausübten, das zeigen die dreißig Jahre später geschriebenen prächtigen, lebensfrischen und humorvollen Feldzugserinnerungen, die heute leider gar so Wenige kennen, und die doch Jeder, der sie in die Finger bekommen kann, mit dem allergrößten Interesse lesen muß.

Es war Haering nicht beschieden, an einer offenen Schlacht theilzunehmen. Als er mit den zweihundert Freiwilligen, denen er zugesellt war — er war als freiwilliger Jäger in das berühmte Regiment Kolberg eingetreten — in Köln eintraf, da überraschte ihn die Nachricht von dem eben errungenen Siege von Belle-Alliance, und der Hauptheil des Krieges war nun zu Ende. Aber für ihn fingen die Feldzugsstrapazen erst an. In ungeheuer anstrengenden Märschen mußte er mit seinen Kameraden durch Belgien nach Frankreich eilen, um zu seinem Regimente zu gelangen, das bei Waterloo hart im Feuer gestanden hatte. Gerade an seinem Geburtstage zog er über das weite Feld, auf dem wenige Tage vorher der furchtbare Kampf gewüthet hatte. Waren auch die menschlichen Leichen schon fortgeschafft worden, so bot das Schlachtfeld doch noch genug des Entsetzlichen, als daß er diese eigenartige Feier seines Geburtstages jemals hätte vergessen können.

Zu seinem Regimente gestoßen, mußte er wochenlang das außerordentlich ermüdende und aufreibende Belagerungsleben desselben theilen, das durch die ungünstige Witterung für die Gesundheit geradezu gefährlich wurde. Wenn wir lesen, was der siebzehnjährige Jüngling vor den Festungen Landrecy, Philippeville und Givet in den leichten, vom Regen oft fast weggeschwemmten Lagerzelten auszuhalten hatte, so müssen wir wirklich staunen, daß seine Gesundheit nicht ernstlich darunter litt. Ende September ergab sich die letzte der drei genannten Festungen, der Friede war bereits abgeschlossen; an die Heimkehr war aber noch nicht zu denken. Sie sollten jetzt Cantonnirungsquartiere beziehen, konnten aber nicht etwa längere Zeit ruhig an einem Ort liegen bleiben, sondern wurden immerfort die Maas hinauf und wieder hinab aus einem Quartier in's andere geschickt, so daß diese Monate der Cantonnirungsmärsche bei den furchtbar aufgeweichten Wegen durch die tiefen Schluchten der Ardennen, wo sie oft bis an die Kniee im Koth herumwaten mußten, noch weit beschwerlicher waren, als die vorhergehenden des Lagerlebens. Endlich machte er von der den Freiwilligen ertheilten Erlaubniß, allein auf eigene Kosten in die Heimat zu wandern, mit drei Kameraden Gebrauch und trat am 12. December die Rückreise an, die „nicht ohne Abenteuer, Fährlichkeiten und angenehme Erlebnisse war". Zu Anfang des nächsten Jahres traf er wieder in Berlin ein, aber nicht als das etwas verwöhnte Muttersöhnchen, als das er ausgezogen war, sondern als ein kräftiger, wetterfester, an Erfahrung und Einsicht gereifter Soldat. Bald nach seiner Rückkehr vertauschte er die

Waffen wieder mit den Büchern, setzte sich wieder auf die ihm nun doch etwas ungewohnt gewordene Schulbank und blieb dort bis Ostern 1817, wo er das Abiturientenexamen bestand.

Nun ging er auf die Berliner Universität, um die Rechtswissenschaft zu studiren, setzte dieses Studium von Ostern 1818 bis zum Herbst des nächsten Jahres in seiner Heimatstadt Breslau fort und kehrte dann wieder nach Berlin zurück, wo er zu Ostern 1820 die erste juristische Prüfung ablegte und nun einige Jahre als Referendar am Criminalgericht arbeitete. Aber die Berufsthätigkeit behagte ihm gar wenig. Schon auf der Universität hatte er sich nicht einseitig juristischen Studien gewidmet, sondern auch philosophische, geschichtliche und litterarische Vorlesungen gehört. Schon dort war er in Beziehungen zu Friedrich v. Raumer und Ludwig Tieck getreten und hatte fleißig litterarisch gearbeitet. 1829 erschien von ihm ein „scherzhaft-idyllisches Epos in fünf Gesängen", „Die Treibjagd" betitelt, das ganz von Jean Paul'schem Geiste durchweht ist, im Versmaß, dem Hexameter, und in der Darstellung mancherlei Anlehnungen an „Hermann und Dorothea" und besonders an Voß' „Luise" zeigt. Da sein eigentlicher Name zu mancherlei Unannehmlichkeiten Veranlassung gab — spöttelten doch noch in späteren Jahren Börne und andere Schriftsteller mit Beziehung auf Zeitschriftenartikel von ihm über „Häringssalat" — so legte er sich jetzt den Schriftstellernamen Willibald Alexis bei, den ihm seine Commilitonen auf der Unirersität nach Uebersetzung des deutschen „Häring" in das lateinische „alec" gegeben hatten, und unter diesem ließ er gleich in den nächsten Jahren in damals weit verbreiteten Taschenbüchern Gedichte und Erzählungen erscheinen, durch die hervorragende Schriftsteller, wie besonders de la Motte-Fouqué, der Dichter der „Undine", auf ihn aufmerksam wurden. Auf ihren Rath entsagte er der juristischen Laufbahn und lebte von da an bis zu seinem Tode als freier Schriftsteller.

Bald sollte das ganze litterarische Deutschland, ja, auch das Ausland, auf ihn aufmerksam werden. Er hatte sich in diesen Jahren so in den Geist und die Technik der Romane Walter Scotts rertieft, daß er 1823 in einer tollen Laune des Uebermuths den Plan faßte, einen Scott'schen Roman zu schreiben, und einige Monate darauf erschien sein „Walladmor", den er auf dem Titelblatt geradezu als Roman Walter Scotts, von ihm übersetzt, bezeichnete. Eine tollere Täuschung des Publicums hat man kaum je gesehen; aber sie gelang vollständig! Alle Welt sprach von dem neuen Roman des großen englischen Dichters; er wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt; und als sich im Laufe der Zeit der Schleier des Geheimnisses lüftete, als Walter Scott selbst über diese „kühne Mystification" lächelte und dem Buche anerkennende Worte widmete, da war Alexis der Mann des Tages. Es war ja in der That für einen so jungen Schriftsteller eine außerordentliche Leistung, ein Buch zu schreiben, das lange für das Werk eines der größten Dichter der Welt gehalten wurde.

Aber wenn Jemand ganz plötzlich und unerwartet zu allgemeiner Anerkennung, ja, zu einem gewissen Ruhm gelangt, so hat er große Mühe, sich auf dieser Höhe zu halten. Auch Haering sah dies sehr wohl ein und that daher Alles, um den Klang seines Schriftstellernamens zu einem immer volleren zu machen, zumal er ja jetzt auf die Feder als seine Erwerbsquelle angewiesen war. Er war daher in den folgenden Jahren äußerst thätig. Gedichte, Novellen, Uebersetzungen, eingehende Kritiken von ihm finden sich schon in jener Zeit in zahlreichen Taschenbüchern und Zeitschriften. Auf wiederholten Reisen durch Deutschland und Frankreich und noch mehr auf seiner „Herbstreise durch Skandinavien", die ihn bis in den hohen Norden Europas hinaufführte, suchte er seinen Anschauungskreis zu erweitern, seine Urtheilskraft zu stärken und in Beziehungen zu angesehenen Zeitgenossen zu treten; wie sehr ihm das gelang, beweisen seine hochinteressanten Beschreibungen dieser Reisen, die er nach deren Vollendung erscheinen ließ, und die zu dem Besten gehören, was wir auf dem Gebiete der Reiselitteratur besitzen. Ein zweiter großer Roman von ihm, „Schloß Avalon", den er ebenfalls als Uebersetzung nach Walter Scott herausgab, fand nicht den großen Beifall des „Walladmor"; doch hatte er die Genugthuung, daß das Buch vielfach in Ausgaben der gesammelten Werke Walter Scotts aufgenommen wurde. Das Exemplar, das ich selbst von dem Werke besitze, bildet das 151.—156. Bändchen einer 1828 in Grätz veranstalteten deutschen Ausgabe von Walter Scotts Werken, ohne daß der wirkliche Verfasser auch nur als Uebersetzer genannt wäre, und launig erzählt uns Haering selbst in den „Wiener Bildern" von einem Wiener Droschkenkutscher, der die Eigenheit hatte, in seinen freien Stunden Scotts Romane von Anfang bis zu Ende durchzulesen; er sprach Haering gegenüber von „Schloß Avalon" ebenso begeistert wie von den anderen Werken Scotts, ohne zu ahnen, daß er den wahren Verfasser des Buches vor sich hatte.

Größere wirkliche Bedeutung und den Ruf eines gefürchteten Kritikers erlangte Alexis dadurch, daß er von 1827 an das „Berliner Conversationsblatt" redigirte und es einige Jahre darauf mit dem schon angesehenen „Freimüthigen" vereinigte. Seine Zeitschrift zählte bald zu den besten seiner Zeit.

So hatte er sich genügend vorgebildet, um an die Schöpfung eines wirklichen Meisterwerkes zu gehen. Im Jahre 1832 erschien sein „Cabanis", der ihn in die Reihe der ersten deutschen Romandichter stellte.

Manches darin zeigt noch den Einfluß seines großen Vorbildes Walter Scott; trotzdem müssen wir diesen Roman als ein durchaus selbständiges Werk des Dichters bezeichnen. Es ist der erste in der Reihe der acht Romane, in denen er seinem Volke Bilder aus den denkwürdigen Epochen seiner geschichtlichen Vergangenheit giebt. In „Cabanis" ist es das Zeitalter Friedrichs des Großen, das er uns vor Augen führt. Ohne eine Spur von schönrednerischem Prunke, ohne unangebrachte Lobhudelei zeigt er

uns den großen König in seiner wahren Gestalt, in seinen Schwächen, aber auch in seiner gewaltigen, alles Damalige weit überragenden Persönlichkeit, seinem erstaunlichen Einfluß auf seine Unterthanen und besonders auf seine Soldaten, die in blinder Verehrung zu ihm hinaufschauten, und den wunderbaren Zauber, den seine Persönlichkeit auf Alle, die mit ihm zusammenkamen, auf Freund und Feind in gleicher Weise, ausübte. Friedrich selbst tritt nur an wenigen Stellen auf, und doch steht er uns gleichsam beständig vor Augen, da er seinem ganzen Zeitalter, das in dem Buche geschildert wird, seinen Stempel aufdrückte. Einen preußischen König so in den Mittelpunkt eines großen Romans gesetzt zu sehen, war für die damalige Zeit etwas ganz Neues und Ueberraschendes. Und vielleicht noch mehr überraschte die Schwärmerei, die der Dichter für die landschaftlichen Reize der Mark zeigte. Wer hatte bis dahin daran gedacht, bei der märkischen Streusandbüchse von landschaftlichen Schönheiten zu sprechen! Willibald Alexis war der Erste, der dafür ein Auge hatte. Er war der Erste, der uns zeigte, welche Poesie die tiefe Stille der weiten Haiden, das Rauschen der knorrigen Kiefern, die „eintönige Musik, die sich fortwiegt auf den Wipfeln meilenweit", in sich bergen. Er hat diese Poesie der märkischen Haide entdeckt und seinen Zeitgenossen dafür die Augen geöffnet.

Der Erfolg dieses Romans war nicht so, wie ihn der Dichter erhofft hatte. Zwar fand er hier und dort eine günstige Beurtheilung; aber die Zeit für die richtige Würdigung solcher Werke war noch nicht gekommen, das Neue darin noch zu eigenartig, als daß das größere Publicum ihn mit allgemeinem Beifall hätte begrüßen können; gaben ihm doch auch seine Freunde den Rath, von solcher Poesie abzustehen. Die Folge der herben Enttäuschung, die ihm dieses Urtheil bereitete, war eine gewisse Verbitterung, die noch durch andere Umstände verschärft wurde. Drei Jahre lang war er mit einer Schauspielerin*) verlobt gewesen, „einem der hochstehendsten, vollkommensten Wesen", wie er sie selbst nennt, die er „mit heißem, vollem Vertrauen" geliebt hatte. Plötzlich löste sich das Verlöbniß auf. „Und doch ward ich betrogen, so arg betrogen," schreibt er später in einem Briefe darüber. Dazu kamen die Einflüsse der Julirevolution auf Deutschland, die Gegenmaßregeln der Regierungen und die Wirkungen der sogenannten jungdeutschen Litteratur. Alles das vereinigte sich, um Alexis für eine Weile aus seiner bisherigen Bahn herauszudrängen.

Er suchte zunächst Erholung in Reisen nach Wien und durch Süddeutschland. Schon die Beschreibungen dieser Reisen, die auch wieder viel des Unterhaltenden und Anziehenden bieten, enthalten mancherlei politische Anspielungen und Betrachtungen. Ja, in den „Wiener Bildern" stellt er zum Schluß, gleichsam um den Widerspruch herauszuforden, sein „politisches Glaubensbekenntniß" auf, in dem er sich zwar als überzeugten

*) Julie Gley, die sich 1833 mit Karl Rettich vermählte.

Monarchisten bekennt, aber den Fürsten doch bittere Wahrheiten sagt und ihnen geradezu vorwirft, sie ständen, während sie ehedem den Nationen in der Bildung vorangingen, jetzt unverkennbar hinter denselben zurück. „Ich bin deutscher Royalist," so ruft er hier trotzig aus, „trotzdem, daß ein Keppler verhungert, ein Bürger verkümmert ist, Lessing zum Lohn für sein ganzes Leben im Alter Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde, Schiller mit dem Bedürfniß rang, Goethe nur im kleinen Weimar Excellenz war, Heinrich v. Kleist aus Mangel an aller Aufmunterung sich erschießen mußte, und Ludwig Tieck, jetzt Deutschlands erster Dichter, in seinem sechzigsten Jahre nur von einem deutschen Fürsten eine Pension erhält, die ungefähr so viel beträgt, als eine fremde Tänzerin an einem Abend in Berlin verdient." Natürlich konnten so ketzerische Sätze — und es gab deren noch manche in diesem „Glaubensbekenntniß" — nicht ungestraft bleiben: das Buch wurde verboten. Das hinderte ihn nicht, in seinen nächsten Roman „Das Haus Düsterweg" noch mehr Politik hineinzubringen. Auch hier ist er beileibe kein Revolutionär; im Gegentheil, „preußischer König" und „deutscher Kaiser" sind ihm heilige Begriffe; aber gegen manche Maßregeln der Regierungen wendet er sich mit um so größerer Schärfe, und was er da z. B. über die Majestätsbeleidigungen äußert, könnte noch heute in irgend einem demokratischen Blatte gesagt werden. So Etwas gehört nun freilich kaum in einen Roman hinein; aber wir haben es in diesem Werke auch nicht mit einem Roman im gewöhnlichen Sinne zu thun. Das Wort, das eines der häufigsten im ganzen Buche ist, „ein Zerrissener", das könnte man auch auf den Roman selbst anwenden. Von einer Composition kann man kaum sprechen. Er zerfällt in eine große Anzahl ganz lose zusammenhängender Briefe, in kleine Novellen, Zeitungsmittheilungen, von einem Wahnsinnigen flüchtig hingeworfene „Blätter im Winde", Tagebuchnotizen u. dergl. Schon manche Ueberschriften, wie „Die Novelle von der tugendhaften Rose", „Die Geschichte vom wunderlichen Freiherrn", „Eberhard an alle Berggeschworenen der Welt", „Eberhard an — wer noch Geschriebenes lesen will" und ähnliche lassen erkennen, daß wir es hier mit einem eigenartigen Werke zu thun haben. Das Ganze ist die traurige Familiengeschichte des „Hauses vom düstern Wege", zusammengesetzt aus sonderbaren Testamenten, Wahnsinnsscenen, Betrügereien, Revolution, Brudermord, politischen, socialen und litterarischen Betrachtungen, voll der bittersten Satire auf die Zeitverhältnisse. So wenig die Composition des Buches befriedigt und so oft man sich beim Lesen desselben auch über manche tollen Einfälle ärgern muß, so bietet es doch durch genial auf's Papier geworfene spannende und packende Schilderungen und durch tiefe Geistesblitze, die auch aus den düstersten Wahnsinnsscenen hervortauchen, so viel des Eigenartigen und Interessanten, daß man von der ersten bis zur letzten Zeile gefesselt wird. Ein paar Jahre darauf schrieb er einen dem Geiste nach ähnlichen Roman, „Zwölf Nächte", der aber doch wenigstens die

gewohnten äußeren Formen des Romans innehielt; und noch 1843 veröffentlichte er den dritten dieser ungesunden, zum Theil unter dem Einfluß der jungdeutschen Schule stehenden Romane, „Urban Grandier oder die Besessenen zu Loudun“, der ebenso, wie die anderen, voll von den düstersten Nacht- und Verbrecherscenen ist.

Inzwischen aber waren in seinem Leben einige wesentliche Veränderungen eingetreten. 1835 hatte er die Redaction des „Conversationsblattes“ niedergelegt, da ihm diese zu wenig freie Zeit für eigene Arbeiten ließ. Dafür wurde er ständiger kritischer Mitarbeiter an den Brockhaus'schen „Blättern für litterarische Unterhaltung“, an dem Cotta'schen „Morgenblatt“ und an der „Vossischen Zeitung“. Auch jetzt wieder schrieb er zahlreiche Novellen, und 1836 gab er die bisher in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut erschienenen Balladen und lyrischen Dichtungen nach gründlicher Sichtung in einem kleinen Bändchen gesammelt heraus. Erholung suchte er von all diesen angreifenden litterarischen Arbeiten besonders in dem Ostseebade Heringsdorf, wo er sich eine hübsche Villa gebaut hatte, das er aber nicht, wie überall behauptet wird, gegründet hat — die bloße Schreibweise dieses Ortes sagt ja schon das Gegentheil.

Eine weit wichtigere Veränderung in seinem Leben, als die Niederlegung der Redaction, brachte seine Verheirathung. Wir sahen, wie seine erste Liebe getäuscht worden war. Den Schmerz darüber konnte er lange nicht verwinden; er mochte jetzt den Frauen wohl schroffer, härter, bitterer als früher gegenübertreten und thatsächlich, wie man ihm vorwarf, von allerlei Wunderlichkeiten geplagt sein. Er sollte davon geheilt werden. In drei Abendgesellschaften des Winters von 1837 auf 1838 lernte er ein überaus schönes Mädchen, Laetitia Perceval, kennen, das, einer ursprünglich reichen, seit einigen Jahren aber gänzlich verarmten englischen Familie angehörig, jetzt Gesellschafterin im Hause einer Schwester des Kriegsministers v. Boyen war. Dieses Mädchen machte schon durch die blendende äußere Erscheinung, noch mehr aber durch die reichen Gaben des Geistes und des Herzens einen solchen Eindruck auf ihn, daß er ihr bald seine Liebe gestand und sie schon im Mai 1838 als Gattin heimführte. Sie ist ihm bis zu seinem Tode eine treue Lebensgefährtin gewesen; ihre Ehe war zwar kinderlos, aber durchaus glücklich, und ihr Einfluß auf ihn war bedeutend. Manche Ecken in seinem Wesen half sie abschleifen, manche Launen und Wunderlichkeiten ihm austreiben. Besonders nach einer Seite hin wirkte sie günstig auf ihn ein: sie befreite ihn nach und nach ein wenig von der Ironie, die ihm geradezu wie ein Gebrechen anhaftete. In einem prächtigen, noch nicht veröffentlichten Briefe klagt er seiner Braut, daß die unglückliche Form der Ironie, in der sich bei ihm wider Willen jedes Gefühl ausspreche, und die in allen seinen dichterischen Schöpfungen vorwalte, ihm selten solche befreunde, die ihn noch nicht ganz kennen. Sechs Jahre später schildert er in einer seiner besten Novellen, „Der Wildbieb“ betitelt, einen jungen

Menschen, der auch die fürchterliche Eigenschaft der Ironie besitzt, ja dem sie sich dermaßen in Fleisch und Blut eingefressen hat, daß man ihn schon für unheilbar hält. Und doch versucht es Jemand, ihn zu heilen: seine Braut. Ihr muß er versprechen, sich ihr gegenüber, soweit er es vermöge, immer so zu geben, wie er wirklich sei. Am Schlusse dieser, in der Ich-Form geschriebenen Novelle heißt es dann: „Das liebe Kind that wirklich Alles, daß aus mir noch Etwas werden sollte. Sie war mit jedem Tage mehr zufrieden.“ Ich glaube wohl, daß Alexis hier einige Scenen aus seiner Brautzeit dichterisch verklärt hat.

Auch äußerlich änderte seine Verheirathung Manches in seinem Leben. Er kaufte sich jetzt ein Haus in der Wilhelmstraße — es ist leider bei dem Durchbruch der Zimmerstraße niedergerissen worden — und richtete sich dort mit seiner an ein vornehmes, glänzendes Leben gewöhnten Gattin ein trauliches Heim ein, das bald der Vereinigungspunkt der hervorragendsten Männer Berlins, besonders der Schriftstellerwelt, wurde. Natürlich kostete ein solches Haus Geld, und da die Frau kein Vermögen mehr besaß, so sah sich Alexis auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Er entfaltete denn auch in den folgenden Jahren eine ganz erstaunlich reiche schriftstellerische Thätigkeit. Jahr für Jahr sandte er an die gelesensten Taschenbücher große Novellen, übersetzte umfangreiche englische Werke und schrieb für das Tagebuch „Penelope“ die prächtigen Erinnerungen aus seinem Leben. In rascher Folge erschienen jetzt auch wieder einige seiner großen vaterländischen Romane: 1840 „Der Roland von Berlin“, der uns die selbstmörderischen Zwistigkeiten der Schwesterstädte Berlin und Kölln und die Niederwerfung beider durch den energischen Kurfürsten Friedrich II. vorführt; 1842 „Der falsche Woldemar“, in dem wir mit einer der traurigsten Episoden der brandenburgischen Geschichte genauer bekannt gemacht werden, mit jener wüsten wilden Zeit, da die Mark durch das Aussterben der Askanier an die Baiern kam und der Müller Jacob Rehbock sich als Markgraf Woldemar ausgab; und einige Jahre darauf (1846—48) „Die Hosen des Herrn von Bredow“ und „Der Werwolf“, die beide, in einem engen Zusammenhange stehend, das allmähliche Eindringen der Reformation in die Mark und die anfangs machtvolle, später aber immer launenhafter werdende Regierung Joachims I. darstellen — alles Romane, die einen so seltenen Fleiß bekunden und Zeugniß von so eingehenden geschichtlichen Studien ablegen, daß man nicht weiß, wo er die Zeit hernahm, um daneben noch anderes zu schreiben.

Und doch begann er 1842 ein großes und überaus zeitraubendes Unternehmen, eine „Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit,“ genannt „Der neue Pitaval“. Sicher ist diese Sammlung für Juristen von ganz unermeßlichem Werthe, und auch der Psychologe mag manches Brauchbare darin finden. Auch hat Alexis durch diese Verbrechergeschichten vielen noch heute Lebenden manche Stunde der Langeweile zu einer kurzweiligen gemacht; denn etwas

Spannenderes ist nicht leicht jemals geschrieben worden. Ebenso kann Niemand leugnen, daß er eine ganz besondere Neigung und ein seltsames Talent dazu besaß, möglichst verwickelte Rechtsfälle darzustellen und psychologisch zu ergründen; wir brauchen ja nur an Jacob Rehbock im „Falschen Woldemar“, an Lindenberg in den „Hosen des Herrn v. Bredow“, an die Gräfin Lupinus in „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und an andere Figuren aus seinen Dichtungen zu denken. Trotz alledem kann ich nicht umhin, zu bedauern, daß der Dichter dieses Unternehmen begonnen und so lange Jahre fortgesetzt hat, so viel Vergnügen es ihm selbst auch zuweilen bereitete. Julius Eduard Hitzig, der anfangs mit an der Redaction betheiligt war, that kaum mehr, als daß er seinem Mitarbeiter die zur Bearbeitung geeigneten Fälle heraussuchte, und später hatte Alexis auch das noch allein zu thun. Welche kostbaren Stunden gingen dadurch für die Poesie verloren! Wohl noch so manchen guten Roman hätte er uns liefern können, wenn er nicht diese unendlich zeitraubende Arbeit unternommen hätte.

Neben dieser schriftstellerischen Wirksamkeit warf er sich bald nach seiner Verheirathung auch noch auf geschäftliche Unternehmungen. Er gründete ein Lesecabinet und verband damit eine Verlagsbuchhandlung; er erwarb Baugrundstücke und ließ sich in Häuserspeculationen ein. Doch war er nicht der Mann, um solche kaufmännischen Geschäfte mit Nutzen zu führen; er hat dadurch schließlich einen Theil seines Vermögens verloren.

Nach zehn Jahren so angestrengter Thätigkeit, die nur durch kürzere Reisen, hauptsächlich nach Heringsdorf, unterbrochen wurde, bedurfte Willibald Alexis dringend einer längeren Erholung. So brach er im Herbste des Jahres 1847 mit seiner Frau nach dem gelobten Lande Italien auf und verlebte hier, besonders in Rom, in Gemeinschaft mit Levin Schücking und dessen junger Frau, mit Bodenstedt, Gustav zu Putlitz, dem noch jetzt lebenden Kammerherrn Julius Unger und anderen Freunden so köstliche Stunden, daß er noch lange nachher in zahlreichen Briefen begeistert davon spricht. Das seltsame, aus Phantasie und Wirklichkeit gewebte Märchen „Der Zauberer Virgilius“, das er hier niederschrieb, scheint mit seinen prickelnden Einfällen und tollen humoristischen Scenen dem Schaume des italienischen Weins entsprungen zu sein, den er hier in Fülle genoß. Da kam das Revolutionsjahr heran! Dunkel und unbestimmt gelangten die Nachrichten von den Berliner Märztagen nach Italien, und nun hieß es schleunigst umkehren! Eben war der Sturm auf das Zeughaus ausgeführt worden, als Haering und seine Frau im Juni in Berlin eintrafen und mit Schaudern die Folgen der Volkserhebung betrachteten. Auch Haering war durch sie in seinen geschäftlichen Unternehmungen arg geschädigt worden, und schwer hatte er in den folgenden Jahren zu arbeiten, um die großen Verluste, die ihn während seiner Abwesenheit betroffen hatten, wieder gutzumachen.

Er trat zunächst in die Redaction der „Vossischen Zeitung“ und schrieb dabei auch eine Anzahl Leitartikel. Aber es erging ihm damit

ähnlich, wie fünf Jahre vorher, wo er sich auch auf das schlüpfrige Gebiet der politischen Tagesschriftstellerei begeben hatte. Damals hatte er für die „Vossische Zeitung" sieben Leitartikel über die deutsche Presse und ihre Abhängigkeit von der Censur geschrieben und, als ihm einige derselben von dem Censor arg mitgenommen worden waren, eine Beschwerdeschrift an Friedrich Wilhelm IV. gerichtet. Ein sehr ungehaltenes königliches Handschreiben war die Antwort darauf und die Ursache davon gewesen, daß er für einige Jahre der Mitarbeit am politischen Theile der „Voss. Ztg." entsagt hatte. Auch mit seinen Anfang 1849 als Mitredacteur dieser Zeitung verfaßten Leitartikeln, in denen er mannhaft für die Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes und die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthrones eintrat, hatte er wenig Glück. Er setzte sich in Gegensatz zu einem Theile der Redaction, besonders auch zu seinem Vetter Ludwig Rellstab, und wie man im Allgemeinen seine politische Thätigkeit ansah, zeigt deutlich ein Brief an seinen Freund Gustav zu Putlitz, in dem er schreibt: „Seit die deutsche Frage zu einem heiligen Ernst geworden, bin ich drauf und dran, von den Stockpreußen als rother Republicaner verschrieen zu werden." Dazu kam, daß er für die schnellschaffende, kurzlebige und aufreibende Tagesschriftstellerei überhaupt nicht geschaffen war; in mehr als einem Briefe klagte er darüber, wie sehr ihn diese Stellung angreife und von anderen Arbeiten abziehe. So trat er schon im Juni 1849 wieder aus der Redaction der „Voss. Ztg." aus und widmete sich von da an nur seinen freien schriftstellerischen Arbeiten.

Aber seine Gesundheit war angegriffen, er konnte kein größeres Werk vollenden, die Aerzte verordneten ihm Soolbäder, und so ging er 1851 nach Arnstadt, das man ihm als einen „naturwüchsigen" Badeort empfohlen hatte, wo er in ländlicher Einsamkeit die eben entdeckte Soole genießen könne, und das ihn besonders als Geburtsort Neubecks, des Dichters des „Gesundbrunnen", anzog. Wie sehr ihm diese Stadt, ihr Inneres und ihre Umgebung, ihre Einwohner und deren Leben und Treiben zusagten, davon giebt ein Schriftchen Zeugniß, das er noch im Herbste desselben Jahres erscheinen ließ, und das hauptsächlich dazu beitrug, Arnstadt als Badeort in weiten Kreisen bekannt zu machen. Der Schluß dieser anziehenden kleinen Schrift, die heute selbst in Arnstadt nur wenig bekannt ist, ist für ihren Verfasser so charakteristisch, daß er auch weitere Kreise interessiren dürfte:

„Arnstadt hofft, und mit Grund, auf das Emporblühen seines Bades, um es für manche Unbill der Verhältnisse zu entschuldigen. Ob es aber glücklicher sein wird, wenn im Schatten seiner prachtvollen Linden geputzte Leidende umherwandeln, oder Gesunde, welche ihre Langeweile und ihren Ueberdruß überall hintragen, stumm oder in allerhand Zungen schwirrend? Heute grüßt noch Jeder den Anderen, dann — Ich will kein Bild eines modernen Badeortes liefern, ich bin froh, wenn es meiner Feder gelang, dem Leser eines von einer glücklichen Oase mitten im Staube der Heer-

straße zu malen, und es ihn erfreut. Kursäle mit Marmorsäulen und Gold, grüne Tische, Leiermädchen und Blumenverkäuferinnen auf Schritt und Tritt — und der Zauber, der mich lockte, ist hin; auch die Natur ist nicht mächtig genug, dem zu widerstehen.

An dem ältesten Thurmthor mit dem Weichhause, das an den hohen Berg sich lehnt, steht unter einer alten Linde eine steinerne Bank. Alle Morgen tappt ein alter blinder Mann den gewohnten Weg durch die Thorwölbungen. Er setzt sich auf die Bank und wärmt sich im Sonnenschein. Er bettelt nicht, er spricht kein Wort, er flüstert nur bescheiden seinen Dank, wenn man eine Münze in seinen Hut fallen läßt. Die Erscheinung hat etwas Rührendes; in der Umgebung, in der Einsamkeit ist es ein vollständiges mittelalterliches Bild, nur daß der Mann weder Gebreste noch Lumpen zur Schau trägt. Er ist eine Elegie, der einzige Bettler in Arnstadt. Wenn ich mit einem besten Wunsche für den Ort, wo es mir so wohl ging, hier Abschied nehme, so ist es der: daß er der einzige Bettler bleiben möge."

Schon im nächsten Sommer kam er wieder nach Arnstadt, und auch diesmal, wo er an dem nach ihm benannten Alexiswege, in dem heutigen Schäfer'schen Hause wohnte, fühlte er sich hier so wohl, daß er sich ein Grundstück kaufte und sich ein hübsches Landhaus*) bauen ließ, das er „Haus Lindeneck" taufte und ganz nach seinem Geschmack einrichten ließ. Hierher zog er sich auch in den nächsten Sommern aus dem geräuschvollen Leben Berlins zurück, hier hielt er sich eine Kuh und baute seinen Kohl, und wenn ihm auch einmal die Gera im Winter ein Stück von seinem Garten fortriß oder zerstörte, so ward er ihr darum nicht gram, sondern richtete sich seinen Garten im nächsten Sommer wieder von Neuem ein. Bald sammelte sich um ihn und seine Gattin ein Kreis guter Freunde, und sein Haus wurde auch in Arnstadt ein Mittelpunkt regen geistigen Lebens. Wie gut ihm der dortige Aufenthalt in den ersten fünfziger Jahren that, das zeigen die beiden gewaltigen Romane, die er 1852 und 1854 herausgab: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und „Isegrimm". Der erstere giebt uns ein großartiges, ergreifendes Bild der furchtbaren Verdorbenheit, die in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts in den höheren Schichten des preußischen Volkes und besonders auch in den Regierungskreisen herrschte, und zeigt uns, wie damals das ganze Staatsgetriebe auseinanderzugehen drohte, und wie grausam sich 1806 das immerwährende thatenlose Pochen auf Friedrichs Ruhm rächte. Dagegen schildert uns „Isegrimm", in gewissem Sinne eine Fortsetzung des vorigen Romans, wie kerngesund in den Jahren nach 1806 bei aller Fäulniß und Verderbtheit der leitenden staatlichen und städtischen Kreise der niedere Landadel, der Kleinbürger und vor Allem der Bauer waren. Können wir „Ruhe ist

*) Das heutige „Kurhaus".

die erste Bürgerpflicht" wohl den geistreichsten, den tiefsten aller Haering'schen Romane nennen, so erfreut uns „Isegrimm" wieder durch die prächtigen, stimmungsvollen Landschaftsschilderungen und die treffende Charakteristik des märkischen Bauern.

Weniger, als diese beiden, gelang ihm der 1856 erschienene letzte in der Reihe seiner großen vaterländischen Romane, „Dorothe", in den späteren Lebensjahren des Großen Kurfürsten spielend. Im Einzelnen zeigt er zwar noch vielfach die Meisterhand, aber das Ganze steht doch nicht mehr auf der Höhe der vorhergehenden großen Werke.

Bezeichnet so das Jahr 1856 eine Abnahme seiner dichterischen Kraft, so war es auch in anderer Beziehung für ihn verhängnißvoll. Er erlitt in diesem Jahre einen schweren Schlaganfall, der ihn auf längere Zeit arbeitsunfähig machte und ihn schließlich zwang, dauernd nach Arnstadt überzusiedeln. Schwer genug mag es ihm angekommen sein, auf immer die Stadt zu verlassen, die seine zweite und eigentliche Heimat geworden war; nur schwer konnte er sich von dem märkischen Boden lossagen, mit dem er fast verwachsen war. Aber die Gesundheit forderte gebieterisch die Trennung von den Zerstreuungen und Störungen, die der Aufenthalt in der Großstadt mit sich brachte, und so wurde denn Willibald Alexis ein Arnstädter Bürger. Noch einmal erholte er sich so weit, daß er wieder weite Fußwanderungen, die er so sehr liebte, durch den Thüringer Wald, durch Franken und Baiern unternehmen konnte. Noch einmal begann er einen größeren Roman; aber er kam über den Torso „Ja in Neapel" nicht hinaus: ein erneuter Schlaganfall warf ihn 1860 nochmals auf's Krankenlager. Er blieb nun dauernd gelähmt, auch der freie Gebrauch der Sprache wurde ihm bis zu einem gewissen Grade versagt. Von da an ging es allmählich bergab mit ihm; ein Schlaganfall traf ihn nach dem anderen, er wurde immer siecher, und nur die treue Pflege seiner Gattin und seiner beiden Nichten, die er nacheinander in sein Haus genommen hatte, und der Umgang mit wenigen lieben Freunden konnten ihm sein bitteres Loos einigermaßen erleichtern.

Noch mancher der heut Lebenden wird sich erinnern, wie er von seinem Diener oder einer seiner Pflegetöchter im Rollstuhle langsam durch die schönen Anlagen Arnstadts und seiner Umgebung gefahren wurde, an Allem Antheil nehmend, aber doch ein Bild des Verfalls. Bis an sein Ende bei klarem Verstande, konnte er sich noch über die herrlichen Siege der deutschen Truppen in Frankreich und über die endliche Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes freuen, die er so lange herbeigesehnt und für die er sein Leben lang so wacker eingetreten war. Am 16. December 1871 machte der Tod seinen Leiden ein Ende.

Mit ihm ging ein wahrhaft edler Mensch dahin. Herzensgüte, Liebenswürdigkeit und Seelenreinheit waren seine vorzüglichsten Eigenschaften; so lange er gesund war, war er ein kraftvoller, kerniger Mann, dem aber doch in seinem Wesen etwas Weibliches, ja Kindliches, anhaftete; in seiner

Krankheit äußerst geduldig und ohne Klagen. In größerer Gesellschaft war er meist schweigsam, doch wenn er aufthaute, ein äußerst lustiger Gesellschafter, den Kopf voller Schnurren und Anecdoten, besonders aus der preußischen Geschichte, überhaupt ein Freund gesunden Humors; im Umgange freundlich, bescheiden und zuvorkommend; wo er nur konnte, zur Hilfe bereit, ohne auf Dank Anspruch zu machen; vor Allem stets aufrichtig und, wie in seinen Werken, ein Feind aller Heuchelei und Ziererei; religiös, aber aller Orthodoxie abgeneigt; der eifrigste Verehrer der Hohenzollern, aber ohne Byzantinismus, im Gegentheil, in seinen politischen Anschauungen liberal und unabhängig. So können wir wohl, alle seine Eigenschaften zusammenfassend, sagen, er erfüllte durchaus Goethes Forderung: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Wenige Jahre nach seinem Tode folgte ihm seine treue Lebensgefährtin. Beide ruhen im Tode neben einander, wie sie im Leben Seite an Seite standen; ein einfaches Marmorkreuz schmückt die gemeinsame Grabstätte auf dem alten Arnstädter Friedhofe*).

Zum Schluß möchte ich noch einen Blick auf seine litterarische Bedeutung werfen. Doch ist es schwer, ja fast unmöglich, in dem engen Raum, der mir hier zur Verfügung steht, die ganze Fülle seines Schaffens zu würdigen; nur den hervorragendsten Erzeugnissen seiner Feder kann ich einige wenige Worte widmen. Giebt es ja doch nicht viele deutsche Schriftsteller, die so viel hervorgebracht haben, wie Willibald Alexis. Gewiß ist unter Allem, was er geschrieben, Vieles, was der verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist, was nur für seine Zeit geschrieben und nur von ihr verstanden wurde, Vieles, was er nur veröffentlichte, um zu leben. Welcher Berufsschriftsteller hätte das nicht gethan! Aber wieviel bleibt bei alledem noch übrig, was bleibende Bedeutung hat und ganz unverdienter Weise in Vergessenheit gerathen ist! Schon einige seiner zahllosen, umfang- und inhaltreichen Kritiken haben dauernden Werth, und der umsichtige Verlagsbuchhändler Brockhaus wußte wohl, was er that, als er, aufmerksam geworden durch eine Besprechung Haerings in einer Wiener Zeitschrift, den einige zwanzig Jahre alten Jüngling aufforderte, ständiger Mitarbeiter an seinen angesehenen kritischen Organen zu werden. Wie gründlich er an seine Aufgabe heranging, und wie fein und treffend er sie zu lösen wußte, das zeigt z. B. schon eine seiner ersten größeren Recensionen, die über Heines Dramen und das „lyrische Intermezzo". Kein Lob, kein Tadel ohne gründliche Abwägung, nichts Persönliches, obwohl ihm der von Heine angeschlagene Ton vielfach mißfiel; ruhig und objectiv steht er, wie ein gereifter Litterarhistoriker, dem fast gleichalterigen Dichter gegenüber und sucht mit seinem Blicke das Bleibende an dessen Darbietungen heraus. Wer möchte ihm nicht beistimmen, wenn er von dem Gedichte „Ein Fichten-

*) Einige Schritte davon befindet sich das Grab der Schriftstellerin Eugenie John-Marlitt.

baum steht einsam" sagt: „Es ist, als hätte Heine darin sein ganzes Sinnen und Streben ausgesprochen. Selbst unter Rückerts Gedichten erinnern wir uns keines von solcher schlagenden Kürze im Ausdruck bei gleicher Tiefe des Gedankens. Referent möchte gestehen, er liebe um dieses Gedichtes willen die ganze Sammlung."

Ebenso, wie alle seine Recensionen, sind auch Haerings prächtige, anziehende, stets unterhaltende Lebenserinnerungen verschollen, und leider auch seine ebenso werthvollen Reisebeschreibungen; und seine „Herbstreise durch Skandinavien," seine „Wiener Bilder," seine „Wanderungen im Süden," seine „Aehrenlese vom deutschen grünen Hügellande," sie Alle bergen doch einen so reichen Schatz feinsinniger Betrachtungen, treffender Beobachtungen und reizender Landschaftsschilderungen! Wer kennt sie heute noch; welcher Thüringer weiß heute noch, wie hübsch Alexis über das Saalethal, über Schwarzburg, über die zahlreichen thüringischen Ruinen plaudert!

Nicht so hoch, wie als Kritiker und Feuilletonist, steht Willibald Alexis als Dramatiker und als Lyriker. Seltsam! So dramatisch seine Romane an vielen Stellen sind, so bühnengerecht oft seine Dialoge, so wenig ist ihm doch ein einziges befriedigendes Drama gelungen. Schon seiner Zeit genügten kaum Stücke wie „Aennchen von Tharau", „Der Prinz von Pisa", „Die Sonette", „Der verwunschene Schneidergesell"; für uns sind sie schlechterdings ungenießbar; einige sind unselbständige Nachahmungen nach Shakespeare, andere fast albern zu nennende Schwankscenen; kein einziges, das strengeren kritischen Anforderungen genügte. Nicht ganz so werthlos ist Alexis als Lyriker. Freilich ist er auch da nicht gerade von hoher Bedeutung. Es fehlt ihm die Gabe, sich selbst ungeschminkt zu geben, wie er ist, seine Gefühle offen zur Schau zu tragen, sich gleichsam im Liede auszuleben. Seine Verse haben etwas Schwerfälliges, sein Ausdruck ist nicht frei, nicht leicht genug. Dennoch sind ihm auch auf diesem Gebiete einige hübsche Sachen gelungen, wie die rein lyrischen Gedichte „Lindenblüthe", „Sprudeln die Quellen nicht" und die Balladen „Stubbenkammer", „Die drei Königssöhne", „Das Lied von Rübe und Rettig". Besonders müssen wir darin sein Bemühen anerkennen, einen möglichst einfachen, volksmäßigen Ton anzuschlagen; ja einige seiner Lieder, wie „General Schwerin" und „Fridericus Rex", sind fast Volkslieder zu nennen. Besonders das letztere ist als durchaus gelungen zu bezeichnen, und mancher deutsche Soldat hat sich von ihm 1870 in Frankreich begeistern lassen.

Am höchsten steht Willibald Alexis als Epiker. Schon ein Theil der in großer Anzahl von ihm verfaßten Novellen ist von hoher Bedeutung, so wenig man auch heute davon kennt. Alle diese Erzählungen in Bausch und Bogen zu charakterisiren, ist unmöglich. Sie sind so verschiedenartig, daß Niemand sie in einen gemeinsamen Rahmen zu spannen vermöchte. Anfangs steht Alexis hier ganz unter dem Einfluß der Romantiker, besonders Ludwig Tiecks; die „mondbeglänzte Zaubernacht" mit Allem, was damit zusammen-

hängt, spukt in vielen seiner Erstlingsnovellen. Auch Jean Paul'sche Einwirkungen können wir hier und da erkennen. Noch stärker ist seine Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann, und diese zeigt sich auch noch in seinen spätesten Erzählungen; etwas Dämonisches, Grausiges, Spukhaftes findet sich überall bei ihm. Doch wäre es wohl nicht richtig, wollte man darin immer eine Unselbständigkeit, eine Entlehnung sehen. Es ist dieser Zug vielmehr durchaus Willibald Alexis eigenthümlich; zeigen doch schon seine Knabenerzählungen Neigung zur Ausmalung dämonischer Nacht- und Schreckensscenen! Verwandt damit ist ein anderes Moment, das in vielen seiner Novellen vorherrscht, die schon vorhin bei der Darstellung seines Lebensganges erwähnte Ironie. Auch in seinen besten Novellen tritt sie zuweilen so stark hervor, daß sie uns den Genuß derselben verleiden oder mindestens stark beeinträchtigen kann. Dafür werden wir allerdings durch manches Andere reichlich entschädigt.

Die Leichtigkeit, mit der der Dichter die Feder zu führen weiß, die Flüssigkeit im Ausdruck und in der Darstellung, die Kunst der Charakteristik, besonders bei solchen Figuren, welche die criminalistischen Neigungen des Verfassers fesseln oder ein psychologisches Problem lösen sollen, die Feinheit landschaftlicher Schilderungen — Alles das zieht uns in hohem Grade an; was uns aber vor Allem in Erstaunen setzt, das ist die reiche, schwungvolle dichterische Phantasie Haerings. Freilich wird diese zuweilen auch etwas ausschweifend, und es grenzt stark an Münchhausiaden, wenn er davon spricht, wie der „böse Blick" eines Menschen die Eigenschaft hat, Thiere und besonders Vögel anzuziehen, und nun erzählt, wie zwei gleich stark mit diesem „bösen Blick" begabte Menschen sich, eine Strecke von einander entfernt, auf zwei Bergen gegenübersitzen und einen zwischen ihnen befindlichen Adler gleich stark anziehen, sodaß dieser erst eine Weile in der Luft schwebt und schließlich, in der Mitte zerplatzend, in zwei gleichen Theilen in entgegengesetzter Richtung auseinanderfliegt. An Schnurren, Schwänken, tollen Einfällen und phantastischen Schilderungen fehlt es überhaupt in keiner seiner Novellen, und stets ist seine Phantasie so rege, daß sie uns fesselt, wenn wir uns auch zuweilen über sie ärgern. Man staunt oft darüber, wie es ihm möglich ist, eine so ungeheure Fülle von Figuren, Ereignissen, Einfällen in den Rahmen einer einzigen Novelle hineinzubringen, und wenn man von Meyerbeers Opern behauptet hat, aus jeder derselben könnten andere Componisten eine ganze Anzahl machen, so könnte man von Haerings Erzählungen etwas Aehnliches sagen. Freilich leidet unter dieser Stofffülle nicht unwesentlich die Composition; die Kunst, eine dichterische Handlung geschlossen und unverrückt zum Ziele zu führen, zeigt Alexis fast nirgends; überall Seitensprünge, Episoden, Einfälle, breite Ausmalung interessanter Situationen, Ausschmückung humorvoller Genrebilder, die an sich sehr unterhaltend sind, aber doch den einheitlichen Gesammteindruck des Kunstwerks stören.

Alle diese Eigenschaften kennzeichnen auch in höherem oder geringerem

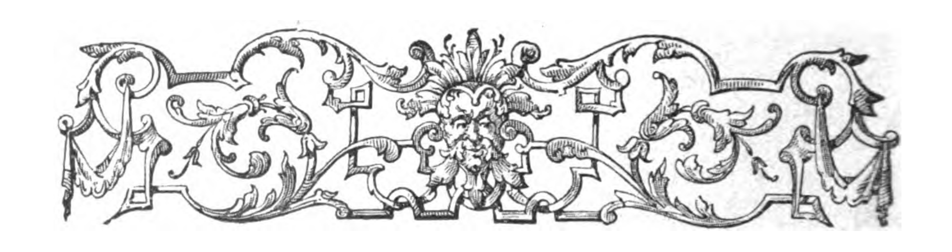
Maße die hervorragendsten Dichtungen, die uns Willibald Alexis hinterlassen hat, diejenigen Werke, die seinen Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt machten und ihrem Schöpfer einen Anspruch auf dauernden dichterischen Ruhm verschafften, seine acht großen vaterländischen Romane. Durch eifriges Studium der Werke Walter Scotts wurde er dazu angeregt, seinen Blick auf die geschichtliche Vergangenheit seines eigenen Vaterlandes, insbesondere des Königreichs Preußen, zu werfen. Er trieb nun die eingehendsten historischen Studien; er stöberte in den staubigen Archiven der alten Städte umher und holte da heraus, was ihm für seine Zwecke brauchbar erschien; er arbeitete alte Chroniken und Urkunden durch und drang so tief in das dort geschilderte Leben, in die Denk- und Handlungsweise der dort auftretenden Personen ein, daß er sogar in einzelnen Romanen, wie besonders im „Roland in Berlin", seinen Stil dem der alten Quellen anpaßte. Selten hat ein Romanschriftsteller mit größerem Fleiße, mit tieferem Ernste an seinen Werken gearbeitet, wie Alexis. Aber der Erfolg belohnte auch die darauf verwendete Mühe. Es gelang ihm, ein so treues Abbild von den Sitten und Gebräuchen, dem Denken und Fühlen seiner ihm an's Herz gewachsenen Romanfiguren zu geben, daß wir uns beim Lesen mitten in die Zeit hineinversetzt glauben. Ob er uns die Heldenzeit des großen Friedrich oder den Schwesterkampf der Städte Berlin und Kölln und beider Unterjochung durch den Kurfürsten Friedrich II. oder das allmähliche Eindringen der Reformation in Brandenburg oder irgend eine andere Zeitperiode schildert, immer versteht er es, seine Figuren so in den Rahmen hineinzupassen, daß das ganze Bild historisch getreu das Urbild wiedergiebt.

Aber er will nicht blos ein schlichtes Bild der geschichtlichen Vergangenheit geben, er verfolgt mit seinen Romanen auch einen erzieherischen Zweck. Mit feiner Ironie giebt er seinen Zeitgenossen zuweilen zu verstehen: So waren Eure Vorfahren, und so seid Ihr! Habt Ihr wohl ein Recht, Euch besser zu dünken, als Jene waren? Und dann zeigt er seiner politisch zerrissenen und traurigen Zeit, wie Preußen und die Mark sich nur durch die ernsteste und tüchtigste Arbeit der Einwohner und durch engsten Anschluß an ihre Fürsten allmählich aus den bescheidensten Anfängen zu dem Zustande einer achtunggebietenden Macht emporgehoben hatten, und wie andererseits die aus dem Süden in die damals rauhe und unwirthliche Mark herüberkommenden Markgrafen mit großer Zähigkeit und Ausdauer nur den einen Gedanken verfolgten, dieses öde Land mit den rohen, ungefügen Einwohnern zu einem anderen europäischen Ländern gleichwerthigen zu machen, wie der Eine oder der Andere bei der Ausführung dieser schweren Aufgabe scheiterte, wie sie aber doch Stück für Stück vorwärts kamen und so aus der alten Mark Brandenburg schließlich das mächtige Königthum Preußen wurde. So sind also diese Romane in gewisser Beziehung Tendenzromane, aber im edelsten Sinne des Wortes.

Doch darf man aus diesen Ausführungen nicht etwa schließen, daß er nur für Brandenburg oder auch nur für Preußen schrieb. Im Gegentheil, er schrieb für ganz Deutschland und hoffte, Leser und Freunde unter allen Deutschen zu finden. „Denn Brandenburg," so sagt er mit schönen Worten im „Falschen Woldemar", „war nur ein Glied, ein theures Glied, meine ich, und will's Gott, soll es bleiben, des großen deutschen Körpers, und was den zerreißt, zerreißt es mit, und was den erhebt, erhebt es mit. Ich erzähle Euch brandenburgische Geschichten aus alter Zeit, aber ich meine, es sind deutsche Geschichten; denn was Brandenburg litt, das litt das deutsche Reich auch."

So mögen also auch diejenigen Deutschen, die nicht der engeren preußischen Heimat des Dichters angehören, auf ihn lauschen, wenn er uns von dem Wachsen und Werden Brandenburg-Preußens erzählt, umsomehr, als seine Darstellung ja überall so kurzweilig und unterhaltend ist. Er schreibt ja nicht trockene Geschichten, er führt uns ja die Vergangenheit in prächtigen, von dem köstlichsten Humor gewürzten Genrebildern vor; er erzählt uns nicht nur, was die leitenden politischen Persönlichkeiten dachten und thaten; er zeigt uns auch, wo den kleinen Mann der Schuh drückte, ja, er läßt überall durchblicken, daß die Mark Brandenburg auch bei noch so tüchtigen Regenten nicht das geworden wäre, was sie heute ist, wenn diese nicht durch die biederen, kernigen, genügsamen und aus so zähem Holze geschnitzten märkischen Bauern und einfachen Bürger unterstützt worden wäre. Und wie sehr es ihm gelang, diesem märkischen Volksschlage die Natur des märkischen Landes anzupassen, wie er die Poesie der Mark entdeckt und an ihr Schönheiten und Reize erblickt hat, die kein Auge vor ihm sah, das habe ich ja schon vorhin gelegentlich erwähnt.

So verdient also Willibald Alexis in der That in mehr als einer Beziehung, daß wir sein Andenken in Ehren halten. Hoffentlich wird sich in drei Jahren ein Verleger finden, der die besseren der oben angeführten Werke aus dem Staube der Vergessenheit, in die sie unverdienter Weise gefallen sind, hervorzieht und in guten und doch wohlfeilen Ausgaben allgemein zugänglich macht. Schon jetzt aber kann ich nur Jedem, der Freude an einer gesunden litterarischen Kost und Sinn für das allmähliche Wachsen unseres Vaterlandes hat, dringend empfehlen, einen nach dem anderen seiner großen vaterländischen Romane, deren Preise zwar auch noch hoch, aber doch nicht gerade unerschwinglich sind, durchzulesen, aber nur ja nicht durchzujagen, sondern sich ruhig und ernst in ihren Geist zu vertiefen. Dann wird man sehen, welchen Schatz edler, vaterländischer und volksthümlicher Poesie uns Willibald Alexis hinterlassen hat; dann wird die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages wirklich dazu gedient haben, diesen echt deutschen Dichter wieder lebendig zu machen.



Daniel Jacobs, der Geiger*).

Ein Charakterbild aus dem Dartmoor.

Von

S. Baring-Gould.

— Lew Trenchard (N. Devon). —

Ein alter Mann mit weißem Haar, intelligentem Gesichte, fein geschnittenen Zügen und leuchtenden dunklen Augen, gekleidet in abgelegte Gewänder anderer Leute, die ihm durchaus nicht passen, ein Krüppel mit verdrehtem Bein, mit einem grünen Speisebeutel unter dem Arm.

Rock und Beinkleider schillern, wie Josephs Kleid, in verschiedenen Farben; nicht daß sie ursprünglich so gewesen wären, aber sie sind so geworden durch Begießen mit Bier, Beflecken mit Topfwasser, durch Flicken mit andersartigem Stoffe und Ausbessern mit nicht passendem Zwirn.

Daniel Jacobs ist ein Mensch ohne Heim. Er besitzt keinen Herd, auf welchem er sein Feuer anzünden könnte, noch eine Hand voll Stroh, sein weißes Haupt darein zu betten.

Ohne Weib, ohne Kinder, steht er trostlos, mutterseelenallein da in dieser rauhen Welt. Steht — sage ich? — stand — denn er ist dahingegangen. Aber während ich diese Worte über ihn schreibe, taucht die Gestalt des Mannes mit dem verpfuschten Leben und dem hilflosen Alter so lebendig vor meines Geistes Augen auf, daß er mir noch in greifbarer Wirklichkeit gegenwärtig, nicht eine bloße Erinnerung zu sein scheint.

Das Antlitz Daniel Jacob's, mit der Adlernase, den fein geformten schmalen Lippen und den wunderbaren Augen gehört zu jenen, die man nicht vergißt.

Daniels Antlitz, das in der Ruhe anziehend genug ist, mag freilich wohl den Wunsch wachrufen, daß sein Besitzer ein wenig mehr von Seife

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Oskar Wilda=Breslau.

und Wasser Gebrauch gemacht, daß er bei Wangen und Kinn das Rasirmesser etwas reichlicher benutzt, und daß er das Haar ein wenig gekämmt hätte, sowie daß christliche Wohlthätigkeit ihm etwas reichlichere und wärmere Kleidung bescheeren möchte, eine Kleidung, die wenigstens sauberer ist. Aber wenn Daniel seine alte Violine hervorholt, die ebenso abgeschabt ist, wie er selbst, sie unter's Kinn setzt und den Bogen über die Saiten führt, dann vergißt man jeden Defect bei dem Studium seiner Augen.

Ein weltentrückter Blick kommt in sie. Man spricht zu ihm; er hört es nicht. Sein Geist weilt im Reiche der Harmonieen, bemüht, irgend eine alte Volkstanzweise oder eine Ballade in Moll zu finden.

Jetzt leuchtet Daniels Auge auf, als ob das Sonnenlicht hineingefallen wäre, ein Lächeln bricht aus den verwitterten Zügen des bleichen Gesichtes, und in schnellem Tempo geigt er die Weise, die er gefunden.

In solchem Augenblicke hat es keinen Zweck, zu ihm sprechen zu wollen, er hört nichts, er sieht nichts, er fühlt nichts, ihn umwogt ein Meer von Klängen, ihn entführt ein Wirbelwind von Harmonieen — wie Eliah himmelwärts in feurigem Wagen entrückt ward.

Daniels Seele ist fein besaitet, empfindlich gegen die leiseste Berührung — wieder schreibe ich von dem Manne, als ob er vor mir stände. Ich kann nicht anders, einen so starken Eindruck hat seine Persönlichkeit auf mich gemacht.

Ich traf ihn zuerst in einem Garten. Eine Dame hatte ihn aufgefordert, zu erscheinen und mir etwas von seiner altmodischen Musik vorzuspielen. Er kam und setzte sich unter einen Syringenbusch. Zufällig waren Nachmittagsbesucher dort — mehrere Damen und Kinder, und als sie vernahmen, daß Daniel spielte, kamen sie in den Garten, um ihn zu sehen und zu hören.

Da geschah es, daß ein kleiner Hund herumspringend an der Schärpe eines jungen Mädchens zerrte, worüber dieses laut lachte. Da ging ein Zittern durch Daniels Gestalt, ein kummervoller Ausdruck trat in sein Antlitz, und er suchte, sich davonzustehlen.

„Wohin geht Ihr, Daniel?"

„Verzeiht — Ich weiß, ich bin ein alter Mann — und lächerlich — ich glaubte, die Damen hätten von mir genug gehabt."

Er wollte es nicht recht glauben, als man ihm versicherte, daß das Lachen dem Hunde und nicht ihm gegolten.

Es giebt ein Lied, das zur Zeit des Todes des Generals Wolfe, 1759, entstanden ist; es beginnt folgendermaßen:

General Wolfe, der Held, zu den Kriegern sprach:
Auf, auf, Kameraden, und folgt mir nach,
Den Berg erklimmt, der so hoch dort ragt,
Zaget nicht, gewinnen müßt Ihr die Schlacht!

Der Franzmann hoch auf dem Gipfel steht,
Im Thale tief unser Banner weht;
Wie Staub in der Sonne durch Rauch und Blitz
Seh' die Feinde ich fallen vom britischen Geschütz.

Es schließt:

Und sieht Alt-England Eure Wiederkehr,
So erzählt meinen Freunden, ich bin nicht mehr;
Und sagt meiner Mutter, so lieb und gut,
Daß sie mich nicht beweine, der im Heldengrab ruht!

Rhythmus und Reim sind fehlerhaft; aber es liegt ein gewisses Pathos in den Worten und ein noch größeres in der überaus bestrickenden, ergreifenden Melodie, in die sie gesetzt sind.

Ich hatte das Lied „General Wolfe, der Held,“ oft vernommen und hatte manche Varianten und starke Entstellungen der Melodie gehört. Ich fragte Daniel, ob er „General Wolfe, der Held,“ kennte.

Er antwortete nicht mit Worten. Der weltentrückte Blick kam in seine Augen, er verharrte mit aufgehobenem Bogen in der Haltung des Wartenden, sich Erinnernden. Ich summte ihm die Anfangstacte vor. Er hörte mich nicht; ihn hatte die Erinnerung in ein altes Wirthshaus versetzt, wo die Männer um den wurmzerfressenen, mit Bierpfützen und Tabakasche bedeckten Tisch saßen, und er lauschte sinnend den Liedern der alten Kameraden in weit entfernter Vergangenheit. Dann erhellten sich Daniels Mienen, er führte den Bogen über die Saiten und spielte die Weise, bis er an die Stelle „Zaget nicht“ kam; da umwölkte sich sein Gesicht, seine Augen wurden trübe, er stockte und brach ab. Er wußte nicht weiter.

Wieder versuchte er: „General Wolfe, der Held,“ . . . . und wieder mißglückte es ihm. Der alte Mann war trostlos; er meinte, nicht essen und trinken, noch ein Auge zuthun zu können, bevor er nicht das „Zaget nicht“ gefunden hätte.

Plötzlich hob ein Seufzer der Erleichterung seine Brust.

„Ich glaube,“ sagte er, „der Schneider Vanstone wird's singen können. Aber er ist kein richtiger Schneider nicht, denn er sitzt nicht kreuzbeinig, dieweil er halt nur ein Bein zum Kreuzen hat. 's andere hat er irgendwie verloren.“

„So kommt,“ sagte ich, „wir wollen Vanstone besuchen.“

Wir machten uns also zusammen auf den Weg, der arme hinkende Geiger und ich, um den einbeinigen Schneider aufzusuchen. Wir fanden ihn, und er war gerne bereit, den fehlenden Tact zu ergänzen. Vanstone besaß eine wahre Stentorstimme und brüllte wie ein Stier: — „Zaget nicht! Zaget nicht!“

„Einen Augenblick!“ bat Daniel, während er die Geige unter das Kinn setzte und an die Saiten rührte, um die Tonart herauszubekommen, in der Vanstone heulte.

Vanstone nahm die Lungen voll und begann wieder: „Zaget nicht! Zaget nicht! Zaget nicht!"

Ein Lächeln ging über des alten Daniels Gesicht, und auf der Geige fuhr er fort und sang: „Gewin—in—in—nen mü—üßt ihr die Schlacht!"

Daniel Jacobs' Leben war ein verdorbenes. Er ist eine gescheiterte Existenz. Er erzählte mir eines Tages, wie es gekommen. Als er ein Knabe war, machte er sich selbst eine kleine Geige und eignete sich auf derselben einige Fertigkeit an. Sie hatte nur einen schwachen Ton gleich dem Zirpen des Spielzeugs, an welchem sich Kinder erfreuen, indem sie mit einer Feder einen Faden knipsen. Eines Tages hörte ein Herr ihn spielen und war von der Fertigkeit und dem Seelenvollen seines Spieles überrascht.

„Danielchen, möchtest Du wohl ein Musiker werden?"

Es war, als ob ein Sonnenstrahl in sein Herz fiele und es mit Glanz und Licht erfüllte. Was der Knabe antwortete — ich empfinde es nicht in Worten, aber in dem aufleuchtenden Blick der Dankbarkeit in seinen schönen, großen braunen Augen.

„Gut," sagte der Herr, „das Geld für Deinen Unterricht zu beschaffen, soll meine Sorge sein. Lauf nach Hause, Daniel, und hole Deines Vaters Einwilligung, und wir werden einen großen Mann aus Dir machen."

Der Knabe lief, nein, sprang nach Hause. Er fühlte die Erde nicht unter den Füßen.

Der Vater war ein Methodist der strengen Schule.

„Was? Einen Fiedler aus Dir machen?" rief er. „Gott behüte, daß ein Sohn von mir ein so unwürdiger Taugenichts werden sollte. Komm' mit, Du Spitzbube!"

Er packte den Knaben beim Arm, schleppte ihn zu einem Sattler und gab ihn bei dem Mann in die Lehre. Der Knabe ward krank vor Enttäuschung; er konnte nicht essen, noch schlafen. Er weinte über seiner Arbeit und führte sie schlecht aus. Er schämte sich, zu dem Herrn zurückzukehren und ihm zu sagen, daß man ihm nicht erlaubte, sein edelmüthiges Anerbieten anzunehmen.

„'s war ein Fehler," sagte Daniel, „ich hätt's halt thun sollen, aber theils war ich schüchtern, theils schämte ich mich. Ich wußte nicht, wie ich es dem Herrn — 's war Squire Stoodly — beibringen sollte; es war gleichsam, als ob ich ihm sein Anerbieten in's Gesicht hinein zurückschleuderte, und so ließ ich es. Und das ließ mir keine Ruhe, und es ging mir furchtbar zu Herzen, denn ich hatte keine Neigung zum Sattlerhandwerk, und ich wußte, daß ich es darin niemals zu etwas bringen würde. Nun seht, Euer Gnaden, der Winter drauf war ein ‚grüner Winter', der den Kirchhof bevölkert. Er entriß mir den Vater an einer Braunchitis (Bronchitis) und Squire Stoodly an einem Magengeschwür. Mein Meister meinte, er könnt' aus mir nichts Vernünftiges nicht machen, aber ich hielt

meine Zeit aus; und als sie um war, sagt' er, er könnt' mich nicht länger behalten, denn ich wär' den Zwirn nicht werth und die Nadeln, die ich zerbrach! Und seitdem war ich immer das, was ich jetzt bin."

Immer ein wandernder Geiger, ohne Heimat, fast ohne Freunde. Ach! Die Geige zog ihn in's Wirthshaus, und dort ward er für sein Geigenspiel mit Bier bewirthet und bekam vom Wirth eine Streu in einem Winkel im Stall oder Schuppen.

Das bischen Geld, das er erwarb, verdankte er seiner Nadel. Er wanderte von Hof zu Hof, um zerbrochenes Kutschgeschirr auszubessern, zerrissene Sättel zu flicken; seine Arbeit war roh, ungeschickt, aber dauerhaft; und wer giebt auf dem Moor viel auf das Aussehen seines Pferdegeschirrs?

Stets die Geige in ihrer grünen Hülle unter dem Arm, humpelte er umher, bekam Arbeit, wo es welche zu thun gab, und stets eine Mahlzeit. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er sich hätte niederlassen und einen kleinen Sattlerladen aufmachen können; aber da war die Geige im Wege; sie zog ihn in's Gasthaus, wo er seinen kleinen Verdienst ausgab und deshalb nie dazu kam, so viel zusammenzusparen, um einen Laden miethen und einrichten zu können.

Eines Sonntags traf der Vicar, der eine der Capellen des Moors zu versehen hatte, den zerlumpten Daniel, wie er im Schweiße seines Angesichts dahinhumpelte, denn das Gehen war ihm beschwerlich. Und es sprach der Vicar:

„Jacobs, geht Ihr wohl jemals an einen Ort der Andacht?"

Daniel blieb stehen, ließ gedankenlos den Blick über die braune Haide, mit den grauen, die Höhen krönenden Felsen schweifen, zog seine Geige aus der Hülle, führte den Bogen über die Schulter und spielte die Melodie des hundertsten Psalms.

Das war seine einzige Antwort.

Er packte die Geige wieder ein und humpelte weiter. Aber der Blick seiner Augen sagte: „Mein Arbeitsplatz ist der Bauernhof, mein Vergnügungsort die Kneipe, mein Andachtsort — wenn mein Herz sich zu Gott erhebt — ist hier."

Ueber Daniel Jacobs kam Ungemach. In einer stürmischen Nacht, als der Schnee in dichten Flocken fiel, hatte er um Arbeit nachgefragt und war beschieden worden, daß es keine gebe, und man hatte ihm weder Obdach noch Speise angeboten. Ueber die Moore weiter zu gehen, war unmöglich. Er war erschöpft vor Müdigkeit, und in seinem lahmen Zustande konnte er im Schnee nicht vorwärts kommen.

So suchte er sich eine Scheuer, in der Stroh war, und hier zündete er sich seine Pfeife an und begann sein Instrument zu stimmen.

Nun argwöhnte der Bauer, daß Daniel nicht weit gewandert wäre,

so ging er auf die Suche nach ihm, bevor er für die Nacht abschloß, und fand ihn rauchend und geigend im Stroh sitzen. —

Das war zu viel für seine Geduld; Daniel ward vor die Obrigkeit citirt und auf einen Monat in's Gefängniß gesteckt.

Ich sah den alten Mann einige Zeit danach — im Sommer. Ich hatte ihn eingeladen, mich zu besuchen und mir einen Vorrath von Volksweisen, die zu sammeln ich ihm aufgetragen, mitzubringen.

Er erschien, zerlumpt, hilflos, mit seinem lieben, einnehmendem Lächeln, welches fast Thränen in die Augen derer lockte, die ihn sahen.

„Ich bitt' Euer Gnaden um Verzeihung, wenn ich nicht gethan habe, was Euer Gnaden mir aufgetragen haben. Ein kleiner Umstand war meinem Unternehmen im Wege — mit den Einzelheiten will ich Euer Gnaden nicht belästigen; sie haben für Keinen, außer mir selbst, Interesse," (das bezog sich auf seinen Aufenthalt im Gefängniß). „Es thut mir sehr leid, Ihnen nicht Wort gehalten zu haben — aber seitdem habe ich die Infaulenza (Influenza) gehabt."

Der Sommer war schön und versprach ungewöhnlich trocken zu werden; so ermunterte ich den alten Mann, neben seiner gewohnten Thätigkeit: von Hof zu Hof herumwandernd alte Pferdegeschirre auszubessern, sich den Sommer hindurch damit zu beschäftigen, Lieder für mich zu sammeln.

Der Sommer verging, und ich hörte nicht von ihm. Dann fiel mir ein, auf einigen Höfen, in denen er häufig vorsprach, nach dem Geiger zu fragen. Ueberall ward mir der Bescheid: „Ja, Daniel ist hier gewesen. Er wird schrecklich schwach und unstät."

Wo konnte er sein?

Niemand war für ihn verantwortlich. Nirgendwo hatte er ein Heim. Er war überall nur ein Wandervogel. Er war hier gewesen, dort gewesen, mühsamer als sonst dahinwandernd, bleicheren Gesichtes als früher, klagend, daß „diese diesmalige ‚Infaulenza' ihn schrecklich geschwächt habe". Man vermuthete, daß sie seinen Geist angegriffen habe. Er war nie ein guter Arbeiter gewesen; jetzt machte er seine Arbeit schlechter denn je, und nichts schien ihm Freude zu machen, ausgenommen sein Violinspiel.

„Und was hat er gespielt?"

„Nichts Besonderes, hier ein Stückchen, da ein Stückchen — der arme alte Knabe, er saß gewöhnlich wie im Traume da, und dann zog er seine Fiedel hervor und fing an zu spielen und zu singen:

„Zaget nicht, zaget nicht!
Gewin—in—in—nen mü—üßt ihr die Schlacht!"

„Ihr glaubt doch nicht, daß er wieder in Noth gerathen ist?"

„N—ein. Sehen Sie, es ist kein Verlaß auf ihn. Er denkt an nichts als an seine Fiedel. Wenn er irgendwo Feuer angelegt hätte, würden wir's gehört haben. Aber, bei Gott, in dem Alten ist nicht mehr Bosheit, als in einem Lamm oder in einer Taube."

Da es mir nicht geglückt war, in den Bauernhöfen über Daniel Jacobs etwas zu erfahren, forschte ich in den Wirthshäusern nach — nicht in den Temperenzler-Gasthöfen, diese besuchte der Geiger nicht. Wie seltsam — da war nun dieses armselige, gescheiterte Leben, gescheitert und armselig in Folge eines verhängnißvollen Irrthums — und dieser Irrthum war nicht sein eigener. Hätte sein Vater ihm erlaubt, das Anerbieten, das ihm als Knabe gemacht war, anzunehmen, Daniel wäre wohl ein wohlhabender und glücklicher Mensch geworden. Hätte man ihm die Freiheit gelassen, seiner natürlichen Neigung zu folgen, den Genius zu entfalten, der in ihm steckte, in seiner eigenen Welt der Kunst zu leben, so hätte er mehr vermocht, als sich zu ernähren; er würde aller Wahrscheinlichkeit nach ein Heim mit Weib und Kindern gehabt haben, vielleicht, in diesem Alter, gar mit Großkindern, die auf seine Knie kletterten und den alten Mann küßten, mit dessen schneeigen Locken sie spielten.

Es war unendlich traurig, zu denken, daß ein von guten Absichten geleiteter und von im Großen und Ganzen guten Grundsätzen beseelter Vater seines Sohnes Dasein durch eine aus verkehrtem Urtheil hervorgegangene Handlung verdorben haben sollte. Das Leben dieses Mannes war Schiffbruch von Anfang bis zum Ende; er wußte es, er führte es auf jenen verhängnißvollen Irrthum zurück, aber niemals äußerte er ein herbes Wort gegen den Vater, der sein Leben zerstört hatte.

„Sehn, Euer Gnaden, er war ein Mann von furchtbar strengen Anschauungen und ein Temperenzler.“

Das also war das Resultat von übertrieben durchgeführten Grundsätzen!

Ohne Zweifel fühlte der alte Mann, daß er selbst zu viele Fehler besaß, um einen Stein auf seinen Vater zu werfen, selbst wenn nicht kindliche Pietät ihn von solchem Thun abgehalten hätte.

Nun war ich gezwungen, in den Wirthshäusern nach dem verlorenen Sohne des „Temperenzlers“ Nachfrage zu halten. Ich erfuhr, daß man ihn gesehen hatte, aber Niemand wuße, wo er war. Kein Gastwirth trug für ihn Verantwortung.

„Ja, Herr,“ sagte ein Wirth, „der alte Knabe that mir leid, aber Sie begreifen, ich konnte ihn wirklich nicht umsonst beherbergen. Er wollte nicht einmal ein lustiges Tanzstück ordentlich zu Ende spielen; er sprang immer von einer Melodie zur anderen über. Er wollte lieber seinem eigenen Geschmack folgen, als dem unserigen, und so ist er schließlich auf und davon gegangen — noch im Gehen fiedelnd.

„Er geigte im Gehen?“

„Ja, Herr, und sang:

„Zaget nicht; zaget nicht!
Gewin—in—in—nen mü—üßt ihr die Schlacht!“

„Wann war das?“

„Erst gestern."

„Und welchen Weg schlug er ein?"

Der Wirth bezeichnete die Richtung.

Es war mir klar, daß Daniel die Absicht gehabt, ein Stück Moorland zu durchwandern zu einer einige Meilen nach Norden gelegenen Farm. Der Weg war nicht unbeschwerlich — es gab da einige felsenbesäete Abhänge und mehrere ziemlich gefährliche Sümpfe.

Ich beschloß, in der von ihm eingeschlagenen Richtung zu folgen und auf der Farm nachzufragen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich ihn dort finden.

Ein Freund schloß sich mir an. Wir kamen überein, dorthin zusammen zu wandern und unterwegs eine Allee von aufrechten Wegsteinen, die bisher noch nicht angelegt worden war, abzumessen. Wir hatten einen tüchtigen Marsch, der Wind war kalt, und es war keine Sonne; der Himmel bedeckt; das Moor bleifarben von den Schatten der schwer herabhängenden Wolken. Nachdem wir eine Strecke zurückgelegt hatten, sagte mein Freund: „Ich bitte Dich, Dein alter Krüppel über solch ein verwünschtes Moor wie dies. Sollte er es wirklich gethan haben?"

„Das werden wir bald erfahren, dort ist die Farm."

Wir erreichten die Besitzung — ein Haus umgeben von Feldern und Neuland.

Daniel Jacobs war nicht dort gewesen.

Der Schankwirth mußte sich in Bezug auf seine Absicht geirrt haben.

Wir machten uns auf den Heimweg und hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir an eine alte verfallene Hütte kamen; sie war seit Menschengedenken nicht bewohnt gewesen. Keine Bäume beschatteten sie; nur die verfaulten Stümpfe von einigen waren übrig geblieben. Nicht das geringste Stückchen Dach war ordentlich erhalten.

Mein Freund warf sich draußen, wo die Mauer ihn gegen den kalten Wind schützte, nieder. „Ich stimme für Futtern," sagte er, und er nahm seine Flasche mit kaltem Thee ab und begann den Ranzen, welcher belegte Butterschnitten, Kuchen und hartgekochte Eier enthielt, aufzuschnallen. Bereitwillig lagerte ich mich neben ihm, und bald hörte die Unterhaltung auf, da wir mit Essen beschäftigt waren.

Während wir unsere Mahlzeit zu uns nahmen, traf in Pausen ein seltsamer und unerklärlicher Ton unser Ohr. Wir Beide vernahmen ihn, aber eine Zeit lang sprach Keiner von uns darüber. Als er jedoch ein halbes Dutzend mal sich wiederholt hatte, sagte mein Freund: „Altes Haus, was zum Henker ist das?"

Ich zuckte die Schultern.

Der Ton war eigenthümlich melodisch, wie von einer Harfe, und dann folgte eine Pause, und dann wieder, langgezogen, das schwirrende Klingen.

„Woher kommt es?“ fragte mein Freund.

„Ich werde nachsehen — es ist beinahe unheimlich,“ sagte ich aufspringend; und Flasche und Brotschnitten im Stich lassend, betrat ich die Ruine durch den eingefallenen Thorweg. Da machte ich plötzlich betroffen Halt. —

Nahe dem lange nicht mehr im Gebrauch gewesenen Herde und dem granitenen Kaminstück, gegen einen Pfosten gelehnt, erblickte ich Daniel Jacobs — todt, in sitzender Haltung, neben ihm, seiner Hand entfallen — die Geige.

Ich stand da, schweigend, bestürzt, zweifelnd, ob der alte Mann wirklich todt war — da hörte ich wieder den klagenden Ton. Ein Busch Haidekraut wuchs zwischen den herabgefallenen Steinen neben der Geige, und der Wind, der in Stößen durch die zerbrochene Thür fuhr, fegte die harten Halme über die ihnen preisgegebenen Saiten; er entlockte ihnen ein zitternd Tönen — hielt inne, fuhr dann wieder wie mit Geisterhänden über die Saiten und erzeugte wieder den zauberhaften, traurigen Klang. Ich schaute wieder auf den alten Mann. In seinen Augen lag nicht mehr der alte erdentrückte Blick, sondern ein noch in weitere Fernen gehender. Er schaute nicht in die Tonwelt hienieden, sondern in die Welt der Harmonien im Jenseits.





Richard.

Von

Josef Glaser.

— Breslau. —

Alle lachten . . . .

Er stand auf seinem Platz mit vorgebeugtem Oberkörper und fest aufeinander gepreßten Lippen und blickte auf das dünne, braune Heft, das aufgeschlagen vor ihm lag. Eigentlich sah Richard komisch aus in seiner stummen Wuth. Ueber der fast greisenhaft gelblichen Farbe des Gesichtes lag heiße, dunkle Röthe ausgegossen. Die unelastische, ein wenig eingetrocknete Gesichtshaut sah dadurch kupferbraun und wie von tausend kleinen Falten überdeckt aus. Das wirre, hellblonde, glanzlose Haar stach seltsam davon ab. Auf der Stirne lagen dicke, blaue Aderknoten. Seine Augen waren ganz klein geworden; sie schillerten ein wenig . . .

Der Lehrer sprach immer weiter:

„O! Setzen Sie sich nur, Richard! Und nicht wahr, mein Liebling, Einer, dem nur das Reich der . . na . . der Phantasie sagen wir, Etwas gilt, darf für Trigonometrie und solche Sachen kein Interesse übrig haben? . . Nun, nun! Das ist schon selbstverständlich! . . Gewiß!"

Dieser gemeine Kerl! Er wagt es, mit nackten, gemeinen Worten sein Feinstes zu besudeln! Dieser „Mongole" mit den bösefunkelnden Schlitzaugen! . . .

Richard sah vor sich Alles wie durch einen schweren Schleier, hinter dem ein schwindelnder Tanz geht. Aus dem tollen Wirbel lugten nur die verzerrten Gesichter der Anderen wie bleiche Flecke . . . Ihr Lachen, dieses gräßliche Lachen, schlug wie aus weiter Ferne an sein Ohr; es that ihm unsäglich wehe. Als ob Jemand an der feinsten Stelle seines Herzens grausam zupfte, unablässig herumzerrte . . . Er hörte den „Mongolen" jetzt ganz dicht an seinem Platze sagen:

„Aber sagen Sie doch, Richard. Sie lesen ja stets, Sie Dichter! Was zum Beispiel lesen Sie denn jetzt?"

Richard strengte sich an, den Schleier vor seinen Augen zu zerreißen, weil er fürchtete, daß ihm sonst das Bewußtsein schwände. Er sah die vergnügten Gesichter

ringsum und den grinsenden „Mongolen“ gerade an seiner Seite. Er wandte sich von ihm ab; er konnte diese gräuliche Fratze nicht ansehen. Er hätte übermenschliche Kräfte haben wollen, um dem würgenden Hasse, der dumpf und schwer auf seiner Brust lastete, Luft zu machen. Da empfand er zitternd, daß er eigentlich ohnmächtig war. Ohnmächtig! .. Es fraß Etwas in ihm; er fühlte ein Würgen in der Kehle, das ihn nur mühsam athmen ließ ....

„Nun, mein Herzblatt! Was Sie lesen, möchte ich gerne wissen.“

Er preßte die Zähne fest aufeinander, daß es ihm im Munde leise knirschte. Sonst hätte er aufschreien müssen ... Plötzlich bildete er sich den wahnsinnigen Schmerz ein, wenn ihm dadurch die Zähne ausbrächen. Bei dieser Vorstellung lief ein kalter Schauer vor der Furcht, diese gräßliche Qual ertragen zu müssen, seinen Leib entlang. Es jagte ihm etwas Zitterndes, Klirrendes mitten durch das Mark. Er begann, am ganzen Körper zu beben. Und dieser ohnmächtige, schwarze Haß, der sich keine Bahn brechen durfte! Aufschreien hätte er wollen! Schreien, Schreien! Das hätte wohlgethan.

„Ei, liebster Richard! Sollten Sie ganz stumm geworden sein? Wie? Wollen Sie mir das Geheimniß nicht anvertrauen? Wollen Sie nicht?“

Richard würgte Etwas, das ihm dick und übel in der Kehle lag, mühsam herunter. Er wußte selbst nicht, wie er es nur thun konnte, aber er stieß gegen seinen Willen heiser hervor:

„Ein Held unserer Zeit!“

„Und von wem ist dieses Buch, wenn ich fragen darf?“

Richard empfand einen Augenblick helle Freude. Dieser „Mongole“, dieser Schafskopf wußte nicht einmal, von wem dieses Buch ist. Er hatte darüber eine hämische Genugthuung und wollte ihn ein wenig mystificiren, anulken. Wenn er zum Beispiel Cervantes oder Byron sagte! .. Aber er war ein wenig feige, und schließlich sagte er mit professoral angehauchtem Tone:

„Von dem großen Dichter Lermontow.“

Hei, der „Mongole“! Die Augen funkelten noch bösartiger!

„Das also lesen Sie? Richard, würden Sie derartige Lectüre nicht besser aufgeben? Es verdirbt nur den Geschmack ... Ich habe das ja auch nicht gelesen ... Allerdings! Freilich! Ich bin ja kein Dichter wie Sie, mein Liebling.“

Richard empfand Unwillen gegen sich selbst, dann Scham, weil er fühlte, daß er sich entblößt hatte ... Und dieses Vieh! Wenn er ihn nur mit beiden Fäusten hätte zusammenhauen können! Immer nur blind auf den kahlen Schädel hauen! O, dieses Vieh, dieses Vieh!

„Richard, Sie haben wohl auch schon Tolstoi gelesen? Das wäre ja Ihr Geschmack. Nicht wahr?“

Es war ihm, als ob etwas Starkes, Furchtbares ihm die Brust mit Eisenringen umklammere. Dann zog es sich zusammen; er empfand einen spitzen, stechenden Schmerz. Die Eisenringe löften sich. Nur noch das Spitze, Stechende, das sich bis in den Hinterkopf wie mit feinen Nadelstichen bohrte.

Er mußte ein Ende machen. Mit einem Male begann er, Muth in sich zu fühlen. Einen ganz ungewöhnlichen, herrlichen Muth. Er hörte ein unangenehmes, lautschallendes Geräusch. Er hatte nämlich halb unbewußt das Heft, das vor ihm lag, zugeklappt. Dann nahm er seine Bücher, erhob sich und trat aus der Bank. Er fühlte nur, daß er Muth, einen unbeschreiblich herrlichen Muth hatte, und daß er jetzt mit fester Entschlossenheit ein Ende machen mußte. Er war wie ein Traumwandler. Es drehte sich wieder Alles um ihn. Das ging wie ein unheimlich rasender Tanz; Alles ringsum tanzte in wahnsinnigen Verrenkungen. Sogar die Wände begannen zu tanzen. Er dachte nichts als: Jetzt ist's genug. Jetzt ist's genug.

Er stand dicht vor dem „Mongolen", der plötzlich einen anderen, schärferen Ton anschlug; gar nicht ironisch.

„Was wollen Sie, Richard? Fühlen Sie sich nicht wohl? Was thun Sie?"

Richard hörte es ganz deutlich. Was ging ihn das noch an? Er glaubte, bis zur Thür geflogen zu sein, als er das kühle Metall des Thürschließers in der Hand fühlte. Der „Mongole" mußte ihm wohl nachgekommen sein, denn plötzlich sah er das graue Gesicht dieses Schuftes wieder vor sich. Jetzt mußte es endlich heraus. Er schrie ihm heiser und überlaut zu:

„Sie Vieh! . . . Sie . . Sie Mongole . . Sie!"

In demselben Augenblick war er schon in dem kühlen, hallenden Corridor und lief rasch zum Ausgang. Jetzt flog er wirklich. Hinter sich hörte er aus der Klasse ein wüstes Schreien. Als er die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, waren die Anderen von den Plätzen gesprungen.

Ach, war das wohlthuend! So wohl, so leicht war ihm! Er hatte sogar den spitzen, stechenden Schmerz im Hinterkopf nicht gefühlt. Der meldete sich erst, als er draußen im hellen Sonnenglanz stand. Es war ihm, als ob all der Haß, die fressende Wuth sich in Weichheit auflösen wollte. Beinahe wären ihm dicke Thränen die Wangen herunter gelaufen; er fühlte sie in den Augen . . . Da schoß ihm plötzlich das eine Wort durch den Kopf: Mama! Und seine fieberisch gesteigerte Phantasie kreiste um dieses Wort: Mama. Gott, was wird sie sagen? Wie kann er ihr das nur beibringen? Und sein Muth zerstob wie eine Seifenblase. Er bemühte sich, vorzustellen, wie Mama es aufnehmen würde; er versuchte, zu fühlen, was sie darüber empfinden könnte, und es schien, als ob er seine Handlungsweise jetzt selbst als wenig vernünftig empfände. Er fragte sich, je näher er der Gegend kam, in der sie wohnten, und je unklarer er wurde, wie er das hatte thun können, thun dürfen. Er machte sich sogar, erst ganz leise, dann immer heftiger werdende Vorwürfe und schlich sich endlich in's Haus.

„Herr Jes', Herr Richard! Wo komm' Se denn her?" Das war Anna, die ihm öffnete. Er ward puterroth im Gesicht, verlegen und begann, sich ein wenig heiß zu fühlen . . .

Dann Mama: „Richard? Jetzt um 10!? Was ist denn passirt?" Da ging's los! Er begann zu erzählen; zuerst würgte wieder Etwas in der Kehle, bis er wieder ein klein wenig Muth bekam. Er sprach fließender, hastiger, und wie er versuchte, Mama die ausgestandenen Qualen zu beschreiben, empfand er Mitleid mit sich selbst. Mama sagte Nichts als: „Ich muß sofort zum Director, sonst jagen sie Dich von der Schule."

Kein Wort des Trostes, der Billigung!

Da war Richard wieder in der alten Verfassung. Er fühlte wieder den Haß, den ohnmächtigen, würgenden Haß; er kam sich beklagenswerth und trostlos einsam vor und brach in nervöses Weinen aus, daß sein ganzer Körper bebte.

Aber da war ja noch Fräulein Hedwig. Er mußte hinüber zu Mehnerts; vielleicht war sie zu Hause. Und als er sich hinüber geschleppt hatte und Hedwig ewiges Spötteln bemerkte, wurde er traurig. Sie würde ihn ja auch nicht verstehen.

Er fraß es in sich hinein. Nur nicht weinen! Gerade vor ihr nicht! Das fehlte noch, daß sie ihn auslachte. Und er wollte sich brüsten; sie sollten ihn für einen Helden halten; sie sollte seinen Muth bewundern! Er versuchte, gleichmüthig zu erzählen, und sagte:

„Na, Fräulein Hedwig! Mich jagen sie heute von der Schule. Ich habe dem Mongolen gesagt: ‚Sie Vieh, Sie Mongole!' Denken Sie mal."

Als er's heraus hatte, schwand plötzlich die Achtung, die er vor sich selbst hatte. Er fühlte, daß er unsäglich roh und brutal war, als er ihr das gesagt hatte. Aber Hedwig lachte hell auf, zauste ihm das Haar und tanzte ausgelassen mit ihm im Zimmer herum. Sein Blut hämmerte in den Schläfen, als müßte es ihm den Kopf auseinander sprengen. Und heiße Perlen drangen ihm aus den Poren; seine Stirn war mit dicken,

feuchten Schweißtropfen bedeckt. Er empfand Uebelkeit und glitt ohnmächtig in einen Stuhl, während er Hedwig erschrocken aufschreien hörte.

Dann trugen sie ihn nach Hause zurück; er wurde entkleidet und in's Bett gebracht; er fühlte sich wie zerschlagen. Der ganze Kopf war dumpf, unfähig zu denken, und die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Dann kam Mama zurück. Er soll sofort zum Director kommen, die ganze Schule ist in Aufregung; es würde ihm wohl sehr schlecht gehen.

Richard lag in Fiebergluthen und sah Fräulein Hedwig mit dem „Mongolen" einen wilden Cancan tanzen. Da hätte er aufschreien mögen; aber die Kehle war wie zugeschnürt . . .

Als der Arzt kam, schüttelte der den Kopf. Drei Tage später hatte er die Diagnose „Nervenfieber! 39 Grad. Allerdings sehr bedenklich. Ich rathe Ihnen, gnädige Frau . . . ."





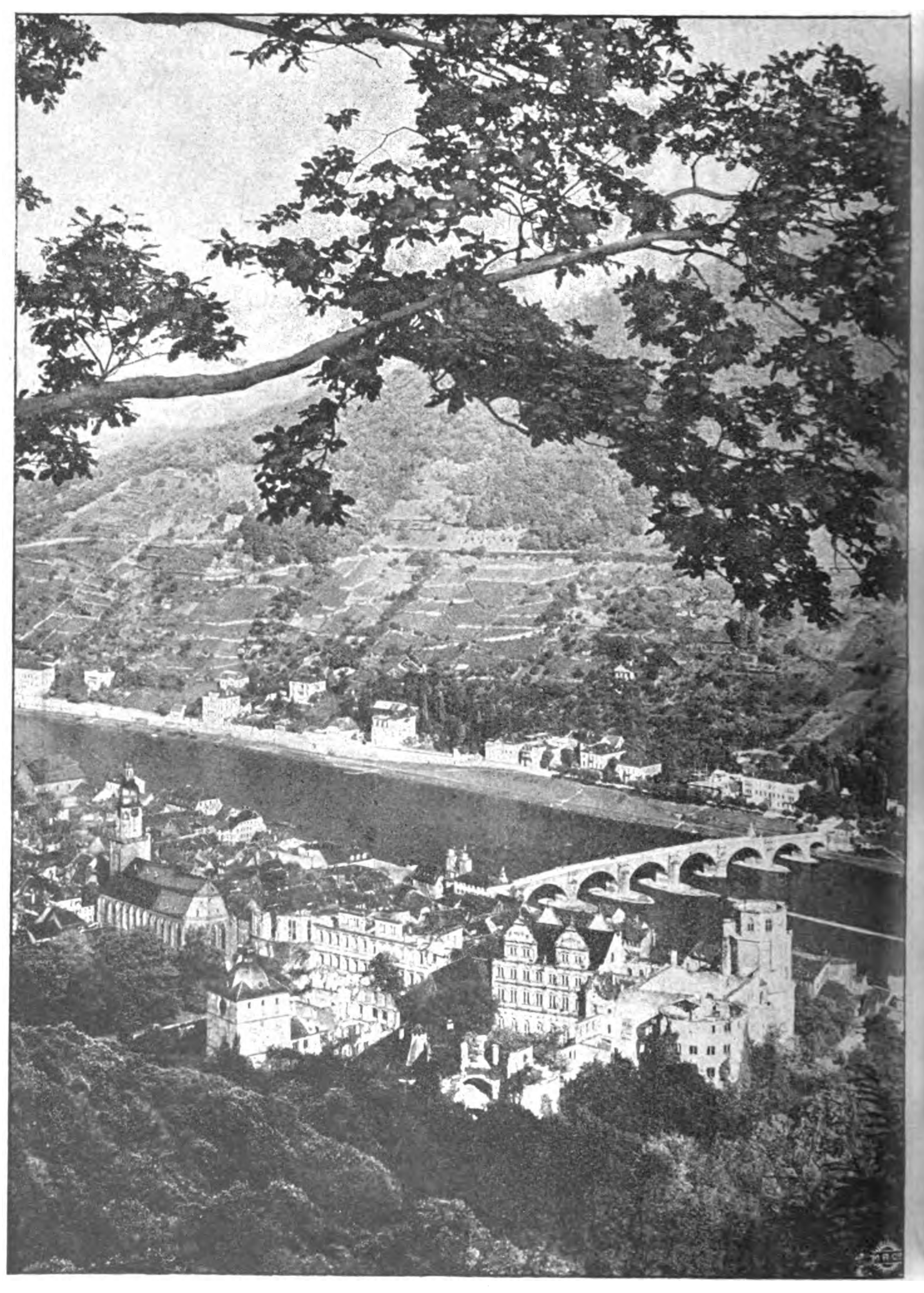
Illustrirte Bibliographie.

Heidelberg und Umgebung. Von Dr. Karl Pfaff, Professor am Gymnasium zu Heidelberg. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen und 2 Karten. Heidelberg, Verlag von J. Hörning.

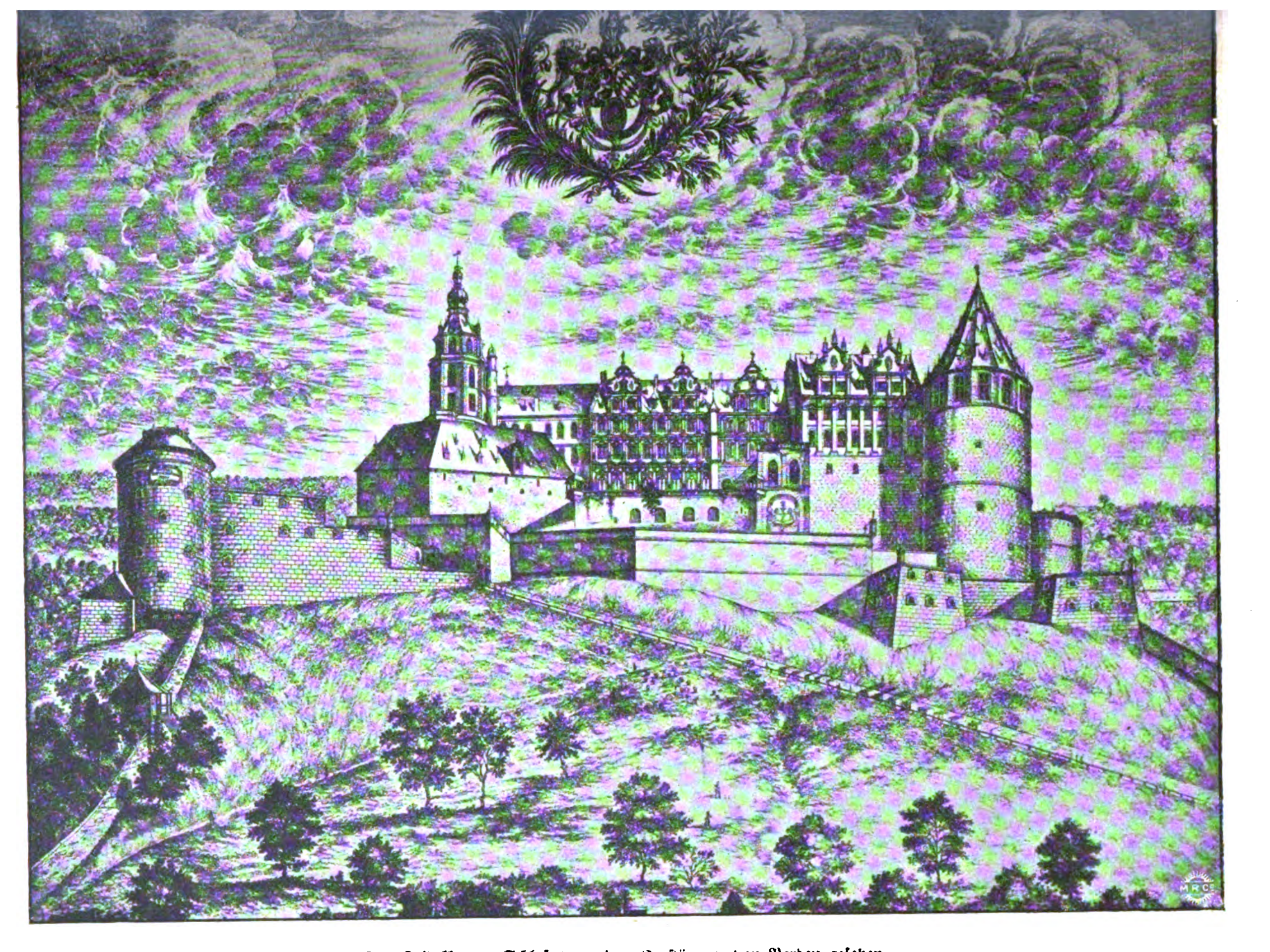
Der bloße Name „Alte - Hedelbergs, der Feinen" übt auf deutsche Gemüther einen Zauber, ähnlich demjenigen, den Straßburg, die „wunderschöne Stadt", geübt, einen Zauber, verstärkt durch die Süßigkeit der Melancholie, welche der Gedanke an vergangene Herrlichkeit erweckt. Wie der Verlust Straßburgs wie eine ewig offene Wunde, die Germania tragen mußte, brannte, so empfanden wir beim Anblick der Ruine des herrlichen Heidelberger Schlosses, ja beim bloßen Gedanken an Heidelberg mit Trauer die Zertrümmerung dessen, was deutsche Kunst geschaffen, und mit Entrüstung die alte Schmach der politischen Ohnmacht, die so empören-



Karl Ludwig.
Stich Th. Mathams nach dem Gemälde von G. Honthorst (1590—1656) in der Städtischen Kunst- und Alterthümersammlung auf dem Schlosse.
Aus: Karl Pfaff, Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, J. Hörning.



Blick vom Englischen Bau des Schlosses auf die Altstadt Heidelbergs.
Aus: Karl Pfaff, Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, J. Hörning.



Das Heidelberger Schloß vor seiner Zerstörung, von Norden gesehen.
Nach der Radirung von Ulrich Kraus vom Jahre 1683 in der Städtischen Kunst- und Alterthümersammlung auf dem Schlosse.
Aus: Karl Pfaff, Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, J. Hörning.

den Vandalismus möglich gemacht. Nun ist Straßburg längst wieder unser, dank zumeist dem Genie und der Thatkraft des gewaltigen Mannes, dessen unersetzlichen Verlust Deutschland jetzt beklagt; und nun ersteht auch mählich aus dem Vorfall das herrliche Bauwerk, dank Badens Fürst und Volk, die ihre Ehrenschuld gegenüber den Kunstschöpfungen der pfälzischen Fürsten abzutragen und dem deutschen Volk, ja der ganzen gebildeten Welt die Meisterschöpfungen deutscher Kunst zu erhalten gewillt sind. —

Heidelbergs Zauber, der die Dichter von Goethe bis Scheffel und zahlreiche Künstler von Karl Graf von Graimberg, Rottmann, Fohr und Fries bis auf unsere Tage bannte, beruht aber nicht lediglich in dem angeführten Factor; es kommen dazu die herrliche Lage der Stadt mit ihrer Umgebung, von der Goethe sagt, sie habe etwas Ideales, was man sich erst deutlich machen könne, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt sei und wenn man wisse, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben, — und der Ruf ihrer Hochschule. —

Die Schilderung einer solchen Stadt — nicht blos vom Gesichtspunkte eines das praktische Bedürfniß des Fremden berücksichtigenden Führers aus, nicht auch lediglich vom Standpunkte des strengen Wissenschaftlers, der für einen beschränkten Kreis schreibt — sondern in einer die Mitte zwischen Beiden einhaltenden Darstellung, die dem großen Publicum zusagt, und auch für die einen Werth hat, die nicht an Ort und Stelle geweilt, — das ist eine schöne, reiche und lohnende Aufgabe. — Derselben hat sich mit bestem Gelingen der Heidelberger Gymnasial-Professor Dr. Karl Pfaff in dem vorliegenden Buche unterzogen, das thatsächlich allmählich aus einem einfachen Führer durch Stadt und Umgebung herausgewachsen ist. —

Der Verfasser giebt nach einer kurzen Einleitung zunächst einen auf gründlichen Studien beruhenden Abriß der Geschichte Heidelbergs und der Pfalz, die hervorragendsten Persönlichkeiten derselben lebendig charakterisirend, die wichtigsten und interessantesten Ereignisse eindringender und ausführlicher hervorhebend; in besonderen Capiteln behandelt er dann die Entwickelung der Stadt von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart, macht uns mit der modernen Stadt auf einem Gange durch dieselbe bekannt, erzählt die Geschichte der Universität, sodann die des Schlosses, ihre Bedeutung für das geistige und künstlerische Leben darlegend, und führt uns sodann in die Umgebung Heidelbergs. —

Zwei von anderer, fachmännischer Seite beigesteuerte Capitel behandeln die geologischen Verhältnisse, die Flora Heidelbergs und seiner Umgebung, das erstere von A. Andreae, das andere von J. Neuberger herrührend.

Ein solches Buch ist ohne illustrativen Schmuck heutzutage nicht denkbar; eine so verschwenderische Ausstattung mit Bildern jedoch, wie sie uns hier geboten wird, ist bei einem Werke, das, solide und geschmackvoll gebunden, nicht mehr als 3 Mk. 50 Pfg. kostet, geradezu überraschend. Dabei zeugen die nach photographischen Aufnahmen, die zum Theil vom Verfasser herrühren, hergestellten architektonischen und landschaftlichen Bilder von künstlerischem Blicke und sind tadellos ausgeführt. Eine von Meisenbach Riffarth & Co. hergestellte Gravüre gereicht dem Werke zu besonderer Zierde. —

Das schöne Buch möge, wie in Heidelberg, so auch auswärts in allen deutschen Landen gebührende Würdigung finden und zur Nacheiferung anspornen, daß uns auch von anderen deutschen Städten Werke beschеert werden, diesem ähnlich in Form und Gehalt. —

Eine werthvolle Kunstneuheit, die wieder die Vorzüge, welche die Photogravüre vor anderen Reproductionsarten auszeichnen, in's hellste Licht stellt, ist im Kunstverlage von G. Heuer & Kirmse in Berlin erschienen, die bereits durch die trefflichen Bilder der Königin Luise nach dem Gemälde von Professor Biermann und eines Bismarck-Bildnisses nach Lenbach ihre Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet erwiesen hat. In der Photogravüre „Auf dem Königssee“ nach dem Gemälde von W. Gause bietet sie wieder einen Zimmerschmuck vornehmster Art. Das Gause'sche Bild ist ebenso reizvoll in der landschaftlichen Scenerie — dem von hohen wald- und schneebedeckten Bergen umrahmten Königssee — wie in der Staffage, einem in sanft dahingleitendem Kahn eng an einander geschmiegten Liebespaar, mit dessen seliger Versunkenheit und schwärmerisch-empfindungsvollem Naturgenuß das urwüchsige ländliche Paar, das die Ruder führt, ein frisches bayrisches Dirndl und ein handfester Bursche, die sich in ungezwungener Heiterkeit unterhalten, wirkungsvoll contrastirt. Ein Schwanenpaar belebt den Spiegel des Sees. — Das schöne Blatt ist ein Meisterwerk des Kupferdrucks; die Treue, mit der es die Vorlage bis auf die feinsten Nüancen der Technik der Oelmalerei wiedergiebt, so daß

man sogar den Pinselstrich des Künstlers wiedererkennt, giebt ihm den individuellen Reiz des Originals, ob es auch der belebenden Farbe entbehrt. Es sei als eine wirkliche Zierde des Salons warm empfohlen. —l—.



Auf dem Königssee. Nach dem Gemälde von W. Gause.
Berlin, G. Heuer & Kirmse.

Bibliographische Notizen.

Vorlesungen über theoretische Physik von H. v. Helmholtz. Band V: Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichtes. Herausgegeben von Arthur König und Carl Runge. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß.

Wie Alles, was von Helmholtz ausgegangen, so ist auch diese Veröffentlichung mit Freude zu begrüßen. Ob es freilich möglich ist, den wissenschaftlichen Ruhm des eminenten Forschers durch die Herausgabe seiner Vorlesungen über theoretische Physik noch wesentlich zu erhöhen, mag dahingestellt bleiben. Nach den persönlichen Eindrücken des Referenten war in Helmholtz der Forscher größer als der Lehrer. Damit soll nicht bestritten werden, daß Helmholtz als akademischer Lehrer eine Erscheinung von eigenartigem Reiz war. Da ihm während des Vortrages unaufhörlich neue Ideen und Beziehungen zuströmten, die er nicht abwehren konnte oder wollte, so gestalteten sich seine Vorlesungen vielfach zu Improvisationen, die den Zuhörer ahnen ließen, wie ein universeller Geist wissenschaftlich arbeitet. Unleugbar war hiermit der Nachtheil verbunden, daß ein Hörer, der mit dem Stoffe selbst schwer zu ringen hatte, durch Excurse, die bereits in den Anfängen wieder verlassen wurden oder sich als undurchführbar erwiesen, leicht die Uebersicht über den Plan des Ganzen verlor. Dieser Nachtheil fällt allerdings bei der Lectüre, wo sich durch Nachlesen der Zusammenhang unschwer wieder herstellen läßt, naturgemäß weniger in's Gewicht. Zudem haben die Herausgeber mit Recht sich einen weiten Spielraum hinsichtlich der Aufnahme der einzelnen Ausführungen gestattet, gelegentlich auch aus anderen Veröffentlichungen Abschnitte in geeigneter Anpassung eingefügt. Andererseits haben sie verstanden, den Charakter der Vorlesungen, ihre eigenthümliche Färbung, so treu zu erhalten und wiederzugeben, daß der Leser fast auf jeder Seite an die Persönlichkeit des großen Meisters erinnert wird. — Den Inhalt des Buches anzugeben, ist

selbstverständlich an dieser Stelle unmöglich. Die elektromagnetische Theorie des Lichts, deren Grundlagen auf Faraday zurückgehen und an deren Ausgestaltung, neben Maxwell, Weber und Hertz, Helmholz selbst hervorragenden Antheil hat, ist bestimmt, für die Erklärung der optischen Phänomene eine einwandsfreiere Basis zu schaffen, als die Huyghens'sche Undulationstheorie, namentlich in ihren Voraussetzungen über die Constitution des Aethers, zu bieten vermag. Auch nach dieser Theorie handelt es sich bekanntlich um Schwingungen des Aethers, allein die elektromagnetischen Wellen sind von den elastischen Transversalwellen der Undulationstheorie wesentlich verschieden, und zwar so, daß sie nicht nur, wie letztere, in starr-elastischen Körpern zu Stande kommen können, sondern in allen Aggregatzuständen ponderabler Substanz und selbst in dem scheinbar leeren Weltenraum möglich sind. Damit wird in der That eine bis dahin unüberwindlich scheinende Schwierigkeit der theoretischen Grundlagen beseitigt, und die Zeit ist sicherlich nicht mehr fern, wo die lange festgehaltene Undulationstheorie nur noch dieselbe Geltung im System besitzen wird, wie etwa die Newton'sche Emissionstheorie: als eine Anschauung nämlich von großem historischen Interesse, weil an ihr sich die Vorstellungen und die Sprache der Wissenschaft entwickelt haben, gleichzeitig aber auch eine ungeheuere Menge thatsächlicher Kenntnisse anknüpft. Daß sich die elektromagnetische Theorie des Lichts für die mathematische Behandlung nicht minder gut eignet, wie die bisher gebräuchliche, hat Helmholz selbst, gerade für die schwierigsten Probleme der Optik, gezeigt. — Die vorliegenden Vorlesungen bilden nur einen Theil, und zwar den Anfang der auf sechs Bände berechneten Gesammtvorlesungen über theoretische Physik. Wenn es den Herausgebern gelingt, die nicht geringen Schwierigkeiten des Unternehmens in gleicher Weise auch bei den folgenden Bänden zu überwinden, wie bei dem vorliegenden, so wird die gewaltige Summe von Arbeit, die Helmholz in einem fast beispiellosen Forscherleben zu bewältigen vermocht hat, noch vollständiger und klarer hervortreten, als es bereits jetzt der Fall ist. Daneben läßt sich erwarten, daß die zahlreichen werthvollen Keime und Ansätze, die in die Vorlesungen eingestreut sind, weitre Entwickelung und Pflege finden werden. Do.

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Mann. Langensalza, Beyer und Söhne.

Von der bis jetzt auf etwa 100 Hefte gediehenen Sammlung liegen uns 10 Hefte vor. Leider verbietet uns der Raum, näher auf die einzelnen Abhandlungen einzugehen, wir wollen nur, um die Reichhaltigkeit des Gebotenen zu illustriren, die Namen der Verfasser und die Titel kurz anführen: Von Dr. Horst Keferstein in Jena rühren her: „Aufgaben der Schule in Beziehung auf das social-politische Leben" (Heft 55) und „Zur Erinnerung an Melanchthon" (H. 91); von J. Tews (Berlin): „Das Volksschulwesen in den großen Städten Deutschlands" (87); „Moderne Mädchenerziehung" (4); „Sociale Streiflichter" (53); „Kinderarbeit" (73); von Chr. Ufer (Altenburg): „Ueber Sinnestypen und verwandte Erscheinungen" (82); von Friedrich Hitschmann (Wien): „Ueber die Principien der Blindenpädagogik" (69); von Otto Janke (Berlin): „Die Schäden der gewerblichen und landwirthschaftlichen Kinderarbeit für die Jugenderziehung" (89) und endlich von Friedrich Mann: „Die sociale Grundlage von Pestalozzis Pädagogik" (74). Wp.

Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich. Von Dr. jur. Felix Friedrich Bruck, Professor an der Universität Breslau. Breslau, M. & H. Marcus.

Man muß es dem Verfasser lassen, mag man nun mit ihm übereinstimmen oder nicht, daß er mit Energie und Geschick die von ihm vertretene Sache verfolgt. In der vorliegenden Schrift unterbreitet er der Oeffentlichkeit ausführlich begründete „Entwürfe für ein Gesetz, betreffend die Deportation unserer Sträflinge nach Deutsch-Südwestafrika" und für eine Ausführungsverordnung zu diesem Gesetz.

In einem Anhange wendet er sich gegen einige Vorwürfe, die seinen Vorschlägen bezüglich der Deportation von verschiedenen Seiten gemacht waren. Wp.

Die Kinderfehler. Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und socialem Leben. Herausgegeben von Director Dr. med. S. L. A. Koch, Rector Chr. Ufer, Professor Dr. phil. et theol. Zimmer und Director J. Trüger. Zweiter Jahrgang. 1. bis 5. Heft. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Die Wissenschaft von der pädagogischen Pathologie ist eine verhältnißmäßig noch

sehr neue, man kann wohl Herbart als den Begründer derselben bezeichnen, aber es ist ein schönes Zeichen von dem regen Leben, das auf dem Gebiete der Pädagogik augenblicklich herrscht, daß dieses Wissensgebiet in letzter Zeit, besonders durch die Thätigkeit eifriger Jünger des oben genannten Meisters, einen so kräftigen Aufschwung hat nehmen können, wie es in der That der Fall ist. Daß die vorliegende Zeitschrift einem dringenden Bedürfniß entsprach, zeigt die gute Aufnahme, welche der erste Jahrgang gefunden hat. Auch die uns vorliegenden Hefte des zweiten Jahrganges zeichnen sich durch eine Fülle gediegener großer und kleinerer Abhandlungen und Mittheilungen aus. Allen denen, die im Dienste von Anstalten für schwachsinnige oder verwahrloste Kinder oder in dem von Strafanstalten für Jugendliche stehen, wird die Zeitschrift bald unentbehrlich werden, sie Alle sind aber auch zur Mitarbeit an dem Werke berufen; dasselbe gilt aber auch von allen Anderen, deren Amt die Erziehung der Jugend ist, denn so wichtig es ist, die anormalen Kinder in richtige Behandlung zu nehmen und so vor weiterer Schädigung zu bewahren, ebenso wichtig ist es, „die Fehler der normalen Kinder in Haus und Schule, wie auch die Verirrungen im jugendlichen Alter rechtzeitig zu erkennen und richtig zu behandeln“, damit den oben erwähnten Anstalten der Zuzug möglichst abgeschnitten werde.

Wir wünschen der Zeitschrift ein weiteres kräftiges Gedeihen. Wp.

Felix Dahns sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Die Gesammt-Ausgabe der Dahn'schen Werke schreitet rüstig vorwärts. Vollendet liegen bereits vor: der historische Roman „Die Bataver“ und von kleineren Erzählungen in Prosa: „Was ist Liebe?“ „Skirnir“, „Odhins Rache“, „Frigga's „Ja“, „Die Finnin“. Alle diese Schöpfungen sind zu bekannt und beliebt, um etwas Neues über sie sagen zu können, es genügt ein Hinweis darauf für das gute und schöne Lectüre liebende Publicum. Die neueste Lieferung enthält die Vers-Dichtungen „Die Amalungen“, „Harald und Theano“, und „Rolandin“, von denen die beiden ersten der jugendlichen Schaffensperiode des Dichters angehören, während die letzte erst vor wenigen Jahren zuerst erschien. Vollendet in Form und Inhalt gehören alle drei zu Dahns lebensvollsten Schöpfungen. Außerdem liegen bereits vor: die ersten Bände der großen Romane „Ein Kampf um Rom“ und „Julian der Abtrünnige. —e.

Rolfs Maifahrten. Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen. Berlin, Concordia-Verlagsanstalt.

Es ist keine poetische Offenbarung, mit der Sassen durch seine einfache Erzählung die Welt in staunende Bewunderung versetzen wird, aber es ist das Werk eines Dichters, das seinen Kreis von Lesern finden dürfte. Der Dichterberuf Sassens zeigt sich vor Allem darin, daß er selbst das Alltägliche, ja, das Unschöne poetisch zu verklären weiß. Dazu gesellt sich ein Reichthum an Bildern, die nicht als Arabesken wirken, sondern den Kern der Sache treffen, ein echt lyrisches Empfinden, das sich auch in den eingestreuten sangbaren Liedern bekundet, und schließlich eine meisterhafte Beherrschung der Form. Die anmuthige Dichtung erzählt von zwei Maifahrten des Helden Rolfs, der ersten in Glanz und Glück und zum Schlusse von einer zweiten in Nacht und Sturm, die die ergreifende Lebenstragödie endet. Die Verlagsbuchhandlung bietet das Werk mit einfachem Geschmack fein ausgeführt dar, der gerade jetzt bei den bizarren Ausstattungen der meisten neuen Bücher doppelt wohlthuend berührt. L. S.

Nitokris. Von Alfred Hennig. Weinheim, Fr. Ackermann.

In freier Erfindung, wenn auch auf geschichtlicher Basis wurzelnd, behandelt der Verfasser die Sage von der schönen Nitokris in einem fesselnd geschriebenen Roman; das ägyptische Colorit wird vielen Lesern einen Reiz mehr gewähren, namentlich solchen, die sich den Genuß an der Lectüre durch kein litterarisches Vorurtheil verkümmern lassen, daß es doch sein Bedenken hat, Menschen mit einem Seelenleben, welches unseren modernen Anschauungen entspricht, in das Kostüm einer grauen Vorzeit zu stecken. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1898. Heft 12—13. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baynes, Herbert, M. R. A. S., Ideals of the east. London, Swan Sonnenschein & Co., Lim.

Berg, Moritz von, Auf den Spuren der Jugendzeit. Harzplauderei eines alten Mannes. Reich illustrirt von H. Lüders-Lichterfelde 2 Bde. Minden i. W. J. C. C. Brun's Verlag.

Björnson, Björn, Johanna. Schauspiel in drei Acten. Autorisirte Uebersetzung

aus dem Norwegischen. München, Albert Langen.

Cooks Reisehandbuch über Norwegen, Schweden und Dänemark. Mit Karten, Stadtplänen und Deutsch-Norwegischem Wörter-Verzeichniss. Erste deutsche Ausgabe. Herausgeber Cooks Welt-Reisebureau. Leipzig, Commissionsverlag von Gustav Fock.

Engel, Alexander, Die Liebe kommt! Berlin, Hugo Steinitz' Verlag.

Ewert, Ernst, Satan. Roman. Breslau, Erich Peterson.

Freytag, Gustav. Gesammelte Werke. 2. Aufl. 22. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Fürst, L. Dr. Vademecum der weiblichen Gesundheitspflege. Ausgewählte Capitel in Einzel-Darstellungen. Würzburg, A. Stubers Verlag.

Hoffmann, Rich. Ad., Was hat Sudermann im „Johannes" gewollt, was erreicht? Vortrag gehalten in dem dramatischen Leseclub zu Königsberg i. Pr. Königs berg i. Pr., Thomas & Oppermann.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 10. u. 11. Berl., Photogr. Gesellsch.

Itzerott, Marie. Ostern. Dichtung. Pressburg, G. Heckenast's Nachf.

Karrillon, Dr., Eine moderne Kreuzfahrt. Mit 5 Vollbildern u. 25 Textillustrationen. Weinheim (Baden), Fr. Ackermann.

Keller, C., Prof. Dr., Die Ostafrikanischen Inseln. (Bibliothek der Länderkunde. Herausg. von Dr. Alfred Kirchhoff u. Rud. Fitzner. 2. Band.) Berlin, Schall & Grund.

Kobell, Louise von, König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Theil noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lieferung 9. München, Jos. Albert.

Kritik, Die, Monatsschrift für öffentliches Leben. Herausgeber: Richard Wrede. No. 166. Berlin, Dr. R. Wrede.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten, herausgegeben von A. Scobel. I. Thüringen. Mit 145 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Kartenskizzen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Litteraturgeschichte, Deutsch - Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Jacob Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Maeterlinck, Maurice, Der Ungebetene. (L'intruse). Deutsch von Otto Erich Hartleben. Berlin, Theaterverlag Eduard Bloch.

Mephisto, Ein Märchen-Modell. Bilder aus dem modernen Künstlerleben. Zürich, Cäsar Schmidt.

Möller, Max, Poetische Grüsse und Sprüche für Ansichtspostkarten. Original-Dichtungen mit Berücksichtigung der sächsischen Mundart. Leipzig, M. G. Schäffel.

Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. II. Band. 1.—4. Lieferung mit einer Tafel in Heliogravüre. Strassburg, Karl J. Trübner.

Niethammer, Albert, Das wirthschaftliche und sittlich-religiöse Verhältniss zwischen den Arbeitnehmern und Arbeitgebern. Vortrag, gehalten auf der Pastoral- und Kirchen-Conferenz zu Meissen am 21. Juni 1898. Auf Beschluss der Conferenz in Druck gegeben. Leipzig, Bernhard Richter's Buchhandlung.

Ompteda, Georg Freiherr von, Weibliche Menschen. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Pappritz, Dr. Richard, Wanderungen durch Frankreich. Beobachtungen und Schilderungen von Land und Leuten in Mittel- und Süd-Frankreich sowie den Pyrenäen. Berlin, Fussinger's Buchhandlung.

Peschel, E., und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen. Mit vielen Abbild., Facsimilen und Karten. Band I/II. Leipzig, E. A. Seemann.

Pfungst, Arthur, Laskaris. Eine Dichtung. 3. Aufl. (Volksausgabe.) Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Reuter, Hugo, Börsenfürsten. Roman aus den hohen Finanzkreisen der Gegenwart. Zürich, Cäsar Schmidt.

Rogge, Dr. Bernhard, Illustrirte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volksthümlich dargestellt etc. etc. 6. Lieferung. Dresden- Blasewitz, Gustav-Adolf-Verlag.

Schlender, J. H., Germanische Mythologie. Zum Selbststudium und zum Gebrauch an höheren Lehranstalten. Dresden, Heinrich Minden.

Schlossar, Dr. Anton, Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Oesterreich und Anton Graf von Prokosch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen, Actenstücken etc. Mit 2 Portraits und 2 Handschriftenfacsimiles. Stuttgart, Bonz & Comp.

Schriften der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen. Heft 3, 1898. Die Politik der Handelsverträge in ihren Grundzügen gemeinfasslich dargestellt von Dr. Vosberg-Rekow, Berlin Siemenroth & Troschel.

Selbstschau, Spiritistische, Böcklins, zur Abwehr seiner Verhimmelung. Budapest, A. Tietz.

Strobl, Carl, Der verkannte Hans. Mit 17 Bild. von Th. Zajaczkowski. Zürich, Caesar Schmidt.

Tainach, Wolf von, Die Maikönigin. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Trübner, Wilhelm, Die Verwirrung der Kunstbegriffe. Betrachtungen. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt, Rütten & Loening.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedenbewegung. Herausg. v. Baronin Bertha von Suttner. VII. Jahrg. 1898. Nr. 5. Wien, E. Pierson's Verlag.

Werner, Rich. Maria, Prof. Dr., Betty Paoli. Pressburg, G. Heckenasts Nachf.

Wrede, Richard, Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Deckelbild von Th. Th. Heine, Zeichnungen von H. Baluschek. Zweite Aufl. Berlin, Dr. R. Wrede.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. II. Jahrgang. 1898/99. Heft 4. (Juli 1898.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.